

Anna-Katharina Szagun/Michael Fiedler

Religiöse Heimaten

Rostocker Langzeitstudie zu Gottesverständnis und Gottesbeziehung
von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen

edition *p*aideia

Jena 2014

Reihe:

KINDER	ERLEBEN THEOLOGIE
--------	----------------------

 – Band II

herausgegeben von Anna-Katharina Szagun
und Klaus Kießling

*Den Freundinnen und Freunden, die unterwegs ermutigten
und stärkten.*

Die Bilder zu den religiösen Biografien finden sich in ihrer
Gesamtheit im Internet unter www.garamond-verlag.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© FORMAT Druckerei & Verlagsgesellschaft mbH,
Garamond Verlag, Edition Paideia
Unveränderte Nachauflage
Jena 2014

ISBN 978-3-944830-28-5

Inhalt

Editorial.....	7
1 Einleitung (Anna-Katharina Szagun).....	13
1.1 Vorbemerkung	13
1.2 Skizze zu Gegenstand und Zielen der Langzeitstudie	13
1.3 Skizze des methodischen Vorgehens	15
1.4 ‚Irritationsfaktor‘ forschendes Subjekt	19
1.5 Zum aktuellen Band: Religiöse Heimat(en) – ein Plural?.....	22
1.6 Grundannahmen und Begleiterrolle – eine Wechselwirkung.....	26
2 Einzelfallstudien (Anna-Katharina Szagun).....	31
2.1 Lesehilfen	31
2.2 Norbert.....	33
2.3 Katharina	61
2.4 Torsten	93
2.5 Petra und Liane	141
2.6 Horst und Reinhard	207
2.7 Annika und Elias.....	271
3 Bündelnde Ergebnisse zu ausgewählten Aspekten (Anna-Katharina Szagun)	377
3.1 Vorwort	377
3.2 Blickpunkt generationenübergreifende Wirkungszusammenhänge ...	378
3.3 Blickpunkt religiöse Heimat: familiäre Subkultur	381

3.3.1 Beim Schuleintritt ist schon vieles gebahnt.....	381
3.3.2 Entspricht das Gottesbild dem Elternbild?	385
3.3.3 Die Erstbegegnung entscheidet viel	392
3.4 Blickpunkt Sprachformen.....	400
3.4.1 Neutralisierende Ausdrucksformen.....	400
3.4.2 Standardbekenntnisse.....	401
3.4.3 Wissen, von dem das Bewusstsein nichts weiß	402
3.5 Blickpunkt Entwicklungsmodelle und reale Verläufe	404
3.5.1 Kaum Schnittmengen zu Stufenmodellen	404
3.5.2 Was bleibt vom Gebet bei non-theistischen Gotteskonzepten?	409
3.5.3 Wechselnde Vorreiterrolle von Gottesbeziehung und Gottesverständnis.....	410
3.6 Blickpunkt Bibelkonzept – eine Ergänzungsperspektive mit quantitativen Akzenten	412
3.6.1 Vorwort	412
3.6.2 Das Bibelkonzept eröffnet oder verbaut ein ‚mitwachsendes‘ Gotteskonzept	412
3.6.3 Religionsunterricht – ein Fach mit Nachhaltigkeit?	418
3.6.4 Ergänzungsinstrument Fragebogen	418
3.6.5 Irritierende Befunde – Suchbewegungen und neue Fragen	420
3.6.6 Bibelkonzept – Gotteskonzept – religiöse Heimat: Finden sich überindividuelle Muster?.....	425
3.6.7 Fehlende Konsistenz und Irritation durch die kulturelle Tapete – ist das altersabhängig?.....	435
3.6.8 Bibel- und Gotteskonzept im Spiegel der quantitativ akzentuierten Ergänzungsperspektive	446
3.7 Thesenartige Bilanz	449

3.7.1 Traditionen sind mitten in der Kirche abgebrochen.....	450
3.7.2 Die Varianz der Gotteskonzepte ist groß	450
3.7.3 Am Anfang steht kein konsistentes Gotteskonzept	451
3.7.4 Die Übergänge zwischen erster Naivität, Symbolkritik und zweiter Naivität sind fließend	454
3.7.5 Funktion und Bedeutsamkeit des Faktors ‚Kognition‘ sind neu zu formulieren	455
3.7.6 Theistisch-vergegenständlichende Bilder und Sprachformen können blockieren.....	456
3.7.7 Traditionelle Themen werden ausgeblendet	457
3.8 Schlussanmerkungen	458
4 Grundlagen für einen religiösen Dialog in Ostdeutschland – Begriff und Wirklichkeit von Religiosität (Michael Fiedler).....	461
4.1 Zur Bestimmung von Religion – ein Ebenen differenzierender Ansatz	463
4.1.1 Objektorientierte Ansätze	465
4.1.2 Subjektorientierte Ansätze	468
4.1.3 Phänomenorientierte Ansätze	474
4.1.4 Religion als Kontingenzbewältigung mit Transzendenzbezug.....	490
4.2 Religion und Religiosität in der Gesellschaft	498
4.2.1 Ein Blick auf die konfessionelle Situation in Ostdeutschland, Mecklenburg-Vorpommern und Rostock...498	
4.2.2 Erfassbarkeit von Religion und Religiosität im konfessionslosen Kontext Ostdeutschlands	502
4.2.3 Beispiele für weitere Untersuchungen.....	527
4.3 Zusammenfassung.....	545
Literaturverzeichnis	547

Editorial

Band II der KET-Reihe mit dem Titel ‚Religiöse Heimaten‘ befasst sich wie Band I mit der religiösen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, die im mehrheitlich konfessionslosen Kontext Ostdeutschlands heranwachsen. Der Fokus der Aufmerksamkeit liegt auf den Veränderungen von Gottesverständnis und Gottesbeziehung im Wechselspiel mit lebensweltlichen und biografischen Faktoren. Im Zentrum steht wie in Band I eine phänomenologische Ausrichtung auf Einzelpersonen, die in ihrer Unverwechselbarkeit zu Wort kommen und ins Bild rücken. Der Blick auf ihre religiösen Biografien wird jedoch durch weitere Perspektiven ergänzt. Dies geschieht auf unterschiedlichen Ebenen, teils abstrakt, teils in vergleichender Betrachtung der Einzelverläufe zugunsten sich abzeichnender überindividueller Muster.

Michael Fiedler beleuchtet mit seinem Beitrag ‚Grundlagen für einen religiösen Dialog in Ostdeutschland – Begriff und Wirklichkeit von Religiosität‘ den theoretischen Hintergrund der Rostocker Langzeitstudie. Er klärt zentrale Grundbegriffe und erhellt den regionalen Kontext der Langzeitstudie. Kritisch-konstruktiv thematisiert er auf der Basis theoretischer (objekt-, subjekt- und phänomenorientierter) und empirischer Bestimmungsversuche von Religion und Religiosität im konfessionslosen Kontext die Möglichkeiten und Grenzen bisheriger Untersuchungen (insbesondere der EKD-Mitgliederbefragungen) in diesem spezifischen gesellschaftlichen Umfeld. Ihrem Anspruch, Religion und Religiosität im Kontext Ostdeutschlands differenziert zu erfassen, kommen diese Erhebungen aus Fiedlers Sicht nur eingeschränkt nach. Gültige Ergebnisse sind nur zu erwarten, wenn tatsächlich das erhoben wird, was dem theoretisch-konzeptuellen Anspruch nach auch erhoben werden sollte. Hier liegt ein noch ungelöstes Problem. Fiedler diskutiert in Auseinandersetzung mit religionssoziologischen und religionspsychologischen Ansätzen einen Religionsbegriff, der empirischen Untersuchungen in diesem Feld angemessen erscheint. Der Religionsbegriff, der einer Untersuchung im konfessionslosen Kontext zugrunde liegt, und die auf ihn bezogenen konkreten Messinstrumente müssen sich an der Wahrnehmung möglicher Religiosität unter enttraditionalisierten Konfessi-

onslosen orientieren. Der Beitrag Fiedlers – Teilstück seiner Dissertation¹ – vertort die Rostocker Studie theoretisch, steht zu den Einzelbiografien und den daraus zu gewinnenden Einsichten jedoch nicht in unmittelbarer Beziehung. Fiedlers Abhandlung erscheint als gesonderter Komplex mit umfänglichem Literaturverzeichnis am Ende des Buches.

Den Hauptteil des Buches bilden erneut Studien zu einzelnen Kindern und Jugendlichen. Unter Einbeziehung vielfältiger Lebensäußerungen, welche individuell spezifische Erfahrungsprozesse und Sinngebungsversuche spiegeln, werden die Gotteskonzepte von neun Heranwachsenden nachgezeichnet, die in einem Zeitraum von 6–8 Jahren von der Verfasserin begleitet wurden. Wie in Band I wurden zugunsten der Wahrnehmung auch von Unerwartetem – nach Kräften – alle den Gegenstand betreffenden Vorannahmen zurückgestellt, welche das Wahrgenommene in bereits bekannte Raster und Theorien zur religiösen Entwicklung einordnen. Bezüglich des generalisierenden Interesses, das in Band I lediglich im Abschlusskapitel in Ansätzen aufleuchtete, wird in Band II anders verfahren. Band II setzt im sorgsam Nachzeichnen von Biografien zwar wieder bei individuellen Konstrukten an, die Prozesse der Selektion, der Deutung und Wertung, mitunter auch widersprüchliche Entwürfe spiegeln. Über die Wahrnehmung des Individuums wird jedoch in mehrfacher Weise hinausgegangen.

Zum einen: Für Band II wurden Heranwachsende ausgewählt, die – weitgehend altersgleich – dieselbe Schule, mitunter sogar Klasse (bzw. dieselbe Kantorei) besuchten, aber aus vier unterschiedlichen religiösen Heimaten (Subkulturen) stammen: Dieses Spektrum erleichtert die Aufdeckung von überindividuellen Mustern, die mit hoher Wahrscheinlichkeit weitgehend durch die Primärsozialisation bedingt sind, insbesondere dann, wenn die in Band I vorgestellten Heranwachsenden (Klassenkameraden/innen des Samples von Band II) in die vergleichende Analyse einbezogen werden.

Zum anderen: Zu ausgewählten Aspekten (vor allem zum Bibelkonzept) wurde für das Herausarbeiten von überindividuellen Mustern nicht nur auf das Spektrum der insgesamt siebzehn Probanden/innen aus den Bänden I und II zurückgegriffen, vielmehr wurden darüber hinaus weitere Befragungsdaten der Samples A und B miteinbezogen. Auf diese Weise kann zu den im Vordergrund stehenden individuellen Verläufen durch breites Datenmaterial (bis zu 40 Probanden/innen) eine Art Hintergrundbild gezeichnet werden. Das Datenmaterial bildet auch zu den

1 Seine Studie thematisiert das Wirkungsverhältnis von Struktur und Freiheit in der religiösen Entwicklung von Kindern, die im konfessionslosen Kontext aufwachsen.

sich davon abhebenden subkulturell bedingten überindividuellen Mustern einen Hintergrund.

Das Datenmaterial der Rostocker Langzeitstudie zur Entwicklung von Gottesverständnis und Gottesbeziehung bei Kindern, die in einem mehrheitlich konfessionslosen Kontext heranwachsen, ist auch mit dem vorliegenden Band längst nicht ausgeschöpft. Weitere Bände der konfessionell kooperativ herausgegebenen Reihe „Kindererleben/Kindertheologie“ (KET) mit theoretisch unterschiedlich akzentuierten Forschungsergebnissen sind in Vorbereitung. Astra Dannenfeldts Studie, die sich wesentlich auf das ‚Extremsample‘ lettischer Heimkinder bezieht, analysiert die Genese eines komplexen Gotteskonzeptes in Wechselwirkung mit dem Selbstkonzept und der Lebensweltwahrnehmung von Grundschulkindern. Die Studie von Michael Fiedler zielt darauf, das Wirkungsverhältnis von Struktur und Freiheit in der religiösen Entwicklung von acht langjährig begleiteten (6–8 Jahre) Rostocker Heranwachsenden zu klären. Ina Bösefeldt thematisiert genderspezifische Aspekte der religiösen Entwicklung anhand der Biografien von sechzehn Grundschulkindern. In Vorbereitung ist ebenfalls ein Band, der konzeptionelle und unterrichtspraktische Konsequenzen aus den Forschungsergebnissen zu ziehen versucht. Angedacht sind weiter Bände zur Spiritualität von Kindern² und zur religiösen Orientierung männlicher Heranwachsender in Pubertät und Adoleszenz, dazu ein Band, in dem exemplarische Dokumente theologischen Denkens von Kindern von Vertretern/innen der Systematischen Theologie auf dem Hintergrund der Theologiegeschichte reflektiert werden.

Auch in diesem Band ist vielfältig Dank zu sagen: zuallererst den Heranwachsenden, ihren Eltern und Lehrkräften, die der Verfasserin über viele Jahre ihr Vertrauen und ihre Zeit schenkten und damit dieses Vorhaben ermöglichten. Dass einer Forscherin über Jahre Freiraum geben wird für kreatives Gestalten und Einzelgespräche, ist unter den Zwängen des Schulalltags keine Selbstverständlichkeit! All denen, die durch ihre sorgfältigen Transkriptionen zum Gelingen der Studie beitrugen, sei ebenfalls herzlich gedankt; stellvertretend seien hier Markus Kiss und Katja Schulze genannt, die mit Abstand die meisten Transkripte erstellen und deren Empathie und Präzision ein nicht zu überschätzender Gewinn waren und sind. Großer Dank gebührt ein weiteres Mal den Mitgliedern des interdisziplinären Teams, die ihre je spezifische professionelle Perspektive einbrachten.

2 In diesem Band soll auch den unterschiedlichen Mustern zu retrospektiven Äußerungen nachgegangen werden, vgl. KET I, 359f.

PD Dr. Tanja Schatz, Psychologin und Kunsttherapeutin, führte in kunsttherapeutische Interpretationsverfahren ein und verantwortete die psychologischen Testverfahren. Als Psychotherapeut und Seelsorger begleitete Pastor Rainhard Scheuermann den Prozess durchgehend, zeitweise wirkte Klinikseelsorgerin Hilke Schicketanz mit. Zur Projektgruppe gehörten ab 2003 Astra Dannenfeldt und Kristin Hellmann. In der Zeit von 2003 bis zum Beginn des Jahres 2005 wurden die in KET I und KET II veröffentlichten Biografien von diesem Team intensiv diskutiert. Zu danken ist Ina Bösefeldt und Michael Fiedler, die ab Frühjahr 2005 zum Team stießen und die Auswertung des lettischen Samples mit voran brachten. Marco Döbel gebührt Dank für seine ebenso geduldige wie engagierte technische Begleitung des Projektes. Rainer Lachmann, Petra Schulz und Michael Fiedler ist für ihre Bereitschaft, Manuskripte ‚im Werden‘ gegenzulesen und kritisch zu kommentieren, sehr zu danken. Ein herzlicher Dank geht auch an die Kollegen Karl-Ernst Nipkow und Fritz Bohnsack, die einzelne Biografien vorweg lasen und die Verfasserin durch ihre Resonanz zur Fertigstellung ermutigten. Antje Hofmeister war mit ihrem genauen Blick auf Formalia wie Inhalt eine hilfreiche Weggenossin bei der Manuskripterstellung. Mit Judith Brademann-Fenkl hat Michael Fiedler eine aufmerksame Lektorin für seinen Text gewinnen können. Die Geduld, mit der Sven Tennstedt seitens des Verlages den Prozess der Fertigstellung vorantrieb, war äußerst hilfreich – Ihnen allen sei herzlich gedankt!

Die VELKD förderte freundlicherweise den Druck von KET I: Die Zusage traf erst nach Drucklegung ein. Deshalb erfolgt erst jetzt ein herzliches DANKE! Sehr zu danken ist der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) für ihre finanzielle Unterstützung des gesamten Forschungsprojektes wie für den Druckkostenzuschuss zu KET II. Über die rein materielle Förderung hinaus ist es die sich darin ausdrückende Wertschätzung der Institution Kirche, die dem Forschungsteam Mut macht, durch gründliche wissenschaftliche Analyse und didaktische Kreativität die Ergebnisse der Rostocker Langzeitstudie für die Kommunikation des Evangeliums in einer radikal gewandelten Gesellschaft fruchtbar zu machen.

Dass Mut und Kraft auf dem über Jahre mühevollen Weg der Erhebung und Auswertung der Langzeitdaten nicht verloren gingen, ist der geduldigen, liebevollen und kritisch-konstruktiven Begleitung vieler Menschen zu danken. Ohne solche Unterstützung wäre der Verfasserin längst der Atem ausgegangen. Dieser Band ist deshalb den Freundinnen und Freunden gewidmet.

Anna-Katharina Szagun und Klaus Kießling

Religiöse Heimaten

1 Einleitung (Anna-Katharina Szagun)

1.1 Vorbemerkung

Eine ausführliche Darstellung und theoretische Begründung der Ziele und Untersuchungsverfahren der Rostocker Langzeitstudie erfolgte in Bd. I der KET-Reihe³. Nachfolgend wird eine aktualisierte Skizze von Zielen, Gegenständen und Verfahren des Forschungsprojektes gegeben. Auch hinsichtlich der verwendeten Literatur wird auf das ausführliche Verzeichnis in Band I verwiesen. Die aktuell im Beitrag der Verfasserin zitierte Literatur erscheint als Kürzel in Fußnoten, die vollständigen Angaben im Literaturverzeichnis, das dem Beitrag von Michael Fiedler nachgestellt ist. Eine Kurzfassung der in der Rostocker Langzeitstudie durchgängig verwendeten visualisierenden Erhebungsmethoden in der Abfolge vom KET I findet sich als Exkurs am Ende von 1.3. Neben o.g. Skizzen thematisiert die Einleitung Aspekte, die sich aus der Rezeption von KET I bzw. aus der speziellen Thematik von KET II ergeben.

1.2 Skizze zu Gegenstand und Zielen der Langzeitstudie

Stufentheorien zur religiösen Entwicklung basieren auf Untersuchungen in christlichen Kontexten. Zur Entwicklung der Gottesbilder von Kindern aus mehrheitlich konfessionslosem Kontext liegen hingegen kaum Untersuchungen vor, Langzeitstudien fehlen ganz. Die Frage, ob in Untersuchungen⁴ zu Tage getretene Übereinstimmungen von Gotteskonzepten bei Kindern stärker entwicklungstheoretisch oder sozialisationstheoretisch zu erklären seien, ist offen.

Ziel der an heuristischer Methodologie orientierten Rostocker Langzeitstudie ist zunächst, individuelle religiöse Bildungsverläufe – fokussiert auf

3 Szagun 2006 (KET I), 21–109.

4 Vgl. die ausführliche Darstellung des Forschungsstandes zum Gotteskonzept von Kindern von Ina Böesefeldt im (zeitnah erscheinenden) Folgebund von KET.

das Gotteskonzept – in Einzelfallstudien nachzuzeichnen und bezogen auf den sozialen, biografischen und unterrichtlichen Kontext wie unter Aufnahme der forschungsbedingten Impulse auszuwerten. Gotteskonzepte werden als komplexe Gebilde verstanden, in denen kognitive (Gottesverständnis) und emotionale und motivationale Aspekte (Gottesbeziehung) in Wechselwirkung stehen, verwoben und doch getrennt wie Brennpunkte einer Ellipse. Von ca. 55 Kindern (Altersspektrum 6–18 Jahre) aus zwei Rostocker Schulen⁵ wurden Entwicklungsverläufe über 4–8 Jahre erfasst, von weiteren 30 Kindern über 1–3 Jahre. Zu Einzelaspekten liegen ergänzende Querschnittsuntersuchungen vor. Die Bedeutungskonstrukte der Kinder zu ihrem Gotteskonzept bzw. ihrer Lebenswelt wurden mehrmals pro Jahr mittels visueller Gestaltungen erhoben, die an Rogers orientierten Einzelgespräche dazu mitgeschnitten und transkribiert. Ergänzend zu Visualisierungen und Unterrichtsergebnissen wurden Einstellungen, Konnotationen bzw. Perspektiven der Heranwachsenden bezüglich der Eltern bzw. Bibel-, Gebets- und Gotteskonzepte mittels Fragebögen erhoben. Die Vielfalt von Daten zu jedem Kind wurde mehrfach in einem interdisziplinären Team kommuniziert. Die Auswertung geschieht schrittweise. KET I und KET II zeichnen primär individuelle religiöse Bildungsverläufe nach, wodurch das breite Spektrum theologischen Denkens von Kindern sichtbar gemacht wird.

Sekundär werden die Ergebnisse der Einzelfallstudien in Hinblick auf überindividuelle Zusammenhänge bestimmter Einflussfaktoren mithilfe von Clusteranalysen untersucht. Im Ausblick von KET I wurden erste Aspekte benannt, zu denen sich Muster zeigten, denen weiter nachzugehen ist. Speziellen Fragestellungen wird in Dissertationsvorhaben (vgl. Editorial) nachgegangen, deren Ergebnisse in weiteren KET-Bänden zeitnah vorgelegt werden. KET II thematisiert in seinem Schlusskapitel die Muster, die sich bei einer vergleichenden Zusammenschau der in KET I und II dargestellten Einzelfälle heraushoben und bündelt die Ergebnisse in Thesen.

Dabei erscheint in Umrissen das dritte Zielvorhaben am Horizont: Didaktische Wirkungsforschung. In einer Klasse (Sample B: 22 Kinder) wurden über vier Jahre der ‚Input‘ (hinsichtlich Zielen, Inhalten, Metho-

- 5 Sample A (33 Kinder) besteht aus Heranwachsenden, die in der Aufbauphase einer Privatschule die Klassen 1–4 besuchten und von der Verfasserin unter Mitwirkung von Studierenden 1–3 Jahre im Fach Religion unterrichtet wurden. Da die Kinder teils ab Kl. 1, teils ab Kl. 2, 3 oder 4 in die Privatschule überwechselten, variierte das Eintrittsalter in die Studie zwischen 6–11 Jahren. Sample B besteht aus 22 Kindern einer staatlichen Grundschule. Sie wurden von Kl. 1–4 begleitet.

den und Medien) und die Unterrichtsergebnisse des einstündigen Religionsunterrichts dokumentiert. Die Kinder aus Sample B erhielten über ihre gesamte Grundschulzeit (Kl. 1–4) gezielt Impulse zur Anbahnung eines sachgerechten Bibelkonzeptes wie eines transzendenzbewussten Gotteskonzeptes. Die von Nipkow⁶ herausgestellten „Einbruchsstellen“ des Glaubens (Schöpfung, Wunder, Auferstehung, Theodizee, Gebet) wurden mit besonderer Sorgfalt thematisiert. Neben der Instruktion wurde der Gestaltung der Beziehungsebene wie einem breiten Spektrum von narrativen, ästhetisch-gestaltenden und szenischen Elementen, die in geschützter Form ein ‚Erproben‘ von spiritueller Praxis erlaubten, besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Das über Jahre hinweg dokumentierte religiöse Bildungsangebot (Religionsunterricht) und die ebenfalls über viele Jahre dokumentierte individuellspezifische Rezeption der religiösen Inhalte erlaubt ein Stück didaktischer Wirkungsforschung gerade auch in Bezug auf die Nachhaltigkeit von religiösen Wachstumsanreizen und intensiver persönlicher Begleitung. Ausführlichere Überlegungen zu konzeptionellen Konsequenzen und exemplarische Umsetzungen zentraler Themen – insbesondere hinsichtlich einer die Subjektwerdung stützenden Erschließung der Gottesfrage – sind für einen Folgeband von KET vorgesehen.

1.3 Skizze des methodischen Vorgehens

Um ‚gegenstandsangemessen‘ das Gotteskonzept zu erkunden, wurde der Weg über Metaphern gewählt. Wenn GOTT als ‚Geheimnis der Welt‘, als ‚Seinsgrund‘, als ‚die Alles bestimmende Wirklichkeit‘ grundsätzlich unverfügbar ist, verbietet sich die begriffliche Sprache mit ihrem impliziten Verfügungsanspruch. Die angemessene Sprache der Gotteserkenntnis ist die der Metapher. Über sie wurde sich den Vorstellungen der Kinder genähert. Es wurden kindtypische Zugangs- und Ausdrucksformen gewählt. Überwiegend wurde mit Visualisierungen gearbeitet. Warum?

- Kinder können Gedanken und Gefühle in Bildern ausdrücken, bevor sie sie in Begriffe fassen.
- Fragwürdige oder auch widersprüchliche Elemente können in Bildern simultan ausgedrückt werden.

6 Nipkow 1987.

- Der Schutz symbolischer Verschlüsselung lädt zugleich zu Offenheit ein.
- Visuelle Gestaltungen strukturieren Dialoge aktuell wie zeitlich versetzt.

Da Glauben und Leben untrennbar verwoben sind, wurde das Gotteskonzept abwechselnd direkt und indirekt von der Lebenswelt her erfasst. Im Verlauf des Forschungsprojektes wurde eine Vielzahl von visuellen Gestaltungsformen als Erhebungsinstrumente entwickelt und eingesetzt. Neben Materialcollagen (Gottesmetapher, Lebensmetapher) und Zeichnungen (Lebenswelt) wurden Aufstellungsübungen (Positionierungen) eingesetzt. Die Dimension der empfundenen Nähe bzw. Distanz scheint die bedeutsamste Kategorie bezüglich der Gottesbeziehung zu sein⁷. Die Positionierungen machen sichtbar, welche Haltung bzw. welche Nähe/Distanz aktuell die Beziehung zu Gott, zur Bibel oder auch zu Personen des sozialen Feldes kennzeichnet. Wurde in Kl. 1–3 nur mit einer das Kind repräsentierenden Knetfigur gearbeitet, so später mit bis zu sechs Knetfiguren, welche unterschiedliche Lebenssituationen spiegelten (fröhlich, nachdenklich, wütend, traurig, ängstlich, schuldbeladen). Auch hinsichtlich der Gottessymbole, zu denen eine Positionierung vorgenommen wurde, erfolgte mit zunehmendem Alter eine Differenzierung: VATER IM HIMMEL, MUTTER ERDE, QUELLE DES LEBENS, KRAFT/ENERGIE, LICHT, INNERE STIMME, KRAFT DER LIEBE. Diese Gottessymbole waren im Zusammenhang mit Unterrichtsthemen bereits eingeführt (z. B. LICHT: Weihnachten; QUELLE DES LEBENS: Schöpfung). Durch die Positionierung der verschiedenen Knetfiguren zu den Symbolen wurden die je nach Lebenssituation differierenden Gotteskonzepte der Kinder sichtbar.

Statt mit Zeichnungen wurde mit Materialcollagen gearbeitet, um der Gefahr der Reproduktion von ikonographischen Schemata zu wehren: vielfältige Alt- und Naturmaterialien luden zum ‚Experimentieren‘ mit Bedeutungen ein. Ihre schweigend gestalteten Metaphern (‚Gott ist für mich heute wie ...‘ in höheren Klassen alternativ: ‚Mein Leben und was es hält, nährt und trägt, ist wie ...‘) deuteten die Kinder im Einzelgespräch, wo auch die Positionierungen der Knetfiguren erfolgten.

Die Entdeckung der jeweiligen Visualisierung gemeinsam mit dem Kind bzw. dem Heranwachsenden stand im Mittelpunkt der Einzelgespräche. Gesprächsleitfäden sowie gegenstandsbezogene Fragebögen und psychologische Tests dienten der inhaltlichen Ergänzung.⁸

7 Vgl. Grom 2000, 145f.

8 Vgl. Szagun 2006, 71ff. bzw. 92ff.

Exkurs: Skizze der visualisierenden Methoden der Rostocker Langzeitstudie:

(1) Materialcollagen: (ausschließlich in Einzelgesprächen ausgewertet)

Ein Materialbuffet mit Natur- und Altmaterialien wird vorbereitet. Die Kinder werden eingeladen, aus frei gewähltem Material eine Metapher für Gott (alternativ: ‚Mein Leben und was es hält, nährt und trägt‘) zu gestalten. Die Kinder arbeiten schweigend und halten die Deutung ihrer Gestaltung geheim. Im Einzelgespräch werden die Gestaltungen entdeckt, ergänzende Aspekte der Gottesfrage (bzw. der Sicht auf das Nährende, Tragende und Haltende des Lebens) angesprochen. Über die Positionierung einer Knetefigur, die das Kind repräsentiert, drückt es seine Distanz zu Gott aus.

(2) Zeichnungen und Collagen: (ausschließlich in Einzelgesprächen ausgewertet)

(2.1) Lebensweltzeichnung: Die Kinder malen ihre Lebenswelt. Im Dialog dazu werden neben positiven und negativen Faktoren, Interessen, Hoffnungen und Wünsche auch Bewältigungsstrategien von Belastungssituationen angesprochen. Zum Schluss jedes Gesprächs wird erfragt, ob und gegebenenfalls wo und wie Gott in der Lebenswelt vorkommt. (Wenn Gott wie ein Punkt im Leben wäre, wo käme er vor?) Das Kind kann ein oder mehrere blaue Punkte (die Größe drückt die Wichtigkeit aus) in sein Bild einkleben und erläutert, was der oder die Klebepunkt(e) bedeuten.

(2.2) Schnipselcollage 1: Die Kinder schreiben aktuell wichtige positive bzw. negative Faktoren ihres Lebens auf Buntpapierschnipsel. Danach werden sie gebeten, die Schnipsel nach ihrer subjektiven Bedeutung um den ihre Person symbolisierenden roten Punkt in der Mittel eines DIN A4-Bogens zu gruppieren. Nachdem die Kinder ihre Schnipsel und deren Positionierung kommentiert haben (die Positionierung wird u. U. während des Gesprächs noch verändert), werden sie fest geklebt.

(2.3) Schnipselcollage 2: Löcher der Verzweiflung: Die Kinder symbolisieren mittels schwarzer Schnipsel die Verzweiflungssituationen ihres Lebens und kommentieren diese samt der erfahrenen bzw. vermissten Begleitung.

(2.4) Fotocollage: Die Kinder wählen aus einem breiteren Spektrum von Fotos diejenigen aus, die ihre aktuelle Lebenssituation und Gefühlslage am besten repräsentieren. Sie erzählen anhand der Fotos zu ihrer Lebenswelt.

(2.5) Lebensweg: Die Kinder malen ihren bisherigen und ihren zukünftigen Lebensweg mit zentralen positiven und negativen Aspekten und kommentieren ihre Zeichnungen.

(2.6) Familie in Tieren: Die Kinder malen ihre Familie als Tiere und begründen, warum die Tiere zu diesen Personen passen. Sie machen damit ihr Erleben der Familiensituation sichtbar.

(2.7) Höhle des Herzens: Fantasiereisen führen in die Höhle des Herzens, wo das Kind auf eine UNSICHTBARE STIMME trifft und mit ihr in Kommunikation tritt. Das Kind malt, was es in dieser Kommunikation erlebt und erzählt im Einzelgespräch dazu.

(2.8) Baumschule: Eine Fantasiereise führt die Kinder in eine Baumschule, wo sie sich selbst als Baum stehen sehen, dazu Gärtner, die sie pflegen und beschneiden: Die Kinder malen sich als Baum und erzählen zu ihren Wurzeln, Gärtnern, schon vorhandenen oder noch zu entfaltenden Zweigen und Früchten.

(2.9) Klappfigur: Das Kind erzählt, wie es seiner Meinung nach von anderen (in Schule, Familie usw.) gesehen wird und wie es mit seinem Verhalten darauf reagiert. Dies wird auf die Außenseiten einer Klappfigur aus Papier eingetragen. Mittels Buntpapierschnipseln drückt das Kind auf der Innenseite aus, wie es seiner Meinung nach wirklich ist (Eigenschaften, Fähigkeiten, Gefühle usw.). Nach Fertigstellung erzählt es, was die Farben und Formen ausdrücken sollen. Es wird abschließend gefragt, ob Gott es genau so oder anders sieht.

(2.10) Das Kind zeichnet sein Traumhaus (Grundriss) und erzählt dazu (Räume, Ausstattung, Mitbewohner usw.).

(3) Positionierungen: Mittels Knetfiguren, Püppchen und Symbolgegenständen wird sichtbar gemacht, was man denkt und fühlt (ausschließlich in Einzelgesprächssituationen durchgeführt und ausgewertet).

(3.1) Einzelne Knetfigur: Das Kind drückt über die (leicht formbare) Knetfigur seine Haltung und Nähe/Distanz zu Gott (repräsentiert in der Materialcollage) aus und erzählt, warum dies stimmig ist.

(3.2) Mehrere Knetfiguren zu einem (variablen) Gottessymbol: Aus dem Angebot von sieben verschiedenen Gottessymbolen wählt sich das Kind das ihm aktuell wichtigste Symbol aus und platziert es in die Mitte. Eine Statue auf Plastikpodest steht für den VATER IM HIMMEL, eine Matrioschka für die MUTTER ERDE, ein Tonbecher mit Zweig, Feder, Nüssen für die QUELLE DES LEBENS, eine Batterie für KRAFT, eine Klangschale für INNERE STIMME, ein Teelicht für INNERES LICHT und ein rotes Netz mit Bronzeengel für die KRAFT DER LIEBE. Das Kind erhält nun sechs verschiedenfarbige Knetfiguren, die unterschiedliche Lebenssituationen/Gefühlslagen repräsentie-

ren: Es gibt eine ängstliche (gelb), eine wütende (rot), eine traurige (braun), eine schuldbeladene (grün), eine fröhliche (mehrfarbig) und eine nachdenkliche (blau) Figur. Die o. g. Symbolgegenständen für Gott werden zur Auswahl gestellt: Die Kinder positionieren nun ihre die eigene Person repräsentierenden sechs Knetfiguren um das gewählte Gottessymbol, wie es für sie in den entsprechenden Situationen stimmt und kommentieren dies.

(3.3) Positionierung von Projektionsfiguren zu sieben Gottessymbolen: Eine gleichgeschlechtliche Identifikationsfigur ist eingeführt, Martin bzw. Karin. Das Kind baut für die in einer Puppe repräsentierte Identifikationsfigur die o. g. Gottessymbole in der Distanz auf, die seiner Meinung nach für Martin bzw. Karin stimmt. Gottessymbole, die das Kind ablehnt, darf es hinter einem schwarzen Tuch verschwinden lassen. – Die Kinder führen danach eine Positionierung für die Mutter und den Vater von Martin bzw. Karin durch. Die Positionierungen werden vom Kind kommentiert.

(3.4) Positionierung von sechs Knetfiguren zu sieben Gottessymbolen: Dem Kind werden alle sieben Gottessymbole angeboten: Symbole, die das Kind ablehnt für sich, stellt es hinter ein schwarzes Tuch. Zu den verbliebenen Symbolen positioniert es seine sechs verschiedenfarbigen Knetfiguren und kommentiert dies anschließend.

(3.5) Positionierung von nahen Bezugspersonen: Mittels eines breiten Angebotes an Holzpuppen und -kegeln macht das Kind sein soziales Bezugsfeld sichtbar und kommentiert dies.

(3.6) Positionierung zur Bibel: Das Kind kann zwischen drei verschiedenen großen Bibeln wählen. Das Kind wird eingeladen, dann mit Hilfe der Holzpuppen sich selbst und seine Bezugspersonen in der Haltung und Distanz zur gewählten Bibel zu positionieren, die aus seiner Sicht für diese Person derzeit stimmig ist. Das Kind kommentiert anschließend seine Aufstellung

1.4 ‚Irritationsfaktor‘ forschendes Subjekt

Das Wissenschaftsverständnis⁹ vergangener Epochen mit seiner Behauptung einer möglichen ‚objektiven‘ Forschungsperspektive ist noch verbreitet präsent und löst Irritationen aus bei Forschungsdesigns, die dem alten

9 Zum Wissenschaftsverständnis der Rostocker Langzeitstudie vgl. ausführlich die Studie von Michael Fiedler (KET-Band in Vorbereitung).

Paradigma nicht zu entsprechen scheinen. Daher folgen hier ergänzend zur ausführlichen Begründung der Untersuchungs- und Auswertungsverfahren in KET I¹⁰ Anmerkungen zum Umgang mit Subjektivität in der Rostocker Studie.

Wo sich Menschen persönlich begegnen, begegnen sie einander nicht ‚nackt‘, sondern immer ummantelt von ihrem Gewordensein, auch in Dialogen innerhalb von Forschungsprozessen. Dies gilt insbesondere, wenn das forschende Subjekt über viele Jahre hinweg Heranwachsende begleitet, um ihre mit ihrer Biografie/Lebenswelt verwobene religiöse Entwicklung möglichst umfänglich erfassen und nachzeichnen zu können. Zentrale Erhebungsinstrumente der Rostocker Langzeitstudie bildeten Visualisierungen, die in ‚Persönlichen Gesprächen‘¹¹ kommuniziert wurden. Persönliche Gespräche leben von einer vertrauensvollen Atmosphäre, (selektiver) Authentizität, wechselseitiger Offenheit und verstehender Resonanz. Die religiöse Heimat des forschenden Subjekts war (wie im gesamten Forschungsdesign) in solchen Gesprächssituationen immer implizit oder explizit mit präsent. Denn ein Blickwinkel ohne den Standpunkt des Blickenden ist praktisch wie theoretisch unmöglich. Und ebenso wenig gibt es ein Objekt, das durch den Blick unberührt bliebe: Jeder Akt der Beobachtung verändert das Objekt bereits, wie uns schon die Physik lehrt. Um wie viel mehr verändern persönliche Gespräche, in denen man sich mit zunehmendem Vertrauen einander wechselseitig öffnet und das Gegenüber auf den eigenen Erfahrungshintergrund blicken lässt? Wer über Jahre Heranwachsende begleitet, kann gar nicht anders, als die eigene religiöse Heimat kenntlich zu machen. Denn Heranwachsende wollen wissen, wo ihr Gegenüber in den je anstehenden Fragen steht, wollen sich auseinandersetzen, aber von den Positionen des Erwachsenen nicht vereinnahmt werden. Authentizität, Transparenz, Respekt gegenüber der je anderen Position und Autonomie sind gefragt. Indem die eigene Perspektive als eine biografisch bedingte transparent gemacht wird, wird sie damit zugleich auch als subjektiver Standpunkt ohne Geltungsanspruch für das Gegenüber relativiert. D.h. die offen gelegte Perspektive der erwachsenen Begleitung hat zunächst einmal den Charakter eines Bekenntnisses, nicht den eines Appells. Dass der/die Heranwachsende Impulse der Dialogsituation ebenso wie insgesamt angebotene Wachstumsanreize des Umfeldes selektiv aufgreift, verarbeitet und gegebenenfalls in das eigene Konstrukt

10 Vgl. Szagun 2006 (KET I), 49–108.

11 Vgl. Langer 2000.

integriert, ist ein ‚normaler‘ Akt der Selbstsozialisation. Wenn über Jahre hin immer wieder Dialoge zu Fragen der Selbst- und Weltdeutung stattfinden, bauen sich Beziehungen auf. Wechselseitig wird darin gegeben und genommen.

Der Forschungsprozess hat ohne Frage alle Beteiligten verändert, die Verfasserin ebenso wie die Heranwachsenden. Auch wenn die Verfasserin sich in Gesprächen auf ein bestätigendes ‚Mmm‘ beschränkt hätte, allein die Aufmerksamkeit, die das Kind bezüglich der Thematik über Jahre von einer erwachsenen Begleiterin erhielt, wertete diese Thematik auf und veränderte damit die Perspektive auf den Gegenstand. Welche individuell-spezifischen Gotteskonzepte die Heranwachsenden ohne die regelmäßigen Gespräche entwickelt hätten, ist nicht feststellbar. Dies wäre auch nicht durch eine Kontrollgruppe zu ermitteln gewesen. Ganz fraglos hat allein die Tatsache der Gespräche über Gott und das eigene Leben im Denken und Empfinden der Heranwachsenden etwas bewirkt. Und selbstverständlich haben die Fragen oder auch die inhaltlichen Einschübe (Klärung von Begriffen, Hinweis auf Geschichten, Erläuterung der Position der Verfasserin auf Nachfrage) zusätzliche Impulse bei der Entfaltung der kindlichen Konstrukte gegeben. Aber all dies geschah methodisch kontrolliert, d. h. mitgeschnitten, wörtlich transkribiert und damit überprüfbar.

Der unhintergehbaren Tatsache, dass das forschende Subjekt mit seiner spezifischen biografisch bedingten religiösen Perspektive in allen Prozessen der Erhebung, Verarbeitung und Auswertung der Daten immer mit enthalten ist, wird in der Darstellung der Ergebnisse der Rostocker Langzeitstudie auf mehrfache Weise Rechnung getragen. Zum einen geschah dies in der Offenlegung der religiösen Biografie der Verfasserin¹², zum anderen durch die mehrfache kommunikative Validierung sämtlicher Transkripte und Bilddokumente in einem interdisziplinären Team. Die (ebenfalls mitgeschnittenen und wörtlich transkribierten) Protokolle der Teamsitzungen gingen mit ihren ergänzenden bzw. korrigierenden Perspektiven in die nachfolgenden Rekonstruktionen der Entwicklungsverläufe mit ein und sichern so die intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse¹³.

Zum Dritten: Unbestritten ist in jeder Verarbeitung von Daten bereits eine Auslegung mit enthalten. Aber je nach Art der Aufarbeitung sind Gesprächsverläufe gut oder weniger gut nachvollziehbar. Für das Nachzeichnen der Entwicklungsverläufe in der Rostocker Studie wurden die

12 Szagun 2006 (KET I), 21ff.

13 Ebd., 105–108.

Gespräche zwar gekürzt, aber in ihrer Abfolge einschließlich der Interventionen der Verfasserin so weit als möglich im Originalton erhalten. Die verdichteten Dokumente wurden deutlich getrennt von den jeweils nachgestellten Kommentaren. Diese Darstellungsform erleichtert Sekundäranalysen, die aus anderer Perspektive erfolgen.

Zum Vierten: Die forschende und zugleich seelsorgerlich akzentuierte Begleitung erfordert neben einführender Hinwendung zum Heranwachsenden eine grundsätzliche Achtung seiner Andersheit und Unbegreiflichkeit. Einerseits wird um ein tieferes Verstehen gerungen, wozu ebenso Empathie und eine Alphabetisierung der Sinne für eine empfindsamere Wahrnehmung auf nonverbalen Kanälen gehört wie die Fähigkeit rationaler Analyse in der vergleichenden Zusammenschau von Daten. Andererseits gilt es, der (eigenen wie fremden) anmaßenden Annahme zu wehren, das ‚Wild‘ der ‚Erkenntnisjagd‘ sei nun eingekreist, erlegt und diagnostisch seziiert. Man habe nun gesicherte Kenntnis dazu. Nein, wir müssen besser wahrnehmen und deuten lernen und paradoxerweise zugleich bescheidener sein im Urteil, es sozusagen grundsätzlich in der Schwebe halten. Die häufige Verwendung der Frageform in den Kommentaren soll signalisieren, dass sich die Verfasserin der Grenzen ihres Erkennens bewusst ist: Jedes Verstehen ist nur Stückwerk.

1.5 Zum aktuellen Band: Religiöse Heimat(en) – ein Plural?

Der im Buchtitel verwendete Begriff ‚Heimat‘ findet sich in vielfältigen Bereichen unserer Kultur, seien es Politik, Geschichte oder Pädagogik, in Kunst, Literatur, Musik usw. Wenn der Begriff in einer Veröffentlichung zur Rostocker Langzeitstudie aufgenommen wird, so geschieht dies in Anknüpfung an die dritte EKD-Mitgliederbefragung (1993) unter dem Titel ‚Fremde Heimat Kirche‘. Die Kirche werde „vom Großteil ihrer Mitglieder irgendwie als Heimat empfunden“¹⁴, sei aber inzwischen vielen fremd geworden durch biografische Ablösungsprozesse. Heimat sei zwar nicht ausschließlich, aber vornehmlich an die Kindheit geknüpft. Man könne später auswandern und eine andere Heimat finden. „Doch selten wird von einer zweiten oder dritten Heimat die gleiche existenzielle Tiefe erreicht, wie sie in der Kindheit geprägt wird. Insofern ist die religiöse Beheimatung in der Kindheit von ausschlaggebender Bedeutung.“¹⁵ KET II fokussiert den Blick

14 Engelhardt 1997, 356.

15 Ebd.

wesentlich auf die Frage der primären religiösen Beheimatung und den Folgen dieser Verwurzelungen für die weitere Entfaltung, und d.h. auch für die Chancen und Grenzen, auszuwandern und anderswo eine der Lebensbewältigung besser dienende religiöse Heimat zu finden. Dass die religiöse Erziehung auch in kirchlich gebundenen Familien nicht unbedingt eine Beheimatung im christlichen Glauben begünstigt, wird in der EKD-Befragung ‚Fremde Heimat Kirche‘ herausgestellt. Die Rahmenbedingungen im strukturellen Individualismus seien für eine familiäre religiöse Sozialisation nicht förderlich: Der Bestand an religiösem Grundwissen und Brauchtum dünne von Generation zu Generation weiter aus. Mit der „Abschwächung der religiösen Prägestkraft der Familie wird die religiöse Beheimatung in der Kindheit zur eminent kirchlichen Aufgabe.“¹⁶ Die EKD-Befragung nimmt die aktuellen Stichworte ‚Individualisierung‘ und ‚Pluralisierung‘ argumentativ auf: Auch hinsichtlich religiöser Deutungen und Lebensformen werde „ehemals Selbstverständliches, dem einzelnen als Norm Vorgegebenes nun zunehmend zum Gegenstand individueller Entscheidung“¹⁷. Und: „Jede religiöse Orientierungsleistung vollzieht sich heute – bewusst oder unbewusst – vor dem Horizont einer Vielzahl anderer, prinzipiell ebenfalls zugänglicher Welt- und Lebensdeutungen.“¹⁸ Das Individuum müsse entscheiden, welcher Aspekt des Deutungsangebots ihm persönlich zur Zeit plausibel erscheine und welcher nicht. Es müsse auf dem Hintergrund der eigenen Lebenserfahrung stets aufs Neue auswählen, ausprobieren und kombinieren oder aber sich fundamentalistisch einem totalen Deutungsmuster verschreiben.

Traditionsabbruch, Individualisierung und Pluralisierung werfen für eine Kirche, welche die religiöse Beheimatung in der Kindheit als eminent kirchliche Aufgabe begreift, viele Fragen auf, z. B.: Ist bei ausgedünnter christlicher Tradition von einer Art Leerstelle im kindlichen Gemüt auszugehen oder eher von einer Vielfalt weltanschaulicher Heimaten mit ebenso starker Prägestkraft, wie man sie der kirchlichen Heimat zuschrieb und -schreibt? Welchen (u. U. intensiven) Prägestkräften begegnet man bei Kindern, die in entkirchlichten bzw. in dezidiert atheistischen Familien heranwachsen? Und wie geht man mit diesen Prägestkräften um in Bemühungen um eine religiöse Beheimatung? Wie viel flankierende Kommunikation mit Eltern ist bei solchen Bemühungen unabdingbar und welchen Charakter sollte sie haben? Wenn jede religiöse Orientierungsleistung grundsätzlich mit ebenfalls zu-

16 Ebd.

17 Ebd., 32.

18 Ebd., 33.

gänglichen (und d. h. mit primär von einem wissenschaftlichen Weltbild geprägten) Welt- und Lebensdeutungen konkurriert bzw. mit ihnen vermittelt werden muss, hat dies Konsequenzen für die Gestaltung von christlichen Deutungsangeboten. Angesichts des Zwanges zu stets neuer Auswahl und Entscheidung stellt sich die Frage der ‚Nachhaltigkeit‘: Halten die vermittelten Deutungsangebote dem wachsenden Weltwissen und -verstehen stand bzw. sind mit ihnen vereinbar? Wenn nicht, so ist statt von Beheimatung eher von Kurzzeitbesuchen im Erlebnisraum Kirche/Christentum auszugehen. Sollen die Deutungsangebote nachhaltig sein und d. h. ‚mitwachsen‘ im Lebenslauf, stellt sich zwingend die Frage nach den Kompetenzen von Kindern zur Erfassung von religiösen Inhalten. Welche Verstehensmöglichkeiten bringen Kinder mit bzw. welche Kompetenzen können sie bei entsprechenden Wachstumsanreizen entfalten? Soll die angebotene religiöse Heimat zum Wurzelgrund werden, muss sie persönlich und begründet angeeignet werden in Auseinandersetzung mit anderen gesellschaftlich relevanten Weltansichten.

Der vorliegende Band versucht, den o. g. Fragen nachzugehen. Mit ‚religiöser Heimat‘ ist eine soziale Größe gemeint, ein Lebens- und Traditionsgefüge i. S. eines ‚Zuhauses‘, einer Gemeinschaft, der man sich zugehörig fühlt. Heimat in diesem Sinne kann die Herkunftsfamilie sein, ein Chor, eine Gemeinde u. a. Der Sozialraum ‚Heimat‘, in den ich hineingeboren wurde oder den ich gewählt habe, gewährt soziale Sicherheit und verleiht ein Stück Identität. In diesem Binnenraum herrschen zugleich gewisse Regeln und Kontrollsysteme, die den einzelnen Formen im Fördern und Fordern, ihm dadurch Halt und Anregungsimpulse geben, aber auch behindern und einengen können.

Im Pluralismus ist von vielfältigen Heimaten auszugehen, die auf je eigene Art auf die Entwicklung des religiösen Denkens und Empfindens der Subjekte Einfluss nehmen, intentional oder nicht intentional. Dass die Familie immer noch von zentraler Bedeutung für die religiöse Entwicklung ist und dass Geschwister trotz des Gewichts der familiären Prägung religiös unterschiedliche Wege einschlagen können, ist als Erfahrungstatsache wie aus wissenschaftlichen Untersuchungen bekannt¹⁹. Spannender als das DASS scheint aber das WIE zu sein, d. h. der Prozess der je individuell-spezifischen Rezeption der weitgehend gleichen Einflüsse. Welche Faktoren wirken in solchem Zusammenspiel wechselseitig aufeinander ein im Zeitverlauf? Und

19 Vgl. exemplarisch ebd., 89ff. Vgl. auch Grom 2000, 86ff.

welche Rolle spielt das fragende und suchende Kind dabei, der aktive Heranwachsende?

Der 2. Band der Rostocker Langzeitstudie enthält Biografieverläufe von drei Geschwisterpaaren, die jeweils acht Jahre begleitet wurden. Während sie vom Alter, Schule und Familienkonstellation viele Parallelen aufweisen (gleichaltrig, Privatschule, Religionsunterricht einstündig nur während der Grundschulzeit, Eltern jeweils im Untersuchungszeitraum geschieden), wachsen sie in religiöser Hinsicht sehr unterschiedlich auf: Zwei Schwestern mit dezidiert atheistischem Hintergrund stehen zwei Brüder aus kirchlichem Kontext gegenüber, deren religiöse Erziehung eher ‚nebenbei‘ erfolgt, während die kirchlich gebundenen Eltern des dritten Geschwisterpaares aufgrund der kritisch bewerteten eigenen religiösen Sozialisation ihre Kinder theologisch reflektiert zu erziehen versuchen. Neben den Geschwisterpaaren werden drei Heranwachsende nachgezeichnet, deren konfessionslose Familien bei sehr unterschiedlichem Beziehungsgeschehen gegenüber der religiösen Dimension offener eingestellt sind. Zwei dieser Heranwachsenden singen langjährig in derselben Kantorei, die beiden zu einer zweiten Heimat wird.

Mit allen Müttern der neun Heranwachsenden wurden ausführliche Einzelgespräche zu ihrer Perspektive auf ihre Kinder wie zu ihrer Haltung zur Religion bzw. dem christlichen Glauben geführt. Zu den Eltern des Geschwisterpaares Annika und Elias bestand ein intensiverer Kontakt. Sie fanden sich bereit, parallel zu den Visualisierungen ihrer Kinder ihre eigenen Gotteskonzepte, die ihrer Kinder wie auch ihrer Eltern (= Großeltern der Heranwachsende) in Positionierungen darzustellen. Sie machten auch ihre Sicht auf die Einstellungen der verschiedenen Familienmitglieder zur Bibel (Großeltern-, Eltern- und Kindergeneration) in Visualisierungen sichtbar und kommentierten dies ausführlich. Bezüglich einer Familie wird damit das Generationen verknüpfende Gewebe von religiösem Denken und Empfinden samt den wechselseitigen Zuschreibungen ein Stück weit sichtbar. Exemplarisch kann – selbstverständlich nur partiell: das Ganze bleibt im Geheimnis – nachvollzogen werden, wie christliche Tradition in ihrer Ambivalenz in Verschränkung mit biografischen Wunden/Narben bzw. deren Aufarbeitungsversuchen weitergegeben wird und wie sich das komplexe religiöse Erbe in diesem dynamischen Prozess wandelt.

1.6 Grundannahmen und Begleiterrolle – eine Wechselwirkung

Es sind letztlich die Grundannahmen zum Kind und zum Wesen von Entwicklung, die darüber entscheiden, was für angemessen, hilfreich, für unbedingt geboten oder aber schädlich angesehen wird in der Begleitung von Kindern. Sehe ich – wie dies jahrzehntelang geschah – Entwicklung²⁰ als universell geltende Veränderungsreihe von notwendig zu durchschreitenden qualitativ unterschiedlichen Stufen auf einen Reifungszustand hin, so hat dies, auch didaktisch, weitreichende Konsequenzen. Nach diesem Modell, das kulturabhängige bzw. interindividuelle Differenzen weitgehend ausblendet, verläuft religiöse Entwicklung im Prinzip in jedem Kontext gleich. Und angemessene Begleitung heißt dann, die Stufe zu ermitteln, auf der sich die Kinder befinden und sie ihrer Stufe gemäß anzusprechen. Wird Entwicklung in dieser Weise als natürliche „Entfaltung eines inneren Bauplanes hin zu einem Reifezustand“²¹ gesehen, scheint ein Kopfzerbrechen wegen möglicher Fehlentwicklungen ebenso unnötig wie ein Herantragen von Wachstumsanreizen, die – weil verfrüht und nicht stufengemäß – dem Kind eher schaden (Überforderung, Einschüchterung durch Besserwisserei o.Ä.). Stufentheorien zur religiösen Entwicklung sind seit zwei Jahrzehnten im deutschsprachigen Raum verbreitet. Ihre Basisannahmen (wesentlich identisch mit den ‚Selbstverständlichkeiten‘ religiöser Tradierung) bestimmen real weite Bereiche der religiösen Erziehung, privat, institutionell und in den Medien. Weithin wird angenommen, dass Kinder entwicklungsbedingt

- mehr oder minder ausschließlich anthropomorphe Gottesvorstellungen hätten, weshalb es nicht nur legitim, sondern geradezu geboten erscheine, Gott durchgängig als ‚Vater im Himmel‘ einzubringen,

20 Die traditionelle Entwicklungspsychologie sprach von Entwicklung, „wenn eine Veränderungsreihe mit mehreren Schritten vorliegt, die eine Richtung auf einen Endzustand aufweist, der gegenüber dem Ausgangszustand höherwertig ist, wenn die Abfolge der Schritte unumkehrbar ist und die Veränderungen sich als qualitative, strukturelle Transformationen im Unterschied zu nur quantitativem Wachstum beschreiben lassen. Weiter wird in dieser Konzeption angenommen, ... dass die früheren Glieder Voraussetzung für die späteren sind (das Stufenmodell der Entwicklung entspricht dieser Annahme), dass die entwicklungsmäßigen Veränderungen mit dem Lebensalter korreliert sind und schließlich, dass sie universell sind, d. h. dass sie in allen für die Spezies ‚homo sapiens‘ normalen Entwicklungsumwelten beobachtbar, dass sie insofern natürlich und nicht kulturgebunden sind.“ Montada, Leo, Fragen, Konzepte, Perspektiven, in: Oerter, Rolf/Montada ⁵2002, 3–53, hier 3.

21 Ebd.

- weitgehend unfähig seien zu mehrperspektivischem Denken, weshalb man sich auf eine naive Vermittlung von biblischen Texten beschränken dürfe oder sogar müsse. Auch eine naive Tradierung von Wundergeschichten sei unproblematisch, da sie Realität und Fiktion nicht trennen könnten,
- generell zu Finalismus und Artifizialismus tendieren, weshalb Gott angemessen als universeller Weltbeschützer und -versorger bzw. als der, ‚der alles macht‘, darzustellen sei.

Dass Vorstellungen, Bilder umso nachhaltiger haften, je früher sie eingeprägt wurden, ist belegt. Bekannt ist auch, dass sich frühe Konstrukte eingekapselt bis ins Erwachsenenalter erhalten, wenn sie nicht kommunizierend aufgearbeitet werden. In der Gegenwartsgesellschaft, die Religion als ‚Privatsache‘ ansieht, fehlen Kommunikationsräume und Anreize zur Transformation naiver Konzepte weithin. Wir erleben, dass ein Großteil der Kinder im Heranwachsen Christentum und Kirche mit ihrem ‚Kinderglauben‘ ganz hinter sich lässt. Dies alles spricht dafür, die o. g. Grundannahmen empirisch zu überprüfen und auszuloten, welche Rezeptions- und Verarbeitungsmöglichkeiten bei Kindern in Richtung auf ein sachgerechtes und existenzbezogenes Bibelkonzept und ein ‚mitwachsendes‘ Gotteskonzept im Grundschulalter bereits vorhanden sind bzw. behutsam angebahnt werden können. Dieser Band gibt Aufschluss zu den Rostocker Ergebnissen solcher flankierenden Unterrichtsversuche.

Neue Ansätze kritisieren den Entwicklungsbegriff der traditionellen Entwicklungspsychologie als zu eng. Die umweltabhängigen und interindividuellen Unterschiede der Entwicklung seien nicht nur offensichtlich, sondern für Forschung und Praxis auch „von besonderem Interesse: Nur sie geben z. B. Aufschluss über Bedingungen der Entwicklung. Die Unterschiede zwischen Kulturen, Epochen, Familien und Individuen geben Hinweise auf Einflussfaktoren, die in der genetischen Ausstattung, der Entwicklungsumwelt, in spezifischen Erfahrungen oder in bereits herausgebildeten Merkmalen der sich entwickelnden Person selbst liegen können.“²² Die Rostocker Langzeiterkundung der Gotteskonzepte versucht in Anknüpfung an die moderne differentielle und ökologische Entwicklungspsychologie die Vielfalt möglicher Entwicklungsverläufe in Korrelation zu einer Vielfalt von Einflussfaktoren zu erfassen. Die Gesamtheit der Einflussfaktoren im pädagogischen Feld zu überblicken oder gar zu kontrol-

22 Ebd., 5.

lieren, ist nie möglich. Im mehrheitlich konfessionslosen Kontext ist die Chance zu einer ergiebigen Erfassung der Einflussfaktoren auf die religiöse Entwicklung aber ungleich höher als im volkscirchlich geprägten Kontext. Auch im mehrheitlich konfessionslosen Ostdeutschland sind Facetten von Christentum als ‚kultureller Tapete‘ noch präsent. Insofern christlicher Glaube bzw. Religion jedoch insgesamt überwiegend weder familiär noch in sekundären Sozialisationsinstanzen (Kindertagesstätten, Schulen) noch im öffentlichen Leben nennenswert vorkommt als Thema oder gar Praxis, gibt es weniger unbekannte bzw. unkontrollierbare ‚Störeinflüsse‘. Kontrollierte religiöse ‚Inputs‘ erhalten mehr Gewicht und sind in ihrer Wirkung leichter zu verfolgen, wenn (fast) keine anderen Quellen religiöser Bildung angezapft werden.

Der mehrheitlich konfessionslose Kontext wurde in der Rostocker Langzeitstudie als Chance genutzt, bisherige Annahmen zur religiösen Entwicklung von Kindern/Heranwachsenden – speziell zu deren Gotteskonzepten – zu überprüfen. Dabei kam die Funktion bzw. die Rolle der Begleitung in unterschiedlicher Weise zum Tragen.

Zum einen erfuhren die Heranwachsenden Begleitung in regelmäßigen Dialogen zu Lebens- und Glaubensfragen (mindestens zweimal jährlich). Die Einzelgespräche mit ihrer z. T. sehr dichten Atmosphäre wurden von den Heranwachsenden offenbar mehrheitlich als willkommene Unterbrechung des Schulalltags erlebt. Dies lässt vermuten, dass mindestens durchweg Aufmerksamkeit und Offenheit, sich als nachdenkende Person auf die Gesprächsgegenstände einzulassen, seitens der Heranwachsenden gegeben war. Insofern eine relativ hohe Zahl von Heranwachsenden angab, keine weiteren Ansprechpartner für religiöse Fragen zu haben, kann von einem vergleichsweise hohen Gewicht der Gespräche ausgegangen werden.

Zum anderen geschah Begleitung durch Religionsunterricht. In Sample B wurde über vier Jahre hinweg der wöchentlich einstündige Religionsunterricht durch die Verfasserin (teils unter Mitwirkung von Studierenden) erteilt und dokumentiert. Die didaktischen Akzente wurden dabei bewusst im Kontrast zu den o. g. Annahmen gesetzt. Es wurde davon ausgegangen, dass die Grenzen der Zugänge und Verarbeitungsmöglichkeiten von Grundschulkindern hinsichtlich des Bibel- und Gotteskonzeptes nicht feststehen, sondern erst interaktiv ausgelotet werden müssen. Den Kindern wurde sehr viel mehr zugetraut bzw. auch zugemutet. Neben den regelmäßigen Einzelgesprächen und schriftlichen Arbeitsergebnissen gaben die jeweils protokollierten Kinderäußerungen des Stundenverlaufs Rückmeldung zum Verarbeitungsgrad der eingebrachten Impulse. Während die Einzelfälle jeweils die

individuellspezifische Rezeption spiegeln, fasst das Kapitel zum Bibelkonzept im Schlussteil ebenso wie die Thesenreihe zentrale Ergebnisse zum gesamten Sample B bzw. Sample A zusammen.

Die Lektüre der neun Einzelfallstudien wie des (ein breites Spektrum von Kindern analysierenden) Schlusskapitels mit seinen bündelnden Thesen kann (und soll) Individuen wie Institutionen (Kirche, Schule) anstoßen, hinsichtlich der religiösen Sozialisation bisherige Grundannahmen zum Kind und zum Wesen von Entwicklung und die darauf bezogene Begleiterrolle neu zu reflektieren und gegebenenfalls zu revidieren. Wenn wir christlichen Glauben als (potenzielle) Ressource auf dem Weg der zerbrechlichen Subjektwerdung wie der Lebensbewältigung insgesamt sehen und Menschen die Botschaft des Evangeliums erschließen wollen, dann muss sich die Kommunikation des Evangeliums ebenso radikal verändern wie dies die Verstehensvoraussetzungen der Adressaten/innen tun. Den uns unter den Bedingungen von Individualismus und Pluralismus begegnenden Subjekten schulden wir ihnen gemäße ‚Übersetzungen‘ dogmatischer wie biblischer Aussagen. Und dies besonders Kindern, die von mitgegebenen Bildern ungleich nachhaltiger geprägt werden. Die Religions- bzw. Gemeindepädagogik der letzten Jahrzehnte kann zweifelsohne auf erhebliche Bemühungen um adressatengemäße ‚Übersetzungen‘ verweisen²³. Der Blick auf die mediale Landschaft und auf das, was mehrheitlich beim Kind (oder auch Erwachsenen) in Schule bzw. Gemeinde real ‚ankommt‘, zeigt aber, dass die Macht der ‚kulturellen Tapete‘ trotz religionspädagogischer Anstrengungen weitgehend ungebrochen ist. Trotz konzeptionell z.T. anspruchsvoller Richtlinien und Lehrpläne dominiert in der breiten Öffentlichkeit wie in den Medien ein eindimensional historisierendes Verständnis biblischer Texte und ein Mythenhimmel mit einem vergegenständlichenden Gottesbild. Die Hartnäckigkeit dieser Konstrukte kann angesichts der frühen Einwurzelung dieser Bilder kaum erstaunen, auch nicht, dass es Menschen schwer fällt, die nicht mehr tragenden religiösen Konstrukte hinter sich zu lassen und das Evangelium in Bildern zu denken, die ihrem Weltbild und ihren Lebenserfahrungen entsprechen. Dass das Evangelium die ihm innewohnende Kraft für Menschen und ihre Lebensgestaltung tatsächlich entfaltet, ist nicht methodisierbar. Aber unsere Kommunikation des Evangeliums,

23 Gewiss wurde z.T. intensiv um inhaltliche Neuformulierungen gerungen, exemplarisch seien die Veröffentlichungen von Rainer Oberthür oder Dietrich Steinwede erwähnt. Oftmals fokussierten sich die Bemühungen jedoch auf formale Aspekte, d.h. betrafen eher die Verpackung als den Inhalt.

unsere ‚Übersetzungsversuche‘ der lebenserhellenden Botschaft, kann sehr wohl die uns (privat wie auch institutionell) begegnenden Subjekte fördern oder aber auch behindern, die Einladung des Evangeliums mit seinem Zuspruch und Anspruch überhaupt wahrzunehmen.

2 Einzelfallstudien (Anna-Katharina Szagun)

2.1 Lesehilfen

Die Bilder zu den nachfolgenden religiösen Biografien finden sich in ihrer Gesamtheit im Internet unter: www.ket.garamond-verlag.de, in Auswahl im Beiheft zu diesem Band. Die Textüberschriften entsprechen den Bildunterschriften im Beiheft bzw. Internet. Sofern der Text ein Bilddokument thematisiert, das sich weder im Beiheft noch im Internet findet, ist die Angabe (o. Abb.) daneben gesetzt. Eventuelle Abweichungen der Bildfolge von der Chronologie des Textes im Beiheft sind drucktechnisch bedingt.

Zum Text ist Folgendes anzumerken:

- Die Überschriften enthalten jeweils in Form eines Stichwortes die Aufgabenstellung bzw. Art des Dokuments (z. B. ‚Gottesmetapher‘), dahinter und in Klammern gesetzt das Alter des Kindes in Jahren und Monaten.
- Der Überschrift folgt jeweils ein dokumentierender Fließtext, der bei weitgehender Erhaltung des Originaltons in verdichteter Form, Inhalt und Verlauf des Gesprächs zur Visualisierung wiedergibt.
- Originaltonpassagen werden durch doppelte Anführungsstriche, Zitate im Zitat mit einfachen Anführungsstrichen gerahmt.
- Die Satzmelodie ist durch *kursive* Schreibweise *betonter* Worte nachzuvollziehen.
- Bündelnde Wiedergaben der Verfasserin erscheinen im Indikativ, vom Kind mitgeteilte Inhalte in indirekter Rede.
- I steht für die gesprächsleitende Person, d. h. die Verfasserin. Ihre Impulse/Fragen erscheinen in runden Klammern.
- Hinweise zu Handlungen/Stimmungen des Kindes während des Sprechaktes erscheinen in runder Doppelklammer, z. B. ((lacht)).

- Ergänzungen zur Verdeutlichung einer sprachlich unvollständigen bzw. missverständlichen Kinderäußerung erscheinen in eckiger Klammer.
- Dem dokumentierenden ersten Fließtext ist in abweichender Schriftform ein kommentierender Fließtext nachgestellt, Zusatzinformationen, Bündelungen, vorsichtige Deutungen oder auch Fragen enthaltend.
- Die Ergebnisse der die Visualisierungsaufgaben ergänzenden gegenstandsbezogenen Fragebögen²⁴ bzw. psychologischen Tests²⁵ erscheinen in der Chronologie des Befragungsablaufs. Eine vollständige Fassung des in KET I nicht wiedergegebenen Bibelkonzeptbogens findet sich exemplarisch unter der Einzelfallstudie ‚Katharina‘. Der Bibelkonzeptbogen wird im Schlusskapitel dieses Bandes unter 3.6.4 kommentiert.
- Die Darstellung der drei Geschwisterpaare erfolgt chronologisch in verschränkter Form. Das jüngere Geschwisterkind erscheint in Normaldruck. Die Dokumente bzw. Kommentierungen zum älteren Geschwisterkind sind durch Rahmen gegenüber dem jüngeren optisch abgesetzt.
- Gesprächsausschnitte mit der Mutter (bzw. dem Vater) finden sich vor der die Einzelfallstudie jeweils abschließenden Bilanz.

24 Zur Beschreibung vgl. Szagun 2006 (KET I), 93–97.

25 Zur Beschreibung vgl. Szagun 2006 (KET I), 97–103.

2.2 Norbert

Norbert, Einzelkind, lebt bei seiner Mutter und ihrem Lebensgefährten, den er als Vater akzeptiert und liebt. Die Familie ist seit 2 Generationen konfessionslos. Norbert ist intelligent und verfügt über bemerkenswertes Allgemeinwissen. Schon in Kl. 1 hat er mehrere Auslandsreisen hinter sich. Mit seiner mangelnden Anpassungsbereitschaft eckt er oft an, auch bei Gleichaltrigen. Norbert singt ab Kl. 3 in einer Kantorei.

Klasse 1

Familie als Tiere (6,9)

Der große Elefant sei Papa, der auf einem Schiff arbeite, groß und stark sei und 100 Liegestütze machen könne. Norbert ist der kleinere Elefant neben dem Baum, die Mama der Elefant auf dem Berg. Mama sei im Praktikum mit Kranken.

Alle Figuren schauen in die gleiche Richtung und stehen auf festem Grund, die Mutter höher als die beiden anderen. Die Mutter-Kind-Einheit ist durch einen kräftigen Baum vom Vater abgegrenzt. Die Vaterfigur scheint den Baum zu begießen: Ist er der Nährende?

Gottesmetapher (6,11)

Norbert beginnt mit der Deutung links vorn beim Computerteil. Das sei „ein altes römisches Haus ... schon ganz kaputt.“ Das Übrige sei eine Art Raumstation mit Wasseraufbereitung (schwarzer Schlauch). Geistförmig sei Gott im Himmel unterwegs, behängt mit Schlüsseln. Er habe „die wichtigsten Schlüssel, die zu allen Türen der Welt.“ Manche davon dürften ausnahmsweise auch Menschen nutzen. Einen davon auf keinen Fall. „Weil wenn dann welche drin sind, dann werden die zu irgendwas Bösem.“ Den besonderen Schlüssel sollte Gott in der Schachtel gut gesichert haben. Das Segelboot gehöre nicht zu Gott. Jemand habe „es geschafft, zu der Wolke rauf zu kommen. Der sei durch irgendein Loch geflogen und

dann zu Gott gesegelt.“ Gott merke, was unten passiere, greife auch ein. „Wenn die traurig sind, fliegt er nach unten und macht sie wieder fröhlich.“ Gott mache „mit Zauberei, dass der ihn beleidigt hat oder gehauen, zurück kommt und sagt ‚Entschuldigung‘.“ (Ob sich ein Mensch dagegen wehren könne, dass Gott ihn zum Guten verzaubere?) Norbert ist unsicher, denkt eher ‚nein‘, „weil Gott die Seele von den Menschen steuert.“ Trotzdem bleiben die Menschen aber streitsüchtig. Gott kann „auch die Tierseelen steuern und hilft den Pflanzen zu wachsen.“ – Links neben der Raumstation von Gott steht – vorher als Römerhaus gedeutet – ein Museum mit einer Milchproduktionsanlage und Statuen. „In einer von diesen Statuen ist sein Geist drin.“ (Wie man das merke?) „Man muss nur sehen, wie er da raus kommt, z. B. in einer stillen Nacht bricht ein Einbrecher ein, und denn sieht der plötzlich, wie Gott da rauskommt, und denn haut der ab.“ (Ob Norbert schon – ähnlich wie Abraham – Gott ganz nahe gespürt habe?) „Nee.“ Norbert erzählt stattdessen von rätselhaften Geräuschen in der Wohnung, die er jedoch nicht auf Gott hin deutet. An Zeiten, Orte oder Situationen, wo ihm Gott eingefallen sei, erinnert sich Norbert nicht. Die Knetfigur nutzt Norbert für ein dialogisches Spiel, indem er sich mit der Figur in seiner Gestaltung bewegt und mit Gott ein Gespräch führt. Gott könnte vielleicht runter gucken und sagen: „Da unten sind ja Mama und Papa. Papa produziert da gerade Milch.“ Als I Gott zu Norbert sagen lässt: ‚Ich kenne dich schon seit deiner Geburt‘, antwortet er: ‚Ich kenne dich nicht seit meiner Geburt. Ich kannte dich erst, als ich drei Jahre alt war.“ Seine Überschrift für die Gestaltung: ‚Gott ist wie ein Geist oder wie ein lieber Schlüssel‘.

Norberts Gestaltung enthält kreativ kombinierte Elemente seiner Bildungsbiografie (Märchen, Museum, Römerhaus usw.) und ist zugleich deutlich vom christlichen Mythenhimmel geprägt. Durch wen? Gott wird unsichtbar anthropomorph vorgestellt, oben verortet, alles überschauend und bei Bedarf hilfreich eingreifend. Das Eingreifen wird als Seelensteuerung verstanden, die auch für Tiere gilt. Frieden, Versöhnung sind Gottes wichtigste Anliegen. Gott kann und darf alle Türen öffnen, der Mensch nur begrenzt. Das Märchenmotiv einer verbotenen Tür taucht auf. Gott sollte die Zugänge sichern, denn Menschen tendieren dazu, Grenzen zu überschreiten – ein Segler ist unerlaubt bis zu Gott vorgedrungen, Einbrecher bedrohen das Museum: Gott muss sich mit Grenzverletzungen auseinandersetzen und tut dies auch. Auffällig: Wo Gottes Geist wohnt, da wird Milch produziert, Gottes Präsenz und Nahrung sind verbunden. Wie ist das zu verstehen, vor allem, da Norberts Gotteskonzept mit seinem Leben nichts zu tun zu haben scheint? Norbert ist offen, sich auf ein Spiel zu Nähe und Distanz bezüglich Gottes einzulassen.

Lebenswelt (7,4)

Wichtig für das Leben ist sein Gameboy, den Norbert detailliert gezeichnet hat, weniger ausgeführt seine Eltern und sich selbst. Er geniert sich etwas, weil er nicht gut malen kann. Die größte Bildfläche nehmen seine sportlichen Betätigungen (Fußball, Fahrradfahren, Klettern, Schwimmen) ein, denen verbal aber kaum Bedeutung zugemessen wird. An Papa findet Norbert wichtig, dass der immer so nett zu ihm ist. (Und Mama?) „Weiß ich nicht – sie hat mir gestern was geschenkt, und sie hat mich ganz lieb.“ Er würde an seinem Leben gern verändern, „dass ich nicht so viel Fernsehen gucke ... und Gameboy spiele und nicht mehr so doll böse bin zu Mama.“ Das sei er nämlich manchmal. Norbert ängstigt sich öfter, vor allem vor Vampiren. Dann holt er sich ein Buch. Gott kommt in seinem Leben nicht vor.

Norbert ist etwas pummelig, kann sportlich kaum mithalten. Spiegelt die dem Sport zugemessene Fläche den Erwartungsdruck, dem er sich ausgesetzt fühlt? Er hat als Sportler im Bild weder Hände noch Füße. Im Familienbild haben alle Füße, aber keine Hände, die Gesichter sind rudimentär, Norbert hat gar keins. Die Mutter steht wie ein Wall zwischen Norbert und dem Vater, der die Arme ausgebreitet hält. Hat Norbert Sehnsucht, vom Vater umarmt zu werden?

Klasse 2

Familie als Tiere (7,8) (o. Abb.)

Norbert zeichnet seine Eltern und sich als Schlangen, auf einem weiteren Blatt die entfernte Familie als Fische, Vögel und Eichhörnchen, einen Cousin auch als Schlange.

Wieder steht die Mutter als größte Figur zwischen Norbert und dem Vater. Norbert bemalt – grenzüberschreitend – als einziges Kind der Klasse zwei Blätter zum Thema. – In die Unterrichtseinheit zum Thema ‚Schöpfung‘ bringt sich Norbert engagiert ein. Er hat vom Urknall gehört und bringt von zu Hause Bildmaterial zur Evolution mit. Die Erzählungen zum babylonischen und zum ersten biblischen Schöpfungsbericht auf dem Hintergrund des damaligen Weltbildes interessieren ihn. Er lässt sich gern auf Fantasiereisen ein, z. B. in den großen Garten, in den einen die Quelle des Lebens als unsichtbare Stimme ruft.

Höhle des Herzens (7,9)

Norbert kommentiert seine Zeichnung aus zeitlicher Distanz. Rechts oben führe die Treppe von seinem Zimmer in die Höhle. Der Wandbehang in der Höhle sei bunt, weil es viele Meinungen über Gott gebe und weil in/an Gott so viel Verschiedenes sei. Das Braune rechts sei ein Ofen mit viel Essen, davor der Geist, der Gott beschütze (Bodyguard). Gott sitze in Gestalt eines Häschens am Tisch und habe ihn, Norbert, zum Essen eingeladen (Figur links).

Die der Zeichnung voraus liegende Fantasiereise bildete die Brücke von der Unterrichtseinheit Schöpfung zur Einheit Gebet. In einer Fantasiereise zur Höhle des Herzens konnten die Kinder dort die geheimnisvolle Stimme, die Quelle des Lebens, wieder treffen. Die Zeichnung von Norbert deutet darauf hin, dass Gott als nährenden Kraft in seinem Leben präsent ist. Aus dem zwei Monate später ausgefüllten Fragebogen zum Gebet geht hervor, dass Norbert eine intensive Gebetspraxis entwickelt hat. Am besten hat ihm an der Einheit ‚Gebet‘ gefallen, sich in Kinder hineinzusetzen, die sich in schwierigen Lebenssituationen an Gott wenden und für sie ein Gebet zu formulieren.

Gottesmetapher (8,1)

Norberts Vergleich für Gott ist eine Einhornvipser mit einer CD als Kopf. „Weil da so viel drauf ist, habe ich mir gedacht, dass die CD der Kopf ist.“ Eine Schlange könne sich „ganz schön viel merken.“ (Die Ähnlichkeit zwischen Einhornvipser und Gott?) „Eine Einhornvipser ist sehr stark, genauso wie Gott. Und sie ist auch sehr gefährlich!“ Man könne mit ihr spielen, wenn sie klein sei. Das gehe mit Gott nicht, „aber dafür kann man mit Gott sprechen!“ (Ob Gott auch zu Menschen spreche?) „Ja, im Gedächtnis ... hört man eine Stimme, z.B. ‚Übe noch fleißig, damit du die Prüfung schaffst!‘“ Norbert traut Gott nur positive Botschaften zu. Müll auf die Blumen zu werfen, würde Gott nicht anregen, zum einen, weil man die weggeworfenen Sachen vielleicht später noch brauchen könnte, zum anderen „das wäre dann Umweltverschmutzung.“ Gott finde so etwas „schlecht, sehr schlecht“ nämlich „weil er sie erschaffen hat.“ Norbert erinnert sich zur Schöpfungserzählung daran, dass da die „Erde was Gutes ist“ und der Mensch die Aufgabe habe, „die Erde zu beschützen“.

Befragt, welche Hilfe von Gott er sich vorstellen könne für ein Kind, das auf einem einsam gelegenen Spielplatz betrunkenen Fußballfans be-

gegne, meint Norbert: „Dass die betrunkenen Fußballfans sagen: ‚Hier, nö, der ist uns zu mickrig! Den lassen wir lieber in Ruhe!‘ Oder z. B. wenn ich nachts alleine zu Hause bin, dann könnte jemand einbrechen und dann können sie mich z. B. finden und wollen alles wegnehmen, und dann sagt Gott ‚Nö‘ und dann sagen die ‚Nö! Das wäre ja Unsinn, wenn wir so ein kleines Kind berauben.‘“ Norbert denkt, dass Gott handelt, indem er Menschen ins Herz/in den Kopf spricht. (Ob er Gott schon nahe gespürt habe?) „Ja ... ne Mathearbeit.“ Die sei nicht so gut gelaufen. „Ich hatte da eine Zwei. Keine Eins!“ Er sei hinterher zu Hause gewesen und „Gott hat gesagt: „ne Zwei ist doch *auch* nicht so schlimm!“

Seine Knetfigur setzt Norbert direkt neben den Kopf der Viper. (Was er im Vorjahr gestaltet habe?) „Ein *Boot*, da saß *ich* drin und den *Palast von Gott*! Und dann habe ich auch noch *Gott* gemacht!“ Das frühere ‚Museum‘ wird nun als Palast gedeutet, der Schlauch als Bootsantrieb, er selbst als Bootsfahrer. An die Schlüsselgewalt Gottes wird sich präzise erinnert. Befragt nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten zwischen seinen damaligen und jetzigen Vorstellungen: „Also, hier [letztes Jahr] fahr‘ ich gerade zu seinem *Palast* mit dem *Boot*! Und hier habe ich mir Gott *anders* vorgestellt ... nämlich als *Schlange*. Also hier ist er *zu Hause*, in seinem Palast! Und hier ist er in *unserer* Welt!“ Den Palast habe er sich „in den Wolken“ vorgestellt. (Ob ein Flugzeug dichter dran komme?) „Man kann den *Palast* nicht sehen. Man kann *Gott* nicht sehen, und auch nicht seinen *Brunnen* vor dem Haus.“ (Seinen Brunnen?) „Ich habe mir das so vorgestellt.“ (Ob in der aktuellen Gestaltung Gott in der Welt sichtbar sei?) „Ja! Hier hat er sich nämlich als Karbonviper verkleidet in einem Tropenwald. Wenn sich ein Mensch verirrt hat, dann bringt die Schlange ihn wieder raus aus dem Tropenwald zu seinem Zuhause!“ (Gott als Viper im Tropenwald sei gar nicht in unserer Nähe?) „Doch, er ist ja auf der Welt, bei uns.“ Ohne Verkleidung sei er unsichtbar. „Aber wenn er sich verkleidet, dann weiß man ja nicht unbedingt: Diese Schlange ist Gott oder diese.“ Norbert denkt, dass Gott sich unterschiedlich verkleiden kann, auch als Mensch, der andere tröstet, mit ihnen spielt, sie nach Hause bringt.

Norberts Vergleich stellt die hilfreiche Seite Gottes heraus, zugleich auch die machtvolle dunkle. Die Welt wird als gute Schöpfung gesehen, für die der Mensch Verantwortung hat. Gott wirkt über das Denken und Fühlen in die Welt hinein, durch eine innere Stimme oder auch – immer wieder anders verkleidet – durch Geschöpfe, orientierend, ermutigend, tröstend. Als sich Norbert durch

den eigenen Bewertungsmaßstab verurteilt fühlte, erfuhr er Gottes Zuspruch. Norbert erinnert wesentliche Aspekte seines Gottesbildes vom Vorjahr, ergänzt sein Palastbild noch um einen Brunnen, schreibt sich aber nun selbst die Rolle des grenzüberschreitenden Bootsfahrers zu. Er kann die Unterschiede zwischen seinem Denken in Kl. 1 und 2 erstaunlich präzise benennen. Gott war für ihn im Himmel, wirkt jetzt in der Welt, bleibt dabei aber geheimnisvoll unverfügbar.

Zeichnung zum Lied (8,3)

Norberts Bild zum Lied ‚Gott hält die ganze Welt in seiner Hand‘ zeigt ein Wirbeln von Kräften im Kosmos. Nur schemenhaft taucht daraus die Hand auf, welche die Welt zu halten scheint.

Das Bild ist deutlich auf Transzendenz hin angelegt.

Klasse 3

Lebensweg Vergangenheit (8,7)

Norberts stellt seinen Lebensweg als Bleistiftspirale mit Zahlen dar, dazu eine „Schulentscheidungskreuzung“ und sich als Judoka. Aus dem Kindergarten erinnert er sich an den Ärger, den er bekam, weil er rohe Pilze aß. Die erste Klasse sei schön gewesen, die zweite weniger, weil sein Freund die Schule verließ. Momentan drücken ihn viele Eintragungen wegen vergessener Materialien oder Hausaufgaben, offenbar auch die Beziehungen zu Klassenkameraden. Je bessere Noten man habe, umso mehr Freunde habe man auch, meint Norbert. Das sehe man an Joel und Cornelli.

Lebensweg Zukunft (8,8)

Seine Zukunft zeichnet er als dünne vielfach gewundene Linie, die sich bei Alternativen jeweils für eine Zeitstrecke teilt: Entweder Oberstufe des Gymnasiums oder Berufsausbildung bzw. entweder Agent werden oder Polizist oder – und das am liebsten – Detektiv. Die Linie hat vier verschiedene Farben, die für Lebenssituationen stehen: normal (grün), fröhlich (blau), Not (schwarz) und Gefahr (rot). Fröhliche Abschnitte gibt es nur vereinzelt (in Kl. 10 und nach erfolgreicher Detektivtätigkeit), auch die normalen sind sehr viel kürzer als die von Not und Gefahr

gekennzeichneten Wegstrecken, die fast sein ganzes Leben als Erwachsener kennzeichnen, insbesondere die Berufstätigkeit. Aber auch alte Leute sind überwiegend in Not (ausgeraubt) oder Gefahr (vorzeitiger Tod).

Auf der Postkarte an seine Begleitung auf der Lebensreise steht: „Lieber Papa, es wäre zu schön, wenn wir mehr Zeit miteinander hätten, weil ich bin total einsam.“

Norberts Lebensgefühl scheint stärker von Verlusten und Konflikten geprägt als von positiven Ereignissen. Norbert verletzt Normen, unterläuft z. B. schulische Anforderungen. Konflikte sind die Folge. Dass er weniger Freunde hat als andere Jungen, schreibt er nicht seinem Verhalten zu, sondern der Aura von Noten. Beliebtheit hänge von Schulzensuren ab. Norbert hat kürzlich seinen Opa verloren. Er erzählt nichts dazu, aber dieses Ereignis wirft Schatten. Die Zeilen an seinen berufsbedingt oft abwesenden Vater zeigen anrührend seine Sehnsucht nach Nähe und Zuwendung.

Norberts Einsatz in der Schule ist minimalistisch. Hausaufgaben werden kaum gemacht, Aufgabenzettel verloren. Bei Arbeitsblättern im Unterricht beschränkt er sich auf wenige Worte. Im Kopf des Mose nach dem Dornbuschgeschehen steht nur die Frage: „Soll ich nach Ägypten?“ Im Kopf von Jona im Fischbauch findet sich der Ausruf: „Scheiße! Wie komme ich hier wieder raus?????“ Dem in der Schule ausgefüllten Arbeitsblatt zu Jona ist zu entnehmen, dass Norbert die Erzählung und ihre Kernaussage, dass Gott für alle da sei, verstanden hat.

Lebenswelt (9,1)

Norbert hat die Beerdigung des Opas (6 Monate zuvor) gemalt. Mit dem Opa habe er immer Späße gemacht, gekitzelt und getobt. Opa sei ganz plötzlich gestorben. Mama habe ihm erst am anderen Tag vom Tod erzählt, damit er keinen Alptraum bekomme. Hätte er Zauberkraft, würde er machen, „dass Opa wieder kommt“ und dass sein Stubenarrest aufgehoben würde. Bei Traurigkeit helfe ihm, „wenn mich Mama tröstet. Und wenn ich gute Zensuren bekomme.“ Er erzähle den Kummer meistens Mama. Bei Angst helfe, Licht anzumachen oder sich durch Fernsehen ablenken, „oder zu Mama gehen.“ Manchmal erzähle er es ihr oder stehe einfach nur daneben, „daneben sein reicht meistens auch schon.“

Bei Wut helfe, „dass ich erst mal in mein Zimmer gehe und allein spiele. Dann reg’ ich mich wieder ab. Und dann gehe ich wieder raus.“ Über schwere

Fragen „grüble ich erst mal allein. Und wenn ich keine Lösung gefunden habe oder wenigstens eine Vermutung, geh' ich zu anderen, meistens zu Mama und Papa.“ Freunde habe er in Stralsund, keinen in der Klasse, aber einen in der Klasse drunter und in der Nachbarschaft. Gott hat mit Norberts Leben zu tun. Er klebt für seine Präsenz einen dicken Punkt auf Opas Sarg, weil „Angst ist 'ne wichtige Sache.“ Dazu merkt er an: „Jetzt sieht das aus wie eine Tür, wo unten durchgeschossen wurde.“ Der Punkt gilt für Norberts ganzes Leben und drückt aus, „dass ich Hilfe brauche ... Wenn ich allein bin, sehe ich immer was in meinem Zimmer herumschwirren, was gar nicht da ist“, etwas wie „Halluzinationen“, die die Angst vertreiben. Er habe dann das Gefühl, dass Gott irgendwie da sei, sozusagen um ihn rum.

Der zeitgleich ausgefüllte Gebetsfragebogen weist auf eine intensive Gebetspraxis hin. Norbert betet häufig vor dem Einschlafen, bei Angst, Sorgen, Kummer, Einsamkeit oder um sein Leben mit Gott zu besprechen, manchmal bei Freude, selten, um sich etwas zu wünschen. Sein Gebetsverständnis basiert auf synergistischen Vorstellungen.

Die Trauer um den Opa hat Langzeitwirkung. Tod und Beerdigung des Opas bewegen Norbert stark. Gott wird bei seiner Angst und Verlusterfahrung angesiedelt, strahlt aber auf das Übrige aus. Ist Norberts Assoziation zum Sargbild mit Gottespunkt eine Art intuitiver Metapher für das Aufbrechen des Todes durch Gott? Norbert scheint sich seiner Bedürftigkeit bewusst und zugleich auch der Instanz, die ihm Hilfe bringt: Die gespürte Nähe Gottes vertreibt Angst, schenkt Geborgenheit. Die Eintragungen in den Gebetsfragebogen bestätigen diesen Eindruck.

Gottesmetapher (9,1)

Norbert hat seinen Vergleich erst im Ausprobieren von Material gefunden. „Ich habe mir überlegt, dass uns Gott auch auf die *Probe* stellt. Das hier soll eine Art *Trainingslager* sein! Hier ((zeigt auf CD, bewegt sich wie Drehtür)) ist sozusagen der Start und hier [Chip] ist dann ein *Weg zu dem!* [Draht = Brücke]. Hier drüber muss man kommen hier, um *nicht nass* zu werden. Man sollte versuchen, *nicht* runter zu fallen!“ (Warum Gott uns im Trainingscamp üben lasse?) „Weil er immer mit *anderem* beschäftigt ist, ... dann kann man sich *selber helfen!*“ (Was wir trainieren?) „*Selbstverteidigung* zum Beispiel.“ Dass wir noch anderes üben, verneint Norbert zunächst. (Und die Schule?) Bei Norbert scheint ein Groschen zu fallen: „Eigentlich ist ja auch das ganze Leben ein Trainingsprogramm. Wenn man ganz klein ist, muss man schon lernen, dass, wenn man *schreit*, dann *Nahrung* bekommt. Wenn

man im *Schulalter* ist, dann lernt man das *Wissen!* Und wenn man dann eine *Arbeit* hat, lernt man die Arbeit. Und wenn man alt, älter ist, dann lernt man erst so richtig die *Wirklichkeit*, also den *Rest!* Ein bisschen lernt man die Wirklichkeit ja schon in der Schule!“ Norbert setzt seine Knetfigur ins Trainingslager. (Ob man von Gott während des Trainings etwas *spüren* könne?) „Ja! Dass Gott einen auch liebt!“ (Wie man das merke?) „Dass man plötzlich was *sehr gut kann*“, besser als man vorher gedacht habe. (Und wenn einem mal gar nichts gelinge?) „Wenn man *runter fällt*, dann hilft Gott einem wieder *hoch!*“ (Ob Gott einem das direkt sage oder eher Menschen schicke zur Ermutigung?) „Nee, dass er es *selber* sagt!“ Ins Herz rein sage er das.

Norbert deutet seine Gestaltungen aus den Vorjahren völlig neu. Das Verbindende sei die Sorge um Pflanzen. Im ersten Jahr habe Gott mit Kette und Schlüssel alles Schlimme festgehalten, damit die Pflanzen nicht unter Müll oder Abgasen leiden. Im zweiten Jahr sei Gott wie ein Gärtner gewesen, der auf die Pflanzen aufpasst. Im dritten Jahr, „dass, wenn er sich z. B. gerade um die *Pflanzen kümmert* hier, dass wir uns *proben!* Dann können wir uns auch *selber* manchmal helfen!“

Norberts Trainingslager entpuppt sich als Lebensmetapher, zunächst auf den Sport begrenzt, dann universalisiert. Gott wird darin unsichtbar präsent gedacht. Die Menschen müssen lebenslang trainieren, aber Gott ist unsichtbar begleitend mit auf dem Weg, schenkt überraschend Erfolge bzw. hilft einem aus Löchern des Versagens heraus. Die Umdeutungen früherer Gestaltungen von einem bisher kaum relevanten Thema her überraschen. Norberts abschließende Begründung des Trainingslagers verweist auf Zweifel an Gottes Omnipräsenz bzw. deutet auf eine Reflexion der Verborgenheit Gottes hin.

Löcher der Verzweiflung (9,1) (o. Abb.)

Norbert braucht zwei Blätter, um alle Löcher der Verzweiflung in seinem Leben zu platzieren. Im Kindergarten sei er geärgert worden, weil er dick war. Er habe auch andere geärgert. Wegen Lügens habe er drei Monate Hausarrest gehabt. Viele Löcher gab es wegen Einsamkeit, sei es, dass Freund E ihn verstieß oder dass ihn gar keiner verstand, weder in der Schule noch zu Hause. Das schlimmste Loch sei der Tod des Opas gewesen. Das habe die ganze Familie mit ihm geteilt. Aber: „Gott hat mich *immer* wieder aufgebaut, aufgemuntert.“

In der Zahl und Kommentierung seiner ‚Löcher‘ spiegelt sich Norberts konfliktbehaftete Lebenssituation sowie seine aktuelle Gottesbeziehung.

Klasse 4

Baum (9,6)

Norbert malt sich als kräftigen Baum mit saftig grüner Krone: Er wünscht sich für Kl. 4, dass er abnimmt und dann weniger geärgert wird (Lauffähigkeiten). Er möchte besser aufpassen in der Schule und vor allem so werden, dass Mama seinetwegen nicht überkochen muss. Norberts Baum hat viele Wurzeln: Schlaf, das warme Bett, seine Eltern, freundliche Menschen, das Vertrauen, dass es keinen Krieg gibt, Gott und seinen Schutzengel.

Norberts blattfüllend strotzender Baum (mit zwei Seitentrieben, die einerseits ihn selbst als Kind, andererseits seine späteren Kinder darstellen) steht in Kontrast zu dem sich in den ‚Löchern‘ ausweisenden Lebensgefühl: Was drückt sich hier aus? Die Zerrissenheit zwischen dem Ideal-Ich und dem von Niederlagen und Konflikten gekennzeichneten Selbstbild? Hat er neben seine Kleinheiten (Angst, Einsamkeit, Konflikte) einen Hoffungsbaum gepflanzt?

Aggressionen (9,6) (o. Abb.)

Eine Imaginationübung versetzte in einen Jungen, der auf dem Schulhof einen Kameraden zusammenschlägt. Der geschlagene Junge wehrt sich nicht. Er verpetzt den Schläger auch nicht bei der Aufsicht führenden Lehrkraft. Die Kinder sollten zu Papier bringen, was der Schläger jetzt denkt und fühlt. Norbert schreibt: „Der ist ja blöd!!!!!!!!!!!!!! (Eigentlich ist er ja klug, aber das gebe ich nicht zu).“

Norbert weiß um die Differenz zwischen der Einsicht und dem, was im sozialen Umfeld aus Angst vor möglichem Statusverlust ausgedrückt wird: Er bringt ein – besonders männliche Heranwachsende betreffendes – Problem auf den Punkt.

Unterrichtsdokumente (9,7–8) (o. Abb.)

Norberts schriftliche Mitarbeit im Unterricht bleibt sparsam: Zum Speisungswunder notiert er, die 5.000 Menschen hätten ihr Essen geteilt. Das Wunder bestehe darin, dass sie die Angst überwunden hätten, zu teilen.

Dazu könne die Geschichte auch heute ermutigen. Bei der Ermittlung von Fragen der Kinder zum Thema GOTT gibt er an, er (9,8) habe keine Fragen dazu. Für ihn sei klar, dass Gott unsichtbar da sei. Seine Vermutungen zu Gottesbildern von Klassenkameraden decken sich verblüffend mit Beobachtungen von I. Der Projektionsfigur Martin schreibt er die Metapher zu, Gott sei „wie ein älterer Herr, der einen immer beschützt.“ Am besten habe ihm bisher die Mosegeschichte gefallen, die zehn Gebote, weil „man Gott nie unterschätzen sollte.“

Familie in Tieren (9,8)

Norbert hat sich zuerst gemalt: als Speihkobra. Sie könne Gift in die Augen spritzen und blind machen bzw. auf der Haut Verbrennungen dritten Grades auslösen. Er möge Schlangen und die grüne Farbe. Sie sei glitschig wie sein Sternzeichen ‚Fische‘. Er sei auch manchmal giftig zu denen, die ihn ärgern, aber das passiere selten. Seine Mutter sei eine Nachtigall. Das passe, weil sie oft vogelfrei sei und nicht gern im Bett. Für den Papa passe die schwarze Katze, weil er sehr lange aufbleiben könne und sich so gut im Computer auskenne wie eine Katze im Stadtplan. Das Gottesband sei grün (Natur, Lieblingsfarbe) und halte an diesem Ort „uns so richtig zusammen.“

Die Familie bildet – alle auf gleicher Höhe, in gleichen Farben und einander zugewandt, verbunden durch Gott – ein geschlossenes Ensemble. Der Bindungstest weist Norbert als sicher gebunden aus. Die Beziehung zu Gleichaltrigen ist gleichwohl konfliktträchtig: I erlebt ihn, sich in der Pause ins Schulhaus rettend – mit Tränen in den Augen –, weil ihn die anderen ärgern oder hauen wollen. Das sei ganz oft so. Er werde als Spielverderber angesehen, habe keine Freunde.

Höhle des Herzens II (9,9)

Seine Bleistiftzeichnung zeigt eine Säule, um die sich eine Wendeltreppe mit hunderten von Stufen windet. Oben sieht man einen Fuß hineinragen. Norbert erzählt, er sei mit dem großen Sack Päckchen (schöne, traurige, schlimme Ereignisse des Tages) hinab gestiegen in die Höhle des Herzens, wo er den Sack auspackte. Er habe die unsichtbare Stimme dort getroffen und herein gebeten. Sie hätten sich gemeinsam die Gefühle vom Sack angeguckt. Er habe sich von der unsichtbaren Stimme gewünscht, dass sie ihm das Schwere aus den Gefühlen raus nehme. Dann sei er mit den nun

leichten Päckchen wieder hoch gegangen und habe sich schlafen gelegt. „In echt“ gehe er manchmal auch nur nach innen, manchmal zu anderen Menschen mit seinen Päckchen, vor allem zur Mutter.

Norberts Darstellung lässt auf ein Fortbestehen seiner persönlichen Gottesbeziehung schließen.

Norberts Brief an Beppo (9, 10): „Lieber Beppo, was du getan hast, war gut. Gott hat bestimmt durch Menschen gehandelt.“

Norbert bleibt erkennbar bei synergistischen Vorstellungen.

Gottesmetapher (9,11)

Gott ist wie „ein *Drache*, der auf meine *Schätze* und *mich* aufpasst.“ Das Holzteil sei er selbst, die gelben Perlen sein Schatz, also „alle Sachen, die ich *gern habe*, meine *Familie*, mein *Spielzeug*, mein *Lieblingessen*.“ Dazu gehören – auf Nachfrage – auch seine Fähigkeiten und Gesundheit. Der Drache habe blaue Arme und grüne Flügel rechts und links. Das Gelbe sei „ein *Schutzband*, damit er nicht *verwundet* wird.“ (Wer den Drachen *verwunden* könne?) „Eigentlich nur er sich *selber*. Oder jemand anderes, der *Worte* zu ihm sagt“, ihn beleidige. Statt oben auf dem Kopf hätte Norbert lieber „eine *Kuhle* in die Brust rein gemacht“ für sich, so am Herzen, aber er habe es nicht *hingekriegt*. Norbert denkt, dass der Drache Raum habe für viele Schätze. Das sei „eigentlich wie in der *Wohnung*. Dann hat *jeder Schatz sein Zimmer*.“ Bei diesem Drachen komme vielleicht nur noch seine Familie unter. Aber in echt könnten „alle“ in der Brust Gottes wohnen. (Ob man frei entscheiden könne, bei Gott zu wohnen oder nicht?) „Also, wenn jemand ein *Angebot* hätte, würde er *bestimmt lieber* bei *ihm* wohnen.“ Dazu, ob und wie Menschen erfahren, dass sie solch ein Angebot von Gott bekommen, fällt Norbert auch nach etwas Nachdenken nichts ein. Über die Erinnerungshilfe der Geschichten von Zachäus und vom guten Hirten kommt dunkel hoch, dass in Jesugeschichten Einladungen enthalten sind, nahe bei Gott zu sein. Zur Einladung an alle erinnert sich Norbert nun an „die Geschichte von den 5.000“.

Zu den Gestaltungen der Vorjahre fällt Norbert spontan nichts ein. Zum Foto aus Kl. 3 meint er: „Das sollte ein *Trainingslager* sein, falls Gott mit anderen Sachen *beschäftigt* ist, dass man sich dann *selber* wehren kann.“ (Ob das bei der neuen Gestaltung anders sei oder auch so, dass man selbst etwas tun müsse?) Es scheint schwierig, die Frage auf die neue Metapher zu bezie-

hen: Norbert beginnt „Na, man *sagt* dem *Drachen* z. B. wo man *hinfliegen* soll, also wo er mal ... Aber eigentlich bleibt der Drachen meistens in der *Höhle* und meine Familie in dem Drachen *drin*. Also *selbst*, wenn die woanders *hinfliegen*, wir hier *drin*, wir können das eigentlich nicht sehen, weil, es gibt ja kein *Fenster*. Aus *meinem Körper* gibt es ja auch kein *Fenster*.“ Norbert denkt, indem man mitfliege, sei man immer da, wo Gott auch sei. (Ob Gott innen oder außen schütze, z. B. dass man in Not nicht *verzage*, sondern sich *weiter bemühe* oder eher so, dass Leuten *nie* etwas *Schlimmes passieren*?) „Eigentlich *beides*, körperlicher und innerlicher Schutz ... eigentlich beides *gleich* viel. Das eine oder andere kleine *Stolpern* kann bestimmt mal *passieren*, aber sonst nichts *Dolles*.“ Stolpern sei „z. B. wenn man sich mit *Marmelade bekleckert*.“ (Ob das bedeute, Gott gebe es nicht mehr, wenn man schwer krank werde?) „Doch. Dann hilft er einem, wieder *gesund* zu werden.“ Und bei Entmutigung „*muntert* er ihn *auf*“, *mahne* ihn, mehr zu *üben* und „gibt ihm ein paar *Tipps*, die er dann bei der nächsten Arbeit nehmen kann.“

Zum Foto aus Kl. 2 nach stotterndem Nachdenken: „Das war ein *tropischer Wald*, wo man – also auch so was *Ähnliches* – wo man nicht *gefunden* wird von *Eindringlingen*, also *Bösen*.“ Gott sei wie die Bäume gewesen, „die *umgeben* die *Tropenstadt* und dann kommt da keiner *rein*.“

Zu Kl. 1 meint er sich zu erinnern: „Da hab ich so eine Figur aus *Klebe* gemacht, die hab’ ich in ein *Boot* gesetzt, und dann war da auch *irgendwas* mit Schläuchen.“ Seine Erinnerung bringt er mit der Wahrnehmung des Fotos aus Kl. 1 nicht zusammen: „Hä? ((längere Pause)) Das ist ja *komisch*.“ Norbert meint, er habe damals noch etwas anderes gestaltet. Als sich dies als Irrtum erweist, versucht er, die Bedeutung der Gestaltung aus Kl. 1 zu rekonstruieren. „Also das hier [= Elektroplatte] sollte ein Schutz für *Gott* sein, sein *Haus*.“ Die Schachtel hinter dem Haus sei ein Schuppen, wo Gott sich heilen konnte, wenn er innerlich verletzt war. In der Schachtel sei ein mit Ketten umwickelter Schlüssel. Der Schlauch habe Schmutz in Medikamente verarbeitet und alles zum Haus geleitet, was Gott brauche, Medikamente, Wasser, Essen. Norbert stockt. Na, Gott brauche „nicht wirklich was zu essen und zu trinken, aber ich habe das gebaut.“

(Was ähnlich bzw. unterschiedlich sei in seinen Gottesvorstellungen der vier Jahre?) Norbert sieht Ähnlichkeiten zwischen Kl. 1 und Kl. 4; bei beiden sei Gott verwundbar und werde geschützt, in Kl. 4 werde auch die Familie geschützt. Nun entdeckt Norbert, dass es auch in Kl. 2 um Schutz gegangen sei: bei den Blättern sei etwas gespannt, „dass da keiner durch kommt.“ Das Trainingslager in Kl. 3 habe kaum was damit zu

tun, vielleicht „ein *klein bisschen*, dass man sich *selber* schützen kann.“ Einen Zusammenhang zwischen Trainingslager und lebenslangem Lernen bzw. Gott kann Norbert nicht mehr stiften. Seine Deutung beschränkt sich jetzt auf Selbstverteidigung für den Fall, dass Gott „mal *woanders* ist.“ Seine Denkweise von damals kommentiert er: „Na, das war in der *dritten Klasse*. Da *war* ich noch nicht so *weit*.“

Bei Norbert dominiert jetzt das Motiv Schutz und Geborgenheit. Von diesem Motiv her deutet er auch die Gestaltungen der Vorjahre partiell neu. Gott scheint so verwundbar wie er selbst, bietet zugleich aber Schutz und Geborgenheit, innen wie außen. Norbert ist in seinen keineswegs konsistenten konkreten Bildern so verhakelt, dass er immer wieder argumentativ in Nöte gerät. Nimmt er die Widersprüchlichkeit seiner Vorstellungen nicht wahr? Oder gehört sie – der Unbegreiflichkeit des ‚Gegenstandes‘ geschuldet – notwendig zum Bild? Des analogen Charakters seiner Aussagen zu Gott ist sich Norbert erkennbar bewusst.

Klappfigur (9,11)

Eigentlich sei er für alle Jungen seiner Klasse ein „fauler Stutz, blöd, nicht schnell genug.“ Die Mädchen hielten sich da raus. Norbert weint fast, als er von der Sicht der Klassenkameraden auf ihn spricht. Er wischt sich etliche Male die Augen. Seine Eltern und die Klassenlehrerin sagen, dass er ein kluger, lieber Junge sei und noch nicht alles gezeigt habe, was er könne. Er mache meistens, was er wolle, versuche aber, fleißiger zu sein und vor Arbeiten zu üben.

Sein Inneres hat Norbert mit vielen Farben ausgestaltet. Während des Erzählens platziert er noch Farbschnipsel um bzw. legt ergänzend etwas nach. Das Goldene stehe für die Eltern, Rot für die Liebe, das Silberne für seinen Traum, zaubern zu können. Braun bleibt unerwähnt. Die sich anschließenden fünf Schnipsel stehen alle für Hoffnungen, die mit der mangelnden Akzeptanz durch die Jungen zu tun haben: Hoffnung auf eigene Veränderung, die Akzeptanz nach sich zieht (Gelb, Grün), auf Dünner-Werden und Besser-Bewegen (Dunkelgrün), auf Erlösung aus Einsamkeit: „dass, wenn ich *einsam* bin, *irgendjemand kommt*“ (Dunkelblau), auf neue Freunde (Rosa: Er fordert eine zusätzliche Farbe ein). Während Weiß für die Angst steht, keine Einser in Arbeiten zu erreichen, spiegeln die anderen Schnipsel sein Zentralproblem: Hellblau steht für Einsamkeit, Orange für die aufkommende Wut, wenn er gehänselt wird, Rot für den Wutausbruch, Schwarz für den Hass auf seine Peiniger. (Womit sie ihn

hänselfen?) „Na, ich bin zu *dick*, ich bin zu *klein*.“ Mehrere der Peiniger sind auch nicht dünn. „Ja. Trotzdem sagen die das.“ Alle seien aber größer als er. Norbert hofft immer noch auf Besserung der Beziehung bzw. auf neue Freunde (Rosa).

(Was er denke, wie Gott auf sein Inneres schaue? Ob er all *dieses* sehe oder noch was *anderes*?) „Er sieht all *dieses*, die *Gefühle*“ und zwar „mit *freundlichen* Augen.“ Was Gott tun könnte, dass sich die Hoffnungen erfüllen, „*weiß* ich nicht“, er denkt: „Eigentlich nichts ((leise)).“ (Gott könne *gar nichts tun* in der Welt?) „Na *schon*, aber so was ... ist ja eigentlich nur meine *eigene* Angelegenheit. Das muss ich *selber schaffen*.“ (Ob Gott ihn dabei unterstützen könne?) „Na, eigentlich *gar nicht*.“ (Eventuell durch Botschaften?) „Vielleicht ermutigen“ als „ganz kleine“ Hilfe.

Norberts Klappfigur spiegelt seine Verzweiflung angesichts seiner isolierten Stellung: Er wird gemobbt, was die Lehrkräfte kaum wahrzunehmen scheinen. Eine Szene im Unterricht: Ein gellender Schrei ertönt. Die Lehrkraft stürzt zu Norbert und schreit ihn an: Nie mehr habe er so zu schreien in ihrer Gegenwart. Norbert legt den Kopf auf die Arme und weint still vor sich hin. Nach einer Weile schleicht – unbemerkt von der Lehrkraft – Pavel zu Norbert und bringt den Tintenkiller zurück, den er gepopst hatte – Anlass zum Schrei. Norbert meint, die Lösung seines Zentralproblems allein bewältigen zu müssen. Warum traut er gerade hier Gott (fast) nichts zu, trotz seiner zeitgleich entstandenen Drachenmetapher? Ist die Drachenmetapher ein Hoffnungsbild, das in seiner Erfahrung keinen Resonanzboden hat? Dem zeitgleichen Fragebogen ist zu entnehmen, dass Norbert häufig bei Einsamkeit betet, manchmal im Gottesdienst oder bei Sorgen/Kummer, sonst selten. Bahnt sich Resignation an? Speziell: Vor dem Essen bete man zu Hause immer. (Was?) „Piep, piep, piep, wir haben uns alle lieb!“

Positionierung zu einem Gottessymbol (9,11)

Norbert hat als ihm aktuell wichtigstes Gottessymbol die QUELLE DES LEBENS ausgesucht und positioniert sich (in Form von verschiedenfarbigen Knetfiguren, die unterschiedliche Lebenssituationen repräsentieren) in stimmiger Distanz zu diesem Symbol. „Na, bei *Fröhlichkeit* (bunt) ist er ganz *nah* dran. Bei *Angst* (gelb) und *Traurigkeit* (braun), da *tröstet* Gott *einen* ja. Also ist er auch *näher* dran.“ Der „Nachdenkliche (blau), der kommt ein *bisschen weiter* nach *hinten*. Weil er für sich *selber* nachdenkt. *Nachdenken* hat ja nicht wirklich was mit *Gott* zu tun.“ Die Wutfigur (rot) steht ferner, am fernsten jedoch der mit schlechtem Gewissen (grün), „denn er

hat so wie *Jona Angst* vor Gott.“ (Was er vielleicht zu Gott *sagen* könnte?) „Tut mir *Leid*, ich will es wieder *gut* machen.“

Gott als Schöpfungsgrund ist Norbert zentral. Während Freude, Angst und Traurigkeit Gott nah erleben lassen, scheint Nachdenken ‚neutral‘ zu sein, während Wut oder Schuld in Distanz zu Gott führen. Wie steht Norberts Denken zum traditionellen Sündenbegriff?

Positionierung zu Gottessymbolen (10,1): Martin

Der Gesprächstermin liegt kurz vor der Hofpause, die Norbert nicht versäumen möchte. Deshalb soll alles möglichst schnell gehen. Er stellt für den imaginären Klassenkameraden Martin die Symbole auf, aber es fällt ihm dazu keine Begründung ein.

Positionierung zu Gottessymbolen (10,1): Martins Mutter

Zur Mutter von Martin: Die Symbole stünden so, weil sie nicht gläubig sei, mehr wisse er nicht.

Positionierung zu Gottessymbolen (10,1): Martins Vater

Zum Vater von Martin: Der Vater glaube an andere Sachen. Er sei kein Christ.

Für alle fiktiven Personen – keine Christen – hat Norbert den Vater im Himmel unter das schwarze Tuch gesteckt. Ist für Norbert die Akzeptanz dieses Bildes dasselbe wie Christ-Sein? Die Gottessymbole stehen der angeblich ungläubigen Mutter erkennbar näher als Martin, insbesondere Mutter Erde. Welche weltanschauliche Ausrichtung schreibt Norbert damit der Mutter zu? Dem Vater steht die vorher distanzierte Kraft/Energie nahe, während Mutter Erde nun Abstand hat. Drückt sich darin eine Ahnung zur Selbstwert stabilisierenden Funktion eines gleichgeschlechtlichen Gottesbildes aus?

Positionierung zu Gottessymbolen (10,1): Eigene Person

Norbert stellt zunächst alle Knetfiguren in die Mitte, positioniert dann den Ängstlichen zu LICHT und ENERGIE, den Traurigen zur LIEBE, den Nachdenklichen zur INNEREN STIMME. Der Wütende und der Fröhliche

sollen in der Mitte bleiben, weil man in diesem Zustand nicht so viel mit Gott zu tun habe. Für die Figur des Schuldigen findet Norbert kein passendes Symbol unter den vorhandenen. Darum wird noch ein gelbes Tuch eingeführt. Es symbolisiere „den, mit dem man reden kann.“

Norbert hat für sich alle Gottessymbole stehen gelassen, aber keine der Knetfiguren bei einem personalen Bild positioniert und ein abstraktes Bild als Dialogpartner zusätzlich eingeführt. Drückt sich darin eine grundsätzliche Abwendung von personalen Vorstellungen aus? Überraschend, dass auf die QUELLE DES LEBENS keine Figur bezogen ist. Das Nachdenken ist nun über die INNERE STIMME, die Ideen und Orientierung spendet, mit Gott verbunden.

Unterrichtsdokumente (10,2)

Norbert nimmt im Rahmen der UE ‚Jesus‘ aus zwei verschiedenen Positionen zur Heilung der gekrümmten Frau am Sabbat Stellung, einmal als Beobachter Römer, einmal als Betroffener. Er schreibt:

„Mach er, was er will! Ich bin Römer. Wenn er gegen das Gesetz verstößt, ist das nicht meine Angelegenheit.“ Als Bruder der Geheilten schreibt er: „Ich fand es gut, dass Jesus meine Schwester geheilt hat. Doch er hat gegen das Gesetz verstossen, jedenfalls den Schriftrollen zu Folge.“

Norbert kann sich in unterschiedliche Perspektiven auf Jesu Verkündigung und Handeln hineinversetzen und entsprechend argumentieren.

Lebensmetapher (10,4)

Norberts Collage zum Thema ‚Mein Leben und was es hält, nährt und trägt‘ nimmt reichlich 1qm Bodenfläche ein. Es sei „die Schlange des Schicksals.“ Die Schulzeit bilde den Kopf (Metallrohr) und den immer enger werdenden Rumpf (Prüfungszeiten). Nach dem Abitur komme ein weiterer immer enger werdende Schlauch, wo man lernen und Prüfungen machen müsse, das Studium. Für den Abschluss stehe die Brille. „Alte Sachen“ wolle er studieren. Das Bild stehe für den Louvre, Museen, Urlaub, Reisen. Durch das Goldene – einen Lottogewinn – könne er mit der ganzen Familie die Welt entdecken, z. B. Vulkaninseln (Diskette mit Aufbau). Danach gehe er mit seiner Frau ins Altersheim; die Phase ende im Sarg. (Ob Gott irgendwo im Bild vorkomme?) „Ach, hier bestimmt

beim Lottogewinn irgendwo“ und vielleicht am Ende. (Ob Gott als Kraft der Liebe im Handeln seiner Eltern, Kinder, Frau mit dabei sei?) „Nee, ich glaube nicht.“

Norbert erinnert sich an den Drachen, mit dem er fünf Monate zuvor Gott verglich, „weil er sehr stark ist. Man kann ihn kaum besiegen.“ Er habe „alles, was ich besitze und was ich mag, beschützt.“ Im Jahr davor habe er eine Trainingsstation gemacht, wo ihm Gott helfe, auf sich selbst aufzupassen. Zu Kl. 2 erinnert er sich an nichts, aber zu Kl. 1: Mit dem Boot sei Gott immer herumgefahren. Die Elektroplatten seien die Häuser von Gott. Und „dieser Schlauch bringt alles Böse raus.“ Das Schloss mit dem Schlüssel, „beschützt mich. Das Schloss ist Gott.“ Eine Ähnlichkeit zwischen seinen Vorstellungen aus den vier Jahren kann Norbert nicht entdecken.

(Ob es Ähnlichkeit gebe zwischen dem Vergleich ‚Gott ist wie ...‘ und ‚Mein Leben und was es hält, nährt und trägt, ist wie ...‘?) „Ich glaube ja. Weil im Leben passiert ja viel, was einen hält. Also Gott, der hilft mir überall drin, und der Lottogewinn ist z. B. so was, was einen hält und nährt“, weil man sich so freut. Allerdings „wenn man im Sterben liegt, dann ist das nicht so ((kleine Pause)). Na ja, doch, wenn man in seiner letzten Stunde noch seine ganze Familie um sich im Kreis hat.“

Dem zeitgleichen Fragebogen ist zu entnehmen, dass Norbert mit der Familie – wie schon in den Jahren zuvor – nie über religiöse Fragen spricht. Er gibt an, immer vor dem Essen und im Gottesdienst, häufig bei Wünschen, manchmal bei Einsamkeit oder Sorgen/Kummer zu beten, selten bei anderen Anlässen.

Über Zweidrittel der Schlange sind Ausbildungsphasen gewidmet. Die Bedeutungsgröße der Bildung wie der Leistungsdruck von Prüfungszeiten ist in der Länge wie im Durchmesser der Rohre sichtbar. Statt einer erfüllenden Berufsphase folgt der gedehnten Ausbildung ein durch Lottogewinn ermöglichtes ‚goldenes Zeitalter‘, was unvermittelt ins Altersheim übergeht. Was verbirgt sich hinter Norberts Ausblendung des Berufslebens? Muss der vor ihm liegende Schlauch von Leistungsanforderungen kompensiert werden durch den Ausblick auf totale Freiheit und Lust, damit dieser Schlauch erträglich erscheint? Erlebt er über seine Eltern das Berufsleben als reinen Stress? Zu Gottes Präsenz in der Erfahrung von menschlicher Zuwendung, Liebe ist Norbert offenbar unschlüssig. Er verneint dies zunächst, bejaht es dann indirekt in seiner Bemerkung zur letzten Stunde eines Menschen im Kreis der Familie. ‚Gott hat keine Hände, nur unsere Hände, um seine Arbeit zu tun‘, so hieß die Botschaft eines im Unterricht thematisierten Kruzifixes ohne Arme. Warum kommt diese Botschaft bei ihm (fast) nicht an trotz seiner positiven Elternbeziehung? Steht ihm das

nichtreligiöse Selbstverständnis seiner Eltern hier im Weg? Gott wird primär beim Lottogewinn angesiedelt, als etwas, das von außen hinein wirkt. – Die Gestaltung aus Kl. 1 erfährt eine weitere Deutungsvariante: Jetzt ist es Gott selbst, der im Boot herum fährt. Zugleich ist er im Schloss präsent. Verbindungslinien zwischen den Vorstellungen der vier Jahre können von Norbert derzeit nicht hergestellt werden, wohl aber zwischen den beiden Metapheraufgaben, insofern Gott als haltendes, tragendes und nährendes Element seines Lebens angesehen wird.

Lebensweg (10,4) (o. Abb.)

Die Kommentierung seines Bleistiftmänders mit sparsamsten Symbolen lässt einen Perspektivenwechsel erkennen. Norbert schildert die Kindergartenzeit als konfliktträchtig. Er sei beschimpft worden, wenn er beim Essen als Linkshänder agiert oder die Jacke vor den Schuhen ausgezogen habe. Der Mittagsschlaf sei nervig gewesen, weil er nicht müde war und trotzdem still liegen musste und kein Buch zum Lesen bekam, obwohl er schon lesen konnte. Die Dauerkonflikte mit Klassenkameraden bleiben unerwähnt. Die Klassenfahrt, bei der er einen Raum mit acht Jungen teilte, sei toll gewesen. Er wird zum Gymnasium gehen, muss zwischen Latein und Englisch wählen, will nach dem Abitur Forscher werden und eine Familie mit zwei Kindern haben. Ereignisse wie Lotteriegewinn, Beförderung zum Hauptforscher, Jobwechsel oder auch Krankheit/Tod könnten den Lebensplan verändern.

Norbert ist deutlich entlastet: Mit den Klassenkameraden erfolgte eine Aussöhnung während der 14 Tage zurück liegenden Klassenfahrt. Der Platz am Gymnasium ist ihm sicher. Er schaut zuversichtlich nach vorn. Seine Kindgarterinnerungen spiegeln, wie schwer sich auf Anpassung bedachte Institutionen mit Querdenkern tun, speziell mit begabten, und wie stark Kinder darunter leiden, wenn sie gleichgeschaltet werden.

Klasse 5

Befragung (10,6) (o. Abb.)

Ein Besuch in der weiterführenden Schule ist möglich. Das Selbstkonzept wird erhoben, dazu Bibelverständnis, Gebetspraxis sowie die Stellungnahme zu Kernaussagen zu Gott. Norbert ist mit seiner Lateinklasse und der neuen Schule hoch zufrieden. Die FKS-Werte Fragebogen zum Selbstkonzept nach I. Deusinger belegen ein positives Selbstkonzept.

Bibelverständnis

Norbert denkt zur Bibel, „dass da viele Gebote und interessante Geschichten drin sind.“ Er schreibt auch seiner Familie eine positive Haltung zur Bibel zu. Sie sei „spannend und cool.“ Es stimme ‚voll und ganz‘, dass die darin enthaltenen Geschichten auch mit ihm selbst zu tun haben. Von den angebotenen Deutungsmöglichkeiten (biblizistisch, säkular, unsicher, symbolisch bzw. integrativ) wählt Norbert bei allen drei biblischen Texten²⁶ die integrative bzw. symbolische Variante. Besonders wichtig ist ihm, dass die ganze Welt von Gott kommt, vermittelt durch Urknall und Naturgesetze.

Gebetspraxis (10,6)

Seine Gebetspraxis hat sich erhalten. Die Eintragungen aus Kl. 2, Kl. 3, Kl. 4 (zweimal) und Kl. 5 sind chronologisch nummeriert.

Ich bete ...	immer	häufig	manchmal	selten	nie
am Abend vor dem Einschlafen		X _{2,5}	X ₄	X _{1,3}	
vor dem Essen	X _{4,5}	X _{2,3}			X ₁
im Gottesdienst/Jugendkreis	X _{4,5}		X _{1,3}	X ₂	
wenn ich mich sehr freue	X ₅	X ₁	X ₂	X _{3,4}	
wenn ich Angst habe	X ₅	X ₁₋₂		X _{3,4}	
wenn ich Sorgen/Kummer habe	X ₅	X ₁₋₂	X _{3,4}		
wenn ich mich einsam fühle		X _{2,5}	X _{1,4}	X ₃	
wenn ich mir etwas wünsche	X ₅	X _{1,3,4}		X ₂	
weil ich mein ganzes Leben mit Gott besprechen möchte		X ₁₋₂	X ₅	X _{3,4}	

Auch wenn sich hinsichtlich der Anlässe gewisse Schwankungen zeigen, verweisen Norberts Angaben auf eine kontinuierliche Gebetspraxis seit Kl. 2.

26 Vgl. Wortlaut der Items zu Schilfmeer, Dekalog und Schöpfung nach P Katharina, Kl. 9.

Kernaussagen zu Gott (10,6)

- (1) Gott kann man nicht sehen oder hören, aber im Herzen spüren, wenn man das Herz dafür aufmacht.
- (2) Gott kann ich denken als Kraft des Lebens, aus der Welt und Kosmos kommen; mit einem Urknall hat das wohl angefangen.
- (3) Gott hat mich mit meinem Aussehen und mit meinen besonderen Fähigkeiten gewollt und hat mich lieb so, wie ich bin.
- (4) Gott wünscht sich von jedem Menschen, auch von mir, dass ich meine Fähigkeiten so nutze, dass diese Welt weiter entwickelt wird und nicht kaputt geht.
- (5) Gott gibt den Menschen Freiheit, sich für Gutes oder Böses zu entscheiden. Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott.
- (6) Menschen versagen immer wieder. Sie denken, fühlen und tun Böses. Gott vergibt ihnen, wenn sie das Böse ehrlich bereuen. Sie dürfen neu beginnen.
- (7) Gott gibt Menschen Kraft, Mut und innere Sicherheit. Das hilft ihnen, schwere Situationen durchzustehen.
- (8) Gott zeigt sich immer wieder anders, als Menschen es erwarten. Gott kann auf vielfältige Weise sprechen, z. B. durch andere Menschen, durch Ereignisse oder durch eine Stimme im Herzen.
- (9) Aus den Geschichten von Jesus kann man erfahren: Gott will als Kraft des Lebens und der Liebe bei uns sein. Wo die Liebe ist, da ist Gott.
- (10) Wo Menschen auf die Stimme Gottes hören und Liebe leben wie Jesus, da sind wunderbare Veränderungen möglich.

Norbert hält die o.g. (an biblische Erzählungen aus der Grundschulzeit angelehnten) Kernaussagen zu Gott (fast) alle für wichtig bis sehr wichtig (Nr. 10 sei weniger wichtig), nur Aussage 1 sei falsch, denn Gott sei nicht nur zu spüren: „Man hört ihn doch!“

Klasse 7

Lebensmetapher (12,9)

Auf dem Teller mit hebräischer Aufschrift ‚Schalom‘ liegt eine erhobene Computerplatte, die Gott darstellt. Von ihr leitet die Hutnadel die Energie, den Glauben an das Leben, auch an die Schule (Taschenrechner), wo ihm die Kumpels (Playmobilfigur) besonders wichtig sind. Noch höherrangig als Gott in der Wichtigkeit seien ihm die Mama (Playmobilfigur) und der Kater (Bär) – er stellt sie deshalb auf die Festplatte.

Zu den Fotos der vergangenen Jahre führt er aus:

Kl. 1: „Ich glaube, ich weiß es.“ In der Schachtel links sei Gott gewesen; er habe das Kettendings darum gewickelt. Die anderen hätten Gott darin eingeschlossen, es sei sozusagen ein Gefängnis für Gott. – Nach längerem Nachdenken: Es könne auch sein – das Boot erinnere ihn daran – dass es eine Müllkippe sein sollte, dass es dann bedeutete, dass Gott auch in solchen Objekten drin sei.

Kl. 2: Gott sei die Computerplatte unter den Blättern und sei durch eine Leitung mit einem verbunden. In der Schüssel sei der Glaube, durch welchen Gott die Menschen stark mache; Gott stärke Menschen und Pflanzen und werde seinerseits durch den Glauben von Menschen gestärkt.

Kl. 3: Das sei ein Parcours, wo Menschen unterwegs waren, die zu Gott kommen wollten oder umgekehrt, dass Gott zu den Menschen kommen wollte, damit sie ihn erkennen und mit dem Bösen aufhören.

Kl. 4, Januar: Das könne Gott als Vogel sein, wie ein Adler, der mächtig über den Himmel gleitet und sich auch wieder setzt und hilft. – Eine andere Deutungsmöglichkeit: Es könne bedeutet haben, dass Gott (als steuernde Figur) in jedem Lebewesen drin sei und es sozusagen leite.

Kl. 4, Juni: (Lebensmetapher) Die Spritze sei Gott, der auf einem langen Weg über das Gewissen und den Glauben auf den Menschen einwirke: Das dicke Rohr sei der Kopf, aus dem heraus dann die Taten geschähen. Das Kreuz am Schlauch sei ein Christus-Kreuz – da komme richtig der Glaube rein.

Nach möglichen Gemeinsamkeiten befragt meint Norbert beim Betrachten der Fotos: Gott stecke überall mit drin, in allem, was es gebe, auch im Fussel. Gott bemühe sich, zu den Menschen zu dringen – und die Menschen sollten sich mühen, zu Gott zu dringen. Wenn die Menschen Gott zu sich durchlassen (Lebensmetapher 4), dann leite er sie auch zum Guten.

Das abschließende zweistündige Gespräch mit Norberts Mutter findet, verbunden mit einem Abendessen, überwiegend in Norberts Gegenwart statt. Die im Gespräch gewonnenen Informationen fließen in die Bilanz mit ein.

Klasse 8

Nachtrag

Norbert singt weiterhin in der Kantorei. Bei Gottesdiensten übernimmt er gelegentlich die Lesung von Bibeltexten.

Bilanz

Norbert kommt mit einem Gotteskonzept, aber ohne erkennbare Gottesbeziehung in die Schule. Woher er sein Konzept bezog, bleibt unklar. Sein märchenhafte Züge wie Elemente des christlichen Mythenhimmel enthaltendes Konzept ist inkonsistent, was ihm zunächst nicht bewusst ist. Mit zunehmendem Alter systematisiert Norbert sein Konzept, auch retrospektiv. Sein Bemühen um ein konsistentes Konstrukt ist unübersehbar.

Norberts Gottesverständnis ist – trotz anthropomorpher Anklänge – von Kl. 1 an deutlich auf Transzendenz hin angelegt. Gott ist unsichtbar, immateriell, kein ‚Macher‘ i. S. artifizieller Vorstellungen, weder mit Naturgewalten verknüpft noch mit Institutionen (Kirche o. Ä.), aber trotzdem den Geschöpfen in Liebe zugewandt, über ihre Herzen Frieden befördernd. Die Viper spiegelt in besonderer Weise die geheimnisvolle Unverfügbarkeit des nahen und zugleich verborgenen Gottes. Norberts Gottesverständnis ist nicht durch familiäre oder institutionelle Vorgaben festgelegt. Vielleicht kann er gerade deshalb Impulse des Religionsunterrichts in Richtung auf ein transzendenzbewusstes Gotteskonzept konstruktiv aufnehmen. Norbert scheint offen für eine Gottesbeziehung in Kl. 1. Sie bahnt sich in Kl. 2 über die Vorstellung einer Kommunikation mit Gott an. Nährende Nähe versus Einsamkeit und Ablehnung, das ist Norberts Schlüsselthema. Um diesen Kristallisationspunkt herum entfaltet sich seine Gottesbeziehung, teils als Kompensation, teils als Entsprechung zu menschlicher Erfahrung. Der nährende Aspekt wird in Kl. 1 dem Vater zugeschrieben, dessen Kraft und verlässliche Zuwendung Norbert in Bildern wie Kommentaren mehrfach heraushebt. Die Erfahrung des nährenden Vaters wird – erstmalig sichtbar in der Höhle des Herzens in Kl. 2 – auf Gott übertragen. Auch bezüglich anderer Aspekte scheint der Vater Modell zu stehen: Gott ist – wie der Vater – nicht immer und überall präsent, aber in kritischen Momenten doch anrufbar. Die Zusatzbemerkung des Gebetsfrage-

bogens in Kl. 2 verweist auf die Bedeutsamkeit der Entdeckung der Möglichkeit, sich in Notsituationen an Gott wenden zu können. Norbert entwickelt – ohne Unterstützung durch bedeutsame Andere – ab Kl. 2 eine Gebetspraxis, die auch in Kl. 6/7 noch besteht. Wichtig für das Leben des oft einsamen Kindes ist der Gott, mit dem man reden kann, auch wenn er lokal nicht präsent ist. Der in Notsituationen eingreifende, prinzipiell aber unverfügbare und auch als abwesend erlebte Gott erscheint in thematischen Variationen. In den Bildern der Statue (Kl. 1), der Viper (Kl. 2), des Trainingslagers (Kl. 3) wie des Drachens (Kl. 4) wird zugleich die Verborgenheit Gottes wie die Geborgenheit des Jungen in seiner Präsenz anschaulich. 10-jährig – in seiner Lebensmetapher Gott als doppelte Basis darstellend – benennt Norbert als Gemeinsamkeit seines Denkens der sechs Jahre, dass Gott in allem, was es gebe, enthalten sei. Im Konzept von Kl. 1 scheint Gott nur punktuell und partiell (Notfälle) präsent zu sein, im Konzept von Kl. 2 durchgängig, wenn auch partiell (verkleidet als Viper). In den folgenden Konzepten wird Gott als Apriori menschlicher Existenz gedacht.

Norbert vermag Polaritäten im Gotteskonzept auszudrücken und für sein Denken und Empfinden in eine schlüssige Balance zu bringen. Dies zeigt sich nicht nur hinsichtlich der Polarität von Nähe und Distanz/Verborgenheit, sondern auch bezüglich anderer Aspekte. Die Liebe, Kraft und Weisheit Gottes wird ab Kl. 1 in vielfältigen Bildern aufgezeigt, fast immer gepaart mit seiner Schutzbedürftigkeit und Verletzlichkeit, die auch Norbert kennzeichnet. Spiegelt sich Norbert hier im Gottesbild? Oder ist die Verletzlichkeit eher Ausdruck der Wechselseitigkeit in der Beziehung Gott-Mensch, die der 12-jährige als durchgehendes Element seiner Vorstellungen benennt? Gott stärke seine Geschöpfe und werde seinerseits durch den Glauben von Menschen gestärkt. Gott bemühe sich, zu den Menschen zu dringen; die Menschen sollten sich bemühen, zu Gott zu dringen. Braucht Gott den Menschen wie der Mensch Gott braucht?

Das Wirken Gottes in der Welt versteht Norbert von Beginn an als inneres Geschehen, als Einwirkung auf Seelen i.S. seines Heilswillens. Während er in Kl. 1 das Verhältnis von göttlicher Führung und menschlicher Freiheit so zu lösen versucht, dass Gott seine Steuerungsmaßnahmen jeweils durchsetzt, gegebenenfalls auch gegen den Willen von Menschen, der Mensch aber seine Neigung zum Bösen prinzipiell behält, trägt er 12-jährig eine andere Lösung vor: Gott leitet über das Gewissen und den Glauben nur die Menschen, die ihn bei sich einlassen, ihm Raum geben. Insofern ist Gottes Wirken begrenzt. Begrenzt ist es auch durch die Verantwortlichkeit des Menschen für sein Tun. Es ist Norberts eigene Angelegenheit, nicht die Sache Gottes, seine Beziehung zu den Klassenkameraden zu klären. Ist dies eine ‚erwachsene‘ Sicht oder eine resignative? Vielleicht mischt sich beides.

Einige üblicherweise mit der Gottesfrage verknüpfte Themen spart Norbert aus. Allmacht, Jenseiterwartungen, das Böse als eigene Macht, der Tun-Erge-hens-Zusammenhang bzw. die Theodizeefrage kommen bei Norbert nicht vor. Warum? Fehlende Konfrontation mit Leid ist kaum der Grund. Der Unfalltod des ‚Opas‘ als auch die Betroffenheit durch die eigene bedrohliche Knochenerkrankung sprechen dagegen²⁷. Gewichtiger erscheint, dass Norbert Gott weder für naturbedingtes noch für menschenbedingtes Leiden als ursächlich ansieht. Als Gegenüber, das zwar in allem, was ist, enthalten ist, aber nur über die Seelen der Geschöpfe in den Lauf der Welt eingreift, trägt Gott keine Schuld am Leiden, ermutigt und stärkt aber in Leidsituationen. Non-theistische Züge haben im Gotteskonzept Norberts neben theistischen Raum.

Das Thema ‚Grenzüberschreitung‘ durchzieht von Kl. 1 an Norberts Visualisierungen und Kommentare. Gott hat zwar Schlüsselgewalt, wird aber trotzdem von einem Einbrecher heimgesucht (Kl. 1). Retrospektiv (Kl. 2) sieht Norbert sich selbst in dieser Figur. Norbert überschreitet in seinen Darstellungen wie in der Realität immer wieder Grenzen und muss sich mit den schmerzhaften Konsequenzen auseinandersetzen. Folgt er in seinem unangepassten Verhalten und der daraus erwachsenden Mobbing-Karriere dem Modell der Mutter, zu der eine enge Bindung besteht? Entspricht er damit vielleicht sogar geheimen Erwartungen der Mutter? Norbert kommt mit seiner Ablehnung körperlicher Gewalt, seinem Erscheinungsbild (lange dunkle Locken und Wimpern, fein geschnittene Züge, helle Stimme, klein) und seinen Neigungen eher Mädchen nahe, wird von Mädchen auch akzeptiert. Haben Norberts Erscheinungsbild und Neigungen etwas mit dem ‚verlorenen Kind‘ bzw. mit dem ‚extremen Männerhass‘ zu tun, zu dem sich die Mutter für eine Phase ihres Lebens bekennt?

Das vor Norberts Geburt verlorene Kind scheint als Schmerz und Antriebskraft noch im Raum zu sein. Norbert malt (Fantasiereise Baumschule, Kl. 4) zwei kleine Bäume als Ausgangspunkt (ein Kind fehlt zu Hause; es sollten 2 Kinder sein!) und Zielperspektive seiner eigenen späteren Familie. Die Mutter – sie war mit dem leiblichen Vater Norberts nicht verheiratet – imaginiert die verlorene Tochter in der Halbschwester Norberts aus der (späteren) Ehe des leiblichen Vaters. Sie prügelte vor Jahren ihren Sohn grün und blau, als eine Patientin ihr die Schuld an einer Fehlgeburt zuschob (angeblich mittels ihrer Ausstrahlung verursacht). Schlug sie in Norbert seinen leiblichen Vater, dem sie die Schuld gibt für die selbst erlittene Fehlgeburt? Entsetzen und Scham folgten dem brachialen Ausbruch – nie wieder habe sie ihren Sohn ‚angefasst‘.

27 Vgl. Ritter/Hanisch u. a. 2006.

Norberts Mutter gibt dem Sohn Freiraum, äußerlich wie innerlich, kommuniziert mit ihm auf Augenhöhe, vermutlich erleichtert dadurch, dass die nährenden Rolle weitgehend beim neuen Partner liegt. Die Mutter fühlt sich mit ihrer Konfliktgeschichte einschließlich der Zuschreibung, eine Rabenmutter zu sein, in der neuen Beziehung aufgehoben. Mit dem geliebten Sohn ist sie – als Doppelpack – neu angekommen, hat jüngst groß Hochzeit gefeiert, sich auch mit der über viele Jahre abgelehnten Oma (ihrer Mutter) versöhnt. Norberts Mutter umgibt den Sohn – ihre wie seine Fehlbarkeiten offen aussprechend – mit Insignien der Geborgenheit, einer Höhle voller Wärme, in der es zwar auch kritische Gefühlsausbrüche gibt, wo aber Schuldeingeständnis und Vergebung Raum haben. Vor dem Essen reicht man einander die Hände und sagt: „Piep, piep, piep, wir haben uns alle lieb!“ Während die Mutter ihren Lebensvollzug nicht explizit religiös versteht, ist Norberts Selbst- und Weltverständnis zunehmend von einem christlichen Deutungsrahmen geprägt. Der Religionsunterricht der Grundschule eröffnete ihm diese Perspektive, seine Kantoreierfahrungen seit Kl. 3 dürften sie gefestigt haben. Dass Norberts erste Begegnungen mit biblischen Geschichten (Schöpfung nach P, Jona, Wundererzählungen usw.) so mit seinem mitgebrachten naturwissenschaftlich geprägten Weltbild vermittelt werden konnten, dass er schon im Grundschulalter komplementäres Denken in Hinblick auf das Verstehen biblischer Texte ausbildete, dürfte diesem Prozess zugute gekommen sein. Norbert hat bereichsspezifisches Wissen aufgebaut. Er kann biblische Texte metaphorisch deuten. Dass ihm die in Kantoreigottesdiensten vornehmlich oder gar ausschließlich verwendete Gott-Vater-Metapher nicht zum Fallstrick wurde wie anderen Kindern²⁸, dürfte den heilenden Erfahrungen Norberts mit dem neuen Partner der Mutter zuzuschreiben sein wie auch seinem primär durch den Religionsunterricht geprägten Gotteskonzept. Die liturgischen Sprachspiele trafen bereits auf ein Vorverständnis von metaphorischer Rede. Möglicherweise konnte sich die nährenden Potenz geistlicher Musik dadurch stärker entfalten.

Norberts Festhalten an der Kantorei – zwischenzeitlich ausgeübte Sportarten wurden zum Bedauern der Mutter stets schnell beendet – dürfte wesentlich auch zugehörigkeitsmotiviert sein. Er erfährt in dieser überwiegend aus Mädchen bestehenden Gruppe die Akzeptanz, die er sonst vermisst, wird hier einmal nicht von seinen sportlichen Defiziten her definiert. Die im Chor erfahrene Akzeptanz dürfte zur kontinuierlichen Aufnahmebereitschaft von geistlichen Inhalten wesentlich beigetragen haben.

28 Vgl. Joel, Franziska in Szagun 2006 (KET I), Katharina in KET II.

Nach Grom²⁹ ist für die Ausbildung einer lebensförderlichen, als Ressource dienenden Religiosität letztlich die Selbstsozialisation entscheidend. Zugleich – so Grom – gelte aber, was vielfältige empirische Untersuchungen belegen, dass religiöse Sozialisation zunächst einmal als Fremdsozialisation ablaufe aufgrund der hohen Bedeutsamkeit der primären Bezugspersonen. Sie bilden nicht nur die wichtigsten Modelle für junge Kinder, sondern öffnen oder verstellen zugleich über Fremdverstärkung, frühe Instruktion und Kanalisierung von Kontakten die Bahnen für religiöse Anregungen bzw. Bildungsinhalte weiterer Impulsgeber. Dies erklärt das von Fowler beschriebene Phänomen des synthetisch-konventionellen Glaubens, der sich wesentlich aus dem Umfeld speist. Zu Eigenständigkeit in Glaubensfragen komme es erst in oder nach der Pubertät. Norbert geht bereits ab Kl. 2 einen eigenen Weg in Glaubensfragen, findet zu einem Deutungsrahmen, der seiner Familie fremd ist. Hat ihm der von der Mutter gewährte Freiraum geholfen? Waren die mangelnde Akzeptanz bei Klassenkameraden und die daraus folgende Einsamkeit mitursächlich, dass er sich für eine Beziehung öffnete, die umfassendere und zuverlässige Akzeptanz schenkte? Bildete die von der Mutter gestaltete Höhle der Geborgenheit die Basis, die er – angeleitet durch den Religionsunterricht, später durch die Kantorei – nur noch religiös buchstabieren musste? Authentizität im Gefühlsausdruck, Ehrlichkeit, Zuwendung, Vergebung, Rituale der Vergewisserung der Zusammengehörigkeit, all das war familiär gegeben. Ist es angemessen, dies als implizite Religiosität zu bezeichnen? Oder wäre dies eine Vereinnahmung? Der christliche Deutungsrahmen von Selbst, Welt und Gott konnte – mitmenschlich geerdet – erschlossen werden.

Durchgängig ist das religiöse Denken und Empfinden von Norbert verwoben mit seinem spezifischen Kontext. Erfolgt eine Verschiebung in der inneren Dynamik, wird Neues zur Figur, Bisheriges zum Hintergrund. Mit der Verlagerung der jeweiligen Zentralperspektive gerät auch die Konstruktion der Erinnerung ins Wanken. Der Bruch in der Konsistenz der retrospektiven Deutung seiner Gestaltungen Ende von Kl. 4 scheint so erklärbar. In dem Moment, da Norberts Problem mangelnder Akzeptanz durch die Klassenkameraden (vorübergehend) gelöst erscheint, schiebt sich das Thema Leistungsdruck, Dauerstress nach vorn. Die Bedeutungsgröße der Ausbildungs- und Prüfungsphasen in seiner Lebensmetapher spiegeln dies. Statt einer Berufsphase³⁰ folgt der Ausbildung ein durch Lottogewinn ermöglichtes ‚goldenes Zeitalter‘, was unvermittelt ins Altersheim

29 Grom 2000, 109f.

30 Muss der vor ihm liegende Schlauch von Leistungsanforderungen kompensiert werden durch den Ausblick auf totale Freiheit und Lust, damit der Schlauch erträglich erscheint? Mitursächlich dürfte sein, dass Norbert den Berufsalltag seiner Eltern als Stress mit hohen physischen und psychischen Kosten für die ganze Familie erlebt.

übergeht. Dies wirkt sich auch auf Norberts Gotteskonzept aus, sowohl hinsichtlich des Verständnis- wie des Beziehungsaspekts. Gottes Präsenz scheint nur noch in Grenzsituationen angesiedelt. Steht das nichtreligiöse Selbstverständnis seiner Eltern einem religiösen Deutungsrahmen des Berufslebens im Weg?

In Norberts religiöser Biografie wird ein Geflecht komplexer Wechselwirkungen vielfältiger Faktoren sichtbar, ein Ergebnis, das schlichte Kausalketten hinsichtlich der religiösen Entwicklung absurd erscheinen lässt.

2.3 Katharina

Katharina, konfessionslos, wächst in der Hausgemeinschaft einer Mehrgenerationenfamilie mit älterer Schwester, jüngerem Bruder, Cousin und Cousine auf. Nach Kl. 2 wechselt sie von einer staatlichen Schule an die Privatschule. In den Kl. 3 und 4 nimmt sie am einstündigen Religionsunterricht teil, danach steht das Fach nicht mehr auf dem Stundenplan. Katharina singt – motiviert durch die ältere Schwester – ab Schulbeginn in einer Kantorei, die ein bis zwei Mal im Monat Gottesdienste mitgestaltet.

Klasse 3

Gottesmetapher (9,7)

Katharina hat ein dunkles und ein helles Feld gestaltet. Gott habe eine gute und eine schlechte Seite, bringe Glück wie Unglück. Wenn jemand etwas Böses tun wolle, „der hat dann etwas Pech. Der schafft das vielleicht nicht.“ Ihm falle, wenn er aushole zum Schlag, z. B. ein Stein auf die Hand. Oder er treffe daneben. Gott mache das „durch seinen Willen irgendwie, dass es nicht klappt.“ (Wie man Gottes Wille erfahre?) „Die Guten ... spüren das irgendwie: Jetzt will Gott etwas von mir ... und die Bösen, die wollen das nicht mitkriegen.“ Für Katharina ist Gott „überall“, vielleicht jetzt auch im Zimmer. Sie setzt sich als Knetfigur mitten in die Gestaltung zwischen die gute und die böse Seite Gottes. (Erlebte Situationen der Nähe Gottes?) Bei Wut sei sie ganz fern. „Und wenn ich fröhlich bin, ganz nah.“ (I erzählt aus ihrer Kinderzeit von einem Kirchengewölbe, wo sie sich von Gott begrüßt fühlte.) „Das geht mir auch ein bisschen so; ich bin ja immer zum Gottesdienst in der Kirche. Und da singen wir immer Lieder von Gott.“ Katharina nennt ihre Gestaltung „Gott ist wie ein gutes Licht und wie ein böser Blitz“.

Katharinas traditionelles Gotteskonzept ist offensichtlich durch ihre Erfahrungen in der Kantorei geprägt. Gott ist Urheber von positiven wie negativen Ereignissen, die aber auch im Dienst des gottgewollten Guten stehen. Das Wirken Gottes

geschieht mittels seines Willens, der im Herzen spürbar ist, sofern sich Menschen nicht dagegen abschotten. Gott ist allgegenwärtig. Katharina erlebt ihn bei Fröhlichkeit wie auch im Kirchenraum als nah. Ihre Knetfigur steht zwischen den gegensätzlich beschriebenen Seiten Gottes. Katharina scheint – induziert durch den Chor – offen zu sein für die religiöse Dimension.

Lebenswelt (10)

Zur Lebenswelt malt Katharina Familie und Klarinette. Ihre Eltern seien zu streng. Die Beziehungen zu Geschwistern und Cousin bzw. Cousine scheinen gut. Musikhören, Lesen, Tanzen, Fernsehen, Computer und Fußballspiel im Garten füllt ihre Zeit zu Hause. Schwere Fragen schlage sie sich aus dem Kopf. Oft wisse es nicht mal die Wissenschaft, z. B. „Was ist das Nichts?“ Zur Frage, ob Gott etwas mit ihrem Leben zu tun habe, schweigt sie. (Ob ihr manchmal Gott einfalle?) „Nö – außer wenn ich singe in der Kirche, im Gottesdienst. Da singen wir meistens Gotteslieder. Aber sonst eigentlich nicht.“ Katharina möchte für das Singen ein Fetzchen von einem Gottespunkt einkleben.

Katharina beschreibt ihre Lebenswelt nicht als problematisch, aber auch nicht als sonderlich herzlich. Gott wird nur noch in Kantoreiaktivitäten verortet. Dies möchte Katharina durch den blauen Schnipsel festhalten. Will sie ausdrücken, dass Gott – trotz ihrer gegenteiligen Behauptung – doch irgendwo in ihrem Leben präsent ist? Warum könnte ihr das wichtig sein?

Klasse 4

Gottesmetapher (10,6)

Katharina gestaltet einen Vogel, auf dessen Rücken Gott unsichtbar sitzt. Damit fliege er über die Erde „und guckt, ob alles in Ordnung ist“, wenn nicht, „dann geht der runter und zu demjenigen, der was falsch gemacht hat ... Gott macht ihm dann eine Strafe oder ein Glück“ zur Belohnung, etwa so, „dass er ihm einen Freund gibt und die Strafe, dass er einen Tag lang Pech hat“. (Ob es guten Menschen immer gut gehe und Bösen schlecht?) „Also zu gut darf es ihm auch nicht gehen. Da muss immer ein bisschen was Schlechtes dabei sein ... Es gibt ja keine Menschen, die nur glücklich sind ... Es muss auch Weinen und Traurigkeit dabei sein.“ Radikal seien die Veränderungen nicht. „Gott bestraft sie nicht so, dass sie jetzt nur noch

gut sind, ... eine leichtere Strafe“ zur Veränderung. Wenn er einen Freund schenke, spreche er zu den Herzen anderer Menschen, dass die dann diesen Menschen mögen und Freunde werden. Einem bösen Menschen rede Gott „gut zu, damit er wieder besser wird. Mit seinem Vogel geht er in sein Herz rein.“ Gott sei „wie ein Vogelflugzeug ((lacht))“, er nutze den Vogel „als Botenflieger“. (Ob Gott für sie oben sei?) „Na, er ist eigentlich nur oben. Er guckt von oben und ist gleichzeitig ... auch unten. Man kann ihn ja nicht sehen.“ Sie bejaht, dass er im Gesprächsraum sein könne. (Ob und in welchen Situationen ihr Gott einfalle?) „In der Kirche, ich sing’ ja in der Kirche ... Immer am Anfang und am Ende des Monats singen wir im Gottesdienst.“ – Ihre Knetfigur steht entfernter und leicht abgewandt.

Polaritäten sind weiterhin ein wichtiges Thema für Katharina. Ihre Gestaltung der oben verorteten, unsichtbaren, kontrollierenden und eingreifenden Allgegenwart Gottes verweist auf ein theistisches Bild. Tun und Ergehen des Menschen korrelieren. Die moderaten Strafen Gottes erfolgen in heilspädagogischer Absicht. Auffallend ist, dass Katharina generell Leid, Traurigkeit, Schmerzen als für die menschliche Existenz unabdingbar behauptet: Dualismus als Strukturprinzip des Menschen? Drückt sich in der Gestaltung des sichtlich fluguntauglichen Vogels ihre kritische Anfrage an das Konzept einer allgegenwärtig hilfreich eingreifenden Figur aus? Gott fällt ihr ausschließlich in der Kirche ein, die Knetfigur steht entfernter: Spiegelungen einer gewachsenen Distanz zum vermittelten Gotteskonzept?

Klasse 5

Gottesmetapher (11,7)

Katharina kommentiert ihr Gebilde aus Ton, Scherbe und Bindfaden: „Ich glaub’ ja nicht so doll an Gott als irgendwie so einen Mann, der die Erde erschaffen hat.“ Es könne eher eine Waage sein, „das Leben kommt aus dem Gleichgewicht“, manchmal sei es schön, mal ganz normal, mal komme es eben aus dem Gleichgewicht. (I: An Gott zu glauben, heiße nicht, an irgendwie so einen Mann zu glauben!) Katharina reagiert erstaunt: „Ach so ... In der Kirche ... ich find’ das nicht so doll, ich muss mir viele Gottesdienste anhören ... Da wird Gott immer so erzeugt – Mann eher nicht, aber als so ein Schöpfer der Erde und ‚lieber Gott‘, der alle behütet und so.“ (Ob ‚Schöpfer‘ heiße, dass es eine Person sei?) „Also er ist – muss ja nicht gleich eine Person sein, aber so ein *Irgend-*

jemand, oder was weiß ich, was wer sich darunter vorstellt – kann jeder sich was anderes vorstellen – der die Erde gemacht hat und uns in seinen Händen hält ... Ich glaub' nicht so, wie es in der Kirche beschrieben wird ... Also jeder kann sich eine eigene Vorstellung machen, wie Gott aussehen soll.“ (Katharinas Vorstellung?) „Eigentlich keine, aber wenn ich darüber nachdenke, dann könnte man das Leben als Waage darstellen ... Unter Gott kann ich mir nicht so viel vorstellen.“ (Wenn man Gott als Kraft des Lebens verstünde?) „Ja, dann könnte man das auch als Waage darstellen.“ (Gott als Kraft des Lebens könne mit der Entstehung von Kosmos und Leben zusammen gedacht werden.) „Ja, aber es gibt so Kinderbücher, mein Bruder hat so eins. Da steht, wie Gott die Erde erschaffen hat. Einige Bücher sind ja niedlich ... Da steht dann ‚Gott sprach, es werde Licht‘ und dann hat er die Tiere geschaffen ... Kann ja auch jeder so denken, also das macht mir nichts aus. Ist ja auch schön.“ (Diese Symbolgeschichte sei 2.500 Jahre alt. Man müsse überlegen, was die Erzähler sagen wollten.) „Kann ja sein, die Geschichte mit Adam und Eva ... hat ja auch was mit Gott zu tun. Die kann ja auch wirklich passiert sein, aber – na ja – muss ja nicht passiert sein.“ (Wenn der Mensch in der Geschichte den Auftrag bekomme, die Erde zu bebauen und zu bewahren, heiße das vielleicht ‚Ihr Menschen habt Verstand und deswegen auch Verantwortung für die Erde‘.) Katharina nickt. „Ist ja auch so, ne? – Man kann ja mit der Waage auch sagen ((zeigt auf Waagenbalken)) ... wenn jetzt mal zu viel Böses auf der Erde ist, dann kippt sie eben um. Und wenn es zu viel *Gutes* gibt, also wenn alle Menschen gut sind, dann könnte es auch kippen.“ Zwischen Gut und Böse müsse es Gleichgewicht geben, weil jeder ein bisschen Gutes in sich habe. Dass Menschen nur gut oder nur böse seien, gebe es nicht.

Katharina kann sich Gott „schon irgendwie anwesend“ in der Welt vorstellen, aber nicht als menschliche Figur, eher „dass er überall drin ist ... Es kann ja sein, dass er auch in Maschinen drin ist. Maschinen bestehen aus Stahl, können nicht denken, logisch, aber woraus besteht der Stahl? Oder woraus besteht das wieder und das ... und dann der *kleinste* Teil? Woraus bestehen die Atome?“ Gott könne etwas wie der Urstoff sein, aber: „das muss nicht der Ursprung sein.“ Sie habe in ‚Sofies Welt‘ das Kapitel zu den Urstoffen bei antiken Philosophen gelesen. Die Atome seien mit Legosteinen vergleichbar, die sich immer wieder neu zusammensetzen ließen. Gott sei vielleicht in den Atomen. – In Katharinas Gestaltung findet sich eine blaue Scherbe, die aus ihrer Sicht keine Bedeutung hat. „Das sah irgendwie hübsch aus.“ Sie stimmt zu, dass die

Vorstellung von Gott als Kraft des Lebens ihr näher sei als die Vorstellung von einem persönlichen Gott. (Ob Mensch und Gott in Verbindung treten könnten?) Sie glaube eigentlich nicht an Gott, aber wenn sie gottgläubig wäre, „könnte ich es mir schon vorstellen. Ich würde mir vorstellen, er ist in mir drin und ich könnte in meinem *Kopf* mit ihm reden.“ Ihr fällt dazu das Buch ‚Fließende Königin‘ ein. „Da ist so eine Königin in einem Kopf drin, und die spricht im *Kopf* in *Gedanken*. Ich muss z. B. in Gedanken eine Frage stellen und dann antwortet sie in Gedanken“. Der *glaubende* Mensch habe die Möglichkeit, in seinen *Gedanken* mit Gott zu sprechen. „Der Nicht-Glaubende vielleicht auch“, wenn er die Gottesvorstellung nicht völlig ablehne, sondern es eben mal versuche. „Ja. Ein Philosoph sagt nie NIE. Auch wenn ich sag’ ‚Der existiert nicht‘, man kann trotzdem, wenn man jemanden braucht, mit dem man reden kann, in Gedanken reden. Man kann versuchen, mit sich selbst zu reden, aber man kann sich vorstellen, das kann auch Gott sein. Warum nicht?“ – Katharina platziert ihre Knetefigur ca. 20 cm entfernt, halb abgewandt, zweifelnd guckend.

Katharina empfindet derzeit ihr ganzes Leben als Loch der Verzweiflung: „Ich lebe in meiner Traumwelt! Ich träume eigentlich *nur* noch ((lacht leise)). Die Wirklichkeit *interessiert* mich nicht ... ((lacht unsicher)), also interessiert mich *schon* ... manchmal, aber im Großen und Ganzen ... ((lacht)) finde ich *Träumen viel schöner* ... ((lacht))“. (Ob sie eine Idee habe, wie ihre Träume Wirklichkeit werden könnten?) Dies verneint Katharina: „Die kann man nicht umsetzen.“ Sie wünsche sich nach Mittel Erde! ((Sie lacht verlegen.)) Katharina schwärmt von den Filmen zu ‚Herr der Ringe‘. „Ich träume eigentlich nur von *Mittel Erde* ((freudig erregt)) ... *eine andere Welt!* ... Da gibt es z. B. keine *Autos* und so ein’ Scheiß! Und da gibt es auch *Fantasiewesen*. Und das Land ist *total schön* ... und da gibt es dieses *Mordor*, wo *Sauron* herrscht ... ((Stimme leise, geheimnisvoll)), der den *Ring geschmiedet* hat! Das ist ein Fleck, wo das Böse ist.“ Katharina hat fünf Mal den kleinen Hobbit gelesen. Durch den ersten Band von ‚Herr der Ringe‘ habe sie sich durchgequält, „das zweite war total toll! Und das *dritte* ... ((lacht begeistert))“. (Ob sie aus ihrem Loch raus wolle?) „Ich würde schon raus *wollen!* Aber nicht in *diese Welt*“, nach Mittel Erde. „Aber ich würde mich auch freuen, wenn ich aus dem Loch raus kommen würde und diese Welt ein bisschen *anders* wäre.“ Katharina findet diese Welt „irgendwie *doof*“. (Ob sie schon versucht habe, etwas in Richtung auf ihre Ziele zu *verändern*?) „Früher habe ich immer das gemacht, was die anderen wollten. Und jetzt überlege

ich immer *sehr, sehr viel*: ‚Was soll denn das eigentlich? Warum soll ich das *machen*?‘ Ich denke eben mehr *nach* ((lacht verlegen)). Und das hat mir auch was *gebracht*. Es ist nicht mehr ganz so schlimm. Früher war das Leben *unbeschwert, fröhlich*. Und jetzt denkt man mehr *nach* und sieht, dass das Leben gar nicht so toll ist.“ Wenn man klein sei, sei man neugierig auf alles und freue sich, etwas zu erleben. Aber dann beginne das Nachdenken: „Wo kommt das *her*?“ Dann wird es kompliziert.“ Für Katharina teilen weder Menschen noch Gott ihr Loch der Verzweiflung. Dass Gott auch an der Welt leidet, ist für sie vorstellbar.

Die Fünftklässlerin findet in der Waage als Metapher für Gott bzw. für das Leben ein treffendes Bild für ihre Grundthematik der Polarität von Gutem und Bösem. Sie hat Schwierigkeiten, ihren Vergleich mit Gott in Verbindung zu bringen. Das im Gottesdienst bzw. in der Kinderbibel vermittelte Gottesbild und die in ihrem mythischen Gehalt nicht verstandenen biblischen Texte stehen dagegen. Katharina ist Autonomie bezüglich der Deutung religiöser Inhalte wichtig. Eine unterrichtliche Aufarbeitung von Gottesbildern bzw. biblischer Sprache hat sie nicht erfahren. Sie fühlt sich in ihrer Ansicht, dass der Wahrheitsgehalt biblischer Texte in ihrer Historizität liege, durch die Kinderbibel des Bruders bestätigt, ist aber fähig zu einem symbolischen Verstehen. Den Gedanken des Bewahrungsauftrags des Menschen setzt sie sofort mit ihrem Bild der Waage in Beziehung: Das Kippen verhindern! Katharina scheint offen dafür, Gott als Kraft des Lebens zu denken. Der Gottesdienst scheint Katharina eher für die religiöse Dimension zu verschließen. Literarisch setzt sie sich offen mit religiösen Themen auseinander: ‚Sofies Welt‘ prägt offensichtlich ihre kosmologischen Vorstellungen. Katharinas Fähigkeit, sich auf symbolische Texte einzulassen und die dort gefundenen Muster für ihre Konzepte fruchtbar zu machen, zeigt sich in ihrer Rezeption der ‚Fließenden Königin‘ bzw. des ‚Herr(n) der Ringe‘. Zu letzterem scheint sie mit ihrer Grundthematik der Polaritäten Gut/Böse, Glück/Unglück und ihrer früh eingenommenen Haltung eines kritischen Weltabstands besondere Resonanz zu spüren. Der Aufenthalt in dieser mythischen Welt ist attraktiver als das Sich-Befassen mit der Realität, deren Sinn sie bezweifelt. Sie lebt weitgehend in Träumen. Deren Umsetzung zieht sie nicht in Erwägung. Gott ist als Denk- und Beziehungsmöglichkeit trotz aller Zweifel nicht völlig ausgeschlossen: „Ein Philosoph sagt nie *NIE*“. Ihre Eintragungen in den Gebetsfragebogen zeigen, dass sie die Möglichkeit eines betenden Dialogs durchaus auch aktiv nutzt. Das Motiv Scherbe taucht auf. Eine in Kl. 4 bereits anklingende Neigung zu einem Gesprächsinhalte kontrastierenden Lachen hat sich verstärkt. Wozu dienen diese doppelten Botschaften?

Klasse 6

Lebenswelt (12,7) (o. Abb.)

Katharina sind ihre Schwester und die durchweg älteren Freundinnen derzeit am wichtigsten. Sie werde die Schwester bald (1 Jahr Auslandsaufenthalt) sehr vermissen. Ihre Klasse sei an sich okay, aber viele seien kindisch. Mit den Eltern gebe es öfter Konflikte: „Ich darf mich z. B. nicht schminken. Die wollen, dass ich so bin wie meine Schwester im gleichen Alter. Das bin ich aber nicht.“ Vielleicht seien für 12-jährige heute andere Sachen angemessen als vor vier Jahren. – Katharina freut sich auf den Familien-Skiurlaub. Alles sei schön gewesen beim letzten Mal. Sie habe aufgehört mit Nägelkauen, zu Hause aber wieder angefangen. – Katharina träumt viel, „schon ganz lange. Manchmal, wenn es mir total blöd geht, bin ich ganz weg, dann interessiert mich gar nichts mehr.“ Manchmal träume sie von dieser Welt, dass sie z. B. einen Freund habe, manchmal von Mitteleuropa. Sie sei dann ein Hobbit oder eine Elbin, habe dann auch viel Macht, aber gute Macht. Es tue gut, in Träumen machen zu können, was sie möchte. – Sie träume viel bei Musik, z. B. von Enya. Katharina findet ihr Leben ziemlich anstrengend: „Ich muss mich in letzter Zeit ganz schön durchsetzen“, in der Klasse wie zu Hause. „Ich werde nicht mehr so akzeptiert, wie ich bin.“ Sie ecke an. Schon einen Frauenkörper zu haben, ist für Katharina kein Problem. Gut finde sie ihre gewachsene Selbständigkeit. Sie organisiere ihre Arbeit ziemlich allein. Ihr Aussehen sei okay. „Aber leider bin ich größer geworden.“ Ihre 16-jährige Schwester sei kleiner als sie. Manchmal sei die Größe auch „cool, weil alle denken, dass ich dreizehn bin“. Sie werde dadurch aber auch überfordert. – Daran, dass sie ziemlich schnell „ausrastet“, möchte Katharina arbeiten. Sie wäre gern ein bisschen dünner. – Ihr Ziel ist, Schauspielerin zu werden. Sie zweifelt aber, ob sie das schafft. Sonst würde sie gern Kellnerin mit eigenem Restaurant werden. – Sie wünscht sich, „dass ich mit meinen Eltern und im Leben klar komme und aufhöre zu knabbern ((lacht)). Ich krieg’ das nicht weg.“ Abgesehen vom Winterurlaub könne sie sich an keine Zeit erinnern, in der sie nicht geknabbert habe.

Bei Wut hilft Katharina am besten Alleinsein: Tür zuknallen und ins Bett gehen oder Musik hören. Bei Traurigkeit oder Angst habe das früher auch geholfen: Lesen, Musik, Träumen. Jetzt? „Da träume ich manchmal auch. Und manchmal habe ich noch zum Messer gegriffen“ ((schiebt Ärmel hoch, zeigt Ritzwunden)), weil sie sauer gewesen sei. Sie wolle es nicht mehr tun, „hoffe ich jedenfalls“. – Schwere Fragen bedenke sie

allein. – Kantorei und Klarinette existieren noch, seien aber unwichtig. Gott habe mit ihrer Lebenswelt nichts zu tun.

Zu Katharinas mangelnder innerer Konsistenz passt, dass ihre bildliche und verbale Darstellung der Lebenswelt teilweise auseinanderfällt: Deutschunterricht und Eltern nehmen optisch zentrale Stellungen ein, werden verbal aber im Vergleich zu Freundinnen bzw. der Schwester (optisch distanziert) nicht als bedeutsam eingeschätzt. Katharina hat auf Grund ihrer Größe und Fröhreife eine Sonderstellung. Wichtige Bezugspersonen sind durchweg älter. Katharina hat mit ihrem Frausein kein Problem, es ist die Differenz zu ihrem Umfeld wie ihre innere Verfassung, was belastet. Die Traumwelt Mitteleuropa spielt als Fluchtpunkt zu dem als spannungsreich empfundenen Alltag in Schule und zu Hause weiter eine zentrale Rolle. Im Träumen, Lesen wie im Musikhören findet sie Entlastung, welche aber nicht auszureichen scheint: Sie berichtet von permanentem Nägelkauen und hat sich in den letzten Monaten immer wieder durch Ritzen verletzt. Sie hofft, von diesen Formen der Spannungsabfuhr loszukommen – nur in der Auszeit Winterurlaub konnte das Nägelkauen aufgegeben werden. – Gott komme in ihrer Lebenswelt nicht mehr vor. Nichtsdestotrotz singt sie weiterhin in der Kantorei und nimmt entsprechend auch an Gottesdiensten teil. Was mag sie dort halten?

Lebensmetapher (12,9)

Sie habe aus dem Bauch heraus gestaltet, wisse nicht, was das sei. Ihre Deutung beginnt bei den roten und gelben Teilen. Sie pausiert mehrfach. „Das hier soll *ich* sein, *beides!* Der eine Teil ist auf *der Seite*, der andere Teil auf *der Seite*.“ Es seien zwei Seiten der gleichen Person. Die müssten „versuchen, dass wir uns *treffen* und [kommunizieren], so dass ich weiß, *was ich bin* und *wer ich bin* ... weil ich noch so ein bisschen *zweigeteilt* bin ((lacht))“. Die blauen Scherben zwischen dem gelben und roten Teil seien „eine durchsichtige *Wand!*“ Der gelbe und der rote Teil sähen sich, hätten aber keinen echten Kontakt, könnten sich auch nicht annähern, also eine Figur bilden. (Ob sie das wollten?) „*Weiß* nicht“ ((sehr schnell, lacht)). (Auf der gelben Seite gebe es Grün, auf der roten viel helles gezacktes Glas.) „Das soll noch mal die Unterschiede zeigen.“ Die Farben seien „egal, aber die eine Seite *Ja! Schönes Leben!* Gefällt mir alles.“ Und die andere ist so *zweifelnd*: „Nee, das ist *doof!* Und warum *ist das so?*“ fragend“, mehr negativ. (Die Gestaltung ähnele einem Boot.) Katharina lehnt diese Deutung zunächst ab: „Nee! Da habe ich

nicht dran gedacht“, dann sieht auch sie Ähnlichkeiten: „Ja! Jetzt wo Sie das sagen ((lacht))!“ Für Katharina ist das Boot steuerlos. Die vielen Spitzen zeigten, dass das Leben „ein bisschen spitz ist, nicht *schön rund, einfach*“, obwohl es auch *runde Stellen gebe*. (Wovon ihr Leben genährt und *getragen* werde?) „Von meinen *Freunden* und von meinen *Träumen*.“ Das habe sie „nicht so rein gebaut“. Sie geht auf den Vorschlag ein, die Gestaltung zu ergänzen und fügt eine Schale ein. Darin sind „meine *Familie*, meine *Freunde* und meine *Träume*“. Sie habe wiederkehrende Träume, vor allem, Schauspielerin zu werden. Sie erkundigte sich gerade zu Gruppen, wo sie mitspielen könne. – Gott gehöre nicht zu dem, was hält, nährt und trägt. – Katharina erinnert sich an die Gottesmetaphern der Vorjahre. „Es hatte immer was mit dem Leben zu tun.“ Und immer habe alles zwei Seiten außer bei dem Vogel. „Das ist das Gleiche! Immer, dass das Leben so auf der Kippe ist.“

Katharina hat die vormals Gott zugeschriebene Spaltung in ihr Inneres verlegt: Sie empfindet sich als zweigeteilt; die beiden Seiten können sich zwar wahrnehmen, aber nicht wirklich in Kontakt treten und auch nicht verschmelzen. Scharfe, spitze Wände liegen dazwischen, d.h. positive und negative Perspektiven können nicht miteinander vermittelt werden. Auch die Außenwände ihres Lebensgefährts sind mit vielen scharfkantigen Stücken besetzt, insbesondere im Bereich der roten (das Negative symbolisierenden) Säule. Man spürt förmlich die Verletzungen, die jede Bewegung in diesem Innenraum nach sich zieht. Sind die Scherben ein Hinweis auf die Fortdauer des Ritzens? Trotz des Scherbenarsenals wirkt das Gebilde ‚fahrtüchtig‘, strukturiert, Schutz bietend. Katharina kann ihr Gebilde erst sekundär als ‚Boot‘ wahrnehmen. Dass sie auch gehalten, getragen wird, macht sie durch Einfügen einer kleinen Schale während des Gesprächs deutlich. Ihr fällt als gemeinsame Aussage ihrer Gestaltungen auf, dass es durchgehend um Leben gegangen sei, welches auf der Kippe stand. Sie bringt Hilfen zum Ausbalancieren der Gegensätze nicht mit Gott in Verbindung. Nach dem Fragebogen praktiziert sie Gebete nur noch gelegentlich im Gottesdienst und in seltenen Angstsituationen. Ist Gott in der Balance stiftenden Struktur ihrer Gestaltung implizit enthalten?

Fragebogen (12,9)

1. Semantisches Differential

Die hier zusammen geführten Eintragungen erfolgten gesondert für Mutter (M), Vater (V) und Gott (G).

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark			M, V				G	schwach
gleich- gültig	G					V	M	fürsorglich
vergebend		M	G	V				bestrafend
passiv				G				aktiv
streng	G					M, V		mild
Angst auslösend		G				M, V		Sicherheit gebend
nah			M		V		G	fern
geduldig		V	G	M				ungeduldig
laut				M, V			G	leise
fordernd			V	G, M				schenkend
gerecht			M	G, V				ungerecht
unklar				G, M, V				eindeutig

Vater- und Mutterbild von Katharina sind weitgehend gleich: Sechs Eintragungen sind völlig identisch, drei differieren um einen Skalenwert, drei um zwei Skalenwerte. Demgegenüber steht ein Gottesbild, das kaum Schnittmengen zum Elternbild aufweist sondern hinsichtlich der Extrempositionen eher ein negatives Kontrastbild darstellt. Gott wird als sehr schwach, sehr gleichgültig, sehr streng, sehr fern, sehr leise und mittel Angst auslösend konnotiert, jeweils im Gegensatz zu den Eltern. Da, wo Gott eine leicht positive Konnotation (etwas vergebend bzw. geduldig) erhält, steht er zwischen den um zwei Werte differierenden Eintragungen zu den Eltern.

2. Gebetsverständnis und -praxis

Hatte Katharina in Kl. 4 synergistische Vorstellungen bezüglich des Handelns Gottes in der Welt (Heilung nach Gebet vermittelt menschlicher Hilfe), so votiert sie jetzt unsicher, ob die erfolgte Heilung mit Gott etwas zu tun habe. Zu ihrer Gebetspraxis (X_1 = Kl. 4, X_2 = Kl. 6) vgl. Tabelle:

Ich bete ...	häufig	manchmal	selten	nie
am Abend vor dem Einschlafen			X_1	X_2
vor dem Essen				X_{1-2}
im Gottesdienst/Jugendkreis	X_1	X_2		
wenn ich mich sehr freue			X_1	X_2
wenn ich Angst habe		X_1	X_2	
wenn ich Sorgen/Kummer habe		X_1		X_2
wenn ich mich einsam fühle		X_1		X_2
wenn ich mir etwas wünsche			X_1	X_2
weil ich mein ganzes Leben mit Gott besprechen möchte			X_1	X_2

Von der Gebetspraxis aus Kl. 4 sind nur noch Rudimente übrig, die teils mit der chorbedingten Teilnahme am Gottesdienst zusammenhängen. Lediglich bei Angst betet sie gelegentlich. Der Rückgang ihrer Gebetspraxis erscheint angesichts des stark negativ konnotierten Gottesbildes nicht verwunderlich.

3. Impulsgeber des religiösen Denkens und Empfindens

Katharina billigt dem Religionsunterricht, der Gemeinde (Chor), Büchern und ‚anderen Personen‘ etwas Einfluss zu, der Familie und Freunden gar keinen.

4. Kernaussagen zu Gott

Katharina lehnt keine Aussage als falsch ab, hält aber sämtliche Aussagen für wenig wichtig oder ganz unwichtig (Eintragungen in Fragebogen von Kl. 8).

Klasse 7**Lebenswelt (13,5) (o. Abb.)**

Katharina spielt inzwischen in einer Gruppe am Volkstheater mit. Seitdem sei sie selbstbewusster. Sie vermisse die im Ausland weilende Schwester. Ihre Freundinnen stützen sie. Sie habe sich mit ihrer Größe abgefunden, sei auch mit den schulischen Leistungen zufrieden. Rauchen und Nägelkauen würde sie gern ablegen, schafft es aber bisher nicht. Die häuslichen Konflikte halten an.

Klasse 8**Lebensmetapher (14,2)**

Katharina beginnt bei der unter dem Netz verborgenen Brille: „Dahinter ist das Leben und da [Styroporwand] ist der Tod.“ Sie sehe das Leben durch eine Brille, die alles unscharf mache ((lacht)), stehe als Gefangene „unter dem Netz, ich komm’ da nicht raus. Also ich komme nicht richtig ins Leben rein ((lacht)) ... Ich sehe das Leben, es fliegt an mir vorbei ... körperlich bin ich drin und geistig bin ich irgendwo am Rand.“ (Was sie hindere, teilzunehmen?) „Schon seit Jahren ((lacht)) hab’ ich so eine Hemmschwelle. Ich find’ das total Scheiße, so zu leben ((lacht)) ... diese Wut, die Trauer, der Schmerz und was da so alles in mir drin ist, das hindert mich daran, rein ins Leben zu kommen.“ Das Netz symbolisiere ihre Gefühle von Wut, Trauer, Schmerz und „Hass, z. T. auf mich selbst, weil ich da nicht rauskomme ... Ja, und diese Kerzen sollen mir den Weg leuchten.“ Sie leuchten schwach. (Woraus sie Hoffnung, Kraft schöpfe?) Sie schöpfe Kraft aus ihrem Ziel im Leben: „Ich möchte Schauspielerin werden und Autorin. Das ist mein Ziel, wo ich mich noch dran festhalten kann. Hätte ich die nicht, glaub’ ich, wäre ich schon, na sonst wo ((lacht)).“ (Sie sei selbstmordgefährdet?) „Ja ((lacht)). Dieses Gefühl ist bei mir seit ich zwölf Jahre alt bin ausgeprägt, schon ziemlich lange.“ Ihr Ziel gebe ihrem Leben Sinn. Daran könne sie sich festklammern. Die bunte Scheibe unter ihrer Gestaltung „soll erstens bedeuten, dass das Leben eigentlich bunt ist, viele Seiten hat, viele Farben. Und ich habe die Scheibe auch genommen, weil sie glatt ist ... weil immer die Gefahr ist, auszurutschen und hinzufallen.“ (Die Scherbe leuchte.) „Ja, in manchen Momenten ist es ja ganz toll, aber eben bei mir nicht so oft ((lacht)).“ Sie lache schon, aber das sei oft gespielt. „Und manchmal ist es auch so, dass ich das vergesse ... Es quält einen.“

Die Ursachen der ‚Brille‘ lägen nicht nur in ihr; es gebe Personen, die ihr das Leben schwer machten, z. B. ihre Eltern, die „legen mir Steine in den Weg. Sie denken natürlich, dass sie mir helfen.“ Aber für sie seien es Steine. Katharina ist inzwischen in zwei Gruppen schauspielerisch aktiv. Zu dem, was trage, gehöre das „auf jeden Fall. Schauspielern tu’ ich ja die ganze Zeit ... ich meine, ich überspiel’ eben meine schlechte Laune ganz oft“. Ihr Leben sei auch ein Spiel. Die Tablettenschachtel, „das sind Schmerztabletten, die ich gerne finden würde gegen meinen Schmerz, aber die hab ich noch nicht gefunden. Deswegen sind die auch irgendwo dahinten.“

Die Farbe der Wand zum Tod sei für sie nicht bedeutsam, „es war eigentlich der Stoff, das Styropor. Da kann man durch. Und da würde ich oft gern durch gehen. Das ist weich, aber es hindert einen trotzdem, denn es ist ja nicht total durchlässig.“ Das Silberne oben seien Blumen, „die spitz sind. Das ist die böse Seite der Schönheit.“ Die Schwelle zum Tod sei weich, die Schönheit des Übergangs gefährlich. Der Tod sei das Dahinter. Katharina ist sich der Faszination des Todes nicht sicher. Vielleicht gehe es eher um die Ausweichmöglichkeit, „die Beseitigung von Problemen. Schnell mal sterben, dann ist alles vorbei! Aber ich weiß ja nicht, ob das so ist.“ Die Vorstellung, „dass alles vorbei ist“, teile sie eigentlich nicht. Vielleicht komme da „eine andere Welt. Dass man wiedergeboren wird, glaub’ ich nicht.“ – Die Aufgaben der Metapherbildung zu Gott bzw. zum Leben und was es hält, nährt und trägt, haben für Katharina „beide was mit dem Leben zu tun, mit den eigenen Vorstellungen“, weniger mit Gott, weil „ich glaub’ ja nicht so an Gott“. Das Licht in ihrer Gestaltung symbolisiere die Orientierung und die ihr helfenden Freunde. Auch ihre Ziele seien Lichtblicke.

Katharinas Gestaltung und ihre Deutung offenbaren erneut ihre innere Zerrissenheit und die daraus erwachsende Gefährdung: Sie sieht sich als Gefangene ihrer negativen Gefühle, die ihre Wahrnehmung und Teilnahme an den bunten Lebensmöglichkeiten verhindern. Mitten im für sie nicht wirklich stattfindenden Leben hat sie eine Art Altar des Todes aufgebaut, eine verlockende weiche Wand, auf die ihr bisheriger Weg hinzuführen scheint. Die ihren Welt- und Seelenschmerz heilenden oder beseitigenden Mittel hat sie noch nicht gefunden. Licht als Orientierung und Wärme erfährt sie durch Freunde wie ihr Ziel, Schauspielerin zu werden, beides hält im Leben fest. Lockte vorher Mittelerde mit seinen Gestalten, um aus der Realität zu fliehen, so ist es jetzt der Gedanke der Selbsttötung: Katharina sieht den Suizid als Verlockungsalternative von gefährlicher Schönheit. Ihr Lachen kontrastiert extrem zu ihren Mitteilungen.

Lebensmetapher (14,7)

Katharina kommentiert: Die Palette sei „das Leben, eine Bühne. Und da spielt das Leben drauf.“ Die Puppe sei sie selbst. Sie gucke durch die Glasscheibe, die man sich durchsichtig vorstellen müsse. „Ich stehe abseits und guck’ mir das an ... eine Hülle von mir spielt da mit. Ich bin nicht wirklich da drin ... Ich steh außerhalb.“ Sie sehe sich sozusagen selbst spielen. (Wie das für sie sei?) „Na, ich würde gern ganz rein kommen, aber ich schaff’ das irgendwie nicht.“ Es sei kompliziert und verwirrend ((lacht dabei)). „Ich geh’ so durchs Leben und mach’ alles, was ich machen muss, aber ich habe keine wirkliche Freude daran, mache alles automatisch und mechanisch ... Es kommt mir alles so sinnlos vor. Ich frage mich, warum ich das überhaupt mache, aber ich mach’ es eben.“ Sie fühle sich nicht lebendig. Lebendig könnte sie sich fühlen, „wenn ich wüsste, warum ich das alles mache ... Ich hab’ irgendwie das Gefühl, dass ich auf irgendwas warte. Dass irgendwas passiert, was das so aufhebt, dieses Gefühl“. (Menschen hätten über Jahrtausende die Sinnfrage religiös beantwortet. Mit Wegfall der religiösen Deutung müssten Menschen den Sinn ihres Lebens selbst setzen. I verweist auf Sofies Welt.) Sie wisse, dass viele Menschen mit der Sinnfrage ringen, aber „ich warte eigentlich, dass ich selbst irgendwas mache, oder dass irgendwie was anderes ... passiert ((lacht))“. Das Problem beschäftige sie schon lange und koste Kraft. Ihre Kraft würde sie lieber einsetzen, „um zu leben ((lacht))“, überhaupt irgendwie was zu schaffen“. – Mit ihrer Familie kommt Katharina derzeit relativ gut zurecht.

Das Gefühl, nur Beobachterin des eigenen Lebens zu sein, hat sich erhalten. Katharina leidet unter dem Mangel authentischen Spürens. Sie empfindet ihre Lebensvollzüge als freudlose Automatismen. Die Ursache für ihre mangelnde Lebendigkeit sieht Katharina in der ungelösten Sinnfrage. Sie hofft auf Erlösung, erwartet diese in erster Linie von außen.

Positionierung zu Gottessymbolen (14,7) (o. Abb.)

Katharina zögert, sich zu Gottessymbolen zu positionieren. „Da ich nicht wirklich an Gott glaube, ist das ein bisschen schwierig ... eigentlich würde ich ihn nicht Gott nennen, hier den Ursprung ((stellt die QUELLE DES LEBENS relativ dicht zu ihrer Figur)). Ich denk’ schon, dass da irgendwas oder irgendjemand ist, der alles erschaffen hat und ... dass dieser jemand eben auch mit der LIEBE zu tun hat.“ Den VATER IM HIMMEL entfernt Ka-

tharina ganz. „Dass Gott im Himmel ist, glaub’ ich überhaupt nicht, das ist für mich irgendwie Show.“ Und INNERE STIMME, wenn sie Probleme habe, dann sei da niemand, es sei auch „nicht so, dass ich anfangen zu beten. Bei INNERER STIMME denk’ ich auch nicht an Gott.“ INNERES LICHT und ENERGIE, das gebe es „manchmal, so ein bisschen auf Distanz“. Warum die weibliche Figur nicht entfernt wurde, vermag Katharina nicht anzugeben.

Engeladen, die Gottessymbole für unterschiedliche Gefühlssituationen zu platzieren, entfernt Katharina die Wütende und die Fröhliche. Die anderen stehen im Halbkreis. Bei Wut oder Fröhlichkeit „ist alles weit weg, dann interessiert mich das nicht ((lacht))“. Sie denke „total selten an Gott ((lacht))“. Aber wenn es um den Sinn des Lebens geht, „dann denk’ ich schon, ob da jemand ist“. Gott habe am ehesten mit Nachdenken zu tun, mit existenziellen Fragen. In der Familie spreche man nie über solche Themen, sie habe „keine Ahnung“, was die dazu denken.

Rückblickend: Sie habe in den Jahren der Begleitung „irgendwie immer das Leben gebaut“. Ihr Grundthema beschreibt sie mit einer Geste: „Das ist immer das Gleiche, ungefähr so ((zeigt mit der Hand ein Auf und Ab)).“

Der Begriff ‚Gott‘ scheint besetzt. Katharina kann offenbar mit den Symbolen nur etwas anfangen, wenn dieser Begriff entfällt. Der jahrelange Mitvollzug kirchlicher Liturgie hat offenkundig weder eine Einhausung in diese Sprachspiele bewirkt noch eine dialogische Gottesbeziehung angebahnt. Hinsichtlich des traditionellen Gottesbildes ist eher eine allergisch anmutende Reaktion zu konstatieren. Im Nachdenken über Ursprung und Sinn des Lebens darf ein Rest des Gottesgedankens aufscheinen.

Fragebogen (14,7)

1. Impulsgeber des religiösen Denkens und Empfindens

(X_1 = Kl. 6, X_2 = Kl. 8)

Dinge/Personen, die meine Vorstellungen von Gott bzw. von Religion/Glaube beeinflusst haben	sehr stark	stark	etwas	gar nicht
Religionsunterricht			X_1	X_2
anderer Unterricht				X_{1-2}

Gemeindeguppe			X_{1-2}	
Fernsehen			X_2	X_1
Bücher, die ich lese			X_{1-2}	
Mutter				X_{1-2}
Oma				X_{1-2}
Freundinnen/Freunde			X_2	X_1
Opa				X_{1-2}
Vater				X_{1-2}
andere Personen			X_{1-2}	

Der Einfluss des inzwischen lange zurück liegenden Religionsunterrichts wird jetzt negiert, der Chor eher betont (das Kreuz findet sich an der Grenze zu ‚stark‘), ebenso die Bücher, Freundinnen und andere Personen. Der Einfluss der Familie wird geleugnet. Etwas quer zu dieser Einschätzung steht Katharinas Anmerkung, dass sie selten mit Freundinnen bzw. den Eltern über Gott, Glauben, Religion spreche, aber manchmal mit den Großeltern und mit Leuten aus dem Chor.

2. Kernaussagen zu Gott

Eintragungen aus Kl. 6 (weniger Items umfassend) sind ergänzend eingefügt (X_1 = Kl. 6, X_2 = Kl. 8).

Zu Sätzen über Gott kann man sehr unterschiedliche Meinungen haben.	stimme zu	weiß nicht	lehne ich ab, weil
(1) Gott hat jedem Menschen andere Begabungen gegeben: Jeder soll aus seinen Talenten etwas machen.	X_2		
(2) Gott hat Schuld, wenn es Krieg, Hunger oder Krankheiten gibt.			X_2 wir selbst dafür verantwortlich sind
(3) Gott gibt Menschen innere Kraft, Mut und Geborgenheit.	X_1	X_2	
(4) Gott gab den Menschen Freiheit. Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott. Gott leidet mit den Opfern.	X_1	X_2	

(5) Gott bestraft die Bösen streng und belohnt die Guten durch Gesundheit und Wohlstand.		X_2	
(6) Gott vergibt Menschen ihre Übeltaten. Sie dürfen neu anfangen, wenn sie bereuen.	X_{1-2}		
(7) Gott wirkt durch die Liebe von Menschen. Menschen sind seine Hände.	X_2		
(8) Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt.	X_1 aber unwichtig		X_2 ich nicht daran glaube

Die Vorstellung eines ins Weltgeschehen direkt eingreifenden Gottes lehnt Katharina ab, votiert zu drei Aussagen unsicher, hält am Gabencharakter von Talenten und Gottes Präsenz in der Liebe von Menschen jedoch fest. Ist ihr Zweifel an der Existenz Gottes nicht so grundlegend, wie sie vorgibt? Ist die offensichtlich hochgeschätzte Zugehörigkeit zur Chorgemeinschaft dafür ursächlich, d. h. eine Art unbewusster Strategie der Vermeidung einer kognitiven Dissonanz?

3. Gebetspraxis

Die Gebetspraxis von Katharina ist auf niedrigem Niveau stabil. Ihr Beten beschränkt sich auf Gottesdienstsituationen (häufig) und Bittgebete (manchmal).

Ihrer subjektiven Einschätzung nach ist die Häufigkeit von Gebeten gegenüber Kl. 6 gestiegen.

4. Rückblick auf den Untersuchungsverlauf

Katharina wurde von Kl. 3–9 begleitet. Sie bündelt ihre Erfahrungen am Ende von Kl. 8 so: „Für mich war das sehr interessant. Ich konnte über Gott, das Leben, mein Leben nachdenken und herausfinden, wie ich dazu stehe. Ich konnte es in Bildern/Kreativität umsetzen. Und das hat mir sehr gefallen.“

Katharina wertet die Untersuchungssituationen als Chancen zur Klärung der eigenen Haltung.

Klasse 9

Lebensmetapher (15,10)

„Das Herz ist vielleicht ein bisschen kitschig ((lacht)). Das soll für die Liebe stehen ((lacht)), weil das der Hauptpunkt ist, der mich hält.“ Das Schmuckstück symbolisiere, „dass es mir eigentlich nicht so gut geht, weil das total verknötet ist und man es nicht auseinander kriegt“. Ihre inneren Verknötungen, die schlechte Gefühle machen, kann Katharina nicht benennen, weiß aber, „das Verknötete ist auch der Grund, warum ich das Herz so brauche“. Der Metallgegenstand neben der Hand solle „dafür stehen, dass man immer wieder runterfallen kann ..., dass alles sehr wackelig ist“, auch wenn es vielleicht fest aussehe. „Man weiß nie, was passiert.“ Die Hand zeige noch mal, „dass die Liebe mich zurzeit hält“. Die rote Schnur symbolisiere, „dass ich mich nicht nur an der Liebe festhalten kann, dass ich nicht die Verbindung nach außen verliere“. Sie habe seit vier Monaten einen Freund. „Und falls das mit dem nicht mehr klappt, dass ich dann nicht völlig umkippe.“ Sie habe ihm kürzlich gesagt, dass er ihr Schutzengel sei, weil er sie ‚Engel‘ genannt habe. „Und dann hab’ ich gedacht, dass ich mich nicht nur an ihm festhalten soll.“ Deswegen liegen beide da, Engel und Schnur. Folgendes ist ihr wichtig: „Dieser Engel, das ist jetzt nicht der Gottesengel, ... weil an diesen christlichen Gott, der Engel auf die Erde schickt, glaube ich nicht.“ (Was/wie dieser christliche Gott sei?) „Na, so, wie er in der Kirche immer gepredigt wird.“ Durch den Chor habe sie mit der Kirche zu tun, sei ein-, zweimal im Monat auch im Gottesdienst. Sie wisse also, wie das da sei. Katharina ist überzeugt: „Die christliche Religion wird ... überall gleich gepredigt.“ Denn überall sei die Bibel gleich. „So dieses: ‚Gott hat in sieben Tagen die Erde erschaffen‘ ... Dieses, wo sich das drauf stützt, das ist ja überall das Gleiche.“ (Man könne Texte unterschiedlich auslegen.) Katharina dazu: „Die Geschichten werden natürlich anders ausgelegt. Aber es ist immer der gleiche Gott.“ Überall werde das ‚Vaterunser‘ gesprochen „und überall das Glaubensbekenntnis, und da wird der Text nicht verändert. Ich meine, den Text kann natürlich jeder anders verstehen.“ Sie würde niemals freiwillig in die Kirche gehen und sich Predigten anhören – höchstens probeweise, „aber ich würde nicht regelmäßig in die Kirche gehen, um zu beten oder meinen Glauben zu stärken. Das kann ich auch allein, dazu brauche ich keine Kirche.“

Katharina scheint sich ihrer Zerrissenheit wie ihrer Tendenz zu depressiven Abstürzen bewusst, entsprechend ihrer Bedürftigkeit nach Halt und Geborgenheit.

Die Liebe zum Freund trägt derzeit; Katharina weiß aber um die Brüchigkeit von Beziehungen, will darum nicht alles auf diese Karte setzen. In der Benennung ‚Schutzengel‘ drückt sich die bewahrende Funktion des Freundes aus. Das Glück der ersten Liebe wird jedoch nicht mit Gott in Zusammenhang gebracht. Katharina grenzt sich explizit gegenüber dem kirchlich vermittelten (theistisch gedachten) Gott ab. Das kirchliche Gotteskonzept ist für sie allgemeingültig in den ihr bekannten traditionellen Formeln fixiert, verbunden mit einem historisierenden Bibelkonzept. Indem sie die beiden abgelehnten Konzepte mit christlichem Glauben insgesamt gleichsetzt, kommt sie zu einer Pauschalablehnung.

Positionierung zur Bibel (15,10)

Katharina steht „zur Bibel ziemlich unsicher. Ich bin nicht hingewandt, aber auch nicht komplett abgewandt.“ Sie überlege schon länger dazu. Sie sei nicht konfirmiert, aber ihr Freund habe bald Konfirmation. Er sei „mehr hingewandt, schon durch die Familie.“ Er gehe – Kantoreisänger – wahrscheinlich genauso oft in die Kirche wie sie. Aber durch Eltern und Konfirmation „hat er mehr Verbindung als ich dazu“. Wie Opa und Oma dazu stünden, habe sie „keine Ahnung“, denke aber, dass sie der Bibel näher stünden wegen des höheren Alters. Ob ihre Eltern getauft sind, weiß sie nicht, glaubt aber eher nein. „Die gehen auf jeden Fall nicht in die Kirche, außer Weihnachten, weil ich da singe, und sie beten nicht und haben eigentlich keine wirkliche Verbindung zur Bibel.“ (Sie stünden relativ dicht dran?) Der Abstand habe keine Bedeutung, „sondern der Winkel, wie sie stehen“. Es falle ihr schwer, für Eltern oder Großeltern den Abstand zu bestimmen. Sie lasse sie deshalb so stehen. Auch für den Freund mag sie den Abstand nicht noch einmal korrigieren.

Katharina wählt von den drei unterschiedlich großen Bibeln die mittlere und stellt alle Figuren recht nahe daran, den Vater näher als die Mutter, näher auch als sich selbst. Vom Winkel her zugewandt sind allerdings nur die Großeltern und der Freund. Katharina schaut wie ihre Eltern in eine andere Richtung. Ihre Unsicherheit bezüglich einer Haltung zur Bibel angemessen spiegelnden Abstandes der Figuren ist unübersehbar. Die Wahl der mittelgroßen Ausgabe deutet darauf hin, dass die Bibel eine gewisse Relevanz besitzt. Möglicherweise stößt die Liebe zu dem aus christlicher Familie stammenden Freund an, neu die Einstellung zu diesem Buch zu durchdenken. Drückt sich in der wenig kongruenten Positionierung die von Katharina gespürte, aber nicht bewusste Ambivalenz ihrer ganzen Familie zum christlichen Glauben aus?

Fragebogen³¹ zur Bibel (15,10)

Die Überschriften zu den Items fehlten überwiegend im Fragebogen.

I) Woher kenne ich die Bibel?

- 1 Bei uns zu Hause gibt es eine Bibel.
- 2 Bei uns zu Hause wird über Geschichten aus der Bibel gesprochen/wird in ihr gelesen.
- 3 Ich kenne viele Geschichten durch eine Kinderbibel.
- 4 Die Bibel kam mal im Fachunterricht (Geschichte, Deutsch o. Ä.) vor.
- 5 Die Bibel kenne ich nur aus dem schulischen Religionsunterricht.
- 6 Bibelgeschichten kenne ich aus dem Fernsehen oder aus Büchern.
- 7 Biblische Geschichten kenne ich aus der Gemeinde, z. B. aus Gottesdiensten.

Katharina kreuzt die Items 4 und 7 an.

II) Existenzieller Bezug:

Wenn ich an Geschichten aus der Bibel denke, wie zum Beispiel die Geschichte vom verlorenen Schaf oder die Geschichte von Zachäus, dann denke ich, dass die Geschichte auch mit mir selbst zu tun hat.

- 1 () stimmt voll und ganz:
- 2 (X) stimmt etwas:
- 3 () stimmt eher nicht:
- 4 () stimmt ganz und gar nicht:

Katharina entscheidet sich für ‚stimmt etwas‘.

III) Bibelverständnis (biblizistisch? unsicher? säkular? integrativ/bzw. symbolisch?)

Über Geschichten aus der Bibel kann man ganz verschiedene Meinungen haben. Bitte kreuze die Meinung an, die deiner Meinung am meisten entspricht!

31 Vgl. Anmerkungen zu Genese und Funktion des Bogens im Kapitel ‚Bibelkonzept und Gotteskonzept‘ in Kapitel 3.6.

III₁) Im Religionsunterricht war die Geschichte dran, in der Mose mit dem Volk Israel aus Ägypten auszieht in das Heilige Land. Einige aus der Klasse diskutieren über die Geschichte.

- 1 () Maren: In der Bibel steht, dass sich das Meer teilte und die Israeliten zwischen den Wasserwänden durchgegangen sind. Das glaube ich so.
- 2 () Kevin: Ich bin nicht sicher, ob das so passiert ist.
- 3 () Leon: Die Geschichte ist ein Märchen, da stimmt nichts.
- 4 (X) Klara: Irgendetwas muss passiert sein, dass diese Geschichte entstehen konnte. Was es genau war, ist nicht so wichtig. Jedenfalls waren die Israeliten Gott für die Rettung dankbar.

III₂) Auch die Erzählung von der Schöpfung war dran im Religionsunterricht. Jetzt wird in der Pause über die Schöpfungserzählung und die Entwicklung der Welt geredet.

- 1 () Andrea: Mir fällt es schwer, etwas darüber zu sagen. Es war doch niemand dabei, der zugesehen hätte.
- 2 () Peter: Die Bibel sagt, dass Gott Himmel und Erde in sieben Tagen erschaffen hat, und daran glaube ich auch.
- 3 (X) Hans: Ich glaube, dass die Welt von alleine entstanden ist (Urknall) und sich selbständig entwickelt. Gott hat damit nichts zu tun.
- 4 () Katharina: Für mich ist Gott der Grund von allem, auch von Urknall und Naturgesetzen. Gott ist sozusagen das Geheimnis von Welt und Leben.

III₃) Man streitet sich auch über die zehn Gebote. Folgende Meinungen sind vertreten:

- 1 () Philipp: Die zehn Gebote sind von Gott, deshalb muss man sie einhalten. Gott bestraft die Menschen, die sich nicht daran halten.
- 2 (X) Henrike: Die zehn Gebote der Bibel sind als Hilfe gedacht, damit Menschen in Frieden miteinander leben können, nicht um jemanden zu bestrafen.
- 3 () Markus: Wie wir uns verhalten, hat mit Gott nichts zu tun. Wenn ich Falsches tue, bestrafen mich meine Eltern oder die Polizei, aber nicht Gott.

Katharina entscheidet sich bezüglich Schilfmeer und Dekalog für eine symbolische Lesart der Texte, bezüglich der Schöpfung nach P für eine säkulare wissenschaftliche Deutung.

IV) Komplementäres Denken?

Vorfall in Niedersachsen: Es ist ein kalter Novembertag. Der 2-jährige Uwe spielt auf einem Spielplatz in der Nähe des Hauses; seine Eltern können ihn vom Küchenfenster aus beaufsichtigen. Hinter dem Spielplatz fließt ein Bach, der ziemlich tief ist und schnell strömt. Kurz hinter dem Spielplatz mündet der Bach in ein dickes Rohr: Durch dieses Rohr strömt das Wasser 500 m weit unter dem Sportplatz durch, ehe es wieder als Bach in Erscheinung tritt. Zwischen dem Bach und dem Spielplatz ist ein fester Drahtzaun, damit die Kinder nicht ins Wasser fallen können. Uwe spielt neben anderen Kindern an dem kalten Novembertag auf diesem Spielplatz. Was niemand bisher gesehen hat, merkt der kleine Uwe: Der Drahtzaun hat eine Lücke: Ein rostiges Stück ist heraus gebrochen. – Uwe ist neugierig auf den Bach. Ohne dass es jemand merkt, kriecht er durch die Lücke und läuft zum Bach. Als Tabea und Mirko – Viertklässler aus der Nachbarschaft – das sehen, ist es schon zu spät: Uwe stürzt ins reißende eiskalte Wasser und wird weggespült. Tabea und Mirko schreien so gellend um Hilfe, dass die Nachbarin aus dem Fenster schaut: „Schnell, schnell, Polizei, Polizei!“ schreien sie und rennen wie die Wilden über den Sportplatz dorthin, wo das Wasser wieder aus dem Rohr kommt und zum Bach wird. Dort springen die Kinder ins eiskalte Wasser. Sie starren ins große dunkle Rohr ... Zwei Minuten vergehen. Dann sehen sie einen dunklen kleinen Körper heran schwimmen. Ja, es ist Uwe! Tabea und Mirko packen zu und ziehen Uwe aus dem Wasser. In diesem Moment kommt mit Sirenengeheul ein Rettungswagen. Uwe wird ärztlich versorgt. Er ist unterkühlt und hat Schrammen, aber sonst scheint er keinen Schaden davon getragen zu haben.

Am Abend des Unfalls von Uwe erzählen der Notarzt, die Nachbarin und die Eltern von Uwe Freunden/Bekannten vom heutigen Vorfall. Jede(r) erklärt sich die Rettung anders:

- A) Arzt: Dass Uwe überlebt hat, kann ich mir eigentlich nur so erklären: Uwe fiel in sehr kaltes Wasser; dadurch sank seine Körpertemperatur sehr schnell. In diesem Zustand kommt das Gehirn mit weniger Sauerstoff aus. Das hat Uwe das Leben gerettet.

B) Eltern: Für uns ist es ein Wunder, dass Uwe noch lebt und sogar gesund geblieben ist. Gott hat unser Kind bewahrt, und dafür sind wir dankbar.

C) Nachbarin: Dass Uwe überlebt hat, ist menschlicher Hilfe zu verdanken. Tabea und Mirko haben schnell gehandelt, der Notarzt kam sofort. Uwe hat Glück gehabt, dass hilfreiche Menschen da waren.

Welche Erklärung überzeugt dich am meisten? Katharina: „Die Nachbarin.“

Sind die anderen Erklärungen deshalb falsch? Katharina: „Nein.“

Warum bzw. warum nicht? Katharina: „Jeder Mensch hat eine eigene Meinung, und ich habe kein Recht, darüber zu urteilen.“

Könnte es sein, dass alle Meinungen richtig sind? Keine Eintragung

Warum bzw. warum nicht? Keine Eintragung

Katharina argumentiert von Toleranz und Autonomie her. Ob sie die religiöse Deutung als alternative oder eine die anderen Perspektiven integrierende Deutungsmöglichkeit wahrnimmt, kann dem Text nicht entnommen werden. Katharinas Fähigkeit bzw. Offenheit zu komplexem Denken bezüglich religiöser Inhalte bleibt damit im Dunklen.

V) Kenntnisse zur Bibel:

- (1) Die Bibel ist ein einheitliches Buch:
- (2) Die Bibel besteht aus vielen verschiedenen Büchern:
- (3) In der Bibel gibt es Gesetze, Gedichte, Fabeln, historische Berichte, Erzählungen und andere Literatursorten:
- (4) Die Bibel enthält vor allem Erzählungen:
- (5) Die Bibel ist ein heiliges Buch für:
 - Muslime:
 - Juden:
 - Christen:
- (6) Viele unserer Sprichwörter/Redensarten entstammen der Bibel:
- (7) Der/die Verfasser der Bibel sind bekannt:
- (8) Der/die Verfasser der Bibel sind z. T. unbekannt:

- (9) Es gab mündliche Vorstufen der Texte:
 (10) Die Bibel ist etwa 2000 Jahre alt:
 (11) Die Texte der Bibel sind ganz unterschiedlich alt:

Katharina kreuzt die Items 3, 6, 9 und 10 an, bei Item 5 die Christen.

Meine Lieblingsgeschichten aus der Bibel: Keine Eintragung

Was ich daran besonders gut finde: Keine Eintragung

VI) Konträre Meinungen zur Bibel:

Zu folgenden Sätzen kann man unterschiedlicher Meinung sein:	Stimme zu	Bin unsicher	Das lehne ich ab, weil
(1) Die Bibel ist ein altes Buch, aus dem Menschen früher von Jesus und Gott etwas hörten, was ihnen für ihr Leben wichtig war.		X	
(2) Was in der Bibel steht, das sind eigentlich alles Märchen.			X
(3) Die Texte der Bibel sind Gottes Wort, d.h. sozusagen von Gott dem/den Autor(en) diktiert.		X	
(4) Die Texte der Bibel spiegeln die Erfahrungen von Menschen früherer Zeiten mit Gott. Manches ist deshalb zeitgebunden ausgedrückt.	X		
(5) Bibeltexte können auch heute helfen, sich selbst und die Welt besser zu verstehen und Mut und Zuversicht zu bekommen für die Bewältigung des Lebens.	X		
(6) Alles, was in der Bibel steht, ist wortwörtlich wahr. Sie basiert auf Augenzeugenberichten.			X
(7) Manches, was in der Bibel steht, muss man symbolisch lesen wie bei der Literatur auch.	X		

Katharina hat Grundkenntnisse zur Bibel und offenbar auch wahrgenommen, dass biblische Texte für die eigene Existenz relevant sein können. Dass sie keine Lieblingsgeschichten hat, lässt allerdings vermuten, dass eine existenzielle Berührung durch einen biblischen Text bisher kaum vorkam. Katharina deutet biblische Texte symbolisch, sofern diese Deutung nicht in Konkurrenz steht zu einer anerkannten naturwissenschaftlichen Hypothese. Obwohl Katharina nicht am Wortsinn von Texten klebt, ist sie hinsichtlich der Autorenschaft biblischer Texte unsicher. Könnten die Texte vielleicht doch von Gott ‚diktiert‘ sein? Ihre Deutung des Uwe-Falls lässt nicht erkennen, ob hier nur Meinungsfreiheit vertreten wird oder auch komplementäres Denken.

VII) Kernaussagen zu Gott

(X_1 = Kl. 6, X_2 = Kl. 8, X_3 = Kl. 9).

Sätze über Gott, die Welt und mich, über die ich nachdenke	mir wichtig	weniger wichtig	unwichtig	den Satz lehne ich ab
(1) Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt.			X_1	X_{2-3}
(2) Gott ist irgendwie im Himmel, hat aber mit der Erde/Menschen nichts zu tun.				X_3
(3) Gott kann man nicht sehen oder hören, aber im Herzen spüren, wenn man das Herz dafür aufmacht.	X_3			
(4) Gott belohnt die Guten und bestraft die Bösen.			unsicher: X_2	X_3
(5) Gott kann ich denken als Kraft des Lebens, aus der Welt und Kosmos kommen; mit einem Urknall hat das wohl angefangen.			X_3	
(6) Gott hat mich mit meinem Aussehen und meinen Fähigkeiten gewollt und hat mich lieb so, wie ich bin.	X_3			
(7) Gott wünscht sich von jedem Menschen, die eigenen Fähigkeiten so zu nutzen, dass sich diese Welt weiter entwickelt und nicht zerstört wird.		X_3		
Kl. 8: Gott hat jedem Menschen andere Begabungen gegeben: Jeder soll aus seinen Talenten etwas machen.	X_2			

(8) Gott gibt den Menschen Freiheit. Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott.		X_3	unsicher: X_2	
(9) Gott vergibt den Menschen ihre bösen Taten, wenn sie sie ehrlich bereuen.	X_{1-3}			
(10) Gott hat Schuld, dass es Hunger, Krieg und Verbrechen gibt auf der Welt.				X_{2-3}
(11) Gott gibt Menschen Kraft, Mut und innere Sicherheit. Das hilft ihnen, schwere Situationen durchzustehen.	$X_{1,3}$		unsicher: X_2	
(12) Gott zeigt sich immer wieder anders, als Menschen es erwarten.		X_3		
(13) Gott kann zu uns auf vielfältige Weise sprechen, z. B. durch andere Menschen, durch Ereignisse oder durch eine Stimme im Herzen.	X_3			
(14) Gott will als Kraft des Lebens und der Liebe bei uns wohnen. Wo die Liebe ist, da ist Gott.			X_3	
Kl. 8: Gott wirkt durch die Liebe von Menschen. Menschen sind seine Hände.	X_2			

Katharina lehnt erkennbar (Items 1, 4, 10) ein theistisches Bild ab, vertritt aber auch kein deistisches Konzept, indem sie Item 2 ablehnt und zahlreiche Items als ihr wichtig ankreuzt (3, 6, 9, 11, 13), die sich mit dem Konstrukt eines fernen, unbeteiligten Gottes, zu dem es keine Verbindung gibt, nicht vertragen. Im Vergleich zum Vorjahr hat sie an Sicherheit gewonnen. Die Eintragungen stehen zu ihren eher abfällig-distanzierten Äußerungen über Gottesdienste in deutlichem Kontrast und lassen insgesamt vermuten, dass Katharina aus ihrer Chorzugehörigkeit einschließlich der Verbundenheit zu dem kirchlich gebundenen Freund weit mehr an geistlichem Halt zieht, als sie sich selbst einzugestehen vermag.

Protokollausschnitte eines Gesprächs mit der Mutter nach Untersuchungsabschluss

Die Mutter wuchs ohne religiöse Erziehung auf. Ihre Eltern seien zwar noch getauft (Opa sang in Kantorei), aber später ausgetreten. Die Mutter ihres Mannes sei noch in der Kirche, praktiziere aber nicht. Die

Urgroßmutter mütterlicherseits sei durch Krieg/Vertreibung traumatisiert gewesen, deshalb sei die Oma früh in die Partei eingetreten, um eine neue Katastrophe zu verhindern. Die Oma habe zwar immer dafür plädiert, Weihnachten in die Kirche zu gehen, aber das sei nie in die Tat umgesetzt worden. Sie, die Mutter von Katharina, gehe dagegen mit ihrem Mann, der sich für Religion interessiere (z. B. Drewermann, C. G. Jung lese) öfter mal in die Kirche, da beide Töchter in der Kantorei singen. Die ältere Tochter habe bei einem Weihnachtskonzert Feuer gefangen; sie singe seit Kl. 1 im Chor, habe Katharina dorthin gezogen. Die Musik gebe den Mädchen etwas, die Ansprachen der Pastoren nicht. Der Bruder habe den katholischen Kindergarten besucht. Die erste Begegnung mit dem Wort ‚Gott‘ habe Katharina vermutlich in der Kantorei gehabt. Ziel der elterlichen religiösen Erziehung sei, dass die Kinder Religion kennen lernen, um entscheiden zu können, ob sie mit oder ohne Religion leben wollen. Familiäre Rituale: Man habe früher abends gesungen und morgens im Bett gekuschelt; man esse wenigstens 1 x pro Tag gemeinsam. – In eine hektische Zeit hinein geboren habe Katharina, anders als die Schwester, geklammert; es habe große Eingewöhnungsprobleme im Kindergarten gegeben. Im Unterschied zur Schwester habe Katharina ihre Gefühle immer voll raus gelassen, was anstrengend aber beruhigend klar gewesen sei. Katharina habe wenig Selbstvertrauen. Die Mutter tut sich manchmal schwer mit ihr, vielleicht weil die Tochter ihr zu ähnlich ist. Große Krisen seien mit Beginn der Pubertät gekommen. Katharina habe sich dauernd geritzt, was die Eltern zunächst nicht gemerkt hätten. Zum Psychologen habe sie nicht gehen wollen. Der Austausch mit einer Heilpraktikerin habe ihr gut getan. Sie habe jetzt einen kirchlich gebundenen Freund, der mit ihr in der Kantorei singe. Katharina sei durch diese Freundschaft umgänglicher, ausgeglichener. Die Mutter fürchtet, dass es keine nachhaltige Stabilität ist. Katharina habe offenbar richtige Depressionen, auch früher schon. Therapie oder Sport als Hilfsangebote lehne sie ab. In der ersten Schule sei Katharina unglücklich gewesen; sie habe jeden Tag über Bauchweh geklagt. Mit dem Schulwechsel war das behoben. – Insgesamt sei sie oft krank, regelrecht wehleidig, vermutlich um Aufmerksamkeit und Zuwendung zu bekommen. Das sei schon vor der Geburt des Bruders so gewesen.

Bilanz

In Katharina begegnet ein Mädchen aus konfessionslosem Kontext, das ab frühem Grundschulalter über die Kantorei eine relativ intensive kirchliche Sozialisation erfährt. Das im Liedgut, Credo, Vaterunser u. ä. Bestandteilen liturgischer Sprachspiele enthaltene theistische Gotteskonzept wird von ihr als christlich verbindlich so fest internalisiert (und in 14-tägigen Rhythmen eingeübt und verstärkt), dass weder durch den kurzzeitigen Religionsunterricht in den Kl. 3 und 4 noch durch die über sieben Jahre periodisch wiederkehrenden Gespräche zur Gottesfrage im Zuge der Untersuchung eine Verflüssigung und Neuformulierung ihrer Denkkonstruktionen stattfindet. Katharina transportiert – hinsichtlich der Perspektive auf den christlichen Glauben – ein starres Schema. Das ihr im Chor begegnende Gotteskonzept nimmt sie zwar auf, kann es jedoch nur kurzfristig (Kl. 3) mit ihrer Existenz verknüpfen. Werden in Kl. 4 die kritischen Anfragen an das vermittelte Konzept noch implizit ausgedrückt (im Vogel, der nicht fliegen kann), so erfolgen sie ab Kl. 5 explizit, verbunden mit einer wachsenden existenziellen Distanz. Der so vermittelte Gott hat mit ihrer Lebenswelt nichts zu tun. Katharina reibt sich zunehmend am theistischen Gotteskonzept wie an dem damit verbundenen Bibelkonzept, bleibt aber auch in ihrer dezidierten Ablehnung dieser Konzepte an sie gebunden. Sie hält diese Konzepte für kirchlich verbindlich. Ihre These der Verbindlichkeit belegt sie mit der zeitlos und allgegenwärtig scheinenden Geltung des Credo und des Vaterunsers. Ganz offensichtlich haben die Gottesdienste und die inhaltliche Vorbereitung von Musikwerken in Übungsstunden bzw. Chorrüsten es nicht vermocht, ihr frühzeitig und existenzbezogen den symbolischen Gehalt von biblischen Texten bzw. von liturgischer Sprache zu erschließen. Ob und gegebenenfalls welche ernsthaften „Übersetzungsbemühungen“ von Chorleitung bzw. Pfarrerschaft bezüglich christlich-biblischer Sprachspiele erfolgten, ist nicht rekonstruierbar. Feststellbar ist, dass Katharina trotz ihrer Fähigkeit und Bereitschaft, auf symbolischer Ebene zu kommunizieren, nicht davon erreicht wurde. Dabei ist Katharina deutlich offen für die philosophisch-religiöse Dimension des Lebens. Sie setzt sich früh mit unterschiedlichen Deutungsmöglichkeiten von Welt und Leben auseinander, wird von der Frage nach dem Warum und Wozu ihres Lebens über Jahre so umgetrieben, dass sie immer wieder mit Suizidgedanken spielt. Die Eintragungen zum Bibelkonzept in Kl. 9 zeigen zwar deutlich, dass Katharina theoretisch sachgerecht an Bibeltexte herangehen und sie symbolisch deuten kann. Aber ihr Schema, wie biblische Texte von ‚Kirche‘ verbindlich ausgelegt werden, scheint unberührt davon zu sein. Ist diese offenkundige Schere zwischen potenzieller (und von ihr selbst

gewählter) Sichtweise und kirchlicher Auslegung eine Erfahrung mit Realitätsgehalt oder ein Produkt von Katharinas subjektiver (gespaltener, voreingenommener o. Ä.) Perspektive?

Katharina hat kein ‚Modell‘ in ihrem Umfeld, an dem sie ablesen könnte, dass christlicher Glaube, eine Gottesbeziehung, eine tragende Ressource des Lebens sein kann. Möglicherweise erschließt sich ihr jedoch in der Chorgemeinschaft bzw. der Familie ihres Freundes ansatzweise der potenzielle Ressourcencharakter von Glauben, der sich in ihren Eintragungen zu Kernaussagen in Kl. 9 spiegelt. In ihrer konfessionslosen Familie besteht zwar grundsätzliche Offenheit für Religion: Man schottet sich nicht ab. Man setzt sich punktuellen Begegnungen aus – real wie literarisch. Allerdings geschieht dies ‚gebrochen-uneindeutig‘, offenbar auch überwiegend sprachlos: Katharina weiß nicht, wie Eltern und Großeltern zur Bibel oder Gottesfrage stehen. Religiöse Themen scheinen ausgeblendet. Die Figuren zugleich nah und doch abgewandt zu einer mittelgroßen Bibel zu platzieren, dürfte die ambivalente Haltung der Familie recht genau abbilden. Man ist gespalten.

Spaltung bzw. der Dualismus von Polaritäten ist auch das Grundthema von Katharina. Sie stellt die Polaritäten von Gut und Böse zunächst als Eigenschaften Gottes dar (Kl. 3), merkt aber bereits in Kl. 4 an, dass diese Polarität zum Leben selbst gehöre und im Menschen selbst enthalten sei. In Kl. 5 setzt sie mit der Waage-Metapher die Spannung wie das Problem der Ausbalancierung der beiden Pole für das Leben (allgemein) anschaulich ins Bild, beschreibt zudem verbal die schmerzhaft erlebte Polarität zwischen Traumwelt und Realität. Ihr Schmerz scheint im gewachsenen Möglichkeitssinn zu wurzeln, der die reale und die möglichen Welten vergleicht. Katharina stellt religiöse Fragen, für die es in ihrem Umfeld jedoch offenbar weder Antennen noch Antwortangebote gibt. Nicht die liturgischen Formeln der erlebten Gottesdienste, sondern ein Bild aus nichtkirchlichem Kontext (Fließende Königin) liefert ihr die Vorlage, sich gelegentlich existenziell zu Gott in Beziehung zu setzen. In Kl. 6 stellt Katharina die in Spannung zueinander stehenden Polaritäten ihres eigenen Inneren metaphorisch dar. Ihr Grundthema ist ganz nach innen gewandert. Sie ist sich ihrer Spaltung und Spannungen bewusst. Ihr Ritzen – autoaggressive Spannungsabfuhr, die zugleich auf mangelndes Spüribewusstsein hindeutet – rückt in symbolischer Form eine andere Facette ihres Lebensthemas ‚Polaritäten‘ in den Vordergrund: Katharinas Gefühl, ihr Leben nicht wirklich zu leben, sondern nur als Beobachterin eines Spiels anwesend zu sein.

Die innere Spaltung und Katharinas Bemühungen, die Spannung zwischen ihren Polen auszubalancieren, drückt sich vielfältig aus: In ihren Visualisierungen, den dazu teilweise sperrigen Kommentaren, zusätzlich im Lachen, das gerade negative bzw. schmerzhaftes Mitteilungen begleitet: Die Inkongruenz ihrer Bot-

schaften bildet ein Kontinuum. Die stark ausgeprägte innere Spaltung verhindert offenbar, dass Katharina sich ganz auf die jeweilige Gegenwart einlassen kann, immer scheint die ‚andere Seite‘ in ihr als beobachtender Gegenpol eine wirkliche Präsenz zu verhindern. Ist Katharinas Engagement für das Theaterspiel möglicherweise der unbewusst-strategische Versuch einer Selbsttherapie? Erhofft sie, durch die Übernahme verschiedener Rollen, mittels derer sie unterschiedliche Anteile ihrer selbst ausleben kann, zu einer stärkeren Präsenz bzw. auch zu einer Integration ihrer Polaritäten zu finden?

Katharina verortet Gott in Kl. 3 zwar primär bereichsspezifisch, meint Gott aber auch in Momenten der Fröhlichkeit zu spüren; bereits in der zweiten Gestaltung aus Kl. 3 ist Gott – und das mit einem winzigen Schnipsel – nur noch bereichsspezifisch präsent. Danach scheint Gott völlig aus der Lebenswelt Katharinas verschwunden zu sein, auch wenn sie sich – ein Philosoph sagt nie NIE – ein Hintertürchen offen hält. Verbal macht sich Gottlosigkeit breit. Aber ist das die ganze Wahrheit ihres Erlebens? Warum hält Katharina weiter an der Kantorei fest, besucht weiter Chorrüsten? Wie ist zu verstehen, dass sie – 12-jährig – eine vor Scherben strotzende Lebensmetapher gestaltet, die allen Spitzen zum Trotz anmutet wie ein schützendes, tragendes Boot? Holt sich Katharina Gott als Gegenkraft zu ihrer Zerrissenheit aus der geistlichen Musik? Baut Katharina unbewusst Gott als tragenden Grund in ihr von Depressionen und Autoaggression gezeichnetes Leben ein? Auch die von der 14-jährigen Katharina als eine Art ‚Todesaltar‘ gestaltete Lebensmetapher enthält mit der leuchtenden Scherbe an der Basis einen tragenden Grund, der nicht kongruent ist zu ihren Suizidgedanken. Hat Katharina auch hier Gott als letztlich haltende Kraft ins Bild gesetzt?

Katharina ist – motiviert durch ihre Schwester – zur Kantorei gestoßen und trotz der massiven Reibung an der kirchlichen Liturgie und den Predigten acht Jahre dabei geblieben. Sie hat ihren Freund dort kennen gelernt, erlebt und gestaltet mit ihm und dem Chor fast ausschließlich geistliche Musik. Sie zieht aus diesem Kontext ganz offensichtlich so viel an Positiva, dass sie unter Zeitnot eher das Theaterspiel aufgibt als die Kantorei: Vermutlich geschieht dies wesentlich zugehörigkeitsmotiviert. Aber ihre Visualisierungen deuten darauf hin, dass es einen geheimen Mehrwert gibt. Die Eintragungen aus Kl. 9 zu Kernaussagen zu Gott bestätigen dies. Glaube wird von ihr offenbar als Ressource gesehen und mindestens partiell auch erlebt. Was macht es Katharina, deren religiöse Suche, ja Bedürftigkeit, geradezu mit Händen zu greifen ist, so schwer, sich explizit und existenziell auf die religiöse Dimension einzulassen, die implizit in stabilisierender Funktion so viel Raum einnimmt bei ihr? Ist es das von ihr abgelehnte, aber fest eingekapselte theistische Konzept? Sie kann ausdrücken, dass der Ursprung des Lebens und die Liebe als göttliche Kräfte zusammengehören, sieht

den Freund als ‚Schutzengel‘ bezüglich ihres gefährlichen Potenzials, weist eine Deutung auf Gott hin aber dezidiert zurück, so wie sie auch die INNERE STIMME, LICHT, ENERGIE oder die QUELLE DES LEBENS nicht mit dem für sie belasteten Begriff zusammen bringen möchte. Muss die alte Gottessprache verlernt werden, damit eine neue geboren werden kann? Oder könnte es Brücken, Übersetzungsphänomene geben, die den mächtigen Strom der Tiefe auch bewusstseinsmäßig als einen Strom erfahren lassen, dessen Bett/Ufer vielfältig und wandelbar ist und sein darf? Wer oder was könnte diese Übersetzung leisten, das verfestigte Schema ‚Christ-Sein‘ verflüssigen, so dass Katharina als ganze Person den Strom der Tiefe als Ressource für ihre Lebensgestaltung, ihre Entwicklungsaufgaben wahrnehmen kann?

2.4 Torsten

Torsten ist der jüngere von zwei Söhnen. Beide Eltern sind akademisch gebildet und freiberuflich tätig, beide konfessionslos. Die Lehrkräfte der Grundschule schildern Torsten als begabt, aber bequem. Er tue nur das Notwendigste. Die Grundhaltung, mit möglichst wenig Investition durch die Schule zu kommen, findet sich auch in der Sekundarstufe. Torsten erreicht trotzdem das Gymnasialniveau. Mit seinem freundlichen, ausgeglichenen Verhalten wird er von Gleichaltrigen wie Lehrkräften akzeptiert. In Kl. 2 bis 4 nimmt Torsten am einstündigen, religionskundlich ausgerichteten Religionsunterricht der Privatschule teil. Ab Kl. 5 steht dieses Fach nicht mehr auf dem Stundenplan.

Klasse 2

Gottesmetapher (8,8)

Torsten hat „zwei verschiedene Götter“ gestaltet (Gott = rote Büchse; Wettergott = Elektroplatte mit Strahler links) mit einer „Verbindung von Gott zum Wettergott“, damit er den „irgendwie verständigen kann, was für'n Wetter heute werden soll“. Er zeigt auf die Kabel. Die Teelichter, „das sind seine [= Gottes] Augen“. Außerdem hat Gott noch Lichter und „Antennen, dass er den Menschen steuern kann“. Wenn Gott denke, „der soll jetzt das machen, dann machen die das ... Sie können sich nicht unter Kontrolle haben ... eigentlich hat Gott sie unter Kontrolle.“ Weil Gott aber „immer nur eins z.Z. steuern [kann], deshalb sind Kriege und so was ... und wenn er wieder alles unter Kontrolle hat, dann hört das auf.“ Wo Schlimmes passiere, fehle Gott gerade. „Jetzt ist er in Kosovo z.Z., jetzt hat es da wieder aufgehört.“ Gott „kann alle Sprachen“, habe mit allen Menschen zu tun, auch mit ihm selbst. Torsten platziert seine Knetfigur dicht zur Collage. „Ich fühl' mich Gott sehr nah,“ vor allem, „wenn ich Glück gehabt hab' ... Wenn jetzt z.B. was Schlimmes passiert und ich dann ganz großes Glück habe und es passiert nicht richtig, dann ist Gott wieder gekommen.“ Torsten berichtet ein Beispiel: „Ich war mal im Auto mit meiner Mutter. Da war ein Reh vor uns,

und dann ist Gott schnell gekommen und hat das Reh gerettet.“ (Fast sei ein Unfall passiert?) „Wir hatten Glück, dass vor uns, hinter uns, neben uns keine Autos waren. Das war Gott, weil er wusste, dass da ein Reh ist ... Dann hat Gott gemacht, dass wir die einzigen sind.“ Torsten meint das Gefühl der Nähe Gottes (wie Mose am Dornbusch) zu kennen. Als Überschrift der Gestaltung wählt er: „Gott ist für mich sehr nah.“ Auf Nachfrage erläutert Torsten das Zusammenwirken von Gott und Wettergott näher. Gott „spricht mit ihm, heute soll das und das Wetter sein ..., morgen das Wetter und übermorgen dieses.“ (Der Wettergott sei ein Untergebener?) Dies verneint Torsten. „Wenn Gott sagt: ‚Heute soll es regnen‘, aber [der Wettergott] sagt: ‚Nee, ich möchte nicht‘, dann darf er schon Sonnenschein machen.“ Die beiden seien eher Kollegen. (Ob es weitere Kollegen gebe?) Torsten ergänzt: „Der Teufel, weil wenn jetzt z. B. jemand ... immer ganz böse war, dann hat er mit dem Teufel ... zu tun, dass der ihn dann bestrafen kann.“ Torsten bejaht, dass der Teufel für ihn ähnlich mächtig wie Gott sei.

Torstens Gotteskonzept ist erkennbar vom Mythenhimmel der kulturellen Tapete geprägt. Sein Gott trägt anthropomorphe Züge, äußerlich wie auch hinsichtlich seiner begrenzten Wirkungsmöglichkeiten. Mit dem Wettergott muss er sich absprechen, mit dem Teufel auseinandersetzen. Gott hat wegen fehlender Omnipräsenz auch nicht immer alles unter Kontrolle. Torsten fühlt sich ihm trotzdem nahe.

Klasse 3

Lebenswelt (9,2)

Torsten hat gemalt, was er mag und nicht mag. Die Schule mag er, am liebsten Sport und Freiarbeit, Deutsch und Mathe gehen auch. Kater Fridolin mag er besonders, der sei verspielt, obwohl er schon alt ist. Echte Mäuse mag Torsten auch. Als sie neben einem Park wohnten, habe Fridolin immer Mäuse angeschleppt. Das fand er traurig. Torsten liest viel und baut gern Lego. Sein großes Legohaus sei zusammengekracht. Aber er wolle es noch mal versuchen. Computer spiele er auch gern – sein Lieblingsspiel sei Legoinsel. Und er fahre gern Achterbahn. Das Herz bedeute, dass er es mag, wenn sich die Welt versteht.

Zu dem, was er nicht mag, malt er den kürzlich passiertten tödlichen Unfall seiner Tante, Krieg (Mitte) und Streit (zwei schimpfende Gesichter). Mit schweren Fragen geht er zur Mutter, manchmal auch zum Vater, vor allem aber zu seiner Katze. Die interessiere das natürlich eigentlich nicht,

aber er habe das Gefühl, dass sie alles mitfühle und verstehe. Sie merke alle Stimmungen, Ärger, Freude oder auch Traurigkeit. Und deshalb helfe es, wenn er es der Katze erzähle. Manchmal helfe ihm bei Traurigkeit auch, zu weinen. Und er gehe in die Kuschecke unter dem Hochbett.

(Ob das Schöne und Schwere im Leben mit Gott zu tun habe?) Ja, Gott sei eigentlich überall, aber gerade nicht dort, wo schlimme Sachen passieren. Bei den guten Sachen sei Gott und beschütze alles. Torsten klebt zu den schönen Dingen einen großen Punkt, zu den schlimmen einen kleinen. Das Schwere habe auch ein bisschen mit Gott zu tun, weil er die Macht auf der Welt habe. Aber Gott könne eben immer nur an einer Stelle sein. – Torsten denkt, die Seele von den Toten gehe in den Himmel zu Gott, sei mit der Erinnerung auch im Kopf der Familie. Gott sei – so gesehen – nie ganz weg, auch im Tod nicht. Aber man merke ihn da nicht so. Auf dem Friedhof, da sei Gott jedoch immer, weil er die Toten empfangen müsse. Über jedem Friedhof sei ein Engel oder Gott selber. Und die Engel brächten die Toten zu Gott.

Torsten hat sein dem christlichen Klischee entsprechendes Gotteskonzept beibehalten. Er erwähnt nun auch traditionelle Jenseitsvorstellungen. Sein Konzept scheint durch den tödlichen Unfall der Tante nicht wesentlich erschüttert worden zu sein. Wettergott und Teufel werden nicht thematisiert. Die durch den Unfall aktualisierte Theodizeefrage umgeht Torsten erneut dadurch, dass er Gott menschliche Beschränktheit zuschreibt: Gott schafft es eben auch nicht, überall aufzupassen. Torsten fühlt sich in der Familie und bei seiner Katze geborgen und verstanden.

Gottesmetapher (9,8)

„Gott ist für mich wie eine Masse, die sich in alles verwandeln kann“, beginnt Torsten. Man sehe da den Herrgott und den Wettergott im Ei, das sei sein Stuhl, da ruhe er sich aus. (Ob das ein Gott sei oder zwei?) „Ist einer für mich“. Der Wettergott sei sozusagen eine Seite von Gott. Das braune Tongebilde, „ist das Kreuz von Jesus. Und das hier ((zeigt auf Eierkarton)) da verfolgt er alles, ... was die Menschen so machen.“ Gleichzeitig sei es auch „so etwas wie eine Fernsteuerung“. Gott könne mit dem Apparat, den Torsten sich irgendwo oben vorstellt, die Welt beeinflussen. Die Münzen neben dem Ei sind für Torsten „eine Fernbedienung ... Hiermit steuert er das, was jetzt auf der Erde passieren soll.“ (Wo die Impulse ankämen?) „Bei manchen kommt das im Herzen an,

bei manchen im Kopf, was man gerade benutzt.“ (Ob Gott auch ursächlich für traurige Ereignisse sei?) „Ich denke eher, dass der Teufel Gott irgendwie durcheinander bringt ... Dann kommt das.“ Es direkt zu machen, habe der Teufel nicht die Macht. (Warum das Kreuz von Jesus da stehe?) Torsten denkt, „dass Gott sich um ihn da oben kümmert, und Jesus hilft ihm auch. Z. B. wenn irgendetwas ganz knapp ist, dann hat Jesus Gott geholfen, das zu überwinden.“ (Ob auch Menschen Gott helfen können?) „Ja ... eigentlich schon, indem sie einfach die bösen Sachen, die Gott [durch den Teufel durcheinander gebracht] eben denkt, versuchen nicht zu machen.“ Torsten stimmt zu, dass Menschen mit ihrem Tun des Guten Gott helfen. – Torsten findet es schwierig, eine stimmige Position für seine Knetfigur zu finden. Er sei mal dichter dran, mal weiter weg, gucke mal direkt und mal nur von der Seite. Heute sei es gut und recht dicht. Befragt nach Extremsituationen in seiner Distanz erzählt er, er sei einmal ganz dicht dran gewesen. „Da bin ich gegen mein erstes Schulhaus gefahren, und da ist mir nicht viel passiert.“ Ziemlich weit weg sei er auch schon gewesen: „Ich wurde operiert ... Da war ich ein bisschen weiter weg, weil, da hat er mich nicht davor bewahrt, dass ich den Gallenstein gekriegt habe ... Na ja, ich bin durchgekommen, aber erst hat er mir den Gallenstein gemacht.“ Die vielen Untersuchungen im Krankenhaus habe er schlimm gefunden. „Und plötzlich nach der Operation war ich ganz dicht dran.“ Er sei so froh gewesen. Die Überschrift für die neue Gestaltung: „Gott ist wie der Steuerer.“

Seine aktuelle Gestaltung mit der vom Vorjahr vergleichend meint Torsten, im vorigen Jahr habe er einen Wettergott und einen damit verbundenen anderen Gott gehabt. Jetzt seien beide zusammen eine Figur, die sich aber auch verwandeln könne. (Ob es noch mehr Unterschiede gebe?) In diesem Jahr sei ihm nichts so Schlimmes passiert, da habe Gott ihm mehr geholfen, bei der Operation. Im letzten Jahr war etwas Schlimmeres, der Unfalltod der Tante. Für Torsten hat der Tod der Tante mit Gott zu tun: „Ja, da hat der Teufel Gott durcheinander gebracht, und dann ist es eben passiert.“ Torsten ist überzeugt, dass seine Tante jetzt dicht bei Gott ist (Dies hatte er schon im Rahmen der UE TOD geäußert). „Ich war auch mal ganz dicht bei Gott ... im Urlaub in Gran Canaria.“ Er habe sich dicht bei Gott gefühlt, „weil ich so weit oben war ... Ja, ich denke mal, er ist auf irgendeiner Wolke, und er hat viele Wolken. Aber manchmal ist Gott auch auf der Erde. Man weiß bloß nicht, dass er es ist. Manchmal ist er auch ein Geist oder so was.“

Er stelle sich vielleicht rettend in den Weg, damit man mit dem Auto nicht eine gefährliche Strecke nehme. „Oder er schickt Botschafter aus, so wie Schutzengel.“ Die seien manchmal wie Menschen, gingen z. B. anderen Menschen in den Kopf, wenn sie etwas Schlimmes sehen, und die helfen dann.

Auf Nachfrage erzählt Torsten genauer, wie es ihm mit der Tante und Gott ging im Urlaub. „Ich habe mich da ganz dicht bei meiner Tante gefühlt, als ich da geflogen bin.“ Er erzählt von weiteren Toten: „Jetzt sind schon drei in meiner Familie gestorben, meine Tante, meine Uroma und mein Onkel Hannes. Da fühle ich mich auch, als wenn die drei mich jetzt so bewachen ... Ja, und meine Katzen auch, die gestorben sind ... Ich finde auch was gut, was eigentlich nicht so gut ist, aber ich finde es gut. Weil meine eine kleine Katze – die ist gestorben, und die war noch ein Baby. Und Miranda, die alte Katze, ist auch gestorben, die hat sich im Klappschränk aufgehängt. Und da finde ich es gut, dass Miranda gestorben ist, denn diese kleine Katze, die hat dann da oben jemanden Verwandtes.“

Gott und Wettergott sind zu einer Figur verschmolzen, aber mit Jesus und dem Teufel ist wieder ein Zusammenspiel von drei Instanzen gegeben. Gott wird totaler Überblick, ein umfassendes Steuerungsvermögen und große Macht zugeschrieben, aber er ist nach wie vor weder omnipräsent noch omnipotent. In kritischen Situationen braucht er dringlich die Unterstützung Jesu. Auch bringt der Teufel Gott immer wieder durcheinander, so dass er auf schlechte Gedanken kommt, die dann – qua Steuerung – von Menschen in Taten mit Negativfolgen umgesetzt werden. Gott ist auf Hilfe angewiesen, auch auf die von Menschen, wenn er konfus ist. Mittels seines Konstruktes kann Torsten an einem prinzipiell fürsorglichen und zugewandten Gott festhalten, ohne das Schlimme in der Welt zu leugnen oder völlig von Gott abzuspalten. Gott scheitert am Übermaß seiner Kontroll- und Steuerungsaufgaben wie eben auch Menschen aufgrund ihrer Überlast Fehler machen. Für Torsten war sein Galensteen Gottes Werk, ebenso aber auch die gelungene Operation. Gott ist entsprechend der ‚kulturellen Tapete‘ über den Wolken verortet, ebenso die Seelen der Toten, weshalb Torsten im Flugzeug nicht nur Gott sondern auch den verstorbenen Verwandten und Katzen besonders nahe fühlt. Seine Jenseitsvorstellungen sind ganz real, was sich deutlich in seiner Erleichterung zeigt, dass seinem verstorbenen Katzenbaby durch den Tod der alten Katze eine kompetente Begleiterin zur Seite steht.

Klasse 4

Lebensweg (10,3) Vergangenheit

Torsten hat in seinen Lebensweg Altersangaben eingetragen, die Operation und Gran Canaria sind vermerkt. Man sieht einige Katzen, zwei davon fahren mit Flügeln zum Himmel, ebenso die tote Tante, deren Grabstein am Weg steht.

Torstens Zeichnung bestätigt die von ihm als bedeutsam vorgetragenen Inhalte der Einzelgespräche.

Lebensweg (10,3) Zukunft

Torsten hat die eigene Zukunft und die Zukunft der Welt gemalt. Er wird Erfinder und mit 20 Jahren im Lotto gewinnen. Er erfindet z. B. ein Flugzeug, das in einer Sekunde in Amerika ist oder ein Dimensionentor, durch das man zu anderen Planeten kommt. Er will heiraten und Kinder haben, verrät er am Tisch, hat die Familie aber nicht gezeichnet. Der Weltfrieden erscheint als durchgestrichene Waffe.

Reisegepäck: Torsten packt eine Murmel ein: Die stehe für sein ganzes Leben (mal rollt sie und mal steht sie still), die Heftklammer erinnere ihn, Freundschaften zusammen zu halten, das Teppichstückchen stehe für ein gemütliches Zuhause. Er hat auch einen Bibelspruch eingepackt: „Einer trage des anderen Last.“ Den erwähnt er bei der Vorstellung seines Beutels nicht.

Torsten scheint bewusst zu sein, was im Kreis von Gleichaltrigen besser ausspart bleibt: Die familiären Wünsche wie auch die religiöse Haltung.

Lebenswelt (10,6)

Torsten hat sich als Fisch gemalt: Links oben im Bild sieht man ihn Ball spielen mit seiner kleinen Katze, die Menschengestalt hat. Der Buchstabe S steht für schöne Dinge, T für Trauriges. Torsten kommentiert zuerst die schönen Dinge. – Im zweiten Bild links ist sein mit einem Moskitonetz abgeschirmtes Hochbett als Burg gemalt. Er stehe gern am Fenster und gucke auf die Sterne (rechts neben dem Bett). Torsten fantasiert, wenn er in den Sternenhimmel schaut. (Was er dort sehe?) Etwas verlegen kommt: „Da sehe ich, na ja, wie sie miteinander spielen, meine Katzen, die schon

von mir gegangen sind, wie sie da oben miteinander spielen ... ein Katzenkind und zwei erwachsene Katzen“. Das sei traurig, aber es gehe ihnen gut. – Unten links: „Das ist eine Wiese. Da liege ich drauf. [Die Huckel] sind das ganze Gras hier ... und das da oben ist die Sonne“, wie ein Vogel aussehend, „weil das so schön wie ein Vogel ist“. Rechts unten sieht man noch etwas Schönes: „Das ist, wenn ich Klavier spiele“. Torsten spielt seit etwa 2 Jahren. Geübt wird, „wenn ich Zeit habe ... und der Klavierlehrer, der ist auch in der Band von meinem Vater.“ Der Vater spiele Bass, Bassgitarre und Kontrabass, der Bruder Schlagzeug. Die Mutter habe mal Querflöte gespielt. – Rechts oben ist ein trauriges Bild: „Wo meine Tante gestorben ist und meine ganzen Tiere“. Links sieht man Torsten weinen, das zackige Loch ist das Grab, die große und die kleinere Wolke sind Mutter und Bruder, auch weinend. Der gerade stehende Baum daneben ist der Vater, ebenfalls weinend. Man weint über alle, auch über die Katzen. Rechts neben dem Baum steht die Friedhofskapelle, „wo wir sie verabschiedet haben“.

(Die schönen Seiten des Lebens seien auf dem Bild größer als die traurigen. Ob das in seinem Leben auch so sei?) Torsten bejaht dies. Ihm fällt nun auch ein, was das mittlere Bild rechts meint: „Lernen macht mir Spaß, also Deutsch und Religion“. Zu Hause träume er gern, spiele mit der Katze und lese, manchmal unter der Bettdecke, momentan eine Katzensgeschichte. Und er spiele mit der Diddl-Maus, die ebenso wie die Katze und Kuscheltiere mit ins Bett komme. Bei Traurigkeit, „geh’ ich in mein Zimmer und höre Musik, und wenn ich Angst habe nachts im Bett, dann hole ich mir meine Katze“.

Über schwere Fragen „spreche ich oft mit meiner kleinen Katze“. Das helfe. „Ich habe das Gefühl, dass immer die Schutzengel bei mir sind. Die sprechen durch die Katze ... Nun haben wir leider kein, kein, keinen mehr von der Familie, wo zwei gestorben sind“. Erst sei die Katzenmutter gestorben, dann das eine Kind. Eins sei weggelaufen. Von der Familie sei niemand übrig. Die neue Katze habe er vom Bauernhof; sie sei zuerst sehr wild gewesen, werde jetzt zutraulicher, komme zu ihm ins Bett, lasse sich streicheln.

(Ob Gott mit seinem Leben etwas zu tun habe?) „Also ich denke, mit meiner Katze hat er auch was zu tun. Ja, weil ((überlegt)) sie ist ein liebes Wesen und kratzt nicht – na ja, ab und zu nur, wenn ich mit ihr spiele ... Dann denke ich auch, der Sternenhimmel [ist] so schön, das ist ja auch von Gott ... auch auf der Wiese, jeder einzelne Grashalm ist von Gott ... Da denke ich, er ist in der Kapelle und guckt sich das mit an ... Da bei der Religion denk’ ich auch, ist er eher doch groß und dort, wenn’s so schön ist

und wenn die Katze über das Klavier läuft“. Wenn etwas schön ist, hat es für Torsten mit Gott zu tun. Aber auch im Schmerz: „Auch wenn er nicht so groß da ist, aber er ist da. Ich denke, wenn so was [wie der Unfall der Tante] passiert, muss er gerade was Schlimmeres bekämpfen. Dass er auch keine Zeit hat, einen Schutzengel zu senden.“

Torsten klebt einen kleinen Punkt in die Friedhofskapelle, je einen großen Punkt für die Katze, den Mond, die Sonne, den „schönen Unterricht in der Schule. Er ist dann auch hier. Und da hat er sich irgendwo im Klavier versteckt.“ (Sich nie allein zu fühlen, tue gut?) Er habe eigentlich immer jemanden bei sich. „Und wenn niemand da ist, dann nehme ich meistens meine Katze. Meine Katze spielt in meinem Leben eine sehr große Rolle.“ Torsten denkt, dass Gott ihm die Katze als Begleiter geschickt habe, „wenn er gerade nicht da ist vielleicht“, d. h. sozusagen als Stellvertretung.

Torstens Zeichnung wie seine Erzählungen spiegeln seine Lebenszufriedenheit in der Geborgenheit seiner personalen Beziehungen, zu denen wesentlich seine Katze(n) gehören. Die Verbundenheit mit den Katzen reicht über den Tod hinaus. Die Erfahrungen von Nähe, wechselseitigem Verstehen, Geborgenheit und Schutz, die er mit seinen Katzen macht, sind für ihn transparent für Gott. Gott ist in seinen Katzen präsent, darüber hinaus in allem Schönen zu finden, gebrochen auch im Schmerzhafte. Der kleine Punkt steht symbolisch für die Präsenz Gottes trotz Verborgenheit. Torsten hält daran fest, Gott durch die Zuschreibung mangelnder Omnipräsenz und Omnipotenz freizusprechen von der Verantwortung für das Leid in der Welt. Woraus speist sich das tiefe Gottvertrauen dieses Jungen, der in einem seit Generationen konfessionslosen Elternhaus aufwächst?

Gottesmetapher (10,8)

Das rote Gebilde sei ein Computer mit einem „Schlüssel zum Herz, damit der das auch ins Herz reinbringen kann, was der Computer sendet.“ (Ob Menschen sich gegen Gottes Sendungen wehren können?) „Ab und zu [machen] das z. B. solche, die Krieg wollen.“ Gott könne zwar die Herzen öffnen, aber Menschen können, „wenn sie es richtig wollen, sich krampfhaft dagegen wehren“. Böse Menschen „haben so was aufgebaut, so eine Abwehrkraft gegen die Gedanken“ Gottes. Es gebe viele solche Leute, aber es gebe „natürlich auch viele, die sich nicht dagegen wehren“. Der Kronenkorken auf dem Deckel stehe für Bier, „und das Bier ist dafür, dass man glücklich ist“. Es bedeute, „dass man noch glückliche Gedanken dazu kriegt“. Er merke das manchmal selbst.

(Wo Gott sei?) Torsten meint, Gott sei überall ein bisschen, einschließlich des Herzens, „aber, wo er mehr gebraucht ist, ist er mehr da“. Der Kosmos wird dabei gleich behandelt. Torsten denkt, dass auf allen Planeten „die gleich große Menge Gott ist sozusagen“. (Ob man im Flugzeug z. B. dichter an Gott dran sei?) „Na ja, manchmal sind die Engel ja da oben, ... also seine Gehilfen. Die helfen dem Flugzeug, zu fliegen.“ (Ob die Engel auch bei uns sein könnten?) „Ab und zu kommen die auch runter – wenn jemand geboren wird oder was weiß ich.“ (Ob die Engel grundsätzlich oben seien?) „Ja, und z. B., wenn jetzt ein Kind tot geboren wird, dann hat Gott vergessen, denen zu sagen, dass sie da runter kommen sollen.“ Hätte Gott es rechtzeitig gesagt, wäre das Kind nicht tot geboren worden. Es werden zwar täglich viele geboren, „aber Gott ist überall und weiß eben, wo ein Kind geboren wird“. (Ob Gott nur über Botschaften an Menschen handle oder auch, indem er direkt eingreife, also z. B. dass plötzlich unerklärlich ein Baum umfalle oder eine Weiche umgestellt sei?) Torsten sieht das umgekehrt. „Wo eine Weiche umgestellt ist oder ein Baum umfällt, da ist er dann gerade nicht. Da kommt er ... nicht rechtzeitig.“ So was passiert nur, wenn Gott nicht da war. „Ich denk’ mir, er plant jede einzelne Sekunde auf der Welt. Er plant, wie die ablaufen soll.“ (Ob der Mensch dann noch Handlungsfreiheit habe?) „Ja, manche sagen dann eben zu sich: ‚Ich möchte mal ein bisschen gucken und Sachen selber tun, wirklich selber entscheiden und sonst niemanden da drin haben, auch nicht Gott‘. Der Kopf und das Herz geben dann Signale an Gott. Der weiß das dann. [Und] irgendwann, wenn das nicht geklappt [hat], sagen das Herz und der Kopf wieder: ‚Hilf mir mal bitte wieder.‘ Und dann macht der das.“ (Es gebe in beiden Richtungen zwischen Gott und Mensch ein Sprechen, ein Beten?) „Ja, bloß, dass manche nicht merken, wie das passiert.“ Er wisse und merke das. „Die Bösen beten eigentlich auch (2x). Dann sagt eben der Kopf und das Herz: ‚Lass mich in Ruhe. Ich will nichts mit dir zu tun haben‘. Dann tut er das.“ Torsten denkt, „dass, wenn Minister oder so Kriegsgedanken haben, dass Gott dann mit aller Kraft versucht, an dieser Abwehr, die sie aufgebaut haben, vorbeizukommen.“ (Ob Menschen Gott dabei helfen können?) „Manchmal kann die Polizei dabei helfen oder eben auch die Frau von ihm.“ Gott handle da durch Menschen. (Ob solche Menschen dann Engel seien?) Für Torsten ist etwas dazwischen geschaltet: „Wenn man z. B. einen aus dem Eis zieht oder so, dann sagt der Schutzengel von einem selbst und der von ihm: „Du musst dem jetzt helfen!“ (I bringt zum biblischen Verständnis von Engeln die drei Männer bei Abraham ein: Engel in Gestalt normaler Menschen.) Torsten kann sich gut vorstel-

len, dass Engel in Menschengestalt kommen, aber das seien dann welche, „die auch nirgendwo bekannt sind ... Wenn auf dem Dorf jemand Unbekanntes kommt, das sind manchmal verkleidete Engel, die da sozusagen Streife gehen.“ (Ob ihm bekannte Menschen auch Engel sein könnten?) Torsten kann sich vorstellen, dass denen „ihr Schutzengel etwas sagt. Aber jemand, den ich kenne, das glaube ich nicht, dass das einer ist, weil ... die kommen ja kurz auf die Erde, gehen da Streife und gehen wieder zurück in den Himmel.“ Für Torsten sind Engel spezielle Wesenheiten, manchmal auch in Tierform. Menschen werden nur vermittelt durch Schutzengel zu Mitarbeitern Gottes. Wenn ein Mensch einen anderen in Not sehe, dann gebe ihm – vermittelt durch Gott – „sein Schutzengel Signale ins Herz und sagt: ‚Du musst dem helfen!‘ oder ‚Du musst das verhindern!‘ ... Das sind dann zwei Befehle: Gott gibt dem Schutzengel von mir den Befehl, dass ich da helfen soll und dann der Schutzengel zu mir ... Es hat jeder einen, und die, die Krieg wollen, die merken das nicht, dass sie einen haben ... Wenn ein Schutzengel sieht, ich guck’ da gerade zu [in einer Notlage] und ich weiß nicht, was ich machen soll, gibt er mir eben Mut. Das [Eingreifen] ist manchmal auch riskant ... Und wenn man jetzt ... meinetwegen ins Krankenhaus dabei kommt und er [der Schutzengel] auch, dann kann man eben mit ihm darüber sprechen.“ – Aber Torsten glaubt, die Schutzengel kämen nicht so leicht in solche Situationen. „Wenn jetzt ein anderer den hauen will, dann gibt es irgendwie einen Impuls – dann macht der das nicht.“ Die Vorstellung von phasenweise die Erde besuchenden Schutzengeln ist noch frisch. (Ob Torsten jemanden habe, mit dem er über Gott, Engel o.Ä. spreche?) „Leute nicht, aber meine Katzen.“ Torsten erzählt von ihnen: zwei Kleine seien gestorben, eine weggelaufen. Jetzt seien noch Lilli und Fridolin da – letzterer kam kurz vor Torstens Geburt zur Familie, ist reichlich zehn Jahre alt. Er spreche über solche Themen „ganz oft ... mit Lilli, weil Fridolin, der muss darüber denken, wie er noch ein bisschen weiter leben kann.“ (Ob Lilli zuhöre?) „Ja, Fridolin auch, bloß dass der manchmal einschläft.“

I zeigt Torsten ein Foto der Gestaltung vom Vorjahr. (Ob sein Denken verändert oder eher gleich geblieben sei?) „Ich hab gedacht, das [= Vorjahr] ist das Büro von Gott, und das hier ist ein Sender. Und jetzt ... denke ich, [das] ist neues Leben, die Eierpackung (2x) ... Und das hier [= aktuelle Gestaltung] ist [ein] großer Computer und das Radar von Gott ... Das ist einfach nur so sein Büro, weil das alles regelt.“ (Ob er Unterschiede sehe zwischen seinem Denken damals und heute?) „Eigentlich gar nichts“. Es sei vorher „einfach nur ein Stockwerk höher“ gewesen. Jetzt sei alles dichter

beieinander. „Wenn er mal ... [wo] hin muss, geht er hier runter, guckt hier, da hat er einen Bildschirm, oben ist sein Büro und unten holt er seine Siebenmeilenstiefel.“ Die Überschrift der aktuellen Gestaltung: „Gott ist wie eine Gestalt, die die Herzen verbessert.“ Seine Knetfigur setzt Torsten diesmal in die Gestaltung: „Heute bin ich gut gelaunt, heute bin ich hier bei den glücklichen Gedanken.“ Manchmal, wenn er in der Kirche sei, fühle er sich auch ganz dicht ((setzt die Figur noch dichter zum Zentrum)), aber wenn etwas Trauriges passiere, denke er manchmal, Gott habe ihn eigentlich ... Torsten stockt. Er sei dann zwar dicht dran, aber abgekehrt ((demonstriert es mit der Figur)): „Dann bin ich manchmal so traurig, dann kann ich gar nicht mehr mit Gott sprechen. Natürlich verstehe ich mich dann wieder ganz schnell mit ihm.“ In der Kirche sei er zuweilen, um etwas zu besichtigen. Als Krieg im Kosovo war, sei er auch mal bei einem Gottesdienst gewesen. „Aber sonst – ich weiß nicht, ob meine Familie so denkt wie ich, wenn es nach mir ginge, würde ich öfter mit meiner Familie in die Kirche gehen.“

Torstens Konzept ist von den Basisannahmen her gleich geblieben, zeigt aber neue Akzente und Ausdifferenzierungen: Gott wird weiter anthropomorph vorgestellt und wie ein viel beschäftigter Manager ausgestattet mit Hightech zur minutiösen Überwachung und Steuerung. Statt der Jesusfigur als Unterstützung befehligt er nun Scharen von Engeln. Kommunikationsfehler führen u. U. zu tödlichen Pannen; trotz der Siebenmeilenstiefel und einer Streife gehenden Engelschar kommt Gott nicht immer rechtzeitig da an, wo er gebraucht würde. Die Engel werden als spezielle Wesenheiten aufgefasst, deren Heimat – wie die Gottes – hoch über den Wolken liegt, wo sie u. a. Flugzeuge unterstützen. In zwischenmenschlichen Hilfsaktionen kommt ihnen eine zentrale Vermittlungsrolle zu: Sie machen – in Menschen- oder Tiergestalt oder auch unsichtbar – auf die Not anderer aufmerksam und ermutigen zum Einsatz. Auf geheimnisvolle Weise sind sie selbst gegen irdische Risiken gefeit. Torstens bizarres Konzept wirkt wie die Kopie einer Filmvorlage. Den Spagat zwischen seiner Vorstellung eines alles minutiös regelnden Gottes und der menschlichen Handlungsfreiheit bewältigt Torsten über die Zuschreibung eines großzügigen (heilspädagogischen?) ‚Freigangs‘, den Gott denen gewährt, die ohne ihn auskommen wollen. Scheitern sie, gewährt Gott Hilfe: Das Muster erinnert an das Gleichnis vom gütigen Vater, das Torsten jedoch nicht kennt. Nur im Fall von Kriegsgedanken versuche Gott, die menschliche Abwehr zu brechen oder zu unterlaufen. Auch hier drängt sich das Bild eines Vaters auf, der allzu gefährliche Taten seiner Kinder zu verhindern versucht. Torsten kennt offensichtlich tiefe Enttäuschung bezüglich Gottes

Fürsorge. Er drückt seine vorübergehende Abkehr mittels seiner Knetfigur aus. Das Grundgefühl einer positiven Gottesbeziehung wird davon nicht erkennbar angetastet. Gesprächspartner hinsichtlich seiner religiösen Vorstellungen sind außerhalb der Kontakte mit I ausschließlich seine Katzen, denen nach wie vor emotional ein zentraler Stellenwert zukommt.

Klasse 5

Gottesmetapher (11,10)

Er habe nicht Gott dargestellt, sondern „die Geräte, die er so braucht“. Im Krug mit der Schachtel „ist so Regenwasser drin“, und das Rohr darauf, „da pustet er rein, und dann kommt da Donner raus“. Mit der Streichholzschachtel daneben „zündet er die Sonne an jeden Tag“, alles zusammen ist eine Art Wetterstation. Der Kerzenständer mit der rosa Schachtel „ist so, um den Frühling zu machen“, von der Schachtel oben komme „der schöne Geruch, der Geruch vom Frühling eben“. Mittels der Glasklunker am Ständer „macht er Regenbögen und solche Lichtsachen“, weil das Licht sich darin teile. Torsten baut den Schrott noch einmal etwas um, setzt dann seinen Kommentar fort. Die Klingelanlage „ist so eine Notglocke, ... die nervt, wenn irgendwo etwas ganz besonders Schlimmes ist, dass er da gleich hin kann“ zu dem dicken Rohr: „In das Rohr kann er rein sprechen und den Engeln Bescheid sagen, dass sie irgendwo hin müssen“, um zu helfen. Wenn noch mehr Engel erreicht werden müssten, setze Gott die Filmdose als eine Art Verstärker ein: „Dann ist das noch viel lauter“, dann hörten es noch mehr. Das Blechstück am Rohr melde Gott, wenn jemand gestorben sei. (Was Gott mit dem Tod zu tun habe?) „Der muss wissen, wenn jemand gestorben ist. Dass er den dann entweder zu sich hoch lassen kann oder hinunter tun muss.“ (Wonach Gott entscheide, was mit einem Toten passiere?) „Ja ((Torsten stöhnt etwas)), das ist dann eben über viele Auswertungen.“ Man komme in eine Art Warteschleife, dann müssten „viele Formulare geprüft werden, was man in seinem Leben so gemacht hat“. (Was Gott bei der Überprüfung des Lebens besonders wichtig sei?) „Schwer zu sagen“, meint Torsten. Er denkt, „dass es z.B. nicht so wichtig ist, ein ordentlicher Mensch zu sein, ein besonders kluger Mensch oder ein besonders schöner Mensch, sondern eher, dass man schön ist vom Herzen aus ... und hilfsbereit ist“. Besonders reich müsse man auch nicht sein. (Woher der Mensch wissen könne, welches Verhalten sich Gott von ihm wünsche?) „Es reicht einfach, entweder seinem Rat zu folgen“, oder

Gottes Bestätigung wahrzunehmen, „z. B., wenn man gerade etwas besonders Gutes gemacht hat, [dass] die Sonne dann hinter den Wolken hervor kommt“. Für Torsten sagt Gott durch solche Zeichen, dass etwas gut gewesen sei. Biblische Erzählungen als mögliche Quellen der ethischen Orientierung fallen Torsten nicht ein. Erinnert an die Schöpfungserzählungen, in denen der Mensch den Auftrag erhält, die Erde zu bebauen und zu bewahren sowie zum achtsamen Umgang aufgefordert wird, meint Torsten, wenn man z. B. auf der Straße ein hungriges oder angefahrenes Kätzchen finde, das sei „ja eigentlich die Schuld des Menschen, dass sie nicht mehr zurück in den Wald kann und da Mäuse jagen oder dass sie angefahren wird, dass man sie dann mit nach Hause nimmt und ihr erst mal was zu essen gibt“. Torsten geht es nicht einfach um Mitgefühl, „eher [darum], das wieder gut zu machen, was man angerichtet hat“. Ein Problem: „Was Gott möchte, kann man nicht genau herausfinden. Man muss eben so handeln, wie man handeln soll.“ Wichtig erscheine ihm liebevoller Umgang miteinander. (Wie er darauf komme, dass Gott dies möchte?) In der Kirche könne man manchmal Stimmen oder Gott hören, „die man normalerweise nicht hört. Also, das tu' ich zumindest. Oder abends, wenn ich im Bett liege und fast eingeschlafen bin, dann ist das auch manchmal so. Oder heute Morgen, als meine Katze mich geweckt hat. Da lag ich einfach nur da. Da konnte ich mich nicht bewegen. Aber mein Gehirn war da.“ Und da habe er so das Gefühl gehabt, mit Gott verbunden zu sein.

In Torstens Vorstellung gibt es „zwei Seiten, Himmel und Hölle ... Man bleibt da für immer ... Es gibt so eine riesengroße Schreibtafel irgendwo. Da ist jedes Menschenleben vom Anfang bis zum Ende [drauf] ... auch jedes Katzenleben ... und dann hat jeder seine eigene große Schreibtafel, und dann kann man da auf den Knopf drücken ... und in dieses Leben geht man dann.“ (Wer das entscheide, Gott oder Mensch?) „Das entscheiden wir selber.“ (Wann?) „Vor der Geburt. Und wenn man gerade gestorben ist, schreibt man auf, wohin ... und sucht sich ein neues Leben aus.“

Gott handle „durch Wetter ... durch Wunder manchmal, wenn irgendein Kind ein Erdbeben überlebt oder so“. Durch andere Menschen handle Gott auch. Torsten denkt „auch manchmal, dass Engel auf die Erde kommen und sich als Menschen tarnen, weil, man kennt ja nicht alle Menschen, die man auf der Straße sieht. Also kann man auch nicht wissen, dass dieser Mensch gerade kein Engel ist. Das kann ich mir bei einigen Leuten sogar richtig vorstellen, dass sie auch als Engel geboren wurden.“

Von der Gestaltung des Vorjahres erinnert sich Torsten an die rote Dose. Die habe er auch in Kl. 2 gehabt. Damals existierte eine Verbindung von Gott zum Wettergott, sonst weiß er nichts mehr dazu. Zum Foto aus Kl. 3 meint er, das sei Gottes Büro gewesen. Zum Foto aus Kl. 4 glaubt er, es sei irgendetwas mit der Sonne gewesen. Und „dass er für alles den Schlüssel hat. Und das war sein Schuh, womit er schnell gehen kann.“ Nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden seiner Vorstellungen aus den vier Jahren (anhand der Fotos) gefragt, bemüht er sich, Übereinstimmungen ausfindig zu machen, bleibt dabei weitgehend an Gestaltungselementen hängen: Zweimal habe er Licht drin gehabt (Kl. 4 und 5), zweimal Schlüssel (Kl. 2 und 4). Gemeinsam war noch: „Er hat Bescheid gekriegt von anderen Göttern.“ (Von anderen Göttern? I habe gedacht, dass sein Gott etwas mit Menschen zu tun gehabt habe) „Ja, aber es gibt ja auch ... das ist dann so von Beobachtern sozusagen, die er selbst ausgeschickt hat.“ (Ob er Engel o.Ä. meine?) „Ja, also – er kriegt meistens von anderen Bescheid.“

Nach dem zeitgleichen Gebetsfragebogen ist Torsten am wichtigsten am Beten, ‚mit Gott über alles zu sprechen und ihm auch zu danken‘, dann ‚Gott die eigenen Bitten und Wünsche zu sagen‘, danach ‚ein Gefühl von Sicherheit bekommen‘, dann ‚das Stillesein‘, zuletzt ‚das Falten der Hände‘. Sein Gebetsverständnis ist deutlich synergistisch. Torsten gibt an, häufig vor dem Einschlafen und bei Sorgen und Kummer, manchmal bei Angst bzw. zum Besprechen des ganzen Lebens mit Gott zu beten, selten bei Freude oder Einsamkeit, nie vor dem Essen oder bei Wünschen.

Die Grundlinien seines Gotteskonzepts zeigen Kontinuität. Auch beim vierten Mal der Aufgabenstellung, eine Metapher für Gott zu gestalten, hat Torsten noch nicht zu einer wirklichen Metapher gefunden. Er gestaltet vielmehr wie schon in den Kl. 3 und 4 für eine unsichtbar vorgestellte Person die Ausstattung. Sein schon in Kl. 2 vorhandenes Wetterthema klingt wieder an, nun auf Jahreszeiten ausgeweitet. Auch das Nothilfethema wird aufgenommen, ergänzt durch Anlagen für einen optimierten Informationsfluss zur Nothelferschar der Engel. Neu ist das Thema Gericht. Himmel und Hölle als Elemente der ‚kulturellen Tapete‘ sind die Alternativen. Bis zur Entscheidung müssen ähnliche Aktenberge bewältigt werden wie bei irdischen Gerichtsverfahren, die offenbar Modell stehen. Die Kriterien der göttlichen Bewertung sind jedoch nicht an der Leistungsgesellschaft orientiert sondern muten eher biblisch an, was Torsten, der fast nichts aus der Bibel kennt, nicht bewusst sein dürfte. Verantwortung für das, was man tut, und ein liebevoller Umgang miteinander sind aus Torstens Sicht Gottes Willen. Alltagsgeschehnisse – Wetter: plötzlicher Sonnenstrahl – deutet er als himmlische Bestätigung moralisch guten

Handelns. Gottes Heilswillen glaubt er in besonderen Situationen (Kirche, Halbschlaf abends und morgens) zu spüren, in einer Verbindung zu Gott. Da, wo in seinem Denken und Empfinden Gott ins Spiel kommt, kommen jeweils auch Katzen vor. Sein Engelkonzept hat er hinsichtlich der Zeitdauer ihres irdischen Wirkens modifiziert. Er kann sich nun vorstellen, dass Menschen geborene Engel sind.

Das Bild seiner ersten Gestaltung scheint ihm am besten präsent zu sein. Er erinnert sich auch noch an die Verbindung von Gott und Wettergott. Das Muster einer Kommunikation zwischen Göttern – artikuliert in Kl. 2 – wird von ihm als durchgehendes Merkmal seiner Gestaltungen fantasiert, was von I in der aktuellen Situation nicht erfasst wird. Wird bei der Erstgestaltung von Materialcollagen – parallel zur Entstehung von Malschemata – ein Schema ausgebildet, das nachfolgend die Denkstrukturen beeinflusst? Oder ist es die ‚normale‘ familiäre und schulische Kommunikationsstruktur (wechselseitige Information und Absprachen), die von Torsten durchgängig in sein anthropomorphes Gotteskonzept eingetragen wird? Torsten bleibt bei der Aufgabe, Unterschiede und Gemeinsamkeiten seiner Vorstellungen zu benennen, weitgehend an den Ausdrucksformen hängen und kann die Kontinuität seiner Konstrukte daher nicht entdecken. Seine religiösen Vorstellungen sind – gemessen an den kognitiven Fähigkeiten, die er in anderen Gebieten unter Beweis stellt – wenig durchgearbeitet: Er präsentiert weiterhin eine z. T. recht verworrene Mythenwelt, die mit seinem sonst naturwissenschaftlich geprägten Weltbild nicht kompatibel sein dürfte. Das Fehlen von Religionsunterricht wie von Anregungsimpulsen in Familie und Freundeskreis dürfte die Aufrechterhaltung inkompatibler innerer Parallelwelten wesentlich begünstigen. Seine Eintragungen in den Gebetsfragebogen bieten ein widersprüchliches Bild, weisen jedoch auf eine Gebetspraxis hin.

Klasse 6

Testergebnisse (12,1)

Zu Beginn von Kl. 6 wurde eine Befragung zu Persönlichkeitsmerkmalen und Situationserleben durchgeführt (einschließlich Mediennutzung, Elternbeziehung, Selbstwertgefühl, Selbstwirksamkeitserwartung, Angsterleben³² sowie der Bochumer Bindungstest). Torsten gibt an, täglich oder fast täglich Fernseher und Computer zu nutzen, nur gelegentlich zu chatten, aber häufiger Computer zu spielen, insgesamt 2 bis 3,5 Stunden pro Woche, mal allein, mal mit Freunden.

32 Vgl. ausführlich Szagun 2006 (KET I), 98–103

Zur erlebten Unterstützung seiner nächsten Bezugspersonen trägt er Folgendes ein:

Mutter = M; Vater = V; beste Freunde = F (in drei getrennten Itemabfolgen erfragt)	stimmt genau	stimmt eher	stimmt kaum	stimmt gar nicht
Meine Mutter (Vater, beste Freunde) ist immer für mich da, wenn ich sie brauche.		M, V, F	V	
Mit meiner Mutter (Vater, Freund) kann ich über alles reden.	M	F	V	
Meine Mutter (Vater, Freunde) mag mich so, wie ich bin.		F	M, V	
Meine Mutter (Vater, Freunde) hört mir zu, wenn ich Probleme habe.	M	V		F
Meine Mutter (Vater, Freunde) hält zu mir, auch wenn ich etwas Dummes angestellt habe.		M, V	F	
Meine Mutter (Vater, Freunde) würde mich nie im Stich lassen (allein lassen).	M		V, F	

Die Eintragungen lassen erkennen, dass Torsten sich insgesamt von seinen Eltern unterstützt fühlt, von der Mutter stärker als vom Vater. Der Bindungstest weist Torsten als sicher gebunden aus. Seine Freunde geben ihm offenbar wenig Nähe, Halt und Unterstützung. Nur hinsichtlich der uneingeschränkten Akzeptanz seiner Person werden sie positiver als die Eltern gesehen, die gegenwärtig beide wenig zufrieden mit Torsten scheinen. Nur eingeschränkt hielten sie zu ihm, wenn er etwas Dummes angestellt habe, nur eingeschränkt seien sie für ihn da, wenn er sie brauche. Auf diesem Hintergrund ist die zentrale Stellung der Katzen in Torstens Denken und Empfinden nicht verwunderlich, geben sie ihm doch genau das (Nähe, wenn er sie braucht und bedingungslose Akzeptanz in allen Lebenssituationen), was er von seinen Eltern nicht bekommt.

Die Testwerte zum Selbstwertgefühl sind insgesamt positiv, sehr positiv die zur Selbstwirksamkeitserwartung. Angst erlebt Torsten relativ selten, vor allem wenig in der Schule, eher bezogen auf Vorstellungen, was ihm zustoßen könnte.

Lebenswelt (12,8)

Torsten beginnt bei Kater Fridolin: „Der ist gestorben im letzten Jahr. Der ist mir wirklich wichtig (2x), auch wenn er *gestorben* ist. Ich fühle mich

manchmal noch so, als würde ich mit ihm sprechen können.“ Nächster Schnipsel: „Das sind meine beiden ... *lebendigen* Katzen. Die sind mir auch sehr wichtig. Tilli und Karl heißen die ... *Tilli*, die hat Fridolin noch gekannt! Die ist die Nachfolgerin von Lilli. Lilli war weggelaufen, und mein Kater brauchte Gesellschaft. Und *Karl* ist jetzt da, weil *Tilli* Gesellschaft braucht.“ Schnipsel drei: „Meine Familie ist mir auch wichtig. Also meine Katzen gehören natürlich auch zur Familie.“ Zur Familie berichtet er, sein Vater habe einen neuen Job, sei daher „am Wochenende immer *nicht da* und deshalb verbringe ich die Zeit mit ihm zusammen jetzt noch *intensiver*.“ Der Vater mache beim Fasching Musik, „so *Sauflieder* und so was“. Bei der Mutter ((Überlegenspause)) sei „besonders wichtig jetzt ... das *Klavierüben!* Also da treibt sie mich immer an!“ Das empfindet Torsten als zwiespältig. Sein Bruder sei gerade im [Zoo-]*Praktikum*. „Und weil er immer mit *Tieren* zusammen ist, ist er auch *viel netter geworden!* Weil, er muss ja vorsichtig mit den Tieren umgehen!“ Als nächstes kommt sein bester Freund: „Mit dem verbringe ich ganz viel *Zeit*, dem kann ich alles *erzählen* ... auch *traurige* Sachen! Zum Beispiel das mit dem Kater.“ Der nächste Schnipsel gilt den übrigen Freunden. Danach kommt das Feriendomizil, ein Haus am See mit Steilküste. Danach folgt der Deutschunterricht. Der sei ihm „wichtig, weil wir gerade die *Nachkriegszeit*, die *Kriegszeit* und die *Vorkriegszeit* [behandeln]. Mich *interessiert*, wie die Leute da gelebt haben ... zu vergleichen, *wie leicht* wir es heute haben!“ Sie befragen auch Zeitzeugen, z. B. die Großeltern. Zuletzt kommt das Klavier. Er spiele gerade modernen Jazz. Das seien ungewohnte Klänge, aber es höre sich gut an.

Hätte Torsten Zauberkräfte, würde er den Irakkrieg verhindern. „Und ich würde meinen Kater wiederbeleben, weil, der ist *nicht natürlich gestorben*: Der ist in einem Fenster hängen geblieben!“ Dass es so bleibt, wie es ist, hätte er gern für „meine *Familie*, meine *Freunde*“, besonders den besten.

Befragt nach dem, was er an sich selbst schätzt bzw. kritisiert, meint Torsten: „Ich finde es nicht so gut (2x), dass ich ziemlich *faul* bin, Sachen *vergesse*, Hausaufgaben *nicht mache*.“ Er versuche jetzt, sich im „*privaten* wie auch im *schulischen Bereich* etwas mehr anzustrengen ... und sonst ... ((pausiert länger)) bin ich eigentlich ganz stolz darauf, wie ich *mit meinen Katzen kommunizieren kann!* Also ich kann mit denen *reden* und es kommt mir so vor, als würden die mich verstehen ... genau wissen, was ich *meine!* Und sie erzählen mir auch *was* ((lacht leise)). Z. B. habe ich meiner Katze mal eine *Gute-Nacht-Geschichte* erzählt, und als ich fertig war, hat sie geschlafen.“ (Weitere Fähigkeiten?) Torsten überlegt. „Ich bin eigentlich auch

ganz stolz auf meine *diplomatischen* Fähigkeiten. Also *Leute* oder mich selber mit jemanden irgendwie wieder zu *vertragen*.“ Zu den schulischen Streitschlichtern gehöre er aber nicht.

Bei Wut hilft: „Ich erzähle meiner *Katze* was oder lege mich in mein *Bett* und bleibe da ganz lange liegen.“ Bei Traurigkeit helfe das Gleiche „und dazu hilft auch, wenn ich *Schokolade* esse ... Das macht *auch* glücklich.“ (Und bei Angst?) „Wenn ich im *Bett* Angst habe, genügt, wenn jemand Anderes *dabei* ist, sei es eine *Katze* ... ein *Mensch* ... ein *Kuscheltier*. Kuscheltiere sind da ganz gut gegen. Oder ich gehe unter meine Decke oder schalte Licht an und *lese* ein bisschen.“ Bei schweren Fragen setze er sich erst einmal „ziemlich lange hin und *überlege*. Und danach gehe ich meistens zu *Erwachsenen* oder ins Internet oder benutze Lexika.“ Ihn selbst betreffende Entscheidungen berede er mit seinen Eltern.

(Ob Gott in seiner Lebenswelt irgendwo vorkomme?) „Zu D. [= Ferienort] würde ich diesen großen Punkt legen, weil *er* diese Sache *geschaffen* hat und *sehr schön* geschaffen hat! Das ist ein See, in dem keine Boote mit Umweltverschmutzung fahren dürfen. Also, da hat er sich *richtig Mühe* gegeben dabei!! ... Also bei Deutsch, das Thema, da ist er gerade vielleicht nicht so dicht dran gewesen, sonst hätte er diesen Krieg vielleicht gar nicht *zugelassen* ... Das, was da passiert ist ..., also ein *kleiner* Punkt ((Pause)). Bei *Fridolin* denke ich, dass er *doch* dabei war. Vielleicht *wollte* mein Kater auch gar nicht mehr. Vielleicht wollte er nur noch *erlöst* werden. Und außerdem *ist* er ja jetzt auch bei *ihm*. Weil, Katzen können eigentlich nichts Schlimmes machen. So Tilli und Karl ... da ist er vielleicht nur so in *mittelmäßiger* Entfernung, weil Karl, unser Kater ... weil der seine Kräfte noch gar nicht *kontrollieren* kann und mir und Tilli manchmal auch *weh tut*.“ Freunde und Familie bekommen nur einen kleinen Punkt, weil Torsten denkt, die „handeln aus eigenen *Dingen* ... ich *weiß* ja nicht, ob sie in die *Kirche* gehen, also meine Familie *nicht!* Ich weiß nicht, ob sie Gott um Rat fragen.“ (Ob Gott nur mit denen zu tun habe, die ihn um Rat fragen? Wenn man Gott als Kraft der Liebe denke, könne er auch anderswo vorkommen, etwa in liebevollen Beziehungen. Torsten sei frei in seinem Denken dazu.) „Ich würde sagen: Ein *bisschen* hat er damit zu tun ... Dass wir Freunde haben und diese ganzen Sachen! Also ein kleiner Punkt.“ Eben, dass sein Freund auf der gleichen Schule sei wie er.

Die Katzen sind für Torsten offenbar immer noch die primären Bezugspersonen. Sie rangieren vor Eltern, Bruder oder Freunden. Während man Informationen zur sonstigen Familie nur auf explizite Nachfragen hin erhält, sprudelt es bezüglich

der Katzen nur so aus ihm heraus, einschließlich derer Familiengeschichte. Dass er mit dem besten Freund über alles sprechen könne, auch über den Tod des Katers, zeichnet für ihn diese Beziehung aus. Die Katzen sind auch wesentliche Bestandteile seines Selbstwertgefühls und seiner Bewältigungsstrategien. Und während er bei den – durchweg konfessionslosen – Menschen seines Umfelds unsicher ist, ob sie überhaupt mit Gott zu tun haben, ist er sich des Gottesbezugs seiner Katzen völlig sicher, einschließlich des Jenseits, wobei er offenbar für Katzen gleiche ‚Eintrittsregeln‘ (= Gericht) voraussetzt wie für Menschen. Dem Kontakt zu Tieren schreibt er reinigende Wirkung zu, was er an seinem (im Umgang sonst sperrigen) älteren Bruder festmacht. Neben der Vermeidung eines drohenden Krieges ist die Auferweckung des Katers sein dringlichster Wunsch. Den dicksten Gottespunkt ordnet er jedoch dieses Mal der Naturschönheit des Feriendomizils zu, Schöpfungsstaunen und -lob damit ausdrückend. An dem Konzept, dass Gott individuelles wie kollektives Leid (Wehtun, Kriegszeit usw.) verhindern könnte und würde, wenn er nur rechtzeitig da/nahe gewesen wäre, hält Torsten weiter fest.

Lebensmetapher (12,10)

Das Glas in der Mitte sei ein Fenster. Er sitze „gern drin und gucke raus! Und ... ein Fenster hat ja immer was Symbolisches: Dass man überall hingucken kann.“ Die vierbeinige Figur, „ist meine Katze ... die hält mein Leben zusammen ... ist immer da, wenn ich sie brauche ... Sie versteht mich!“ Die Ohropax-Schachtel mit Netz sei sein Bett: „Mein Bett ist einfach schön (2x)! Im Sommer ist es kühl, und im Winter ist es warm.“ Da fühlt er sich wohl und geborgen. – Der in Ton eingehüllte Topf mit Samen drin hat doppelte Bedeutung: „Einmal sind das meine Pflanzen ... Ich gucke denen gern beim Wachsen zu ... Und das andere Mal bin ich das, wie ich wachse.“ Er wolle zumindest seine „Kindheit immer in diesem Umfeld verbringen“. Angelehnt an das ‚Fenster‘ steht ein gerahmtes Bild, das auch zwei Bedeutungen hat: Fast alle seine Freunde könnten „gut malen, also d. h., das sind meine Freunde. Und dann beruhigt es mich auch immer, wenn ich selber male!“ Er male öfter. – Torsten zeigt auf das gelbe Plastikteil, gleichfalls doppeldeutig: „Das ist einmal der Futternapf von meiner Katze, und einmal auch der Futternapf von mir: Dass ich mich ernähren kann.“ (Was das Brett unten drunter bedeute?) „Das ist ein festes Fundament, wo mein Leben drauf gegründet ist, weil, ich wachse in einer Wohlstandsgesellschaft auf, und da bin ich glücklich drüber, dass ich einen guten Start ins Leben habe.“ (Ob zu

seinem Fundament noch etwas anderes als Wohlstand gehöre?) Torsten denkt, er habe die „Gabe, dass ich kontaktfreudig bin. Und das ist auch ein gutes Fundament für das ganze Leben“. Eine weitere Begabung fällt ihm momentan nicht ein. (Wozu er sich – symbolisch verstanden – Fenster wünsche?) „Ich möchte überall hingucken können, d. h. verreisen“, herum kommen. (Ob er nur ansehen wolle oder auch noch andere Dinge dabei erfahren?) „Nee! Mir reicht das, was ich sehen kann, weil die richtige Wahrheit ist meistens nicht so schön ... Ich will z. B. nicht wissen, wie dieses ganze kapitalistische System wirklich funktioniert ... Vielleicht wird das ja von jemand ganz anderem regiert ... von der Industrie.“ (Warum er das nicht wissen wolle?) „Ich hätte Angst, da selbst mit rein gezogen zu werden“. Einige Leute fänden das nicht toll, wenn man etwas wisse. In Krimis würden Mitwisser ausgelöscht. (Ob es auch gefährlich sei, das System zu durchschauen, ohne Einzelheiten zu wissen?) Dies verneint Torsten. Durchblick brauche man, um etwas zu verändern. Und das sei schon sein Ziel.

(Ob seine Gestaltung etwas mit Gott zu tun habe?) Torsten überlegt. „Na ja, irgendwie hat natürlich alles damit zu tun. Weil – die Geborgenheit des Bettes, dann von der Katze vielleicht die Intelligenz, weil, Katzen sind ja sehr schlaue Tiere, dann das Wunder, wie etwas wachsen kann, solche Sachen. Oder dass man sich mit anderen unterhält. Das hat schon alles irgendwie damit zu tun.“

Anhand der Fotos erinnert sich Torsten „an diese Keksdose und an dieses Eierding“. Bei der Keksdose habe es eine Verbindung zum Wettergott gegeben. Dann sei da noch „irgendwie der Schlüssel zu allem.“ Zum Eierkarton denkt er: „Daraus kommt Leben. Aus Eiern kommt ja Leben. Und das hier ((zeigt auf das untere Stockwerk)) war das Büro von Gott, das weiß ich noch“. Die Gestaltung mit dem Schuh „da konnte er irgendwie überall hin mit dem Schuh ... Und das ist wieder so ein Schlüssel, der alles aufschließen kann, also die Herzen ... Das ((zeigt auf Taschenlampe)) ist das Licht.“ Zu den Fotos von Kl. 5 erinnert er keine Bedeutungen mehr.

(Was gleich geblieben bzw. anders geworden sei in seinem Denken?) „Dass Gott Leben erschafft, das habe ich, glaube ich, immer gedacht. Dann hat alles immer mit meiner Katze zu tun gehabt. Ja, sonst? Weiß ich nicht ... also das Licht fand ich schon eine gute Idee.“ Ob der Kerzenständer aus Kl. 5 damit zu tun hatte, weiß er nicht mehr.

Torstens Leben hat ein stabiles Fundament und enthält viele haltende, nähr- und tragende Elemente. Zuerst wird wieder die Katze genannt, dann

sein Bett. Die Familie wird nicht explizit erwähnt, ist aber vermutlich im Umfeld, das er für seine Kindheit bewahrt zu sehen wünscht, mit enthalten. Auffallend viele Gegenstände werden von ihm bedeutungsmäßig doppelt besetzt. Was drückt sich in dem intensivierten Spiel mit Bedeutungen aus? Torsten ist sich des Privilegs einer gesicherten materiellen Basis bewusst, scheint mindestens in Umrissen die Schattenseiten des Kapitalismus zu kennen. In seiner Furcht, durch genaueres Wissen darin verwickelt zu sein, spiegelt sich die Bewertung des Systems als eine Art von Mafia. Gott kommt vor allem als Schöpfungskraft in den Blick, verknüpft mit den haltenden, tragenden und nährenden Elementen seines Lebens. Den Schöpfungsgedanken hält er jetzt für einen durchgehenden Bestandteil seines Gotteskonzepts und deutet einen Teil seiner Collage aus Kl. 3 in diesem Sinne um. An seine ebenfalls den Schöpfungsaspekt (bei Akzentsetzung auf das Wetter bzw. Jahreszeiten) stark betonende Gestaltung des Vorjahres kann er sich nicht mehr erinnern. Warum?

Befragung (12,10)

Neben dem Semantischen Differential enthielt der Bogen Fragen zu Gebetsverständnis und -praxis, zu Impulsgebern für das religiöse Denken und Empfinden und zu Kernaussagen zu Gott.

1. Semantisches Differential

In die drei über den Fragebogen verteilten Semantischen Differentiale trug Torsten seine Konnotationen zunächst für die Mutter ein, dann für den Vater, zuletzt für Gott. In der nachfolgenden Tabelle sind die Eintragungen zum Zweck des Vergleichs für Mutter (M), Vater (V) und Gott (G) kombiniert.

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark	G	V	M					schwach
gleichgültig						G	M, V	fürsorglich
vergebend		G, V	M					bestrafend

passiv						M, V	G	aktiv
streng			V		G, M			mild
Angst auslösend							G, M, V	Sicherheit gebend
nah	M, V					G		fern
geduldig	G	M, V						ungeduldig
laut				V		M	G	leise
fordernd					M, V	G		schenkend
gerecht	G, M, V							ungerecht
unklar			G		M, V			eindeutig

Mutter- und Vaterbild liegen relativ dicht beieinander: Bei acht Items wird gleich angekreuzt, bei zwei weiteren Items gibt es einen Unterschied von je einem Skalenwert. Bei zwei Items liegt die Differenz bei zwei Skalenwerten. Die Mutter wird als milder und leiser eingeschätzt. Das Gottesbild ähnelt den Elternbildern. Völlig identisch ist es hinsichtlich Sicherheit und Gerechtigkeit. Bei Vergebung ist es identisch mit dem Vater, bei Milde mit der Mutter. Es überbietet die Eltern hinsichtlich von Kraft/Macht, Aktivität, Geduld und Bereitschaft zum Schenken, bleibt hinsichtlich der Fürsorge aber leicht hinter den Eltern zurück. Gott erscheint Torsten aber etwas unklar (Differenz von zwei Skalenwerten) und vor allem aber ziemlich fern, verglichen mit den als ‚sehr nah‘ konnotierten Eltern. Was drückt sich darin aus? Empfindet er sich real ferner als er in Gesprächen angab? Oder spiegelt sich darin seine Instanzenvorstellung, die eine Nähe von Schutzengeln o. Ä. (Katzen als Stellvertretern) vorsieht, den ‚Chef‘ aber im Himmel weit oben verortet? Torstens Konnotationen bestätigen sein anthropomorphes Gotteskonzept eines rastlos bemühten, wegen Überlast aber nicht immer erfolgreichen Übervaters, der i. S. des konventionellen Mythenhimmels über den Wolken thront.

2. Gebetverständnis und -praxis

Am Beten findet Torsten sehr wichtig, Gott die eigenen Bitten und Wünsche zu sagen, mit Gott über alles zu sprechen und ihm auch zu danken sowie ein Gefühl der Sicherheit zu bekommen. Wichtig sei auch das Stil-

lesen, unwichtig das Falten der Hände. Zur Gebetserfüllung hat er synergistische Vorstellungen (X_1 = Kl. 5, X_2 = Kl. 6).

Ich bete ...	häufig	manchmal	selten	nie
am Abend vor dem Einschlafen	X_1		X_2	
vor dem Essen				X_{1-2}
im Gottesdienst/Jugendkreis				X_{1-2}
wenn ich mich sehr freue			X_1	X_2
wenn ich Angst habe		X_{1-2}		
wenn ich Sorgen/Kummer habe	X_1	X_2		
wenn ich mich einsam fühle		X_2	X_1	
wenn ich mir etwas wünsche			X_2	X_1
weil ich mein ganzes Leben mit Gott besprechen möchte		X_1	X_2	

Torstens Gebetspraxis ist nicht intensiv. Aber er scheint die Gottesbeziehung doch als Ressource zu nutzen in Belastungssituationen.

3. Impulsgeber zum religiösen Denken und Empfinden

In seinen Vorstellungen über Gott, Religion, Glauben allgemein fühlt er sich stark bestimmt seiner Familie, Freunden, aber auch anderen Personen und dem Religionsunterricht (Kl. 2–4), etwas von Büchern, gar nicht vom Fernsehen oder Unterricht anderer Fächer.

Der Einfluss, den Torsten seiner Familie und Freunden bezüglich religiöser Vorstellungen zuschreibt, verwundert angesichts der Tatsache, dass er nie von Gesprächen zu dieser Thematik berichtet. Was könnten die Gründe sein, trotzdem einen Einfluss zu behaupten?

4. Kernaussagen zu Gott

	sehr wichtig	wichtig	weniger wichtig	unwichtig	falsch
a) Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt.				X	
b) Gott gab den Menschen Freiheit: Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott. Gott leidet mit den Menschen.	X				
c) Gott vergibt den Menschen ihre Übeltaten.	X				
d) Gott gibt Menschen Kraft, Mut und Geborgenheit.	X				
e) Gott beeinflusst die Menschen so, dass sie gut zueinander sind.		X			

Die Aspekte ‚Macht‘ und ‚Kontrolle‘ haben im Denken von Torsten an Bedeutung verloren. Gott als Mitleidender, als einer, der Schuld vergibt und Menschen innerlich stärkt, rückt in den Vordergrund.

Klasse 7

Lebenswelt (13,5)

Torsten hat derzeit wichtige Positiva und Negativa gezeichnet. Links oben ist die Wärme und Behaglichkeit schenkende Heizung, an der er gern sitzt und liest. Darunter sieht man sein Hochbett mit Moskitonetz und Musikanlage. Er lese im Bett, höre Musik und schmuse mit der Katze Tilli. Die Zeichnung links weist auf sein Interesse für schwarze Löcher hin, das Kästchen daneben auf seine Münzensammlung, das Buch daneben auf seine Leseleidenschaft. Momentan lese er den neuesten Harry Potter. Die Eltern und der langmähnige Bruder (mit gebrochener Hand und Zigarette) stehen neben dem Bett. Er teile mit allen die Katzen, mit dem Vater die Technikinteressen. Der Bruder schütze ihn ab und zu. Mit der Mutter könne er gut philosophieren. Über der Familie ist ein Fenster gezeichnet. Dort gucke er oft mit Katze Tilli raus, schaue, was auf der Straße passiere. Die neben die Familie gezeichneten Bäume stellen den Lindenpark dar, in

dessen Nähe er früher wohnte. Er habe ihn jetzt wieder gesehen und sich daran erinnert, was er als kleines Kind dort erlebt habe. Ganz rechts finden sich mehrere kleine Zeichnungen, die seine Ablehnung von Waffen und Rechtsradikalismus ausdrücken: Beides gehöre zerbrochen. An zentraler Stelle hat Torsten eine Katze gezeichnet, die für beide Katzen stehen soll: Karl liebe Papa mehr, vielleicht weil der ihn aus dem Käfig vom Tierheim geholt habe. Aber Tilli sei ganz seine Katze. Er würde gern einfrieren, dass Tilli ihm erhalten bleibt, ebenso seine Familie. Und dass sein Zimmer ordentlich bleibe, wenn er es mal aufgeräumt habe. Nach seiner Zufriedenheit mit sich selbst befragt, meint er, dass er teilweise zufrieden sei mit seinem Klavierüben, den Fortschritten in Englisch und seinem Versuch, an seiner Unordentlichkeit zu arbeiten. Zufrieden sei er, wie er sich mit Menschen unterhalten könne. Arbeiten müsse er an seiner Handschrift, seinen Französischkenntnissen und daran, dass er manchmal hibbelig und vorlaut sei.

Die Perspektive von Torsten auf sein Leben hat sich kaum verändert. Die Katzen sind nach wie vor zentral. Verwunderlich ist, dass die Schule nur implizit über zwei Schulfächer, Freunde als Bestandteile seines Lebens aber gar nicht vorkommen.

Klasse 8

Lebensmetapher (14,2)

Die Schnecke symbolisiert seine Freunde. Er sei gemächlich. „Und die Freunde sollen auch ein Stück gemächlich sein.“ Hektik, Stress möge er nicht. Die Flasche stehe für erfrischende Getränke bei Hitze, nicht für Alkohol. Der weiße Marker symbolisiere einen Stift, „weil ich gern schreibe und male“. Der Schlüssel symbolisiere seinen Hausschlüssel. Er sei gern zu Hause. Die Münze stehe dafür, dass er auch gern in der Stadt Leute angucke „und auch ein bisschen einkaufe“. Das „Zaubertrickkastendings“ ((er demonstriert ausführlich, wie es funktioniert)) hat er genommen, „weil ich auch gern Zaubertricks mache“ und damit Leute erfreue. Die Zahnseide stehe für die ihm sehr wichtige Hygiene. Die Lampenhalterung symbolisiere, dass er im Bett oft noch lese. Der Dynamo stehe für seine Freude am Fahrradfahren. (Ob das darunter liegende Blech Bedeutung habe?) Torsten überlegt, meint dann: „Dabei habe ich mir eigentlich nichts gedacht. Ich habe einfach nur etwas gesucht, damit das nicht so durch die Gegend

fliegt.“ (Torsten habe Ton nehmen können oder Pappe. Er habe etwas Festes mit Rand gewählt. Warum?) „Na, einmal hab’ ich es gern, wenn irgendwo ein festes Fundament drunter ist ... Und das soll zwar schützen, aber ich möchte mich dadurch nicht von den anderen abkapseln. Das soll nur vor bösen Sachen schützen.“ (Familie und Katzen fehlen in der Collage?) Für Torsten sind sie mit in der Schnecke enthalten. Tilli und Karl leben noch, Tilli sei wichtiger. (Ob in dem, was ihn hält und trägt, Gott enthalten sei?) „Na, ich würde sagen, dass ich *meinen* Gott habe, und dass ich mich mit dem gut verstehe. Und dass der in so ziemlich allen Sachen drin ist, die mir Freude machen.“

(Ob es immer schon so gewesen sei, dass er sich mit Gott gut verstand oder ob er sagen könne, wann es angefangen habe?) Vor der 7. Klasse habe er gedacht, „dass es einen Gott für alle gibt, dass irgendwie einer alle befiehlt. Aber dann irgendwann in der 7. Klasse habe ich gedacht, dass jeder seinen eigenen Gott, sein eigenes Bild von Gott hat. Und dass jeder sich eigentlich mit dem versteht.“ Torsten bestätigt, eine persönliche Beziehung zu Gott zu spüren. (Wie er diesen Kontakt lebe?) „Na, manchmal unterhalte ich mich abends mit ihm. Und sonst ist er ja ständig bei mir eigentlich.“ Für Torsten ist Gott wie eine Hülle, die immer mitgeht, so dass er nie allein ist. Auf die Bildwahl einer Schnecke angesprochen entdeckt er die Stimmigkeit des Gehäuses für sein Empfinden der Präsenz Gottes. „Ja, das stimmt. Das würde passen.“

Positionierung zu Gottessymbolen, eigene Person (14,2)

Die INNERE STIMME neben ihm drückt aus, „dass ich mich mit Gott unterhalte“, daneben, „dass Gott auch ein INNERES LICHT für mich ist, dass er mir Hoffnung spendet“. Die Batterie zeige „die ENERGIE. Er gibt mir auch Kraft.“ Das Netz mit dem Engel drückt für Torsten aus: „Er führt mich zu der LIEBE, er zeigt mir die Liebe.“ Gott als QUELLE DES LEBENS steht ebenso weit entfernt wie der VATER IM HIMMEL bzw. die MUTTER ERDE. (Warum?) „Ich glaube nicht, dass *mein* Gott das alles erschaffen hat. Ich glaube, dass eher ich meinen Gott selber erschaffen habe sozusagen, weil er ja sozusagen mein Grund ist, – für meine Vorstellung. Deshalb würde ich denken, dass VATER IM HIMMEL und MUTTER und diese ‚Erschaffung‘ eher nicht so eine große Rolle spielt.“ (In Gestalt der platzierten Symbole habe er ihn erschaffen?) „Na ja, was heißt erschaffen? Er ist da. Er ist für mich da!“ Die anderen Symbole seien deshalb nicht völlig weg. Aber „das tritt zurück“. (Ob der ihn begleitende Gott auch die QUELLE DES LEBENS

sein könne, aus der alles komme?) „Das könnte sein. Ich glaube, dass jeder seinen eigenen Gott hat. Ob es noch irgendetwas drüber gibt, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, dass jeder erst mal sein eigenes Bild von Gott hat und das auch haben soll und darf.“

Torstens Lebensmetapher deutet wie seine Positionierung auf eine lebendige Gottesbeziehung hin. Torsten fühlt sich von Gottes Präsenz umhüllt und getragen. Verbal wird bekundet, was zuvor visualisiert schon ausgedrückt wurde (Gehäuse, Fundament). Gott ist für ihn eine Erfahrungstatsache und scheint insofern als selbst geschaffen als subjektive Wahrheit. Ob es darüber hinaus noch einen allgemeinverbindlichen Gott gibt, bleibt vorerst offen. Das Problem, Gott als ‚Schöpfungskraft‘ zu denken, ergibt sich möglicherweise partiell aus dem Konstrukt dieses subjektiven Gottes, möglicherweise auch aus dem gewachsenen Einfluss der naturwissenschaftlichen Weltentstehungstheorien. – Die in früheren Jahren häufig erwähnten Bestandteile des christlichen Mythenhimmels klingen nicht mehr an.

Positionierung zu Gottessymbolen, Mutter (14,2)

Laut Torsten ist Gott zu Hause nie Gesprächsthema. Er wisse nicht, wie seine Familie dazu stehe, lässt sich aber darauf ein, die Symbole für die Mutter zu stellen. Bei ihr sei es vermutlich ähnlich wie bei ihm. Die QUELLE DES LEBENS gehöre bei ihr aber dichter dran. Befragt, wann und wodurch er angefangen habe, über Gott nachzudenken, meint Torsten, dass das nicht durch seine Familie komme. „Nee, das kommt eher von mir und von dem Geschehen in der Welt.“

Obwohl Torsten angibt, familiär keine Impulse für sein religiöses Denken und Empfinden bekommen zu haben, positioniert er die Gottessymbole für die Mutter fast identisch mit seiner Positionierung. Woher ‚weiß‘ Torsten etwas zur Haltung seiner Mutter, wenn diese Thematik zu Hause ausgespart wird?

Fragebogen (14,2)

Im zeitgleich ausgefüllten Fragebogen wird ein zweites Mal (X_1 = Kl. 6, X_2 = Kl. 8) ein Semantisches Differential zu Gott erhoben, ein zweites Mal (X_1 = Kl. 6, X_2 = Kl. 8a) die Einschätzung der Impulsgeber zu Gott bzw. Religion/Glauben sowie die Kommunikation mit Bezugspersonen dazu erfragt, außerdem ein weiteres Mal (X_1 = Kl. 5, X_2 = Kl. 6, X_3 = Kl. 8a) Gebetsver-

ständnis und -praxis erhoben und die Stellungnahme zu (einer erweiterten Fassung) biblischer Kernaussagen zu Gott (X_1 = Kl. 6, X_2 = Kl. 8a).

1. Semantisches Differential

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark	X_1		X_2					schwach
gleichgültig						X_1	X_2	fürsorglich
vergebend		X_{1-2}						bestrafend
passiv						X_2	X_1	aktiv
streng					X_{1-2}			mild
Angst auslösend							X_{1-2}	Sicherheit gebend
nah	X_2					X_1		fern
geduldig	X_1	X_2						ungeduldig
laut					X_2		X_1	leise
fordernd						X_{1-2}		schenkend
gerecht	X_1	X_2						ungerecht
unklar			X_1			X_2		eindeutig

Bei vier Polaritäten sind die Eintragungen identisch mit dem Vorjahr, bei vier weiteren differieren sie um einen Skalenwert, bei weiteren zwei um zwei Werte. Hier zeigen sich deutliche Kontinuitäten. Differenzen von drei bzw. gar fünf Skalenwerte finden sich nur bei zwei Polaritäten: Eindeutigkeit/Unklarheit und Nähe/Distanz. Gott erscheint Torsten weniger mächtig und besser hörbar, vor allem aber eindeutig und sehr viel näher. Die Veränderungen des Differentials sind stimmig zu dem, was Torsten zur Entwicklung seiner Gottesbeziehung verbal ausführt.

2. Impulsgeber

Dinge/Personen, die meine Vorstellungen von Gott bzw. von Religion/Glaube bestimmen	sehr stark	stark	etwas	gar nicht
Religionsunterricht		X_1	X_2	
anderer Unterricht				X_{1-2}
Gemeindegruppe				X_{1-2}
Fernsehen			X_2	X_1
Bücher, die ich lese		X_2	X_1	
Mutter		X_1	X_2	
Oma		X_1		X_2
Freundinnen/Freunde		X_1	X_2	
Opa		X_1		X_2
Vater		X_1		X_2
andere Personen		X_{1-2}		

Auffallend: Schrieb Torsten im Vorjahr Familie und Freunden durchgängig starken Einfluss zu, so wird jetzt – gewandeltes Gottesbild! – Mutter und Freunden nur noch etwas Einfluss zugeschrieben. Bücher und andere Personen sind bestimmender. – Torsten gibt an, nie mit den Eltern oder Großeltern über Gott, Glauben, Religion zu sprechen, selten mit Freundinnen/Freunde. Er spreche häufig mit der Verfasserin über solche Fragen.

3. Gebetsverständnis und -praxis

Was ist am Beten wichtig?	sehr wichtig	wichtig	weniger wichtig	unwichtig
das Falten der Hände				X_{1-2}
das Stillesein	X_2	X_1		
Gott die eigenen Bitten und Wünsche sagen	X_1	X_2		

mit Gott über alles sprechen und Gott danken	X ₁₋₂			
ein Gefühl von Sicherheit bekommen	X ₁	X ₂		

Ich bete ...	häufig	manchmal	selten	nie
am Abend vor dem Einschlafen	X _{1,3}		X ₂	
vor dem Essen			X ₃	X ₁₋₂
im Gottesdienst/Jugendkreis				X ₁₋₃
wenn ich mich sehr freue			X ₁	X ₂₋₃
wenn ich Angst habe	X ₃	X ₁₋₂		
wenn ich Sorgen/Kummer habe	X _{1,3}	X ₂		
wenn ich mich einsam fühle	X ₃	X ₂	X ₁	
wenn ich mir etwas wünsche			X ₂₋₃	X ₁
weil ich mein ganzes Leben mit Gott besprechen möchte	X ₃	X ₁	X ₂	

(X₁ = Kl. 5, X₂ = Kl. 6, X₃ = Kl. 8) Stille zu sein und umfassend mit Gott zu kommunizieren hat deutlich an Gewicht gewonnen. Seine intensivierte Gebetspraxis korrespondiert mit den Angaben zu seiner veränderten Gottesbeziehung.

4. Kernaussagen zu Gott

Sätze über Gott, die zu den Geschichten passen, die Jesus über Gott erzählte	stimme sehr zu	stimme zu	weiß nicht	lehne ich ab
a) Gott hat jedem Menschen andere Begabungen gegeben. Jeder soll aus seinen Talenten etwas machen.		X ₂		
b) Gott hat Schuld, wenn es Krieg, Hunger oder Krankheiten gibt.				X ₂
c) Gott gibt Menschen innere Kraft, Mut und Geborgenheit.	X ₁ = sehr wichtig	X ₂		

d) Gott gab den Menschen Freiheit: Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott. Gott leidet mit den Opfern.	$X_1 =$ sehr wichtig	X_2		
e) Gott bestraft die Bösen streng und belohnt die Guten durch Gesundheit und Wohlstand.				X_2
f) Gott vergibt Menschen ihre Übeltaten. Sie dürfen neu anfangen, wenn sie bereuen.	$X_1 =$ sehr wichtig		X_2	
g) Gott wirkt durch die Liebe von Menschen: Menschen sind seine Hände.		X_2		
h) Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt.		$X_1 =$ un- wichtig		X_2

Torsten hat sein Konzept zum direkten Einwirken Gottes auf die Welt ganz aufgegeben, ebenso seine Kontrollvorstellungen: Gott gibt Menschen Freiheit und wirkt durch Menschen. Und Gott ist eher ohnmächtig und leidend als allmächtig. Hinsichtlich des Aspekts der Vergebung ist Torsten unsicher.

Lebensmetapher (14,8)

Die Puppe „stellt irgendwie meine Familie dar“. Sie sei ihm sehr wichtig. Die Wolle, das seien seine Katzen, „auch sehr wichtig ... Die spenden mir Trost“. Die Klingel symbolisiere seine Freunde, die ihn auch zu Hause besuchen kämen. Und die CD stehe für Musik, die er gern höre. (Ob Gott in dem, was sein Leben hält, nährt und trägt, mit enthalten sei?) „Na ja, ich denke, dass Gott so ein bisschen im Leben wohnt ... und irgendwie so seine Wärme abgibt.“ Gott sei in dem, was er durch die Eltern, die Freunde oder auch die Katzen an Freude und Zuwendung bekomme, sozusagen anwesend.

Die tragenden Elemente seines Lebens sind für Torsten unverändert. Gott versteht er in die positiven Aspekte seines Lebens verwoben. Dunkle Seiten des Lebens werden nicht mit Gott in Zusammenhang gebracht. Sie kommen als Denkproblem nicht in den Blick.

Positionierung von nahen Bezugspersonen (14,8)

Der Kegel direkt vor Torsten steht für mehrere Personen. Bei ihnen beginnt er: „Meine Freunde stehen mir besonders nah. Denen kann ich alles erzäh-

len. Die sind sehr vertrauenswürdig und nett zu mir.“ Seine Mutter stehe ihm nicht ganz so nah, aber doch ziemlich dicht, „weil, ja, die ist eben meine Mutter“. Sie sei immer oder fast immer nett zu ihm. Der Vater (kariertes Hemd) stehe ihm nicht so nah wie die Mutter und sein Bruder (braune Kleidung) noch etwas weniger. Der werde gerade erwachsen und gehe seinen eigenen Weg. Er sehe ihn nicht mehr oft, seit er im Tierheim arbeite. Die sitzende Oma (väterlicherseits) sei sehr nett und mache „immer was Leckeres zu essen“, wenn er in den Ferien bei ihr sei. Die stehenden Großeltern (mütterlicherseits) seien „etwas strenger ... aber auch ganz nett“. Für die Lehrer stehe der größere Holzkegel. In der Schule rede er natürlich mit ihnen. Nah stünden sie ihm aber nicht. Bei privaten Problemen wende er sich an andere Leute. (Wo seine Katzen seien?) Torsten reagiert verdutzt, greift dann ein Wollbällchen und platziert es direkt vor sich, neben den Holzkegel. „Die stehen sehr, sehr nah. Weil, sie hören mir immer zu und sind immer nett zu mir, wenn ich mal nicht ganz so gut drauf bin.“ Sie seien ihm eigentlich am nächsten.

Dass Torsten zunächst die Katzen als nahe Bezugspersonen aufzustellen vergisst, könnte darauf schließen lassen, dass sie an Relevanz für sein Leben verloren haben. Dass er sie dann so dicht wie die Freunde platziert, spricht gegen diese Annahme. Deutet das ‚Vergessen‘ dennoch darauf hin, dass sich hier – mindestens unbewusst – ein Abnabelungsprozess anbahnt?

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (14,8)

Torsten beginnt beim Symbol der LIEBE, „weil ich eben denke, dass die Liebe der Menschen durch Gott entsteht. Dann schenkt Gott einem, find’ ich, auch ENERGIE und ist ein INNERES LICHT für jeden, für jeden. Ja. Dann ist es auch eine INNERE STIMME, wenn jemand sehr in sich hört.“ Die QUELLE DES LEBENS wie den VATER IM HIMMEL hat Torsten unter das schwarze Tuch gestellt. „So Urquell des Lebens, das ... ich weiß es nicht (2x), aber ich glaub [es] eigentlich nicht.“ (Was ihn zweifeln lasse?) „Ich weiß es nicht. Weil man das alles viel zu einfach erklären kann, dass es von alleine entstanden ist sozusagen.“ (Weiter als bis zum Urknall komme Wissenschaft nicht. Woher komme der Urknall?) „Ich weiß es nicht genau.“ Er sei darüber noch am Nachdenken.

Ängstlich: Die gewählten Symbole stehen relativ entfernt, „weil, wenn ich Angst habe, dann verliert man das (2x) schnell aus dem Blick in solchen

Situationen ... Man (3x) glaubt dann nicht so wirklich, dass es irgendso-was gibt, ... was einem helfen kann.“ Bei Angst habe man das Gefühl, dass Gott weg sei. „Dann verliert man aus dem Blick, dass es so jemanden gibt, der sozusagen auf einen aufpasst.“

Fröhlich: Die Symbole sind neu gestellt, dicht um ihn. „Wenn ich fröhlich bin, dann spür’ ich immer diese ENERGIE, das INNERE LICHT und die Wärme der LIEBE ... dann fixier’ ich meinen Blick sozusagen darauf. Und dann spür ich, wie wunderschön das ist, alles.“

Nachdenklich: Neues Arrangement. „Wenn ich nachdenke, dann hör ich diese STIMME sehr. Sehr stark. Und die ENERGIE nicht so, weil ich dann sitze und nachdenke. Das LICHT, das fühl’ ich dann auch nicht so ... Ich bin eben darauf fixiert, nachzudenken.“ Aber er spüre natürlich ein bisschen von den anderen, jedenfalls „mehr, als wenn ich Angst habe“.

Wütend: Alle Symbole stehen fern. Er sei nicht oft wütend, aber „wenn es so ist, dann blende ich eigentlich alles andere aus.“ Es gebe dann nur noch Wut.

Traurig: Das Arrangement ist ähnlich wie beim Nachdenklichen; ENERGIE, LICHT und LIEBE stehen aber entfernter. „Ja, wenn ich traurig bin, dann frag’ ich, warum. Ich hab ein Zwiegespräch mit Gott sozusagen, wieso das passiert ist. Ja, ich spür’ sozusagen eine Leere, wenn ich traurig bin.“ Torsten bestätigt, dass er dann große Erwartungen habe, dass er Antwort bekomme und LICHT, ENERGIE und Geborgenheit – LIEBE – wiederkämen.

Schuldig: „Ja, wenn ich ... irgendwas ausgefressen habe und ein schlechtes Gewissen habe, dann bitte ich einerseits, dass Gott die Strafe mild ausfallen lässt sozusagen, die mir gegeben wird. Und hoffe (2x) ... eigentlich auch auf die LIEBE ... Und dass er mir (2x) die ENERGIE gibt, das durchzustehen.“

Auffallend ist, dass Torsten durchgängig den VATER IM HIMMEL und die QUELLE DES LEBENS unter das schwarze Tuch verbannt, die MUTTER ERDE aber – wenn auch entfernt – stehen lässt. Die Positionierung der beiden personalen Symbole begründet er mit keiner Silbe, während er die Ablehnung der QUELLE DES LEBENS thematisiert. Deutlich erkennbar steht ihm hier sein naturwissenschaftlich geprägtes Weltbild im Weg. Er sieht es offenbar jetzt in Konkurrenz zum biblischen Schöp-

fungsgedanken. Dass Torsten für den Ängstlichen und den Traurigen die Symbole relativ distanziert platziert, für den Fröhlichen aber ganz nah, unterstreicht sein Konstrukt eines ‚lieben Gottes‘, der keine dunkle Seite zu haben scheint. Die Formulierung ‚der auf einen aufpasst‘ verrät, dass der ‚Schutz-Gott‘ der frühen Jahre im Untergrund erhalten blieb. Dies wird auch deutlich in der Artikulation der ‚Warum-Frage‘ bei Traurigkeit. Zu einer gedanklichen Auseinandersetzung mit der Theodizeefrage kommt es aber auch hier nicht. Zum Schuldigen hat Torsten die Symbole näher gestellt, ähnlich wie zum Nachdenklichen. Wie ist das zu deuten? Hat es damit zu tun, dass Torsten hier selbst ursächlich für die bedrückende Situation ist, d. h. die Problematik der Urheberchaft von Leid (Angst, Traurigkeit) nicht als ungeklärte Frage zwischen ihm und Gott steht? – Was drückt sich in der – nicht thematisierten – kontinuierlichen Präsenz von MUTTER ERDE aus? Steht sie für die verlässliche Bindung zur eigenen Mutter?

Fragebogen (14,8)

Erfragt wurden Impulsgeber bzw. Kommunikation zu Gott/Glaube/Religion (X_1 = Kl. 6, X_2 = Kl. 8, September, X_3 = Kl. 8, Februar), Kernaussagen zu Gott (X_1 = Kl. 6, X_2 = Kl. 8, September, X_3 = Kl. 8, Februar), Gebetspraxis (X_1 = Kl. 5, X_2 = Kl. 6, X_3 = Kl. 8, September, X_4 = Kl. 8, Februar) und das Erleben der Forschungsgesprächssituationen über die Jahre.

1. Impulsgeber

Dinge/Personen, die meine Vorstellungen von Gott bzw. von Religion/Glaube bestimmten	sehr stark	stark	etwas	gar nicht
Religionsunterricht		$X_{1,3}$	X_2	
anderer Unterricht				X_{1-3}
Gemeindegruppe				X_{1-3}
Fernsehen			X_2	$X_{1,3}$
Bücher, die ich lese		X_{2-3}	X_1	
Mutter		$X_{1,3}$	X_2	
Oma		X_1	X_3	X_2
Freundinnen/Freunde		X_1	X_2	X_3

Opa		X ₁		X ₂₋₃
Vater		X ₁	X ₃	X ₂
andere Personen	X ₂₋₃	X ₁		

Der Religionsunterricht (aus der Grundschule!) wird wieder etwas höher eingeschätzt, ebenso der Einfluss der Familie, insbesondere der Mutter, am höchsten ‚andere Personen‘. Torsten gibt an, nie mit den Großeltern oder Freunden über Gott, Glauben, Religion zu sprechen, manchmal mit den Eltern.

2. Kernaussagen zu Gott

Sätze über Gott, die zu den Geschichten passen, die Jesus über Gott erzählte	stimme sehr zu	stimme zu	weiß nicht	lehne ich ab
a) Gott hat jedem Menschen andere Begabungen gegeben. Jeder soll aus seinen Talenten etwas machen.		X ₂₋₃		
b) Gott hat Schuld, wenn es Krieg, Hunger oder Krankheiten gibt.				X ₂₋₃ Gott ist gütig
c) Gott gibt Menschen innere Kraft, Mut und Geborgenheit.	X ₃	X ₂		
d) Gott gab den Menschen Freiheit: Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott. Gott leidet mit den Opfern.	X ₃	X ₂		
e) Gott bestraft die Bösen streng und belohnt die Guten durch Gesundheit und Wohlstand.			X ₃	X ₂
f) Gott vergibt Menschen ihre Übeltaten. Sie dürfen neu anfangen, wenn sie bereuen.		X ₃	X ₂	
g) Gott wirkt durch die Liebe von Menschen: Menschen sind seine Hände.	X ₃	X ₂		
h) Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt.			X ₃	X ₂

Torstens Eintragungen spiegeln eine ähnliche Haltung wie im Vorjahr: Eine gewisse Unsicherheit zum Aspekt Lohn/Strafe wie zu Gottes Wirken in der Welt ist geblieben. Seine Zustimmung zu einem Gott, der Freiheit, Kraft, Mut und Geborgenheit schenkt und durch die Liebe von Menschen handelt, scheint intensiviert.

3. Gebetspraxis

Ich bete ...	häufig	manchmal	selten	nie
am Abend vor dem Einschlafen	$X_{1,3}$	X_4	X_2	
vor dem Essen			X_{3-4}	X_{1-2}
im Gottesdienst/Jugendkreis				X_{1-4}
wenn ich mich sehr freue		X_4	X_1	X_{2-3}
wenn ich Angst habe	X_{3-4}	X_{1-2}		
wenn ich Sorgen/Kummer habe	$X_{1,3-4}$	X_2		
wenn ich mich einsam fühle	X_{3-4}	X_2	X_1	
wenn ich mir etwas wünsche			X_{2-4}	X_1
weil ich mein ganzes Leben mit Gott besprechen möchte	X_3	$X_{1,4}$	X_2	

Torstens Angaben zu seiner Gebetspraxis sind fast identisch mit denen im Vorjahr.

4. Erleben der Einzelgesprächssituationen

Vorgegebene Formulierung: Wenn ich so zurück denke an die Jahre, in denen wir zu unserem Leben, Denken und Glauben etwas gemalt, gebaut und dazu erzählt haben, dann würde ich sagen: Für mich war das (Torsten) „z. T. sehr interessant, z. T. befreiend. Außerdem hat es mich nachdenklich (im positiven Sinne) gemacht.“ Torsten wünscht sich, „dass es Frau S. und ihren Kollegen bei der Arbeit hilft“.

Klasse 9

Lebensmetapher (15,10)

Die Collage von Torsten ist äußerst sparsam. Zur Frage, was ihn halte, trage und nähre, nennt er als erstes seine Katzen, dann seine Familie und Freunde. Das sei das Wichtigste in seinem Leben. Im vergangenen Jahr

habe sich in seinem Leben nicht viel verändert. Der Wechsel von Kl. 8 zu Kl. 9 habe ihn allerdings ziemlich unter Druck gesetzt. Er habe es geschafft, in die Gymnasialklasse zu kommen. Motivation war sein Wunschberuf Architekt. Durch die hohen Anforderungen müsse er sich aber jetzt sehr disziplinieren. Das gelinge ihm einigermaßen. Zur Frage, ob Gott in seiner Gestaltung enthalten sei, antwortet Torsten, dass er denkt, dass Gott „in allem irgendwie ein bisschen vorhanden ist“.

Die Kontinuitäten in Torstens Perspektive auf sein Leben sind unübersehbar. Der stark gewachsene Leistungsdruck hat keine nennenswerten Verwerfungen ausgelöst.

Positionierung zur Bibel (15,10)

Torsten hat die mittelgroße Bibel gewählt und sich als Figur (dunkelhaarig, rote Jacke) in relativer Distanz, aber zugewandter Haltung dazu aufgestellt. Sein Kommentar dazu: „Ich lebe nicht nach der Bibel. Ich bin ja nicht getauft und eigentlich auch nicht christlichen Glaubens. Aber ich denke, einige Sachen, die in der Bibel stehen, sind gut und richtig, aber andere Sachen sind nicht ganz so, wie man das vielleicht machen sollte.“ Er sieht sich in mittlerer Distanz und in einer offenen Haltung. Auf Impuls von I positioniert Torsten auch seine Familie zur Bibel. Die Großeltern und seine Mutter platziert Torsten parallel zur eigenen Distanz und Haltung. „Ich würde die alle so ungefähr auf eine Ebene tun.“ Sein Vater stehe (blaue Kleidung) etwas weiter hinten, sein Bruder (braune Kleidung) ebenfalls, aber mit abgewandter Haltung. (Warum?) „Na, er beschäftigt sich damit nicht wirklich. Und ich weiß nicht, ob er das nur sagt, um cool zu sein, aber er sagt eben, dass er an das nicht glaubt“ Der Vater sei in religiösen Dingen auch distanziert. „Er ist eher noch mehr Atheist, während wir ja also ...“ ((Originalton wegen Kassettenswechsel verloren)). (Was er gut finde am Inhalt der Bibel?) „Na, es steht drin, dass die Menschen nett zueinander sein sollen und auch gut (2x) mit ihrer Umwelt umgehen sollen, dass sie sie praktisch behüten sollen und auf sie aufpassen sollen. Und dieser Grundgedanke gefällt mir sehr gut.“ (Und was er problematisch finde am Inhalt der Bibel?) „Ja, man kann die Bibel unterschiedlich interpretieren. Das ist natürlich problematisch insofern, dass einige Leute da raus interpretieren, dass das Christentum die einzige Religion ist, die richtig und gut ist, was nicht stimmen kann, weil an jeder Religion irgendwas richtig ist.“ Torsten bestätigt, dass er eigentlich nicht die Bibel kritisiere, sondern gewisse Auslegungen. I verweist darauf, dass man

jedes Buch verzerrt auslegen könne. „Das ist wohl wahr.“ (Ob es in der Bibel vielleicht noch etwas gebe, was einem helfe, das Leben zu bewältigen?) „Na, es ist so, dass die Leute in den Geschichten es meist irgendwie schaffen, was sie schaffen wollen.“ Er denke, „dass man, wenn man glaubt, dass man irgendetwas schaffen kann, dass man es dann auch irgendwie schafft. Auch wenn es nicht genau das ist, was man erreichen wollte, aber so ungefähr.“ Torsten denkt, dass in der Bibel Ermutigungspotenzial drin sei. Er habe mal für sich „angefangen sie zu lesen, aber es war sehr schwierig“. I verdeutlicht Torsten ausführlich anhand der Schöpfungserzählung nach P die Kontextgebundenheit von Einzelaspekten biblischer Texte: Hinter den Bildern sind die für heute noch wichtigen Grundaussagen zu entdecken.

Für Torsten ist die Definition ‚Christ‘ mit Taufe und einem an der Bibel orientierten Leben verknüpft. Er sieht sich – ungetauft – nicht als Christ, aber auch nicht als Atheisten wie seinen Vater. Ebenso ordnet er die Mutter und die Großeltern nicht unter die dezidierten Atheisten ein.

Torstens Bibelkenntnisse sind sehr schmal. Die Grundaussagen der Bibel reduziert er zunächst auf die ethischen Maximen ‚Mitmenschlichkeit‘ und ‚Verantwortung für die Schöpfung‘, ergänzt die zwei Aspekte dann durch den Aspekt ‚Ermutigung im und durch den Glauben‘.

Fragebogen zur Bibel³³ (15,10)

Torsten gibt an, es gebe eine Bibel zu Hause und er kenne Bibelgeschichten durch die Kinderbibel bzw. auch durch Fernsehen oder Bücher. Dass biblische Geschichten auch mit ihm zu tun haben, „stimmt etwas“ für ihn. Bei den drei Aufgaben zum Bibelverständnis (Schilfmeer, Schöpfung nach P, Dekalog) kreuzt Torsten jeweils die integrative bzw. symbolische Antwortmöglichkeit an. Zum Uwe-Fall meint er, die wissenschaftliche Sicht und die auf Gott hin stimmten ebenso wie die Erklärung der Nachbarin. „Sie ergeben alle zusammen die ganze Wahrheit, denke ich.“

Torsten weiß, dass die Bibel für Juden und Christen ein heiliges Buch ist, aus verschiedenen Büchern besteht und dass die Texte unterschiedlich alt sind. Er denkt, dass nur Erzählungen darin stehen und die Verfasser bekannt seien. An Geschichten bzw. Personen aus der Bibel fallen ihm ein: Mose, Jesus, Maria, Josef, Weihnachtsgeschichte, Schöpfungsgeschichte.

33 Wortlaut des Fragebogens vgl. Katharina; Fragen zum Bibelverständnis, die in identischer Formulierung in Kl. 10 erhoben wurden, erscheinen dort eingetragen.

Dass er nicht nur bei den drei biblischen Geschichten die integrative bzw. symbolische Auslegung wählt, sondern auch im Uwe-Fall verschiedene Deutungsrahmen gleichzeitig für die Sicht auf ein Geschehnis nutzen kann, zeigt, dass er zu komplementärem Denken fähig ist. Seine Eintragungen in den Fragebogen belegen, dass Torsten biblischen Texten Gegenwartsrelevanz zuschreibt und ihre Wahrheit nicht auf der historischen Ebene sucht. Dass er es schwierig findet, biblische Texte zu erschließen, ist angesichts des Fehlens von Religionsunterricht im Stundenplan der Sekundarstufe nicht verwunderlich.

Klasse 10

Positionierung zu Gottessymbolen, eigene Person (16.10)

„Besonders dicht habe ich jetzt hier Gott als LIEBE zwischen den Menschen, dann Gott als INNERE STIMME, als LICHT und als KRAFT. Und dieser Klotz steht dafür, dass Gott auch eine Art Metapher ist für mich, nämlich insofern, dass sich jemand diesen Gott mehr oder weniger ausgedacht hat, aber praktisch so als Sinnbild, dass wir dadurch alle nett zueinander sein sollen. Und ich glaube auch, dass Gott in uns allen lebt und dass es eine höhere Kraft gibt in irgendeiner Weise. Aber ich glaube nicht, dass Gott irgendwie praktisch ((zeigt auf VATER IM HIMMEL)) über uns thront und uns erschaffen hat. Aber ich denke, dass es doch eine KRAFT gibt, die in uns lebt.“ Torsten meint, dass diese KRAFT sich in den verschiedenen Symbolen zeige. (Wozu der Klotz dann gebraucht werde?). „Im Klotz ist das Bewusstsein, dass der Mensch erkannt hat, dass es irgend so etwas gibt.“ (Dass er ein Symbolwort für die in allem wirkende KRAFT gefunden habe?) „Genau!“ (Was es ihm schwer mache, ein Symbol wie die QUELLE DES LEBENS zu wählen? Es gehe doch um die KRAFT, aus der alles komme?) „Na, ich weiß eben nicht, ob diese KRAFT von außen kommt oder aus uns heraus. Das ist der Grund.“ (Unsicherheit, ob diese KRAFT unabhängig vom menschlichen Bewusstsein bestehe?) „Ja, das ist genau der Punkt.“ – Ein Dialog mit I zum Verhältnis von Schöpfungsglauben und Naturwissenschaft schließt sich an.

Torstens Positionierung wie auch sein Kommentar verweisen auf ein abstrakter gewordenes Gotteskonzept, dass emotional aber nicht distanzierter zu sein scheint als in Kl. 8. Rational wird erwogen, dass Gott nur ausgedacht sein könnte, ein menschlich produziertes Bewusstseinsphänomen. Die im Menschen spürbare Kraft wird jedoch betont. Torsten scheint – auch wenn er dies für die eigene Person nicht explizit ausdrückt – weiterhin in einer Gottesbeziehung zu stehen.

Fragebogen

Der Fragebogen am Ende der Untersuchung umfasste verschiedene Bereiche, die ganz überwiegend mit identischen Frageformulierungen auch in Vorjahren schon erhoben wurden. Die Eintragungen der Vorjahre werden jeweils chronologisch aufgeführt.

1. Impulsgeber

Die Impulsgeber des religiösen Denkens und Empfindens wurden in Kl. 6, Kl. 8 (2x) und Kl. 10 erfragt.

Dinge/Personen, die meine Vorstellungen von Gott bzw. von Religion/Glaube bestimmten	sehr stark	stark	etwas	gar nicht
Religionsunterricht		X _{1,3}	X _{2,4}	
anderer Unterricht			X ₄	X ₁₋₃
Gemeindegruppe				X ₁₋₄
Fernsehen			X _{2,4}	X _{1,3}
Bücher, die ich lese		X ₂₋₄	X ₁	
Mutter		X _{1,3,4}	X ₂	
Oma		X ₁	X ₃	X _{2,4}
Freundinnen/Freunde		X ₁	X _{2,4}	X ₃
Opa		X ₁		X ₂₋₄
Vater		X ₁	X ₃₋₄	X ₂
andere Personen	X ₂₋₃	X _{1,4}		

Auch die Begegnung mit anderen Religionen habe ihn stark beeinflusst.

Die Eintragungen von Torsten weisen insgesamt eine erstaunliche Kontinuität auf. Die Gemeinde fällt als Impulsgeber ganz aus, ebenso die Schule, ausgenommen der (Jahre zurückliegende) Religionsunterricht. Fernsehen und Großeltern scheinen ebenso wenig bedeutsam wie Freundinnen, Freunde und der Vater. Wichtiger als der Religionsunterricht erscheinen Torsten die Impulse, die

er durch die Mutter bzw. Lektüre erhielt, am bedeutsamsten allerdings insgesamt die Anregungen durch andere Personen.

2. Semantisches Differential

Das Semantische Differential wurde dreimal, d.h. in Kl. 6, Kl. 8 und Kl. 10 erhoben.

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark	X_1		$X_{2,3}$					schwach
gleichgültig						$X_{1,3}$	X_2	fürsorglich
vergebend		X_{1-3}						bestrafend
passiv		X_3				X_2	X_1	aktiv
streng					X_{1-2}	X_3		mild
Angst auslösend							X_{1-3}	Sicherheit gebend
nah	X_2		X_3			X_1		fern
geduldig	$X_{1,3}$	X_2						ungeduldig
laut					X_{2-3}		X_1	leise
fordernd						X_{1-3}		schenkend
gerecht	X_1	X_2	X_3					ungerecht
unklar			$X_{1,3}$			X_2		eindeutig

Auch das Semantische Differential weist starke Kontinuitäten auf. Zwar wandern die Konnotationen insgesamt im Verlauf der Jahre erkennbar in Richtung auf die neutrale Mitte hin. Hinsichtlich von Macht, Gerechtigkeit, vor allem aber von Aktivität und Klarheit werden deutliche Abstriche gemacht. Aber die Vorstellung eines fürsorglichen, vergebenden, milden, schenkenden, geduldigen und vor allem Sicherheit gebenden Gottes wird durchgehalten. Es scheint so, als ob Torsten jenseits seiner rationalen Erwägungen die schützende und wärmende

Hülle eines seinen Weg begleitenden personalen Gottes noch spürt und sich darin geborgen fühlt.

3. Kernaussagen zu Gott

Kernaussagen zu Gott wurden viermal erhoben: In Kl. 6, Kl. 8 (2x) und Kl. 10. Die Items 2, 3, 5, 13, 14 fehlten in den Vorläufern, Item 6 und 8 bildeten eine Einheit. Item 7 erscheint nur im letzten Bogen. Wiedergegeben wird hier die letzte Fragebogenfassung.

Sätze über Gott und die Welt, über die ich nachdenke	Stimme zu	Bin unsicher	Den Satz lehne ich ab, weil
(1) Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt.	X ₁	X ₃	X _{2, 4} Gott gibt uns die Kraft dazu
(2) Gott ist irgendwie im Himmel, hat aber mit der Erde/Menschen nichts zu tun.			X ₄ Gott ist in uns
(3) Gott kann man nicht sehen oder hören, aber im Herzen spüren, wenn man das Herz dafür aufmacht.	X ₄		
(4) Gott belohnt die Guten und bestraft die Bösen.		X ₂₋₄	X ₁
(5) Gott kann ich denken als Kraft des Lebens, aus der Welt und Kosmos kommen; mit einem Urknall hat das wohl angefangen.	X ₄		
(6) Gott hat mich mit meinem Aussehen und meinen Fähigkeiten gewollt und hat mich lieb so, wie ich bin.	X ₂₋₄		
(7) Gott ist das Wort für das Geheimnis der Welt und Leben.		X ₄	
(8) Gott wünscht sich von jedem Menschen, die eigenen Fähigkeiten so zu nutzen, dass sich diese Welt weiter entwickelt und nicht zerstört wird.	X ₂₋₄		
(9) Gott gibt den Menschen Freiheit. Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott.	X ₁₋₄		
(10) Gott vergibt Menschen, die böse Taten ehrlich bereuen.	X _{1, 3-4}		

(11) Gott hat Schuld, dass es Hunger, Krieg und Verbrechen gibt auf der Welt.			$X_{2-3,4}$ Gott ist gütig, die Menschen sind daran schuld
(12) Gott gibt Menschen Kraft, Mut und innere Sicherheit. Das hilft ihnen.	X_{1-4}		
(13) Gott zeigt sich immer wieder anders, als Menschen es erwarten.		X_4	
(14) Gott kann zu uns auf vielfältige Weise sprechen, z.B. durch andere Menschen, durch Ereignisse oder durch eine Stimme im Herzen.	X_4		
(15) Gott wirkt durch die Liebe von Menschen: Menschen sind seine Hände. Wo die Liebe ist, da ist Gott.	X_{2-4}		

Was mir wichtig ist an GOTT, aber nicht hier steht: Es gibt Menschen, die nicht auf Gott hören.

Torsten hat sich vom Konzept eines in die Welt eingreifenden Gottes fast ganz gelöst. Im Bereich des Tun-Ergehens-Zusammenhangs scheint noch Unsicherheit zu bestehen. Insgesamt spiegeln die Eintragungen die Kontinuität eines erlebnisverwurzelten starken Gottvertrauens, welches durch die gewachsene Rationalität des Verstehens an emotionaler Intensität nichts verloren zu haben scheint.

4. Gebetspraxis

Die Gebetspraxis wurde in Kl. 5, Kl. 6, Kl. 8 (2x) und Kl. 10 erhoben. Die Eintragungen sind chronologisch nummeriert.

Ich bete ...	häufig	manchmal	selten	nie
am Abend vor dem Einschlafen	$X_{1,3}$	X_4	$X_{2,5}$	
vor dem Essen			X_{3-4}	$X_{1-2,5}$
im Gottesdienst/Jugendkreis				X_{1-5}
wenn ich mich sehr freue		X_4	$X_{1,5}$	X_{2-3}
wenn ich Angst habe	X_{3-4}	$X_{1-2,5}$		

wenn ich Sorgen/Kummer habe	$X_{1, 3-5}$	X_2		
wenn ich mich einsam fühle	X_{3-4}	$X_{2, 5}$	X_1	
wenn ich mir etwas wünsche			X_{2-5}	X_1
weil ich mein ganzes Leben mit Gott besprechen möchte	X_3	$X_{1, 4}$	$X_{2, 5}$	

Torstens Gebetspraxis ist insgesamt rückläufig. Deutlich erkennbar ist jedoch, dass er in Belastungssituationen das Gebet als Ressource nutzt und darüber hinaus Gebete praktiziert.

5. Konträre Meinungen zur Bibel

Viele unterschiedliche Meinungen zur Bibel sind möglich.	stimme zu	bin unsicher	lehne ich ab, weil
Die Bibel ist ein wahres altes Buch, aus dem Menschen früher Wichtiges von Jesus und Gott hörten.		X_1	X_2 Bibel ist immer noch aktuell
Was in der Bibel steht, das sind eigentlich alles Märchen.			X_{1-2} Was in der Bibel steht, ist vielleicht nicht genau so passiert, hilft aber vielen Menschen
Die Texte der Bibel sind Gottes Wort, d. h. sozusagen von Gott dem/den Autor(en) diktiert.		X_2	X_1
Die Texte der Bibel spiegeln die Erfahrungen von Menschen früherer Zeiten mit Gott. Manches ist deshalb zeitgebunden ausgedrückt.	X_1	X_2	
Bibeltexte können auch heute helfen, sich selbst und die Welt besser zu verstehen und Mut und Zuversicht zu bekommen für die Bewältigung des Lebens.	X_{1-2}		
Alles, was in der Bibel steht, ist wortwörtlich wahr. Sie basiert auf Augenzeugenberichten.			X_{1-2} Was in der Bibel steht, ist vielleicht nicht genau so passiert, hilft aber vielen Menschen
Manches, was in der Bibel steht, muss man symbolisch lesen wie bei der Literatur auch.	X_{1-2}		

Torsten zeigt eine gewisse Unsicherheit zur Entstehung biblischer Texte, ist aber sowohl von der Lebensrelevanz wie von der Notwendigkeit überzeugt, die Wahrheit der biblischen Texte nicht auf der historischen Ebene zu suchen.

Bilanz

Inhalte eines zweistündigen Gesprächs mit der Mutter nach Abschluss der Begleitung von Torsten fließen in die Bündelung der Entwicklung von Torsten ein.

Torstens religiöse Entwicklung weist erstaunliche Kontinuität und Konsistenz auf. Die bereits in Kl. 2 bzw. Kl. 3 erkennbaren Grundthemen ziehen sich durch bis Kl. 10: Den Aspekten Bedrohung durch Krankheit, Unfall, Tod und damit Beziehungsabbruch – stehen die Aspekte Schutz, Geborgenheit und gelingende Kommunikation in verlässlichen Beziehungen komplementär gegenüber. Gott wird – bei mehr oder weniger durchgehender Aussparung der Theodizeefrage – mit den hellen Seiten des Lebens verknüpft trotz wiederholter Einbrüche von Todeserfahrungen in Torstens Umfeld. Torsten bringt schon in Kl. 2 – trotz des konfessionslosen Hintergrundes – eine von tiefem Vertrauen gekennzeichnete Gottesbeziehung mit. Diese Gottesbeziehung wird im Untersuchungszeitraum – erkennbar auch an der sich intensivierenden Gebetspraxis – erhalten bzw. noch ausgebaut. Aus welcher Quelle speist sich sein Vertrauen? Ist Torstens Konzept wesentlich durch die konfessionslose Mutter induziert? Die akademisch gebildete, aber nur marginal christlich sozialisierte Frau (sie besuchte als Grundschulkind ca. zwei Jahre die Christenlehre) deutet die Gesundung ihres im Säuglingsalter lebensbedrohlich erkrankten Ältesten als rettendes Handeln Gottes auf ihre flehentlichen Gebete hin. Diese Erfahrung prägt dauerhaft ihre Haltung zum Glauben (sie bezeichnet sich als ‚religiös‘), ohne dass daraus bezüglich eines Bemühens um religiöse Bildung oder Kontakte zur Kirche irgendwelche Konsequenzen abgeleitet wurden. Sie habe überlegt, den Sohn taufen zu lassen, dann aber gedacht: ‚Du brauchst ihn nicht mehr taufen zu lassen, Gott kennt ihn schon!‘ Sie habe ihren Kindern irgendwann von ihrer Angst, ihren Gebeten und der Gesundung des Sohnes erzählt, aber nie mit ihnen gebetet. Das sei ihr zu intim. Torsten habe vermutlich von ihr zuerst das Wort ‚Gott‘ gehört. Die Familie habe in seiner Kleinkindzeit dicht bei der katholischen Kirche gewohnt. Das häufige Läuten sei erklärungsbedürftig gewesen. Religion sei familiär im Übrigen aber kein Thema. Basiert Torstens mitgebrachte Gottesbeziehung wesentlich auf ‚Gefühlsansteckung‘? Dass seine Mutter ihm von der grundlegenden religiösen Erfahrung ihres Lebens erzählt hat, hat Torsten offenkundig vergessen.

Torstens Gottesverständnis scheint zunächst wesentlich von der Vulgärdogmatik der kulturellen Tapete geprägt. Ein prinzipiell allmächtiger und kontrollierender, anthropomorph gedachter Gott mit Schöpfungskraft und ein mächtiger Teufel (als *diabolos* = ‚Durcheinanderschmeißer‘) stehen sich gegenüber. Es gibt ein sehr konkret fantasiertes Jenseits für die Seelen mit bestimmten Eintrittsregeln und -verfahren, Himmel und Hölle. Gott ist oben im Himmel verortet und befiehlt himmlische Eingreiftruppen. Prädestination und Wiedergeburt finden sich, dazu Anklänge von Trinität, wenn auch nicht kirchlicher Lehre entsprechend. Seine Beiträge scheinen wesentlich mitgeprägt vom Bildmaterial aus Medien (Engel, die Streife gehen usw.). Was bedeutet es, wenn Torsten – der fast ohne explizite religiöse Erziehung aufwächst und nur vereinzelte biblische Texte kennt – so intensiv auf diese Vorlagen zurückgreift? Offenbar transportieren Medien wirksam die hinter den Bildern verborgenen Sehnsüchte und Hoffnungen. Was geschieht hier mit den Bildern, deren Tradierung und (meist vernachlässigte) Übersetzung in die Gegenwart bisher von der Kirche geleistet wurde? Die mythischen Bilder treten bei Torsten im Untersuchungszeitraum zurück, aber nur langsam. Ein personales Gottesverständnis bleibt zwar bis Kl. 9 erhalten, löst sich aber von der Vater-Metapher (Positionierung!). Noch deutlicher tritt dies in Kl. 10 zutage. Hier scheint das Konzept auf rationaler Ebene non-personal und abstrakt zu sein, auf der Ebene der Beziehung aber personale Züge zu behalten.

Mittels unterschiedlicher Konstrukte versucht Torsten, trotz Leid und Tod an einem prinzipiell fürsorglichen Gott festzuhalten, ohne einen echten Dualismus zu installieren. Zunächst fungiert der Teufel als Verwirrer Gottes. Nach seinem Abtreten von der Bühne des Denkens bleibt für Torsten bezüglich des Bösen/Schlimmen ein leerer Fleck. Zu einer intensiven gedanklichen Auseinandersetzung mit der dunklen Seite Gottes kommt es mangels entsprechender Herausforderungen nicht.

Die von Torsten in Kl. 9 herausgestellten Grundaussagen der Bibel (liebvoll-achtsamer Umgang miteinander, Verantwortlichkeit für die Natur/Schöpfung) finden sich als Kriterien göttlicher Bewertung des menschlichen Lebens bereits in Kl. 5. Beide Aspekte dürften durch Wertvorstellungen der Mutter – sie war jahrelang für den BUND tätig – unterstützt worden sein. Verdankt sich Torstens Ergänzung der Grundaussagen (Ermutigungspotenzial) seiner intensivierten religiösen Erfahrung?

Obwohl Torsten Gott über die Jahre hin vielfältig mit Werden und Wachsen und mit der Schönheit der Natur verknüpft, hat er Schwierigkeiten, Gott mit der Welt-

entstehung in Verbindung zu sehen. Die Urknalltheorie steht ihm als Konkurrenzhypothese im Weg. Wurde ihm die integrierende Perspektive im abschließenden Fragebogen (KI. 10) erst durch die ‚Übersetzung‘ der Botschaft der Schöpfung nach P eröffnet?

Torstens Denken, Empfinden und Verhalten ist von klein auf – neben einer sicheren Mutterbindung – durch die enge Beziehung zu seinen Katzen geprägt, die für ihn zentrale Bindungsfiguren darstellen. Seine kontinuierliche intensive analoge Kommunikation mit den Katzen stillt nicht nur seine emotionalen Bedürfnisse. Durch sein Training intuitiv-sensibler Wahrnehmung nonverbaler Impulse der Dialogpartner ist offenbar auch seine emotionale und soziale Intelligenz gefördert. Torsten hat besondere Kompetenzen in der Kommunikation entwickelt. Seine starke Bindung zu den Katzen trägt erkennbar über die Pubertät hinaus. Eine parallele Verlässlichkeit zeigt seine Gottesbeziehung. Trotz Schicksalsschlägen gibt es keinen wirklichen Einbruch im Gottvertrauen. Sein bei einem naiv-theistischen Konstrukt beginnendes Gottesverständnis wandelt sich nur langsam, was durch die fehlenden Kommunikationsmöglichkeiten religiöser Themen (kein RU, kein Kontakt zu christlichen Gruppen) mitbedingt sein dürfte. Torsten sieht seine Katzen als transparent für Gott, Schutzengel, Begleiter, die Gott ihm als Stellvertretung seiner Nähe mit auf den Weg gab/gibt. Haben ihm die Katzen als verlässliche Bindungsfiguren geholfen, sein Gottvertrauen über die Stürme der Jahre und die inhaltlichen Wandlungen seines Gotteskonzeptes hinweg zu bewahren?

Aus der Analyse von Torstens Visualisierungen, deren Kommentierung und den Eintragungen in die Fragebögen ergibt sich ein konsistentes Bild, das durch die Informationen der Mutter nach Abschluss der Begleitung von Torsten unterstützt wird. Torsten religiöse Entwicklung – gespiegelt in den o.g. Daten – wirft Fragen auf.

Zum einen werden Vorstellungen von Konfessionslosigkeit hinterfragt. Welch‘ tiefes Gottvertrauen kann hinter einem solchen Etikett verborgen sein.

Zum anderen: Wie viel bzw. wie wenig Sprache braucht tiefes Gottvertrauen, um von einem bedeutsamen Anderen an ein Kind weitervermittelt zu werden? Offensichtlich hat Torsten wie ein Seismograph ‚Schwingungen‘ aufgenommen und Resonanzen ausgebildet, die ihn – in einer sicheren Bindung heranwachsend – zunächst tragen. Mit Beginn der Pubertät wird er sich seiner selbst als religiöses Subjekt (mit subjektiven Konstruktionen) bewusst und definiert seine Gottesbe-

ziehung als ganz persönliche. Wie ist solch ein Subjektivismus dialogisch zu verknüpfen mit christlich-biblischer Tradition und daraus lebenden Gruppierungen?

Zum dritten: Torstens Gott ist offensichtlich primär ein gespürter Gott, er spricht durchgängig von erlebter Nähe, die in Enttäuschungssituationen vorübergehend gestört sein kann. Seine Erfahrungen von Gottes Präsenz (u. a. in Katzen) scheinen Irritationen so abzufedern, dass die für sein Umfeld typischen Zweifel an der Existenz Gottes nirgends aufbrechen und auch kognitive Dissonanzen zwischen seiner Mythenwelt und seinem sonstigen Weltbild nicht zum Problem werden. Sein Gottesverständnis scheint nur sekundär von Bedeutung zu sein. Beginnend (Kl. 2) im Stadium der ersten Naivität scheint er ohne ‚Soll-Bruchstellen‘ einer Symbolkritik im Stadium einer zweiten Naivität (Kl. 10) anzukommen. Passt zu einem solchen Verlauf ein klassisches Stufenmodell?

2.5 Petra und Liane

Die Geburtstage der Schwestern liegen 17 Monate auseinander. Die ältere Liane ist groß, kräftig und früh entwickelt, Petra zierlich. Der Altersabstand wirkt größer. Die Mutter trennte sich kurz vor Petras Schuleintritt, ließ sich drei Jahre später scheiden. Der Kontakt zu den Großeltern väterlicherseits blieb eng. Die Mädchen wuchsen bei der Mutter auf, einer Lehrerin, die sich als religiös interessierte Atheistin versteht (Esoterik). Beide Mädchen besuchten wegen des pädagogischen Konzepts den katholischen Kindergarten. Liane hat drei der vier Grundschuljahre an einer katholischen Schule verbracht (Kl. 1–2, Kl. 4). Petra sang in Kl. 3 und 4 in einer (ev.) Kantorei und nahm in den vier Grundschuljahren am einstündigen, religionskundlich akzentuierten (ev.) Religionsunterricht teil. Ab Kl. 5 gab es keinen Religionsunterricht im Stundenplan der Privatschule, die bis zum Ende des Untersuchungszeitraums von beiden besucht wurde.

Die Nachzeichnung der Entwicklungsverläufe der Schwestern erfolgt chronologisch. Die Darstellung von Liane wird durch Rahmen optisch abgesetzt.

Klasse 1, Petra

Gottesmetapher (7,5)

Petra stellt Gott als eine Art Gespenst dar, das mit silberner Mütze unter einer Zudecke schläft, geschützt durch Blätter, verziert mit Blume im Haar. Gespenster gibt es für Petra nicht real, aber sie erscheinen im Traum und erschrecken Menschen. Gott sei aber nicht gruselig. Wenn er im Traum erscheine bei Angst oder Traurigkeit, „dann spricht er ihnen Mut zu“. Gott wohne „nur oben“. Mit einer Leiter komme man dichter an ihn ran. Wenn Menschen etwas tun, was Gott nicht gefällt, „kommt er runter und verhindert das“. (Wie?) „Na, einfach runter steigen ... ähnlich wie ein Gespenst. Er kann ja fliegen. Und denn tröstet er die oder sagt: ‚Auseinander! Jetzt soll es keinen Streit geben! Vertrag euch wieder!‘“ Petra denkt, man kann man das „richtig mit den Ohren“ hören. Sie merkt an, dass sie nicht an

Gott glaube. Gott falle ihr höchstens zufällig ein. Nahe gefühlt wie Mose am Dornbusch habe sie sich Gott noch nie. Als Überschrift für ihr Bild wählt sie „Gott ist wie Jesus“.

Petras Gotteskonzept trägt deutliche Züge von physischem Anthropomorphismus, aber auch Ansätze von Transzendenz. Gott wird oben verortet, wirkt im Traum oder – geistähnlich – mittels hörbarer Impulse, die Heil schaffen wollen, d.h. trösten, ermutigen, Frieden stiften. Petra trägt dies Konzept vor, grenzt sich persönlich aber dagegen ab. Die gewählte Überschrift wie auch die herausgestellte Schutzbedürftigkeit Gottes lässt vermuten, dass Gott und Jesus in ihrem Konzept verschwimmen.

Klasse 3, Liane

Gottesmetapher (8,10)

Liane hat Gräser und Blätter sowie einen roten Faden, Pappe und Folie auf ein mit Sternenhimmel versehenes Papier geklebt und ein paar Zeilen dazu geschrieben. Sie entzieht sich einem Gespräch zu ihrer Gestaltung. Überschriften hat sie ihre Zeilen mit ‚Naturbild‘. Es scheint so, als ob sie die kürzlich im Unterricht thematisierte Dornbuscherzählung aus ihrer Sicht darstellen wollte. Ihre Zeilen: „Wenn in einem Busch etwas??? (undeutlich geschrieben: brennt? hängt?), denke ich, dass die Natur sich hilft und nicht, dass Gott dahinter steckt. Der Wind wird es machen.“

Liane hat in Kl. 1 und Kl. 2 den katholischen Religionsunterricht der Konfessionsschule besucht und an Schulandachten usw. teilgenommen. Sie wählt für ihre Gestaltung eine biblische Vorlage, grenzt sich mit ihrer Deutung aber explizit ab zur ihr bisher vermittelten Perspektive. Sich zu ihrer abweichenden Perspektive einem Erwachsenen gegenüber zu bekennen, traut sie sich nicht.

Klasse 2, Petra

Lebenswelt (8,0)

Petra hat Eltern und Schwester gemalt, dazu ein Pferd und Zähneputzen. Papa wohne nicht mehr bei ihnen. Sie sehe ihn selten. Er habe viel Stress. Petra reitet öfter und hätte gern ein Pferd. Sie lebten jetzt mit dem neuen Mann von Mama und dessen zwei Söhnen zusammen. Wenn sie etwas

verändern könnte im Leben, würde sie Papa zurückholen. Petra wäre lieber ein Junge, vor allem, weil sie dann keine Kinder kriege, was doch doll wehtue. Davor habe sie heute schon Angst. Jungen hätten es auch sonst besser. Für sie werde besser gesorgt und später würden sie die Chefs. Bei Angst helfe ihr Liane. Bei Traurigkeit oder schweren Fragen gehe sie zu Mama. An Gott denke sie eigentlich nie. Auch dass sie Papa und Mama habe, habe nur mit der Natur zu tun.

Petra vermisst ihren leiblichen Vater. Das Zusammenleben mit den neuen ‚Brüdern‘ hat sie für biologisch bzw. gesellschaftlich bedingte geschlechtsspezifische Unterschiede sensibilisiert. Ihre Nähe zu Pferden kommt erstmalig zur Sprache. Gott kommt nirgends vor in ihrem Leben.

Gottesmetapher (8,5)

Petra gestaltet Gott wieder als Person, jetzt als Ei mit Hut und aufgemalten Augen. Gott „sitzt gerade auf dem Sessel und guckt sich im Spiegel an“. (Warum?) „Vielleicht will er sich hübsch machen.“ (Für wen?) „Vielleicht möchte er nicht so arm und alt aussehen, wenn er in die Stadt geht.“ (Warum Gott für sie reich aussehe?) „Na, sonst kann er den armen Leuten kein Gold abgeben.“ Gott ist im Himmel. Früher habe sie gedacht, er ist ein Gespenst. Jetzt denkt sie, er sei schon tot und als Engel im Himmel oben, unsichtbar. Manchmal gehe Gott in Menschengestalt in die Stadt und gebe Armen etwas. Um Arme kümmere er sich mehr als um Reiche. Die Vorstellung, dass Gott auch in ihr stecken könnte, wenn sie viel Geld hätte und es armen Menschen schenken würde, ist für Petra irritierend. Wenn das ginge, dann könnte Gott gleichzeitig in vielen Leuten drin sein, wenn die was abgeben, und das sei komisch. Außerdem: „Ich glaub’ nicht, dass Gott in mir drin steckt, weil ich eigentlich gar nicht an Gott glaube.“ Für Petra heißt Glauben, dass jemand denkt, „dass Gott die Natur erschaffen hat. Und dass Gott armen Leuten Geld gegeben hat, in die Schuhe vielleicht gesteckt. Und dann konnten die ein Geschäft aufmachen oder so. Nee, so was glaube ich nicht.“ Für sie kommt die Natur „von einem Planeten, der hat Kraft“. Daraus hätten sich alle Sterne und die Erde entwickelt. Verdutzt und ratlos reagiert sie auf die Frage, woher der erste Planet gekommen sei. I bringt in elementarer Form Schöpfungsglauben ein, der nicht im Widerspruch zu naturwissenschaftlichem Denken steht. Petra stellt ihre Knetfigur in Neugierhaltung in etwas Entfernung auf. Sie habe „noch nie“ gespürt, dass Gott da sei. Bei Traurigkeit oder Sorgen spricht

sie mit ihren Kuscheltieren, hat auch manchmal das Gefühl, dass die ihr antworten. Ihre Überschrift für die Collage: Gott ist „etwas, an das [manche] Menschen [glauben]. Die glauben, dass er reich ist und vielen armen Leuten was abgibt und dass er den ersten Planeten und die Erde erfunden hat.“ Früher habe sie gedacht, Gott sei ein Geist, jetzt sei er für sie „ein Engel“, sonst sei ihr Denken unverändert.

Petra gestaltet statt einer Metapher wieder eine anthropomorphe Figur, die mit ihrem Bestreben, sich stadtfrein zu machen, eher weiblich anmutet. In ihr Gotteskonzept scheinen diesmal Nikolauslegenden der Mildtätigkeit verwoben. Ihr Gotteskonzept, das sie anderen zuschreibt, für sich selbst aber ablehnt, hat sich um den Aspekt ‚Schöpfung‘ erweitert. Glauben besteht für sie in einem ‚Für-wahr-Halten‘. Für Petra ist das Ei (als Körper Gottes) kein Bedeutungsträger. Könnte in der Wahl dieses Materials latent eine Anmutung von Schöpfungs-/Lebenskraft enthalten sein?

Klasse 3, Petra

Lebensweg (8,11), Zukunft

Petra möchte Tierärztin werden oder zum Theater, auf einem Bauernhof leben, Pferde haben und mit Freundinnen Ausritte machen. Ihre Maus soll nicht sterben. Sie will ein Kind, aber ohne Schmerzen.

Reisegepäck: Ein paar Haare erinnern sie an Pferde, eine Schraube steht für Schraubenkästen, ein Band für das Einpacken von Geschenken, ein Netz für ihre Freundinnen.

Lebenswelt (9,3)

Petra hat das, was sie mag und nicht mag, gemalt. Im Zentrum steht das Pferd. Petra reitet ab und zu. Auch schwimmt sie gern. Zu Hause bastelt sie, malt oder spielt mit dem Schnuddel-Pferd und anderen Kuscheltieren. Sie freut sich, wenn die Söhne des neuen Partners der Mutter da sind. Mit denen spiele sie gern. „Aber dann müssen wir mehr aufräumen“, weil es mehr Durcheinander gebe. Sie teile sich mit dem einen Jungen ein Zimmer, die anderen hätten je ein eigenes. Sie hätte gern, dass die beiden Jungen immer bei ihnen wohnten. Ändern würde sie auch gern, dass ihre Schwester „immer so böse ist. Die streitet immer“, nicht nur mit ihr, sondern auch mit den Jungen. Die Schwester sei eifersüchtig, denke, dass Petra ihr alle Freunde wegnehme. Sie hätten schon darüber geredet, und es sei ein bisschen besser geworden

dadurch. – Krieg mag sie gar nicht, besonders den von Hitler. Oma und Opa erzählten manchmal von der Zeit, als sie ängstlich im Keller saßen.

Wenn Petra wütend ist, „nehme ich meine Kuscheltiere und schmeiße sie immer so doll wie ich kann auf den Boden“. Wenn sie traurig sei, weine sie meistens. Weitere Strategien fallen ihr nicht ein. (Was bei Angst helfe?) „Wenn ich Angst hab’, guck’ ich meistens Fernsehen. Das hilft mir sehr doll.“ Wenn sie nachts Angst habe, „ziehe ich mir die Bettdecke über den Kopf und dann schlaf ich auch meistens ein“. Schwere Fragen erzähle sie „meistens Mama“.

(Ob irgendetwas in ihrem Leben mit Gott zu tun habe?) „Eigentlich nicht ... weil manchmal, der Gott ist ja so ein heiliger Geist ... Ich glaub’ nicht an Gott.“ (Was sie mit ‚heiliger Geist‘ meine?) „Also z. B. bei der Taufe, da heiligen die meistens Mutter und [Kind], das sagen die da. Und denn sagt der heilige Geist: ‚Gott wird euch beschützen, das ganze Leben lang.‘ Und daran glaub’ ich nicht.“ Petra versteht das so, dass das heißt, dass denen nie mehr etwas Schlimmes passiert. Und das könne nicht stimmen. „Man muss sich schon selbst verändern. Das kann nicht Gott machen.“ (Was für sie ‚ein heiliger Geist‘ sei?) Petra versteht darunter ein Luftwesen, weil: „Gott ist nicht mehr am Leben, er ist ein Toter.“ Wie ein Gespenst denkt sie sich das „oder wie ein Engel“. I verdeutlicht, dass mit ‚heiliger Geist‘ eine Art Kraft, Energie, Atem gemeint sei, wodurch Menschen durch Gott innerlich bewegt werden. – Petra kommt noch einmal auf Hitler zurück, der so viel Böses angerichtet habe, obwohl er doch so jung gewesen sei. Es sei doch erst elf Jahre alt gewesen.

Petras Zeichnungen zum Lebensweg und zur Lebenswelt wenige Monate später weisen ähnliche Elemente auf. Pferde und Freundinnen sind wichtig. Steht die mitgenommene Schraube für den vermissten Vater? Die Atmosphäre zwischen den Schwestern ist häufig gespannt. Die anmutige Petra nimmt – zu Hause offenbar ähnlich wie in ihrer Klasse – meist die Mittelpunktstellung ein, was von Liane mit Eifersuchts- und Zornesausbrüchen quittiert wird. Petra genießt die Kinderschar der Patchworkfamilie. Ihr Konzept von einem Gott, der eigentlich tot und damit ein Geist oder ein Engel ist, hat neue Nahrung erhalten durch das Miterleben einer Taufe in einem Gottesdienst, den die Kantorei mitgestaltete. Da den Kantoreikindern die Sprachspiele der Taufliturgie offenbar nicht ‚übersetzt‘ wurden, nimmt Petra eine Auslegung des Gehörten von ihrem Begriffsverständnis her vor. Das daraus resultierende gedankliche Konstrukt kann sie nur ablehnen. Die miterlebte Taufe wird damit eher zum Stolperstein als zur Einladung, sich auf den Gottesgedanken existenziell einzulassen.

Gottesmetapher (9,5)

Diesmal gestaltet Petra tatsächlich eine Metapher. Der Beschreibung ihrer Gestaltung schickt sie ihr Bekenntnis voraus. „Ich glaube ja nicht an Gott. Ich wollte einfach eine Schale machen. Weil, Gott ist halt immer lieb zu den anderen. Ne Schale, da ist für mich etwas Schönes drin. Und bei Gott lebt halt Leben in der Schale.“ Das sehe man an den Blumen. Das bunte Leben habe mit Gott zu tun. (Wie man das merke?) „Die Schale mit dem bunten Leben drin ist die Erde, und da lebt man einfach drin.“ (Ob Gott die ganze Schale sei?) „Ja, für andere Leute. Ich glaube ja nicht daran.“ Petra bestätigt auf Nachfrage noch einmal, dass sie, auch wenn sie nicht an ihn glaubt, sich Gott wie die Schale des Lebens denkt. (I erzählt von matriarchalen Religionen, die die Fruchtbarkeit von Mutter Erde verehrten: Petras Schale sei dem ähnlich. – Ob Gott auch handle in der Welt?) „Doch, schon, – aber wie ((sehr leise)), das weiß ich nicht so. Also – manche denken, dass Gott dann, wenn es einen Streit gibt, den gleich wieder heilt.“ (Wie?) „Manchen sagt er was. Dann vertragen sich die Menschen ... Die hören das mit dem Inneren des Herzens.“ Petra schlichtet auch gelegentlich Streit. I erinnert Petra an eine Situation, wo sie sich mutig in einen Konflikt einbrachte. (Ob es sein könnte, dass Gott ihr damals auch was ins Herz gesagt habe?) „Nee, ich mache das von allein. Ich glaube ja nicht an Gott.“ Bei Leuten, die an Gott glauben, könne es schon sein, dass sie was im Herzen hören. (Wie es Gott als Schale des Lebens gehen möge mit dem vielen Bösen in der Welt?) „Na, er versucht natürlich zu heilen, und wenn es nicht geht, dass er es einfach weiter versucht, – auf jeden Fall will er nicht, dass es schlimmer wird und alles kaputt geht.“ (Wenn sie die Knetfigur wäre? I demonstriert mögliche Positionen, auch eine distanzierte, wo die Figur sich ganz abwendet und ausdrückt: „Gott, von dir will ich gar nichts wissen. Ich bin auch kein bisschen neugierig. Ich gucke in die andere Richtung.“) „Na, das mach ich nicht, – ich bin ja beim Chor. Ich will mich schon mal mit dem beschäftigen. Aber ich glaube halt nicht an Gott.“ Petra stellt die Figur ca. 10 cm vor ihre Gestaltung, voll zugewandt.

Petra meint, im letzten Jahr habe sie „einen kleinen Menschen mit einer Zudecke“ gebaut. (Das sei zwei Jahre her.) „Dann weiß ich das vom letzten Jahr nicht mehr.“ Beim Betrachten des Fotos vom Vorjahr: es sei „was Ähnliches“ wie jetzt gewesen, „dass das so das ganze Leben ist“. Genau wisse sie es nicht.

Petra hat sich – mindestens partiell – von ihrem anthropomorphen Konzept gelöst. Gott ist nun mit der Vielfalt des Lebens verknüpft, von dem Petra sich selbst als Teil sieht. Sie trägt zwar zwischendurch mehrfach ihr Bekenntnis zum Nichtglauben vor. Es klingt aber im Rahmen dessen, was sie zu Gottes Wirken ausführt, etwas nach einer Pflichtübung. Petra kann sich das Wirken Gottes nun in Form innerer Botschaften vorstellen, lehnt aber für sich ab, solche erhalten zu haben. Ihr Handeln versteht sie als selbstmotiviert. Sie hält am unbeirrbaren Heilswillen Gottes für die Welt fest.

Klasse 5, Liane

Gottesmetapher (11)

Liane hält ihre Figur hoch und erklärt: „Das sieht so aus wie Gott. Für mich jedenfalls. Weil, der schläft auch immer im Himmel. Und dann drückt er auf irgendwelche Tasten. Und dann wächst etwas.“ Sie habe ihm grüne Haare gegeben, weil er der Gott für das Wachstum sei. Aber: „Es gibt auch noch andere Götter.“ Die seien dann für „Häuser und alles Mögliche, arme Länder und so“, zuständig. Da man ja auch in anderen Religionen, z. B. in Indien, von Göttern spricht, denkt sie an einen ganzen Götterhimmel mit unterschiedlichen Zuständigkeiten, alles unsichtbar. „Aber die haben trotzdem ihre Stuben und so alles.“ Ihre Gestaltung ist braun und grün mit baumstammartigem Tuch, weil dies der Gott des Wachstums sei. „Der sieht so aus wie ein alter Mönch.“ Sie stellt ihn sich oben vor, „so auf den Wolken“. Und: „Der sät mit der Hand ... mit Samenkörnern und dann gießt er das auch ganz normal“ durch den Regen. (Ob dieser Gott für das Wetter zuständig sei?) „Na, halbwegs ... nur für den Regen eigentlich. Oder er sagt dem Regengott Bescheid.“ Mit den Menschen habe dieser Gott gar nichts zu tun, die anderen Götter auch nicht, „nur einer, aber der muss immer gegen den Teufel kämpfen ... der ist auch mit da oben.“ Er sei wie ein Gott sozusagen, „nur für das Böse“. (Keiner der Götter habe mit Menschen zu tun?) „Na, vielleicht einer, der sich ein bisschen darum sorgt, für die Armen und so.“ (I stellt Szenarium vor Augen: Ein elternloses afrikanisches Kind, hungernd, lebt da, wo Deutsche Urlaub machen. Wie Gottes Sorge für die Armen da aussehen könne?) „Ja, dann macht er, dass Eltern da kommen und das aufnehmen“, also adoptieren. – Insgesamt sei alles, was sie erzählt habe, nur so eine Traumvorstellung. Denn „eigentlich gibt es gar keinen Gott, also nur den,

der gekreuzigt wurde vielleicht ... Jesus.“ Jesus habe gelebt, „das ist klar. Aber ob der im Himmel ist und die ganze Welt gemacht hat irgendwie, also ... weiß ich auch nicht, ob ich das glauben soll oder nicht.“ Liane denkt, dass sie entscheiden kann, was sie glaubt. Sie träumt sich eine überirdische Welt von „Comicfiguren“ zusammen. „Für mich gibt es so richtig keinen Gott, so wirklich einen, der auf uns aufpasst. Das glaube ich nicht.“ Auch keinen Schöpfer. Sie denkt eher, dass die Natur alles allein gemacht habe. Im Salzwasser hätten sich Lebewesen entwickelt, „durch das Salz auch eine Insel“, nachher die Dinosaurier und der Dschungel. „Ich glaube nicht, dass da oben irgendwie ein Gott gesessen und dann ‚Simsalabim‘ gemacht hat.“ Zum Hinweis, dass biblische Geschichten nicht im Buchstabensinn zu verstehen seien, meint sie: „Ja, ich weiß ... ich war ein paar Jahre im katholischen Kindergarten und der Schule ... Es gibt aber auch wahre Geschichten, und zwar ... die Königin Elisabeth ... die hat vielen armen Leuten geholfen. Und die hatte nie Angst vor dem Tod.“ Liane bestätigt, dass es Symbolgeschichten in der Bibel gebe und die Schöpfungsgeschichte vielleicht eine sei. „Aber das mit Elisabeth, das stand auch in der Bibel. Und das ist wahr.“ Jesus ist für Liane „etwas extra ... ich habe die Kreuzigung vor Augen, ich habe schon mal einen Film davon gesehen. Aber ich glaube kaum, dass Gott jetzt irgendwie im Himmel sitzt oder Jesus.“ Wenn es so wäre, meint Liane, wäre der Reichtum auf der Welt nicht so ungleich verteilt. Gott und Jesus würden auch sonst was ändern in der Welt. Sie frage sich: „Warum (2x) macht er das nicht? Und darum kann ich das nicht glauben.“ (Man könne auch fragen, warum Gott Jesus am Kreuz ohnmächtig sterben ließ?) Liane erzählt Einzelheiten zur Kreuzigung, z. B. zum Durst. Gott habe Jesus nicht gerettet, „weil er wollte, dass der in den Himmel kommt“. (Wenn Jesus eine Gestalt Gottes war, könne man sagen, dass Gott ohnmächtig am Kreuz starb?) „Das hat er aber auch für sein Volk getan sozusagen.“

(Vielleicht habe Gott den Menschen die Freiheit gegeben, sich gegen oder für ihn zu entscheiden. Und wer sich für Gott entscheide, sei aufgefordert, sich für Liebe, Gerechtigkeit und Frieden einzusetzen in der Welt. Man könne denken, dass es die Aufgabe der Menschen sei, die Welt in Ordnung zu halten.) „Das glaube ich nicht. Weil, er hat vor seinem Tod gesagt – das stand in der Bibel – dass er immer gut aufpassen wird ... der Sinn und Zweck von Gott ist ja auch irgendwie, dass er aufpassen soll.“ (Vielleicht sollten die Menschen als ‚Hände‘ Gottes in der Welt wirken?) „Glaub‘ ich nicht ((Pause)). – Glauben Sie denn an Gott?“ (I bejaht dies

und ergänzt, dass sie sich Gott als Kraft der Liebe und des Lebens denke.) Liane startet ein neues Thema: „Warum muss man eigentlich beten?“ (I meint, man müsse nicht beten, aber sie möchte es. Es tue ihr gut, ihr Leben sozusagen mit Gott zu besprechen.) Liane findet, das sei Blödsinn. Sie bete doch auch nicht zu ihrem Opa, um etwas mit ihm zu besprechen. (I verdeutlicht, dass sie einen inneren Dialog meine zu dem, was sie täglich beschäftige.) Lianes neues Thema: „Und warum sprechen wir alle andere Sprachen?“ (I deutet die Turmbaugeschichte elementar.) Liane stellt ihre Knetfigur etwa 25 cm entfernt auf, mit einem Auge auf die Gestaltung gerichtet. „Ich beschäftige mich ein bisschen damit ... werfe ein Auge darauf.“ Sie wolle klarer sehen.

Liane hat offensichtlich lange niemanden gehabt zum Austausch über religiöse Fragen und nutzt nun ausgiebig die sich bietende Gelegenheit. Sie entfaltet zuerst einen mit Versatzstücken von katholischer Lehre und Frömmigkeitsleben garnierten Götterhimmel mit sehr konkreten Fantasien, um anschließend die Existenz Gottes für sich zu leugnen. Die Existenz des gekreuzigten Jesus steht für sie außer Frage. Von seinem Kreuzestod ist sie sichtlich beeindruckt. Aber der von ihr als verbindlich angesehene Gott des Theismus? Gegen seine Schöpfungsfunktion wendet sie die (mangelhaft rezipierte) Evolutionstheorie ein, gegen seine Funktion als Weltversorger und -kontrolleur die ungerechten Zustände der Welt, stellt die Theodizeefrage. Sie besteht darauf, dass in der Bibel ein Versprechen enthalten sei bezüglich der göttlichen Aufpasserfunktion und dass der eigentliche Sinn und Zweck von Gott auch genau in dieser Funktion bestehe. Mit dieser Konstruktion muss Liane angesichts des Zustands der Welt bei einer Leugnung Gottes ankommen. Vielleicht motiviert Liane gerade diese Logik, I nach ihrer Haltung zu Gott zu fragen. Sie schiebt anschließend weitere religiöse Fragen nach, die für sie gegenwärtig aktuell sind. – Lianes Bibelkonzept sieht zwar ein symbolisches Verstehen von Texten vor. Aber symbolische Texte erscheinen ihr als ‚nicht wahr‘. ‚Wahr‘ ist für sie nur das, was real geschehen ist, d. h. historisch verifizierbar. Ihre Gestaltung wie ihre Argumentation wirft Fragen auf? Wie passt das zusammen, was sie ausdrückt? Einerseits eine schokoladenriegelförmige Gottesfigur, die sie hoch hält und andererseits eine alle atheistischen Vor-Urteile der DDR-Tradition wiedergebende Argumentation, die kaum aus ihr selbst kommen kann? Die Figur hat keinen Stand. Warum hält Liane sie hoch, wenn so viel gegen sie spricht? Sekundäre Frage: Welcher Umgang mit Schrift und Tradition mag daran mitgewirkt haben, dass Liane die Elisabeth-Legenden als ‚wahre Bibelgeschichten‘ kategorisiert?

Klasse 4, Petra

Lebenswelt (10)

Petra hat ihr Lieblingspferd gemalt. Sie ist schon gesprungen damit. Sie reite einmal in der Woche, gehe bald in den Reitverein, kriege irgendwann ein Pflegepferd und reite dann öfter. Zu Hause spiele sie mit den ‚Brüdern‘ oder Liane. Sie gehe weiter zum Chor und spiele im sechsten Jahr Geige. Ihr Leben dürfe so bleiben.

Ihre Bewältigungsstrategien: Bei Wut „meine Mäuse ... Dann nehme ich die raus und mach’ irgendwas mit denen.“ Traurig sei sie eigentlich nie und Angst komme nur selten und dann nicht schlimm vor. Bei schweren Fragen gehe sie zu „Mama oder ich denke selber doll darüber nach“.

(Ob Gott irgendwo in ihrem Leben vorkomme?) „Für mich ist das so, dass Gott manchmal für mich da ist. Ich bin ja ein Naturmensch. Dann sag’ ich immer, wenn ich etwas verloren habe: ‚Entweder hilft mir die Natur oder Gott‘, ja.“ Petra klebt einen kleinen Punkt ein. Der stehe dafür, dass sie manchmal denke, es könne sein, dass Gott ihr helfe. Beim Zeltaufbauen hätten sie mal einen Hering verlegt und gedacht, man könne ihn unmöglich wieder finden. Und sie habe gesagt: ‚Dann hilf mir mal, Gott und die Natur!‘ „Und dann ging das auch schneller.“ (Ob es noch mehr gebe, was für sie als ‚Naturmensch‘ mit Gott zu tun habe?) Ja, sie stelle sich vor: „Eine Seite ist Gott, und die andere Seite ist die Natur.“ Wenn man an beides glaube, sei man stärker, „z. B. wenn man jetzt sucht, dann hat man mehr Kraft dazu“. (Ob Gott etwas mit Natur zu tun habe?) „Ja, irgendwie schon, z. B. glaube ich, dass Gott gerne Blumen mag oder so etwas.“ Die Schönheit der Welt habe mit Gott zu tun.

Petras Gotteskonzept ist nun mit der Natur verknüpft. Natur und Gott scheinen zwei Seiten der gleichen Medaille zu sein. Sie hat in Paniksituationen des Suchens begonnen, Gott in dieser Verknüpfung mit der Natur für sich in Anspruch zu nehmen und daraus erkennbar Kraft geschöpft. Das Suchen und Finden von Verlorenem wird zum Ankerpunkt für Spuren von Gottes Präsenz in ihrem Leben, Anfänge einer Gottesbeziehung? Die Aussagen zu Gott in Verknüpfung mit Natur und Schönheit werden ohne Vorbehalt getroffen. Ihr Standardbekenntnis, nicht an Gott zu glauben, entfällt diesmal.

Gottesmetapher (10,6)

„Ich glaub’ ja nicht an Gott, aber trotzdem ... also, wie soll ich das erklären? ... Da gibt es so zwei verschiedene Seiten für mich, also entweder Gott oder

die Natur sozusagen“. Wenn sie etwas suche, dann bitte sie in Gedanken immer erst die Natur um Hilfe, und wenn die ihr nicht weiter helfen könne, dann auch Gott. Sie sei dann immer total unglücklich, wenn sie etwas nicht finde, „sage dann immer ‚so ein Mist!‘ und dann sag’ ich manchmal, also dann denk’ ich ... dass ich dann irgendwas dafür belohne irgendwie“. Sie bitte Gott um Hilfe und wolle ihn dann belohnen. (Womit sie Gott belohne?) „Weiß ich auch nicht.“ In der Gestaltung zeigt Petra die beiden Seiten von Gott. „Also Gott kann für meine Hälfte manchmal ein Teufel sein, aber manchmal doch etwas ganz Schönes. Unterschiedlich.“ Die eine Seite mit den Blättern und Blümchen, das sei Gott „wie Natur halt ... Und die andere Seite mit der Glocke da, ist halt wie in der Kirche. Kirche erinnert mich immer so an Glocken. Glocken, das ist halt die christliche Seite“. Gott habe eine Naturseite und eine christliche Seite. (Ob Gott nur in der Natur auf der Erde sei oder auch außerhalb, z. B. auf Sternen?) „Nee, bei mir nicht.“ Petra bestätigt, auch zur Natur zu gehören. (Wenn Gott die Natur sei, ob sie dann ein Stück davon sei?) „Ja, sozusagen.“ (Ob man sagen könne, in ihr sei ein Stück von Gott oder sie sei ein Stück von ihm?) „Ja, in mir drin.“ Das sei bei jedem Menschen so. (Mit der Natur könne man rücksichtsvoll umgehen oder zerstörerisch. Ob Gott uns wissen lasse, wie wir mit der Natur umgehen sollen? Oder ob Gott als Natur einfach Pech habe, wenn er kaputt gemacht wird?) „Menschen, die sehr wenig von Gott haben, die machen das so kaputt.“ Um die Natur besorgte Menschen hätten mehr von Gott abgeklagt oder hörten besser auf den Teil von Gott. Gott sage einem schon was, aber nur „innerlich“. (Ob Gott noch anderes tue außer zum Menschen zu sprechen?) „Na, ich glaube, er hat jedem von uns einen Wunsch mit auf den Weg gegeben ... und ich weiß auch genau, dass der erfüllt wird, ein Pferd.“ (Jeder bekomme seinen großen Wunsch erfüllt?) „Nicht jeder“, nur wer sich darum kümmere. Man müsse etwas dafür tun. Befragt, ob dies auch z. B. für Kinder in Palästina gelte, meint Petra, da seien „die Leute zu arm“, das sei ein „unglückliches Land sozusagen ... Da ist in der Natur wenig von Gott drin“. (Ob es dort besser werde, wenn die Menschen auf den Teil von Gott in sich hörten?) Wer Krieg betreibe, habe Schuld, und der habe „wenig von Gott drin“. Nachzugeben sei wichtig. „Wenn einer schlägt, soll man den nicht zurück schlagen, sondern das mit Worten klären.“ (Was sie gerade gesagt habe, finde sich ähnlich in der Bibel, bei Jesus.) „Der, der nicht zurückschlägt ... da gibt es auch so einen Spruch, aber den kann ich nicht.“ Petra bringt noch einmal die Naturseite Gottes ein. – Ihre Knetfigur setzt Petra diesmal in die Nusschale mitten in die Gestaltung.

Von Gestaltungen der Vorjahre erinnert sie sich zuerst an den schlafenden Gott aus Kl. 1, weiß zur näheren Bedeutung aber nichts zu sagen. Zur Gestaltung aus Kl. 3: „Das ist wie ein Behälter, da war die ganze Welt drin.“ Ganz Unterschiedliches herrsche darin, „also Frieden oder Krieg“. (Ob sie einen Unterschied sehe zu heute?) „Nicht viel, da hatte ich auch ein bisschen die Natur, ... bloß dass es nicht mehr ein so großer Behälter ist.“ (Und die zwei Seiten?) Die seien, glaubt sie, auch schon da gewesen.

Auf das Foto aus Kl. 2 reagiert Petra überrascht, als habe sie anderes erwartet. Dann: „Doch, daran erinnere ich mich, aber das ist sozusagen das Gleiche, weil da drin auch wieder Natur herrscht. Das Ganze spiegelt sich, – das ist der Gott mit den Wiesen halt ... ich glaub', das ist das Gleiche.“

Der Fragebogen verweist auf Unsicherheit hinsichtlich der Wirkung von Gebeten. Petra gibt an, häufig zu beten, wenn sie sich etwas wünscht, manchmal bei Sorgen/Kummer, selten bei Angst.

Petra setzt zwar wieder mit ihrem Standardbekenntnis zum Nichtglauben ein, relativiert es anschließend jedoch gleich selbst und kommt innerhalb des Gesprächs nicht mehr darauf zurück. Gott und Natur werden – wieder beim Suchen und Finden als Kristallisationspunkt ansetzend – zu einer Medaille mit zwei Seiten. Als Natur ist die Seite non-personal und in allem (mehr oder auch weniger) präsent. Die christliche Seite enthält aber auch personale Züge, bildet ein Gegenüber, das über innen ankommende Botschaften mit Menschen kommuniziert. Petra erwähnt die dunkle Seite Gottes, hält aber grundsätzlich am Heils- und Friedenwillen Gottes fest. Je nachdem, wie groß der Teil von Gott ist, setzt er sich mehr oder weniger durch. Woher kommt der ‚Do-ut-des‘ Gedanke bei Petra? Kommen da Reste einer (missverstandenen) Gebetserziehung aus dem katholischen Kindergarten zum Tragen? Nur zwei der fast sechzig Kinder der Rostocker Samples äußerten dieses Konstrukt je einmal. Und was steckt hinter Petras Gewissheit, jeder Mensch bekomme von Gott den von ihm mitgegebenen großen Wunsch erfüllt, wenn er selbst etwas dafür tue? – Petra hat offensichtlich Textpassagen zur Feindesliebe in Umrissen im Kopf. Sie deutet in die Gestaltungen der Vorjahre ihr aktuelles Gotteskonzept hinein. Eine schmale Gebetspraxis ist vorhanden. Besteht sie seit dem Kindergarten? Wurde sie erst kürzlich angebahnt?

Klasse 5, Petra

Kombinierter Fragebogen (10,10)

Es werden nur Ausschnitte der umfangreichen Fragebogenerhebung wiedergegeben. Petra hatte in Kl. 4 bereits eine Vorform des Bogens ausgefüllt. Die Ergebnisse erscheinen in Klammern. Der in beiden Jahren ausgefüllte Bindungstest weist Petra als deutlich sicher gebunden aus. Liane nahm nicht an der Befragung teil. Zu Medien gibt Petra in beiden Jahren an, dass sie das Telefon und den Fernseher 1–2 Mal pro Woche nutze, den Computer noch seltener. Chatten oder Computerspiele kommen nicht vor.

Sicht auf das Verhältnis zu Eltern und Freunden

Die gesondert erhobenen Eintragungen zur erlebten Unterstützung von Bezugspersonen werden hier kombiniert dargestellt. Die gemeinte Person ist durch Buchstaben gekennzeichnet (M = Mutter, V = Vater, F = beste Freundin), die Angaben der beiden Jahre erscheinen chronologisch nummeriert.

	stimmt genau	stimmt eher	stimmt kaum	stimmt gar nicht
(1) Meine Mutter (bzw. mein Vater, Freunde) ist immer für mich da, wenn ich sie brauche.	M ₂	M ₁ , V ₂ , F		
(2) Mit meiner Mutter (bzw. ...) kann ich über alles reden.	M ₁₋₂	V ₁ , F	V ₂	
(3) Meine Mutter (bzw. ...) mag mich so, wie ich bin.	M ₁₋₂ , V ₁₋₂ , F			
(4) Meine Mutter (bzw. ...) hört mir zu, wenn ich Probleme habe.	M ₁₋₂ , V ₁ , M	F	V ₂	
(5) Meine Mutter (bzw. ...) hält zu mir, auch wenn ich etwas Dummes angestellt habe.	M ₂ , F	V ₂		M ₁ , V ₁
(6) Meine Mutter (bzw. ...) würde mich nie im Stich lassen (allein lassen).	M ₁₋₂ , V ₁		V ₂ , F	

In Zeile 1 trug Petra in Kl. 4 zum Vater drei verschiedene Werte ein und strich sie nachfolgend wieder aus, was auf starke Unsicherheit bzw. Schwankungen im Erleben des Vaters hindeutet. War sich Petra schon in Kl. 4 der Unterstützung durch die Mutter (außer beim Anstellen von Dummheiten) recht sicher, so hat sich dies

Gefühl noch intensiviert. Demgegenüber ist die Bewertung der durch den Vater erlebten Unterstützung stark zurückgegangen. Die beste Freundin liegt hinter der Spitzenstellung der Mutter deutlich vor dem Vater.

Sicht auf die eigene Person

	stimmt genau	stimmt eher	stimmt kaum	stimmt gar nicht
(1) Ich mag mich.		X		
(2) Im Großen und Ganzen bin ich mit mir zufrieden.		X		
(3) Ich halte nicht sehr viel von mir.			X	
(4) Manchmal wünsche ich mir, ich wäre anders.	X			
(5) Manchmal komme ich mir ganz unwichtig vor.	X			
(6) Ich bin sicher, dass mich andere mögen.		X		
(7) So wie ich bin, möchte ich eigentlich bleiben.			X	
(8) Manchmal habe ich den Eindruck, dass ich irgendwie überflüssig bin.	X			
(9) Ich finde, ich bin ganz in Ordnung.		X		
(10) Ich kann mir selbst helfen, wenn ein Problem für mich auftaucht.			X	
(11) Mir fällt meistens etwas ein, wenn ich in der Klemme stecke.		X		
(12) Es fällt mir nicht schwer, bei unerwartet schwierigen Problemen eine Lösung zu finden.			X	
(13) Egal, was auch kommen mag, ich werde es schon in den Griff bekommen.			X	

Das Selbstwertgefühl von Petra ist nur eingeschränkt positiv. Das Muster der Eintragungen ist fast identisch mit dem von ihrer Freundin Annika (bei zwei Items weicht Annika in Richtung auf ein höheres Selbstwertgefühl ab), was die Frage aufwirft, ob hier Varianten weiblicher Selbstsicht vorliegen. Die Selbst-

wirksamkeitserwartung von Petra ist ebenfalls niedrig (Annika liegt bei drei Items höher). Wie passen diese beiden Ergebnisse zur anhaltend dominanten Rolle von Petra in der Mädchenclique der Klasse?

Lebenswelt (11,5)

Von Petras acht Schnipseln zu wichtigen Elementen ihres Lebens beziehen sich fünf direkt auf Pferde, ein weiterer indirekt. Die Freundinnen gehören auch zum Fohlenhof. Petra erzählt ausführlich von Pferden. Die Familie kommt nur am Rand vor. Die Oma väterlicherseits (sie schreibe Kinderbücher) wird ihres Geburtstags wegen hervorgehoben. Trauriges gebe es in ihrem Leben nicht. Die Freundinnen zu behalten und ein eigenes Pferd zu haben, sind die dringlichsten Wünsche. Sie ist stolz darauf, wie gut sie reitet. Geige spielen sei eine weitere Stärke von ihr. Das sei aber eher Ziel ihrer Mutter, nicht ihr eigenes. Neben zwei Mal Reiten pro Woche hat sie noch zwei Mal Geigenunterricht und einmal Orchester pro Woche. Die Kantorei habe sie aus Zeitmangel und weil es langweilig gewesen sei aufgegeben. Bei Wut, Traurigkeit oder Angst gehe sie zur Mutter. Das helfe. Manchmal berede sie Probleme auch mit ihrer Freundin Annika.

(Ob in ihrem Leben irgendwo Gott vorkomme?) Petra klebt einen kleinen Punkt ein: „Ich denke nicht so an *Gott*, aber mehr an *Wunder*!“ (Was für sie Wunder seien?) Petra erklärt es am Beispiel: „Einmal war ich beim Fohlenhof und habe gedacht: ‚Jetzt muss noch C kommen, sonst macht das gar keinen Spaß.‘ Dann ist die auch noch *gekommen*! Ganz plötzlich!“ Wenn plötzlich *etwas Gutes passiert*, das seien *Wunder*. Und das habe ein bisschen mit Gott zu tun.

Petras Denken und Empfinden ist derzeit völlig von Pferden absorbiert. Auch ihr Selbstwertgefühl wird von dort her definiert. Die Kantorei mit Gottesdienstgestaltungen liegt hinter ihr. Wird der Bezug auf Wunder statt auf Gott gewählt, um wieder mehr Distanz auszudrücken oder hilft diese Wahl, die Klippe einer ausdrücklichen eigenen Positionierung zu Gott zu umschiffen?

Lebensmetapher (11,7)

Ihr Leben und was es hält, nährt und trägt, ist um Pferde zentriert. „Das Leben von mir ist sowieso immer nur bei Pferden. Seitdem bin ich glück-

lich, sammle Kraft ... Und manchmal fühlt man sich auch wie ein Pferd ... frei, wild“, ja, auch stark. Das Blaue mit den scharfen Kanten, „ist ein Schutz für diese Sachen“, eine Art Mauer z. B. vor Betrunkenen, Dieben und anderen „schlechten Sachen im Leben. Aber (das) gehört ja irgendwie auch dazu“. Die Muschel und das Tontöpfchen stehe für Nahrung, das Feuerzeug dafür, „dass man sich warm fühlen soll“. (Und die Styroporunterlage?) Sie habe keinen Erdboden machen können und sie deshalb genommen. Sie sei bedeutungslos. (Ob das, was ihr Kraft, Mut und Zuversicht gebe, schon im Bild enthalten sei?) Petra überlegt. Meistens unterstütze Mama sie, wenn sie Kraft brauche. Dann seien da noch „Papa und mein Pony“. Das brauche viel Pflege. Wegen ihres Gipsarms konnte sie länger nicht reiten, nur putzen.

Zum Foto der Gestaltung des Vorjahres fällt ihr keine Bedeutung mehr ein: Vielleicht ein Boot? Sie habe jedenfalls immer Natur dabei gehabt. Das Foto aus Kl. 3 kommentiert sie: „Das ist die ganze Erde. Und darin wächst das ganze Leben, die Natur.“ Gott sei die Schutzmacht vom Leben. Zum Foto der Gestaltung aus Kl. 2 fällt ihr auch diesmal keine Deutung ein. Vielleicht Natur? Zu Kl. 1 erinnert sie sich daran, „dass das mit dem Bett war ... so habe ich mir halt Gott vorgestellt. Wie er gerade schläft.“ Befragt nach Gemeinsamkeiten bzw. Unterschieden in ihrem Denken über Gott meint Petra, in Kl. 3 und 5 habe sie beide Male Schutz drin gehabt. „Mir ist ja noch nie so richtig was Schlimmes passiert.“ Mehr fällt ihr nicht ein zu Gemeinsamkeiten. (Ob Gott für sie außer im Schutzschild noch an anderer Stelle vorkomme?) „Nee, nicht, dass ich wüsste. Aber ich mein', ich fühle mich ja auch ein bisschen wie ein Pferd manchmal ... Vielleicht ist er ein bisschen ein Pferd für mich.“ Pferde seien schön. Und „sie sind lieb. Sie kuscheln auch mit einem.“ Solche Eigenschaften könne auch Gott haben „ja, für andere Leute halt“. Die beiden Aufgabenstellungen zu Metaphern (Gott – Leben) findet Petra ähnlich, weil überall etwas von ihren Sachen und die Natur mit drin sei.

Petra geht in Pferden auf. Alles sieht nach blühendem Leben aus, das auf einem weichen Untergrund ruht, der angeblich bedeutungslos ist. Trifft das zu? Petra hat ein eigenes Pony bekommen, ihre Schwester ein Klavier, Anschaffungen, die zur materiellen Basis der Familie wenig passen. Ruht das blühende Leben auf Schaum? Die spitzen Scherben sollen Schutz geben. Petra verbindet Gott mit Schutz, trägt diesen Gedanken retrospektiv auch in die Gestaltung aus Kl. 3

ein. Insgesamt scheint ihr die Gottesfrage deutlich ferner gerückt zu sein. Die Gott abschließend zugeschriebenen Eigenschaften von Kraft, Schönheit und Liebe betreffen die Konstrukte ‚anderer‘ = gläubiger Leute, nicht ihre eigenen.

Klasse 7, Liane

Lebensmetapher (13)

Liane beginnt ihre Kommentierung beim Ton, der „die Erde darstellen soll“. Dann gebe es da einen See, aus dem man trinke. Wasser sei ihr wichtig. Die Blumen seien leider umgefallen. Sie stünden für die Schönheit und die Fruchtbarkeit. Die kleine weiße Figur sei sie selbst. Sie habe alles um sich herum, das Wasser, die Natur, um sich daran zu freuen. Sie wolle später Schauspielerin werden, da brauche sie auch Freude am Schauspiel und Fruchtbarkeit, wolle auch ihren Spaß haben. Das schwarze Band sei bedeutungslos, „das soll das jetzt nur zusammen halten“. Sie sieht sich selbst im Mittelpunkt der Natur. Familie, Freunde habe sie in der Gestaltung „nicht untergebracht, aber die ist natürlich auch sehr wichtig für mich, vor allem meine Mutter, und ja, meine Schwester auch“. Symbol ihres Lebens sei das Wasser, sie bade und schwimme gern. Sie stellt sich dabei eher einen See als ein Fließgewässer vor. Nach möglichen Problemen befragt meint sie: „Ich muss erstmal zu meinem Ziel gelangen. Und das ist bestimmt ein schwieriger Weg.“ In Kl. 11 wolle sie nach England, dann die Klasse wiederholen, später Abitur und Schauspielstudium machen. Sie ist in einer Theatergruppe. – Kraft finde sie in der Natur. (Ob in ihrer Gestaltung Gott vorkomme?) „Nee“, sie glaube nicht an Gott. Sie stelle sich eher „eine andere Person vor ... Ich kann keinen Namen nennen. Und ich kann sie mir auch nicht richtig vorstellen. Es ist einfach eine Person, die es so richtet, dass es schon vorgeplant ist, was passiert ... Und dass – wenn einer stirbt – dass er dann auch hoch kommt oder runter oder wo auch immer er hin kommt. Aber dass er zu diesem Menschen gelangt ((spricht schneller, fast ohne Pausen, stottert einzelne Worte bzw. Halbsätze)) ... Aber das ist nicht die Rolle als Gott ... Also ich nenne ihn einfach nicht Gott“ ... ((spricht immer leiser und schneller mit monotoner Stimme)). Nicht nur die mit gutem Gewissen und schönem Leben hinter sich kämen dorthin sondern auch die, „die nicht so gut gelebt haben ... die können sich trotzdem alle sehen“,

und die seien alle unter uns wie Geister. Es gehe mehr um Geister als um Gott, „weil es einem hilft, wenn einer stirbt, dass man so eine Vorstellung hat, dass er dann auch da oben ankommt“. Zu Fotos vergangener Gestaltungen fällt Liane nichts ein. Ihre derzeitige Position: Natur, Familie und Zielerreichung seien wichtig, ebenso „immer auf Position zu sein und ... der Glaube ist auch nicht unwichtig ... also, da muss man schon einen haben“. (Ob ihr alle Mittel zur Zielerreichung recht seien?) Es gebe vieles, „was ich nicht tun möchte“. Sie habe viele Schwächen, z. B. in Mathe, versuche sich „durchzurackern“, damit sie „irgendwie ankomme“. Wenn sie nicht ankomme, müsse sie einen anderen Weg finden.

Lianes ‚schöne Erde‘, deren Gaben ausschließlich ihr zur Verfügung zu stehen scheinen, ist instabil. Das mit schwarzem Band gehaltene Gebilde fällt schon vor dem Fototermin in sich zusammen. Auch Liane hat einen wackligen Untergrund gewählt. Ist hier ebenfalls das ‚schöne Leben‘ zerbrechlicher als Liane es darstellt? Die Mutter wird sekundär als tragend benannt, ebenso die Schwester – wenn auch abgeschwächt, real ist die Beziehung eher problematisch –, Freund/innen kommen gar nicht vor. – Hinsichtlich ihres religiösen Denkens grenzt sich Liane explizit zum christlichen Gott ab, hält am Modell einer anthropomorph vorgestellten Jenseitsperson aber fest, ebenso an einer nachtodlichen Existenz: Ihr Konstrukt einer Geisterwelt im Umfeld der Lebenden scheint dem Ahnenkult Afrikas ähnlich, von dem Liane aber weder Kenntnis hat noch Interesse dafür. Auffällig ist ihr Sprechverhalten bei den Passagen mit religiöser Thematik wie auch ihre Reaktion auf die Fotos aus den Vorjahren. Was drückt sich hier aus? Unübersehbar ist die Thematik stark gefühlsbesetzt. – Lianes Ausführungen zu ihrer Zukunft erscheinen in Relation zu ihren schulischen Leistungen unreal.

Fragebogen Petra (11,7) bzw. Liane (13)

Die Eintragungen der Schwestern werden kombiniert dargestellt. Erhoben wurden: 1. Semantisches Differential zu Mutter (M), Vater (V), Gott (G), für Liane fett kursiv gesetzt; 2. Impulsgeber zum religiösen Denken und Empfinden; 3. Kernaussagen zu Gott, 4. Gebetsverständnis und -praxis.

Sowohl bei Petra (= X) als auch bei Liane (= Y) finden sich in den ersten drei Aufgaben Kreuzchen zwischen den Antwortrastern oder auch Mehrfachankreuzungen.

1. Semantisches Differential

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark	M, M , V	V, G		G				schwach
gleichgültig				V, G		M	M, V, G	fürsorglich
vergebend	M, V	G, M		V, G				bestrafend
passiv				M , V, G	G		M, V	aktiv
streng			V	V, G	M	M	G	mild
Angst auslösend			V	G		G	M, V, M	Sicherheit gebend
nah	M, M	V		G, V, G				fern
geduldig	M, G, M	V		V, G				ungeduldig
laut			V	M, V, M , G			G	leise
fordernd			V	M, V, G	M		G	schenkend
gerecht	M, V, G	M		V, G				ungerecht
unklar				M , V, G			M, V, G	eindeutig

Beide Mädchen haben ein deutlich positives Mutterbild. Petras Vaterbild ist dem Mutterbild sehr ähnlich. Bis auf die Dimension streng – mild beträgt die Differenz zwischen den Eltern, falls sie überhaupt besteht, nur einen Skalenwert. Das Gottesbild von Petra gleicht weitgehend dem Elternbild. Differenzen von mehr als einem Skalenwert gibt es nur bei drei Dimensionen: Gott erscheint weniger

aktiv als die Eltern und ferner (2 Skalenwerte), dafür aber weitaus schenkender (3 Werte). Petras Gott ist stark positiv in Richtung auf ein traditionelles Gottesbild konnotiert.

Lianes Mutterbild differiert sehr zu ihrem Vaterbild. Der Vater wird eher als streng, Angst auslösend, laut und fordernd gesehen im Vergleich zur Mutter. Bei sieben Dimensionen hat Liane den Vater auf die ‚weder-noch‘ Position platziert, die sie durchgehend auch für Gott angekreuzt hat. Ihr Gottesbild gleicht damit ganz überwiegend dem Vaterbild.

2. Impulsgeber des religiösen Denkens und Empfindens

Petra = X, xx auf der Grenze zwischen den Spalten markiert; Y = Lianes zeitgleiche Eintragungen

Dinge/Personen, die meine Vorstellungen von Gott bzw. von Religion/Glaube bestimmten	sehr stark	stark	etwas	gar nicht
Religionsunterricht				X, Y
anderer Unterricht	Y			X
Gemeindegruppe				X, Y
Fernsehen			Y	X
Bücher, die ich lese		Y	X	
Mutter	Y		X	
Oma	Y		X	
Freundinnen/Freunde	Y		x	x
Opa	Y		x	X
Vater	Y			X
andere Personen	Y	Y	Y, x	x, Y

Hinsichtlich des Religionsunterrichts wie der Gemeinde sind sich die Schwestern einig, von dort keine Impulse für ihr religiöses Denken bekommen zu haben. Sind diese Angaben realistisch oder eher Ausdruck einer Abwehr der in Kindergarten und Grundschule erfahrenen religiösen Sozialisation? Während Petra auch den Einfluss von Familie und Freunden eher als gering einschätzt,

behauptet Liane durchgängig einen starken Einfluss dieses Personenkreises. Drückt sie damit eine familiäre Unterstützung ihrer Abwehrhaltung gegenüber dem katholischen Glaubensangebot aus? Die Grenzmarkierungen bzw. Mehrfachankreuzungen verweisen auf Unsicherheit bzw. unterschiedliche Erfahrungen.

3. Kernaussagen zu Gott:

Petra = X; xx = auf der Grenze zwischen den Spalten markiert; Y = Lianes zeitgleiche Eintragungen

Kernaussagen zu Gott	sehr wichtig	wichtig	weniger wichtig	unwichtig	falsch
a) Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt				X	Y
b) Gott gab den Menschen Freiheit. Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott. Gott leidet mit den Menschen			x	x	Y
c) Gott vergibt den Menschen ihre Übeltaten		X			Y
d) Gott gibt Menschen Kraft, Mut und Geborgenheit			X, Y		
e) Gott beeinflusst die Menschen so, dass sie gut zueinander sind	x	x			Y

Petra stimmt – wenn auch durch Unsicherheit geprägt – den Kernaussagen generell zu. Liane lehnt alle Aussagen als falsch ab bis auf die, dass Gott Menschen Kraft, Mut und Geborgenheit gebe. Drückt sich in der verhaltenen Zustimmung beider Schwestern zu dieser Aussage eventuell die Erfahrung mit ‚Modellen‘ gelebten Glaubens während ihrer ‚katholischen‘ Phase aus? Könnte es sein, dass sich Lianes Aussage, dass jeder einen Glauben brauche, diesen Modellen verdankt?

4. Gebetsverständnis und -praxis

Die Angaben von Petra aus Kl. 4 sind als X_1 eingetragen, die aktuellen als X_2 . Liane wurde erstmalig zum Gebet befragt (Y_1).

Was ist am Beten wichtig?	sehr wichtig	wichtig	weniger wichtig	unwichtig
das Falten der Hände		X_1	X_2, Y_1	
das Stillesein	X_{1-2}	Y		
Gott die eigenen Bitten und Wünsche sagen	X_2, Y_1		X_1	
mit Gott über alles sprechen und Gott danken	X_2	X_1, Y_1		
ein Gefühl von Sicherheit bekommen	X_2, Y_1		X_1	

Ich bete ...	häufig	manchmal	selten	nie
am Abend vor dem Einschlafen				X_{1-2}, Y_1
vor dem Essen			X_1	X_2, Y_1
im Gottesdienst/Jugendkreis				X_{1-2}, Y_1
wenn ich mich sehr freue				X_{1-2}, Y_1
wenn ich Angst habe		Y_1	X_1	X_2
wenn ich Sorgen/Kummer habe		X_1, Y_1		X_2
wenn ich mich einsam fühle		Y_1		X_{1-2}
wenn ich mir etwas wünsche	X_1, Y_1			X_2, Y_1
weil ich mein ganzes Leben mit Gott besprechen möchte	Y_1			X_{1-2}, Y_1

Petra hält nun nur das Falten der Hände für weniger wichtig, alle übrigen Aspekte für sehr wichtig. Sie ist hinsichtlich der Wirkung von Gebeten bei der unsicheren Position von Kl. 4, hat die eigene Gebetspraxis zwischenzeitlich aber völlig aufgegeben. Ihre Eintragungen zur Bedeutung der Elemente des Betens erscheinen inkonsistent zur eigenen Praxis. Beschreibt sie Bedeutsamkeiten für andere Leute?

Lianes Eintragungen sind konsistenter: Trotz Abwehr des christlichen Gottes hält sie offenbar an einer schmalen Gebetspraxis in Belastungssituationen fest.

Klasse 6, Petra

Lebenswelt (12,3)

Einige Wochen nach dem Malen des Bildes erzählt Petra zunächst von einem Theaterstück, in dem sie die Rolle einer Behinderten spielt. Die Behinderung sei psychisch verursacht. I erinnert sie an die Erzählung von der Heilung des Gelähmten, die im RU der Grundschule thematisiert wurde. Möglicher Faktor der (psychischen) Lähmung von Menschen sei auch Schuld. Petra berichtet von einem Freund des Vaters, der einen Menschen überfahren habe, im Schock weitergefahren sei und nun ins Gefängnis komme.

Petras Zeichnung stellt ihr Pony Moritz in den Mittelpunkt, Mama und Papa kommen als Schriftzüge vor. Petra zum Pony: „Das habe ich ganz doll lieb.“ Sie habe auch Mama und Papa doll lieb. „Ja, meine Schwester mag ich auch so als Schwester.“ Dazu habe sie „nichts aufgeschrieben, ich weiß auch nicht, warum“. Mit Liane zanke sie sich öfter. Den Papa habe sie zweimal hingeschrieben, um auszudrücken, dass sie ihn so lieb habe wie Moritz, weil „der hat mir ja das Pferd gekauft“. Eigentlich habe sie ihre Eltern „ein bisschen dölller lieb als mein Pony“. Sie sehe ihren Vater nicht oft, höchstens am Wochenende, wenn er raus dürfe. Er sei im Krankenhaus, habe „was Psychisches, was im Kopf halt ... wenn er gestresst ist, wird er immer böse.“ Er raste völlig aus. „Und das findet er blöd. Darum ist er ins Krankenhaus gekommen. Er ist schon viel ruhiger geworden.“ Er sei seit einigen Wochen dort. Der Vater sei Tischler, habe eine Firma mit anderen zusammen. Sein bester Freund habe sich umgebracht, der andere doll getrunken, dann habe jemand gekündigt, Mama helfe auch nicht mehr. Jetzt sei er allein mit allem, und das sei zu viel. Er wolle etwas anderes arbeiten, wenn er aus dem Krankenhaus komme, vielleicht mit Tieren. Papa habe das Pferd bezahlt, Mama trage die monatlichen Kosten.

Befreundet sei sie mit Annika. Zur Geige äußert sich Petra nur auf Nachfrage. Sie wolle im Orchester aufhören. „Das ist stressig, immer Reiten oder Geigen und dann noch das Üben, wenn man so *fertig* ist vom Reiten. Aber man muss ja *öfter* kommen in der Woche. Sonst ist es *scheiße* fürs Pony. (Ob das Orchester keinen Spaß mache?) Sie müsse mal gucken. „Wir haben eine Neue, die hat auch ein Pferd. Da kann es passieren, dass ich noch drin bleibe. Ich will noch mal überlegen ... Wahrscheinlich nur bis nächstes Schuljahr.“ Petra ist im Junior-Streichorchester, spielt außerdem im Volkstheater. Das sei „heiß“. Schwierigkeiten in der Schule habe sie nicht. Mit der Schwester habe es schon immer Streit gegeben.

Bei Wut helfe „Schreien“, ganz laut und so lange, bis es raus sei. Bei Traurigkeit helfe, „alles gleich wieder zu klären“, was aber nicht immer gehe. Auf dem Fohlenhof sei ein Mädchen, das früher Moritz geritten habe: „Die kann ihre Hände nicht weglassen von Moritz. Es ist so, dass ich immer eingedrückt werde von ihr. Sie benutzt immer alle meine Sachen.“ Papa sage, sie müsse irgendwann mal allein mit ihrem Pferd etwas machen können. Petra ist am ehesten mal wegen Moritz traurig, sonst nicht.

(Was bei Angst helfe?) Das sei verschieden je nach Angstanlass: „Ich habe ein bisschen Schiss, das mit Jo zu klären, weil sie da total zickig sein wird. Darum will ich lieber weg vom Reiterhof.“ Mit dem sei sie ohnehin unzufrieden. (Ob sie andere Angst kenne?) „Ich hab immer ein bisschen Schiss, wenn es dunkel ist allein nach Hause zu gehen. Oder ich habe Angst vor Besoffenen. Mache ich immer einen riesigen Bogen drum.“

Schwere Fragen bespreche sie mit der Mutter, auch sonst alles. „Vor der hab’ ich gar kein Geheimnis.“ Schlimmes in der Schule bespreche sie auch mit Annika, aber nicht so Persönliches.

Petra ist weiter auf Pferde fixiert. Der Vater hat stark an Bedeutung gewonnen – durch das geschenkte Pony? Die Schwester wird eher pflichtmäßig als nahe Person genannt, die Beziehung zu ihr zutreffend als kontinuierlich angespannt beschrieben. Die Pflege des eigenen Ponys erweist sich als so aufwendig, dass das wenig selbstmotivierte Geigenspiel gekürzt zu werden droht. Eine gleichgesinnte Seele im Orchester könnte dies aufhalten. Petra zeigt sich konfliktscheu.

Klappfigur (12,3)

Petra denkt, sie werde sehr unterschiedlich gesehen: C würde sagen, dass sie nicht gut mit Pferden umgehen könne, nicht mit ihrem Pony klar komme und fett sei. Andere könnten sagen, dass sie zu viel Schiss vor Jo habe, nicht malen könne und ein kitschiges Armband trage. Annika würde sagen, es sei ihr egal, wie ihre Freundin aussehe, sie finde Petra vertrauenswürdig und liebenswert. Die Grundschullehrerin habe sie gesehen als eine, die abguckt und nicht so gut ist, wie sie scheint. Die jetzige Mathelehrerin denke vielleicht, dass sie mehr leisten könnte, aber sei unsicher, ob sie mit Petra gut zusammen arbeiten könne.

(Wie Petra sich zeige?) Sie versuche, Lehrkräften gegenüber freundlich und nicht zu vorlaut zu sein und sich zu verbessern in der Schule, aber Naturwissenschaften fielen ihr total schwer. Kindern gegenüber zeige sie sich so, „wie ich bin ... wenn sie nett zu mir sind, bin ich auch nett zu ihnen.“

Sie sei aber niemand, „der den ersten Schritt auf Freundschaft zu macht ... ich kann das nicht so.“ Man brauche Mut zum ersten Schritt. „Wenn mich einer fragt: ‚Wollen wir Freunde sein?‘ und wir uns davor gut verstanden haben, dann sag ich eigentlich immer: ‚Ja‘, außer der lügt gern.“ Mit so etwas komme sie nicht klar. (Sie habe Probleme mit C signalisiert, aber sie als ihre Freundin bezeichnet.) Petra ist sich unsicher, ob C eine Freundin ist oder nicht. Sie hätten öfter Streit miteinander und versucht, ihn zu klären. Aber es habe sich nicht gebessert. „Ich weiß nicht, ob das eine Freundschaft ist, wenn man über sich lästert.“ Wenn C anfangs, sie zu kritisieren, „sag‘ ich einfach gar nichts und rede mit einem anderen.“ Sie ziehe sich zurück, weil sie keine Lust habe, die Sache mit ihr drei Stunden zu diskutieren. Bei der Oma mütterlicherseits versuche sie sich anzupassen, auch wenn es sie nerve, mehr und anderes zu essen als sie möchte. Sie habe auch schon mal das ganze Essen erbrochen. Die Oma väterlicherseits schätze sie eigentlich. Aber die habe beim letzten Besuch die Tochter des neuen Freundes der Mutter vorgezogen und Petra gar nicht beachtet. Ihre Mutter und die Oma hätten sich später tüchtig gestritten, jetzt aber wieder vertragen.

Das Blau der Schnipsel in der Innenseite passe zu ihr, weil es ihre Lieblingsfarbe sei, das Schwarze, „weil ich ein bisschen sauer wegen C bin oder traurig“. Zorn sei das bezüglich Jo und C höchstens „ein bisschen“, eher Verzweiflung. Das Helle stehe für „Fröhlichkeit ... auch für Lehrer und Gedanken“.

Angesprochen auf Gottes mögliche Sicht auf sie fällt Petra sofort die Situation ein, dass sie verzweifelt etwas sucht, „so dass er mir dann hilft und ... dass ich das schneller wieder finde“. Schweigend klebt sie Schnipsel ein. Sie denkt, dass sie kein „so böser Mensch“ sei und Gott sie so sehe. „Also Gott merkt, dass ich traurig bin. Und vielleicht merkt er auch, dass ich versuche, viel zu lernen und dass ich eigentlich ein fröhliches Kind bin. Dass ich ein eigenes Pferd habe, das ist schon ganz schön. Und – na ja, dass mein Papa eigentlich lieb ist, aber dass er es manchmal nicht so ausdrückt.“ (Was Petra sich für Papa von Gott wünsche?) „Weiß nicht“, Papa sei eigentlich nicht so, wie er anderen erscheine oder dargestellt werde. „Also ich mag meinen Papa ganz doll, vielleicht ein kleines bisschen döller als meine Mama.“ Petra denkt, seine Außenseite und seine Innenseite seien sehr verschieden, „weil, wenn er etwas verschenkt, dann kann er das nicht so gut sagen ... aber er freut sich immer ganz doll, wenn sich jemand über sein Geschenk freut.“ Die Freude zeige er aber auch nicht. „Aber ich spüre sie immer.“ Petra wünscht von Gott für ihren Papa, „dass er ihn vielleicht so sieht, wie er wirklich ist. Aber das sieht er bestimmt, wenn, ja, wenn

Papa an Gott glaubt. Aber das denk' ich eher nicht.“ (Ihm könnte helfen, an Gott zu glauben?) „Ja.“ Sie habe ihm neulich einen selbst gemachten kleinen „Weihnachtskranz“ geschenkt, „da war er ganz doll gerührt ... Ich glaube, dass mein Papa weiß, dass ich ihn so als Innenseite sehe. Zu uns Kindern, zu mir und Liane, ist er ja auch anders als zu ...“. Wenn sie Streit mit Jo habe, kläre ihr Papa das. „Der ist immer für mich da.“ Liane denke immer, dass der Vater Petra mehr liebe, weil sie das Pferd bekommen habe. Aber das Klavier für Liane sei ungefähr genauso teuer gewesen. Ihre Katze komme sofort, wenn der Vater pfeife und mache alles, was er wünsche. Sie komme „nur bei Papa. Da merkt sie: ‚Da ist ein Mann, der mich ganz doll lieb hat.‘“ Sie spüre sein Wesen.

Petra ist sich der unterschiedlichen Perspektiven auf sich bewusst und ebenso ihrer Konfliktvermeidungsstrategien. Angesprochen zu Gottes Sicht auf sie greift sie – ohne ihr Standardbekenntnis vorzutragen – sofort auf ihren Ankerpunkt der Hilfe Gottes in Situationen verzweifelter Suchens zurück. Gott kommt als jemand ins Spiel, der die Innenseite sieht. Und das erscheint Petra für ihren Vater, dem sie sich derzeit emotional näher fühlt als der Mutter, besonders wichtig zu sein. Den Vater so zu sehen, wie er wirklich ist, sich nicht an seiner Außenseite zu reiben, das traut sie Gott zu, meint allerdings, dies sei an die Bedingung des Gottesglaubens vom Vater gebunden. Petra ist es so wichtig, dass jemand die Innenseite des Vaters sieht, dass sie zu hoffen scheint, dass der dem Vater geschenkte Adventskranz bei ihm hinsichtlich des Glaubens etwas bewirken könnte und dass der Vater spüre, dass sie jedenfalls an ihm die Innenseite sehe und ihn liebe, ebenso wie die Katze sein wahres Wesen spüre. In Petras Gotteskonzept scheint jetzt der Aspekt der ‚unbedingten Annahme‘ enthalten zu sein.

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (12,3)

Petra hat drei Gottessymbole unter das schwarze Tuch gestellt und kommentiert die Aufstellung der verbliebenen. Die ENERGIE steht ganz dicht an ihrer Person: „Das hier, weil immer, wenn man was sucht und dann ganz traurig ist, dann gibt einem das ((zeigt auf Batterie)) auch Energie und dann finde ich das auch irgendwann.“ Sie kriege dann Mut und Energie, „und das ((zeigt auf INNERE STIMME)) sagt das ja auch aus ... Das ist ((zeigt auf QUELLE DES LEBENS)), weil ich ja mehr an die Natur denke und nicht an Gott.“ (Gott könne auch als Kraft der Natur gedacht werden) „Ja, genau. Und das LICHT halt dann, wenn ich nicht gerade die besten Gedanken habe und dann wieder gute Laune kriege.“

Petra positioniert nun die sechs verschiedenen Knetfiguren zu den Gottessymbolen, diese neu arrangierend: „Wenn ich fröhlich bin, dann bin ich auch mit dem Pony und in der Natur ... Wenn ich ängstlich bin, brauche ich LICHT und Wärme, um da wieder hoch zu kommen. Und wenn es kühl ist [zum Nachdenken], dann brauche ich auch Erleuchtung für meine Seele, dann wird es da warm und dann wird es auch außen warm. Und die Wütende, die muss mal ein bisschen nachdenken und dann seelisch wieder in Ordnung werden.“ Die Wütende steht darum auch neben der Nachdenklichen. „Die Traurige, die braucht halt ERLEUCHTUNG und ENERGIE ... und die, die was Schlimmes gemacht hat, die braucht Mut und ENERGIE, das zuzugeben“.

Das Verlorene zu finden bildet wieder den Ausgangspunkt von Petras Gottesbezug, den sie offensichtlich in diesen speziellen Situationen als Ressource wahrnimmt. Sie wählt ausschließlich non-personale Symbole, die sie für die Positionierung ihrer Knetfiguren noch einmal dichter zu ihrer Person rückt. Die Nähe der Gottessymbole steht in Kontrast zu ihrem Standardbekenntnis des Nicht-Glaubens.

Positionierung zu Gottessymbolen: Schwester und Vater (o. Abb.)

Für ihre Schwester steht die Puppe nahe an der QUELLE DES LEBENS. Petra meint: „Die denkt halt gar nicht an Gott, sondern an die Natur. Und die würde auch nicht darauf kommen, dass es [= Natur] Gott wäre“. (Ob sie eine Fantasie habe, was ihr Papa machen würde?) Petra stellt für den Vater die QUELLE DES LEBENS, das LICHT und ein SCHWARZES LOCH auf ((greift sich zusätzlich schwarzes Filmdöschen)): „QUELLE DES LEBENS, weil er auch nicht so an Gott glaubt, ein bisschen ERLEUCHTUNG, weil er ja manchmal nicht gut drauf ist. Und da muss er auch wieder runter kommen, wenn er so in Wut ist. Und dann ist er auch manchmal so im SCHWARZEN NICHTS“ ((ganz leise)). Der Papa sei dann selbst ein schwarzes Nichts, so dunkel und traurig.

Petra, die für sich mehrere Gottessymbole gewählt und sich vergleichsweise sehr dicht dazu positioniert hat, sieht ihre Schwester als auf die Natur bezogen und den Gottesgedanken ablehnend an. Für den Vater kommt einerseits ein Petras Hoffnungen für ihn ausdrückendes LICHT ins Spiel und andererseits ein zusätzlich gewähltes Symbol für die Macht des Abgrunds, die den Vater gefangen zu halten scheint.

Positionierung zu Gottessymbolen: Mutter (12,3)

Die Mutterpuppe positioniert Petra eng zu ENERGIE, LICHT UND QUELLE DES LEBENS. (Warum die Mutter nicht die Matrioschka wähle?) „Na, das ist ihr wohl zu doll gläubig, zu sehr kirchlich, irgendwie so wie Maria.“ (I erklärt Petra, aus welchem kulturellen Kontext die Matrioschka stammt und dass sich auch im Judentum und Christentum manche Menschen Gott als Kraft denken und nicht als Person.)

Petra sieht ihre Mutter offensichtlich als religiös an, aber deutlich abgegrenzt zum Christentum, wie Petra es aus dem erfahrenen katholischen Kontext versteht. Die Ablehnung von personalen Symbolen eint in ihrem Denken die Familie.

Klasse 7 (September), Petra

Lebensmetapher (12,11)

Petra hat zu ihrem Leben und was es hält, nährt und trägt, ganz verschiedene Natursachen zusammengestellt. Es soll ausdrücken, dass die Natur „sehr doll zu meinem Leben gehört, weil ich ja bei Pferden bin oder so bei Tieren ... und das eben da sehr schön finde“. Die Unterlage symbolisiere „die Erde, die uns trägt“, der Zapfen das, „was die Natur für mich so zustande bringen kann“, die Nuss mit der Marone drin, „dass uns die Natur auch ernährt“. Die Feder stehe für die Tiere und die Schale mit den duftenden Blüten und das Stück Stoff dafür, dass „ich auch viel mit Natursachen machen kann“. (Ob ihr außer der Natur noch etwas Kraft, Mut und Zuversicht gebe?) Petra verneint zunächst, korrigiert sich dann: „Doch, meine Eltern.“ Dann werden auch Freunde genannt „und die Pferde“. Annika betreut jetzt ihr früheres Pflegepferd. (Petra habe ein eigenes?) „Nee, ich hatte. Das wurde mir wieder weggenommen. Und jetzt ist es mein Pflegepferd.“ (Wie das kam?) „Na, Papa hat nicht so richtig Unterstützung gezahlt.“ Gerade werde der Vertrag gemacht, dass es nicht mehr ihr gehöre. (Wie sich das anfühle für sie?) Petra findet es nicht schlimm. Ihre Freundinnen hätten auch keine eigenen Pferde. Trotzdem ritten sie gemeinsam Turniere (Dressur und Springen), was großen Spaß mache. Sie reite weiter den Moritz und pflege ihn.

(Ob Gott in ihrer Gestaltung enthalten sei?) „Na, vielleicht ist er ja die Natur? Kann ja sein. Weiß ich nicht. Und es ist immer so, dass ich

denke – wenn ich gerade total Pech habe ... ja, dann ist es eben komisch, dann denke ich immer, dass mir da irgendeiner hilft.“ Petra erhofft sich dann Hilfe. Es sei „ganz komisch“. Wenn sie auf überhaupt nichts Lust habe, „dann hab’ ich so ein gewisses Gefühl“ und spreche irgendwie innerlich und das helfe ihr dann.

Traumhaus (12,11)

Petra ist stolz darauf, schon Turniere zu reiten, meint, sie „hatte eigentlich eine schöne Kindheit“ und hofft, „dass ich das Reiten nicht verliere“. Die Geige kommt nur auf Nachfrage vor. Sie überlege die Musikschule zu wechseln, weil man da nur Klassik spiele. Sie hätte gern auch Westernmusik. Sie ist noch im Orchester, findet es „immer schwer, sich aufzuraffen und zu sagen: ‚Jetzt musst du aber mal Geige üben!‘ Aber dann, wenn man übt, dann macht es einem doch schon Spaß.“

Petra hat ihr Traumhaus umringt mit Blumen- und Obstgärten, vor allem aber mit weiten Koppeln entworfen. Im Mittelteil liegen ein Bad mit Riesenwanne, die Zimmer des Freundes der Mutter wie der Mutter selbst, davor ihr Riesenraum mit zahlreichen Matratzen. Nur ein Vorhang trennt sie vom Pferdestall.

Petra sieht ihr Leben vor allem von der Natur getragen, gehalten und genährt. Tiere werden diesmal übergreifend in der Feder symbolisiert statt in Pferden – Ausdruck einer beginnenden Distanzierung? Eltern und Freund kommen als tragende Elemente erst auf Nachfrage vor. Die im Vorjahr besonders positiv betonte Vaterbeziehung scheint größerer Distanz gewichen. Der Vater wird nur in Verbindung mit der ‚Wegnahme‘ des eigenen Ponys erwähnt. Petra leugnet den Schmerz dieses Verlustes. Blendet sie hier zur Konfliktvermeidung etwas aus? Weder für den Vater noch für die ältere Schwester ist im Traumhaus ein Zimmer vorgesehen. Auch dies deutet auf gewachsene Distanz. Auf eine sich anbahnende Distanzierung zu Pferden könnte auch der im Vergleich zu ihrem eigenen Zimmer kleine Pferdestall im Traumhaus verweisen.

Bemerkenswert erscheinen Petras Anmerkungen zu Hoffnungen und darauf bezogenen inneren Gesprächen in Belastungssituationen. Ist hier die Spur einer thematischen Ausweitung des bisher auf Situationen der verzweifelten Suche fokussierten Gottesbezugs zu erkennen?

Fragebogen (12,11)

1. Semantisches Differential

Wurden in Kl. 5 auch die Konnotationen zur Mutter (M) und zum Vater (V) erhoben neben Gott (G₁), so beschränkt sich die aktuelle Befragung auf die Erhebung zum Gotteskonzept (G₂).

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark	M	V, G ₁					G ₂	schwach
gleichgültig		G ₂					M, V, G ₁	fürsorglich
vergebend	M, V	G ₁		G ₂				bestrafend
passiv		G ₂			G ₁		M, V	aktiv
streng				V		M	G ₁ , G ₂	mild
Angst auslösend				G ₂		G ₁	M, V	Sicherheit gebend
nah	M	V		G ₁	G ₂			fern
geduldig	M, G ₁	V	G ₂					ungeduldig
laut				M, V		G ₂	G ₁	leise
fordernd				M, V, G ₂			G ₁	schenkend
gerecht	M, V, G ₁			G ₂				ungerecht
unklar					G ₂		M, V, G ₁	eindeutig

2. Impulsgeber

Petra schreibt Büchern, Eltern, Freunden und anderen Personen ‚etwas‘ Einfluss auf ihre religiöse Haltung zu, anderen Faktoren gar keine.

3. Kernaussagen zu Gott

Aus einer Liste von acht Kernaussagen lehnt Petra nur drei Aussagen nicht ab, streicht bei diesen jedoch das Wort Gott durch und ersetzt es durch Freunde bzw. (2x) durch Natur: Freunde geben innere Kraft und Geborgenheit; Natur wirkt durch die Liebe von Menschen. Menschen sind ihre Hände; Natur ist groß und mächtig und regiert die Welt.

4. Gebet

Für wichtig hält Petra das Stillesein, Gott (handschriftlicher Zusatz: ‚in Gedanken‘) die eigenen Bitten und Wünsche sagen und ein Gefühl von Sicherheit bekommen. Sie gibt an, manchmal bei Angst, bei Sorgen/Kummer, Einsamkeit und wenn sie sich etwas wünscht, zu beten.

Gott wird – verglichen mit Kl. 5 – schwächer, gleichgültiger, passiver und weniger Sicherheit vermittelnd konnotiert, zudem häufiger auf der Mitte eingeordnet, was insgesamt ein stimmiges Bild ergibt. Konsistent zu ihren Ausführungen zur Lebensmetapher sind ihre Angaben zur Gebetspraxis in Belastungssituationen. Die Widersprüchlichkeit zwischen ihrer Gebetspraxis und ihrem Standardbekenntnis zum Nicht-Glauben scheint ihr partiell bewusst, mindestens deutet der zweimalige Gebrauch von ‚komisch‘ in ihrem Kommentar zur Lebensmetapher in diese Richtung.

Klasse 8 (September, Wiederholung der Klasse), Liane

Lebensmetapher (14,4)

Es gebe viele Arten von Leben und sie lebe gern mit der Natur. „Die Natur ist für mich ein Wunder: Das Blaue ((zeigt auf Schaumstoff)) für das Wasser, die Erde ((zeigt auf Kokosfasern)), dann die Luft ((Feder)). Das Feuer konnte ich nicht richtig unterbringen. Das habe ich mit dem Roten [Blumen] versucht.“ Sie habe die Elemente symbolisieren wollen, weil sie findet, „dass ist ganz schön beeindruckend, was aus der Natur alles entstanden ist.“ Alles komme aus diesen vier Elementen. (Woraus die Elemente kämen?) „Ich stelle mir das so vor: Die Erde war voller Salzwasser und so hat sich alles gebildet (2x) ... Daraus haben sich die Lebewesen entwickelt ... Also, ich denke nicht so an Gott ... Ich habe zwar auch einen Glauben, aber ich glaube nicht (2x) direkt an Gott.“

Und ich glaube auch nicht, dass Gott irgendwas gemacht hat ... Ich denke, das hat alles einen Zusammenhang mit Salzwasser ... Und ich habe trotzdem einen Glauben, und zwar, dass man öfters auf der Welt lebt.“ Das gebe es im Hinduismus, aber nicht nur dort.

Liane denkt, ihr Tun und Ergehen werde vom Schicksal gelenkt. (Wer oder was das Schicksal sei?) „Ich weiß nicht, von wem das gelenkt wird, aber ich denke schon an so eine Kraft irgendwo.“ Das sei kein Mensch „oder einer, der schon mal da war oder Gott, sondern für mich ist das eine Kraft, eine unnatürliche.“ Bei Lotto und anderen Glücksspielen „da ist auch schon vorausgesehen, wer da was gewinnt und warum er das gewinnt.“ Ihre Familie habe im Lotto gespielt „und wir waren sehr knapp dran mit Geld, und dann haben wir im Lotto gewonnen. Und das hat natürlich unser Leben [verändert]. Wir konnten so wieder aufsteigen. Klar müssen wir jetzt nach diesem Gewinn ... das läuft ja weg, das Geld.“ Etwas sei für die Zukunft der Mädchen gespart. „Und der Rest ist schon weg ... na, Teile sind noch da, aber die muss man jetzt gut einsetzen.“ Es gehe ihnen schon besser. Jetzt müsse man aber doch wieder rechnen. Der Lottogewinn liege 1–2 Jahre zurück. (Ob nur gute Ereignisse vorherbestimmt seien oder auch schlimme?) „Ich denke, dass auch Kriege vorherbestimmt sind, weil man ja auch daraus lernt.“ Man lerne aus allem, was geschehe, auch aus Fehlern. (Ob der Mensch trotz Vorherbestimmung verantwortlich sei für sein Handeln?) In dem sich entspinnenden längeren Gespräch zu Vorherbestimmung einerseits und Freiheit und Verantwortung des Menschen andererseits hält Liane an der Verantwortlichkeit des Menschen fest, genauso aber an dem Vorwissen der menschlichen Entscheidung durch das Schicksal. (Wenn das Schicksal die Entscheidung wisse, ob dann noch eine Freiheit der Entscheidung bestehe, z. B. wenn ich aus Zorn die Faust ballte, zuzuschlagen?) „Das ist natürlich meine Entscheidung. Die Kraft weiß aber diese Entscheidung schon.“ Man könne nicht sagen, das sei irgendeine Kraft gewesen oder Gott habe das so gewollt, aber „irgendwo ist das alles schon so vorgesehen, was wir tun und wie und warum sich das so entwickelt.“ (Ob das ein tröstlicher oder ein bedrückender Gedanke sei?) Für Liane ist es weder das eine noch das andere, irgendwie „ganz nebensächlich“. Im Bett denke sie öfter darüber nach, „weil, es ist schon irgendwie komisch, dass sich alles so entwickelt hat. Und ich glaube da eben an so eine Kraft. Weil, ich kann nicht glauben, dass es Gott ist. So fixiert bin ich nicht auf das Christentum.“ Im Hinduismus und Buddhismus finde

sie auch sinnvolle Sachen. „Aus vielerlei Religionen kann man sich viel raus-schnappen und das vermischen. Und so mache ich das praktisch. Es stimmt nicht jede Religion für sich, sondern aus allem ergibt sich etwas.“ Sie suche sich aus, was ihr wertvoll erscheine.

(Unter Gott scheine sie sich etwas vorzustellen, was ihr Probleme mache: Was für sie Gott sei?) „Gott wird oft so symbolisiert, dass er ein Mensch ist, ans Kreuz genagelt und auferstanden. Und das ist alles so wooh!“ Sie finde schön, wenn jemand an Gott glaube, und das Christentum spiele auch eine wichtige Rolle. „Aber für mich ist das alles so ... Ich glaube nicht an einen Mann, der mal gelebt hat und ein kleines Kind zur Welt gebracht hat ..., sein eigenes Kind, also Christus. Ich glaub' da nicht so dran. Das ist für mich nicht so greifbar. Ja, den gab es da. Und der hat die Welt gemacht. Und der wollte, dass es das, das, das, das gab.“ (Wie sie darauf komme, dass man als Christ so denken müsse?) „Na, ich war auf einer christlichen Schule. Und da haben wir das so gelernt.“ (An was sie sich zur Weltentstehung davon erinnere?) „Es gab Gott. Und der hat dann das Licht ... nee, erst nicht das Licht. Es gab noch einen vorher. Na ja, im Großen und Ganzen soll er die Erde erschaffen haben.“ Für Liane hatte der Menschengestalt. In vielen Filmen werde auch „symbolisiert: Das ist ein Mensch da in Jerusalem. Der hat ein Kind gekriegt in einem Stall. Da kommt ja auch Weihnachten her ... ja, für mich ist es ein Mensch (2x).“ (Das seien märchenhafte Vorstellungen?) „Ja, genau das meine ich.“ Wenn man sich damals oder im Mittelalter solche Geschichten ausgedacht habe, weil sie keine andere Erklärung für Gewitter hatten, sei das für sie in Ordnung. „Aber ich denke da an übernatürliche Kräfte.“ Wenn sie zu ihrem Opa gehe, erkläre der ihr mit irgendwelchen Formeln, es gebe keine Kräfte und keinen Gott. Das sei Quatsch. Es sei einfach durch das und das gekommen. „Und wenn ich dann zu Mutti gehe, sagt die: ‚Natürlich gibt es Kräfte, und es gibt auch Wunder. Alles ist ein Zusammenhang und mir auch noch unerklärlich.‘ Es ist schwer, mit vielen Menschen darüber zu reden ... Wenn ich das mit einem Christen mache: ‚Ja, es gibt nur einen Gott!‘ Wenn ich dann wieder mit einem Buddhisten spreche: ‚O, es gibt nur das, das, das.‘“ Das sei verwirrend. „Und darum habe ich für mich diese Kraft entdeckt. Es gibt da eine Kraft, die ist für mich kein Gott ... auch nicht irgendwie Hinduismus“, obwohl Liane denkt, dass man mehrmals geboren werde.

(I ermutigt Liane, eine eigenständige Position zu finden. Das Vertrauen auf eine große Kraft, die freundlich begleite, schenke ein Stück Geborgenheit.) Liane bestätigt dies.

Liane entfaltet ein von esoterischem Gedankengut geprägtes Glaubenskonstrukt, das Versatzstücke aus (nicht erfasster) Evolutionstheorie und verschiedenen Weltreligionen enthält, Prädestinations- und Wiedergeburtstheorien eingeschlossen. Im Wirrwarr der unterschiedlichen Weltentstehungsmodelle und Lebensdeutungen scheint sie weitgehend der Mutter zu folgen in der Grundannahme einer geheimnisvollen übernatürlichen Kraft, die auf das Geschick einwirkt, z.B. in Form eines Lottogewinns das Leben einer Familie verändert. Lianes Konstrukt enthält logische Widersprüche (z. B. zwischen der Allwissenheit Gottes und menschlicher Freiheit), die für sie aber „nebensächlich“ sind. Emotional bedeutsamer erscheint ihre Auseinandersetzung mit – teilweise grob missverstandenen – christlichen Lehrinhalten zu (einem anthropomorph vorgestellten) Gott, Jesus, Schöpfung, Weihnachten, Passion und Auferstehung. Es mutet an als ob sie in einem Netz von verworrenen – für christlich verbindlich gehaltenen – Aussagen strample, von dem sie behauptet, es abgeworfen zu haben, das ihr jedoch mit Macht anhängt. Sie sucht nach einer eigenen Position, lehnt sich vorerst aber deutlich an die Mutter an.

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (14,4)

Liane stellt die beiden personalen Gottessymbole sofort unter das schwarze Tuch. Die anderen gehörten irgendwie zusammen, „einmal die ENERGIE, physikalisch gesehen. Daraus schließt (man) ja auch das mit dem Salzwasser.“ Die anderen, QUELLE, INNERE STIMME, LICHT und LIEBE seien aber auch wichtig, „alle Energien zusammen ergeben so einen Sinn, wobei die Liebe wahrscheinlich etwa 50% der Wirkung vom Ganzen“ ausmache.

Positionierung zu Gottessymbolen: Mutter (14,4)

Die personalen Symbole bleiben unter dem Tuch, die ENERGIE steht entfernter, die anderen dichter. „Na, Mutti ist nicht so der physikalische Typ, also ENERGIE ... geht so.“ Die INNERE STIMME sei total wichtig für die Mutter, „sie glaubt daran richtig. LIEBE, klar, wenn man verliebt ist so wie sie im Moment ... und das LICHT ist für sie sowieso immer“. Die QUELLE DES LEBENS stehe für sie wohl nicht an erster Stelle, aber sie sei „auch ziemlich nah daran irgendwie“.

Positionierung zu Gottessymbolen: I (14,4)

Liane positioniert die Symbole für I und begründet ihr Arrangement: „Sie glauben an alles so ... auch so, gespaltene Meinung, ENERGIE. Irrendwo haben Sie ja auch das Physikalische drin, dann den BRUNNEN DER LEBENSKRAFT. Dann glauben Sie aber auch an die INNERE STIMME und das LICHT. Die LIEBE tun Sie etwas mehr nach hinten, also, das ist nicht der erste Punkt, aber der zweite. Und da ((zeigt auf die leicht entfernt stehenden personalen Symbole)) bin ich mir nicht so sicher.“ (I positioniert für sich selbst kreisförmig um, die personalen Symbole unter das schwarze Tuch steckend) Liane reagiert mit Erstaunen: „Das ist aber neu. Finde ich in Ordnung.“ (Man könne als Christ Gott auch als Kraft denken. Sie entfaltet die Aspekte der Kraft des Lebens als Leben schaffende, erhaltende und Menschen verbindende Kraft, die in Jesus Mensch geworden sei.)

Lianes Positionierungen bestätigen ihre verbalen Äußerungen zur Lebensmetapher: Die von ihr für christlich verbindlich gehaltenen personalen Symbole werden zwecks Abgrenzung von der kirchlichen Lehre entfernt, die anderen Symbole als Facetten der einen göttlichen Kraft für sich selbst wie für die Mutter nahe gestellt. Liane versteht sich wie ihre Mutter als religiös. Lianes Erstaunen über das von I selbst gestellte Arrangement zeigt den hohen Grad an Verbindlichkeit, den sie einer personalen Jenseitsfigur für Christen zuschreibt.

Klasse 7 (Februar), Petra

Lebensmetapher (13,4)

Für ihr Leben steht diesmal eine Wiese, „weil man lebt ja auf der Erde und mein Pony frisst Gras. Das lebt ja auf der Wiese.“ Das Herz stehe dafür, dass sie ihr Pony „doll lieb“ habe, aber auch Mama und Papa. Die Kerze stehe für gemütliches Licht und die Zwiebel für das neue Haus auf dem Dorf mit großem Garten, „weil, wir pflanzen jetzt ganz viel ein“. Ihr Pflegepony sei auf dem Fohlenhof. Reiten könne sie es derzeitig „nicht, weil der lahmt. Er hat einen Sehnenriss.“ Die Heilung dauere länger. Sie pflege ihn und reite manchmal andere Pferde. Die Schule sei „wichtig, aber nicht bedeutend“. Sie wolle Tierärztin werden, lerne deshalb für gute Noten, „aber ich gehe gern zur Schule wegen den Freunden. In unserer Klasse versteht man sich mit allen gut, da haben wir auch nichts gegen Jungs. Aber das ist eher so kumpelhaft.“

Petra scheint mit ihrem Leben zufrieden. Natur und Pony stehen immer noch im Zentrum. Auch die Eltern und Freunde werden als tragend empfunden. Die neue Wohnumgebung, die sie gärtnerisch mitgestalten kann, wird positiv bewertet. Die Schwester findet keine Erwähnung. Petra hat – ohne um die Symbolik zu wissen – die Fischkerze gewählt.

Positionierung von Bezugspersonen (13,4)

Mutter [rote Kleidung] und Vater [kariertes Hemd] stünden ihr beide gleich nahe. Die Freundin des Vaters [gelber Hut] habe sie „auch ganz doll lieb“, während der Freund der Mutter [braune Kleidung] „ein Zipfelchen weiter hinten“ steht, „vielleicht ist es, weil ich ihn öfter sehe, dass man sich da ein bisschen mehr in die Haare kriegt. Weil, wenn seine Tochter (hellblauer Hut) da ist, die ich total gerne mag, dann bevorzugt er sie immer ... Sie will das gar nicht, sie möchte genau wie ich und Liane behandelt werden. Und wenn sie was von ihm benutzen darf und wir nicht, dann sagt sie: ‚Kommt mit, wir machen das zusammen‘. Dann machen wir das immer zusammen.“

Mit Liane [gepunktetes Kleid] „streite ich mich jetzt öfter ... ist ja normal. Sie denkt, weil sie einen Freund hat, bin ich superklein und dürfte nichts mehr zu ihr sagen.“ Sie führe sich auf wie eine „Mutter, als ob sie mir alles befehlen könnte.“ Ihr Freund [dunkelblaues Hemd] „ist nett. Mama und so, die mögen ihn, aber bei mir ist der nicht so nah.“ Die (stehenden) Großeltern „haben auch Hunde ... und sind superlieb“. Ihre Freunde (kleine Holzkegel) stünden ihr „auch ganz nah“, während die anderen Großeltern (sitzend) „so ein bisschen außen“ seien, „weil, die sind immer so sorghaft“, bei einem Schnupfen solle man „immer gleich ins Bett. Die sind ein bisschen pingeliger, leben in der Stadt, fanden auch doof, dass wir aufs Dorf gezogen sind, weil, man könnte ja schmutzig werden.“ Von den Lehrern [große Holzkegel] möge sie manche [nur Männer werden benannt] gern und andere nicht [nur Frauen benannt].

Petra scheint auch mit der neuen Patchwork-Situation gut zurechtzukommen, woran die besuchsweise präsente ‚soziale‘ Schwester wohl Anteil hat. Die Spannungen zwischen Petra und Liane sind durch die Existenz des als positiv eingeschätzten Freundes von Liane eher noch gestiegen. Die unterschiedliche Wertschätzung der beiden Großelternpaare ist im Prinzip gleich geblieben. Petra fühlt sich in Klasse und Fohlenhof-Gruppe integriert.

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (13,4)

Petra artikuliert Klärungsbedarf bezüglich der Bedeutung der Symbolgegenstände. I erzählt vom religionsgeschichtlichen Hintergrund der Matrioschka, verdeutlicht elementar den Umschwung von der Verehrung weiblicher Symbole und Mutter Erde zu einem im Himmel verorteten Vatergott. Es seien bildhafte Vergleiche für das Göttliche, die vielfältig ergänzt wurden: Erklärung der Gottessymbole. Petra hantiert mit den Symbolen und vergewissert sich, dass sie ihre Bedeutung verstanden hat.

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person, Puppe (o. Abb.)

Petra hat den VATER IM HIMMEL und die MUTTER ERDE wieder unter das schwarze Tuch gesteckt, die übrigen Symbole im Kreis um ihre Puppe aufgestellt. „Das ist mir eigentlich alles sehr nah.“ Sie wirkt etwas irritiert, weil „für mich ist das alles eins, aber jetzt sind hier ganz viele Dinge.“ (Man könne für dieselbe Sache verschiedene Vergleiche finden.) Petra hebt den inneren Zusammenhang der Symbole für sich hervor. „Die LIEBE gehört ja dazu, wenn Menschen miteinander leben ... Das LICHT, damit man Helligkeit im Leben hat ... Ohne ENERGIE würde gar nichts gehen.“ Die QUELLE DES LEBENS versteht Petra in ihrem Sinne: „Die NATUR ist das für mich sozusagen ... Wo Natur ist, ist es auch immer schön, wie bei meinem Pony. Und das wiederum habe ich auch ganz doll lieb ... Und die INNERE STIMME, da fragt man sich auch: Was hast du jetzt falsch gemacht?“ (Ob sie meine, *eine* übernatürliche Kraft sei zugleich in der LIEBE, in der ENERGIE, in der QUELLE DES LEBENS und in der INNEREN STIMME enthalten, etwas, das einen hält und trägt?) „Ja, weil, das LICHT, die LIEBE muntert einen auf ... die helfen dir dann. Die ENERGIE und Natur ... die trägt einen ja auch, ist ja wie die Erde. Und die INNERE STIMME kann man dann auch fragen. Dann überlegt man: ‚Hast du jetzt was falsch gemacht oder war das der andere?‘“

Petra kann sich – nachdem die beiden personalen Symbole entfernt sind, die für sie mit Kirche verbunden sind – auf etwas Göttliches einlassen, das ermutigt, trägt, Kraft und Orientierung gibt. Sie betont in der Vielheit der Symbole den Zusammenhang, empfindet alle Symbole als ihr gleich nah.

Schuldig: Die INNERE STIMME stehe nahe, weil man die dann ja auch frage: „Hätte ich was besser machen können? Was war jetzt daran besonders doof?“

Kann man sich entschuldigen?“ Das LICHT erhelle einen „und die Menschen die man LIEBT, die unterstützen einen dann vielleicht.“

Traurig: Die traurige Figur steht noch dichter an LICHT und ENERGIE, „weil, die ENERGIE braucht man dann ja, wieder aufzustehen.“ Die NATUR brauche man in dem Moment nicht so. Da gehe man hin, „wenn man wieder fröhlich ist“. Das LICHT scheine, wenn einen „Menschen ... trösten“ und die INNERE STIMME.

Nachdenklich: „Wenn ich fröhlich nachdenke, dann lege ich mich auf die Wiese, in die NATUR.“ Sie brauche dann „ENERGIE, um was zu machen“, über Schwieriges nachzudenken. Man frage dann, denke nach und rede „mit sich selber innerlich. Und dann denke ich, dass man dann mit ... einer INNEREN STIMME redet.“

Wütend: „Wenn ich ganz zornig bin, dann habe ich so viel Wut, da denke ich jetzt überhaupt nicht mehr nach. Da hab ich einfach nur total viel ENERGIE.“ Alles andere sei dann weiter weg, aber nicht ganz, „weil, man beruhigt sich dann ja“.

Fröhlich: Alle Symbole stehen wieder im Kreis wie beim Püppchen zuerst. „Da hab ich wieder alles, weil, ENERGIE, die NATUR, bin ich bei meinem Pony, freue ich mich, hab‘ LIEBE, da ist dann alles wieder dabei.“

Ängstlich: Bei Angst hat rede man mit sich und versuche sich in der Natur verstecken. Anderes „ist dann auch nebensächlich“. ENERGIE fehle dann. Wenn sie „einen ganz großen Schreck kriege“, vor etwas „totalen Schiss“ habe, könnte sie sich „gar nicht mehr bewegen, sondern einfach nur umfallen“. Petra bejaht, dass Gott als KRAFT DER NATUR dann Trost und Sicherheit geben könne. (Ob man bei Angst keine LIEBE spüren könne?) „Doch, aber die ist dann wahrscheinlich gar nicht da. Also, die Personen sind nicht da, die man liebt, die einem helfen können.“ Sie seien zu fern, um einen trösten zu können.

Für fünf der sechs in den Knetfiguren präsenten Lebenssituationen nimmt Petra eine Differenzierung vor. Die Schuldige braucht vor allem LIEBE zur Ermutigung, aber auch LICHT und die INNERE STIMME zur klärenden Aufarbeitung. – Für die Traurige kommt zu dieser Trost spendenden Konstellation noch die ENERGIE dazu, um aus dem Loch wieder heraus zu kommen. – Der Ort konzentrierten Nachdenkens ist die NATUR, der Vorgang ein intensiver innerer Dialog, zu dem ENERGIE gebraucht wird. – Bei Wut fallen alle anderen Aspekte weg, sie spürt nur ENERGIE. – Bei Angst sei der innere Dialog bestimmend, Gott als Kraft der Natur vielleicht tröstend, LIEBE, LICHT und ENERGIE nicht präsent. Angstsituationen sind offenbar solche des Alleingelassenseins. – Die Fröhliche ist wie die Gesamtperson mit allen Symbolen auf gleicher Distanz umringt. Petra scheint sich als Frohnatur zu sehen. Die Positionierungen lassen darauf schließen, dass Petra sich als religiös versteht.

Positionierung zu Gottessymbolen: Schwester

Die Figur der Schwester steht vor Gott als KRAFT DER LIEBE. „Ja, LIEBE, wegen ihrem Freund. Ich finde, sie ist richtig frech geworden“, seit sie verliebt ist. Sie „merkt gar nicht, wie gemein sie manchmal zu anderen Leuten ist, besonders zu Mama, was sie da einfach sagt“. Mit den anderen Symbolen „wird sie wahrscheinlich nicht viel anfangen können ... ENERGIE hat sie nur im Mundwerk ... Fällt ihr immer noch ein doofer Spruch ein. Und die NATUR ... Ich denke, dass sie mit Genuss am Strand lang geht ... Aber nur für sich. Ich weiß nicht, ob sie mit den Begriffen überhaupt was anfangen könnte. Und das LICHT, ja, denke ich auch, dass es ein bisschen weiter weg steht“. (Warum sie für Liane die INNERE STIMME unter das schwarze Tuch rücke?) „Sie denkt ganz anders als ich, und wie ich sie immer erlebe, so frech, denke ich nicht, dass das ihre INNERE STIMME ist.“ Petra kann sich nicht vorstellen, dass Liane auf die INNERE STIMME hört. „Weiß ich nicht, was sie gerade denkt, wenn sie das sagt.“

Petra rückt für Liane die INNERE STIMME unter das schwarze Tuch, lässt die QUELLE DES LEBENS, LICHT und ENERGIE in Distanz und im Rücken der Liane-Puppe stehen, ihren möglichen Bezug dazu negativ konnotierend bzw. ganz in Frage stellend. Petra sieht Liane als nicht religiös geprägt in ihrem Denken und vor allem in ihrem Umgang mit anderen Menschen.

Für ihren Vater mag Petra keine Symbole stellen, äußert aber Vermutungen zu Positionierungen. Sie denkt, er spüre schon, dass ihn jemand liebt, freue

sich auch an der Natur, aber so etwas wie eine INNERE STIMME unterdrücke er, „auf jeden Fall in schlechten Momenten“.

Fragebogen (13,4)

Petra gibt an (zu den Aspekten ‚Impulsgeber‘ bzw. ‚Kernaussagen‘ vgl. Fragebogen des Abschlussjahres Kl. 8 Wiederholung), nie mit Großeltern, selten mit Freund/innen bzw. den Eltern (häufiger mit Mutter als mit Vater) über Gott, Glauben, Religion zu sprechen, führt aber manchmal Selbstgespräche dazu. Rückblickend auf die Gestaltungen und Gespräche des Untersuchungszeitraums schreibt sie: „Ich denke anders an Gott. Bei mir heißt es nicht Gott. Ich denke dann einfach nach. Manchmal tut es gut. Und manchmal komme ich mir albern vor.“

Petra bündelt mit ihrem Satz präzise ihre aus doppelten Wurzeln resultierende ambivalente Haltung.

Klasse 8 (Februar, Wiederholung der Klasse), Liane

Lebensmetapher (14,9)

„Wichtig ist für mich die Wärme im Leben, Wärme ... Licht, Wärme, Ausstrahlung, harmonisches Beisammensein, lieber Umgang miteinander“. Dafür stehen die Kerzen. Die Muscheln stünden für „Wasser, die Küste, – da bin ich sehr gerne und es ist auch etwas, wovon ich lebe“. Es rege sie zum Nachdenken an, sei „etwas, was mir innerlich Ruhe gibt und mich im Gleichgewicht hält. Es ist sehr wichtig für mich, oft ans Meer zu gehen.“ Sie laufe oft am Strand entlang, vor allem mit ihrem Freund (20 J.). Technik sei nicht so ihr Gebiet, aber „die Natur ist für mich ganz wichtig (2x) ... Man erfreut sich daran, wenn die Bäume anfangen zu blühen und wieder Blätter bekommen. Und genauso freut man sich, wenn der Herbst kommt und man bunte Blätter fallen sieht.“ Genauso sei es mit Lebewesen. „Es sind alles Sachen, die mich glücklich machen ... Wenn ich am Meer bin, kann ich über vieles nachdenken, habe einen klaren Kopf und hör‘ das Wasser dabei ... Kerzenlicht ist auch so was: Wärme, Geborgenheit ... In der Natur finde ich mich wieder.“ (Ob die Form der Kerze Bedeutung habe?) Liane verbindet sie mit Meer. Dass es ein altes Christussymbol ist, nimmt sie mit Interesse auf.

(Ob sie Wärme und Licht von anderen Menschen oder eher von innen bekomme oder beides?) Sie meine beides, „weil ich brauche viel von außen und viel auch von innen“. Die Liebe und Geborgenheit sei- tens ihrer Familie und ihres Freundes sei in den Kerzen mitgedacht.

Positionierung von Bezugspersonen (14,9)

Liane stellt ihre Familie auf. Im Verlauf der Kommentierung nimmt sie immer wieder Veränderungen vor, damit andeutend, dass die Nähe zu den Bezugspersonen sehr schwankt, die Nähe zu ihrem Freund [blaue Jacke] sei aber stabil. Die nach dem Freund nächste Person sei ihre Mutter [roter Mantel], total wichtig: „Manchmal haben wir so Phasen, da hat Mama mir echt alles erzählt, das Wichtigste auf jeden Fall. Aber es gibt auch Phasen, da möchte ich ihr gar nichts sagen.“ Ihre Schwester [rotweißgestreifte Schürze] steht zuerst nah, wird aber nicht kommentiert. Sehr wichtig seien ihr die Freunde [kleine Holzkegel]: „Ich bin, da ich sehr dominant bin, sehr dort aufgenommen ... habe sehr viele Freunde, womit meine andere Freundin nicht klar kommt, dass ich zu viele Freunde habe.“ Die Oma mütterlicherseits stehe ebenso nah wie Klassenkameraden: „Man kann mit ihr reden, sie sagt es keinem weiter.“ Der Freund ihrer Mutter [Kha- kianzug] sei ihr nicht so wichtig, gehöre aber mit zur Familie. Sie wohnen seit kurzem zusammen in einem Vororthaus mit Garten. Ihre Stiefschwester [100 km entfernt wohnend, rote Kappe] gehöre auch mit dazu, man könne mit ihr lachen und erzählen. Die Freundin des Vaters [gelbe Kappe] sehe sie wenig, das Verhältnis sei nicht dicht, aber auch nicht zu weit weg. Mit der Schwester sei es sehr unterschiedlich: „Mal kann man alles mit ihr bereden und mal gar nichts.“ Deshalb stehe sie mal dicht und mal ganz weit weg. Die Großeltern väterlicherseits [gelbes Kleid bzw. Strohhut] sehe sie nicht oft: „Es gibt auch viel Familienstreit mit denen und von daher sind sie nicht allzu wichtig.“ Der Opa mütterlicherseits [dunkler Anzug, sitzend] sei ihr nicht wichtig, weil er viel am Computer sitze, sicher sehr klug sei. „Aber er hat eine ungeheuer langsame Art, etwas zu erklären, und das regt mich auf.“ Zuletzt folgt der Vater [blau kariertes Hemd] mit den Lehrern [große Holzkegel]. Sie habe zu manchen eine riesige Bindung, zu anderen nicht, manche dürften Privates wissen, andere gar nicht. Aber insgesamt: „Umso älter man wird, umso weniger werden die Bindungen ... die Lehrer gehen anders mit einem um. Man hat das Gefühl von Klas- senstufe zu Klassenstufe, dass man anders wahrgenommen wird von ih-

nen, nicht wirklich als Mensch, sondern als Schüler ... wenigstens von einigen.“ Das sei früher anders gewesen. – Zum Vater „habe ich keine wirkliche Bindung, und es gibt viele Gründe. Die will ich aber jetzt nicht aufzählen“. Deshalb stehe er ganz hinten. – Liane fängt erneut an, die Figuren umzustellen. Die Großeltern mütterlicherseits rücken vorübergehend nach hinten, ebenso die Stiefschwester, dafür die Lehrer nach vorn, weil man täglich mit ihnen zu tun habe. Die Mutter könne auch zu ihrem Freund gestellt werden, bei der Schwester sei es eh wechselhaft. Die Großeltern mütterlicherseits könnten auch wieder nach weiter vorn, weil sie manchmal wichtig seien, „Opi auch, weil, er erklärt mir Mathe, und ich verstehe es prima“.

(I stellt die Bedeutung der einzelnen Gottessymbole noch einmal vor, die religionsgeschichtliche Entwicklung des matriarchalen bzw. patriarchalen Gottesbild dabei skizzierend und lädt ein zur Positionierung). Liane stellt die personalen Symbole sofort unter das schwarze Tuch, platziert die anderen kreisförmig um ihre Figur. Sie glaube an die „SCHICKSALKRAFT [Batterie]. Es gibt Schicksal. Alle Sachen, die wir tun, sind vorbestimmt ... also an Gott, genau an diese Person, glaube ich nicht wirklich, aber ich denke, dass es irgendwo Kräfte gibt, – na, nicht Zufall sondern ... Bestimmung. Dann kommt das innere LICHT ... auf der gleichen Stufe steht für mich auch die INNERE STIMME“. Liane meint, die sei bei Frauen mehr ausgeprägt als bei Männern. „Dann die LIEBE ... ist für mich im Moment ein sehr wichtiger Faktor.“ Früher sei das nicht wichtig gewesen, weil sie das nicht kannte. „Und die QUELLE, das ist eigentlich auch so ein riesiger Glaube: Ich glaube, dass es am Anfang der Welt das Salzwasser gab und daraus sind Lebewesen entstanden. Daraus hat sich alles gebildet ... auch durch bestimmte Kräfte. Aber ich würde es nicht Gott nennen. Und dann [glaube ich] an das Schicksal: Das, was wir tun, ist vorbestimmt. Und dann denke ich, jeder Mensch hat eine INNERE STIMME ... Zu dieser ENERGIE gehört für mich auch das innere LICHT.“ Auch die KRAFT DER LIEBE sei sehr wichtig.

(Wo das ursprüngliche Salzwasser herkomme?) Liane meint, auf jedem Planet habe es schon etwas gegeben, das Salzwasser sei schon auf der Erde gewesen: „Wo es genau herkommt, weiß ich nicht. Das sind diese unbeschreiblichen Kräfte, die ich mir selber nicht erklären kann. Aber ich würde nicht sagen, dass diese Kraft Gott heißt. Und ich würde nicht sagen, dass dieser Gott der ist, dem wir das Leben zu verdanken haben. Also ich glaube nicht an den kirchlichen Glauben.“

(Sie habe eine genaue Vorstellung vom kirchlichen Glauben?) Liane bestätigt dies, darauf verweisend, dass sie den katholischen Kindergarten und die katholische Grundschule besucht habe.

(Was sie denke, wie man von der Erschaffung der Welt ‚kirchlich‘ reden müsse?) „Na, am ersten Tag geschah das und das, hat Gott das erschaffen. Und dann hat er das Licht erschaffen. Und dann hat er ... ich weiß jetzt nicht die genaue Reihenfolge – und dann Adam und Eva.“ – Letzteres habe sie vielleicht gar nicht in der Grundschule gehört sondern erst danach. „Aber so dieses, dass Gott kam und das, das und das alles auf einmal erschaffen hat, das glaube ich nicht. Ich glaube nicht, dass es eine Person gemacht hat oder dieser Gott, sondern ich glaube, dass es Kräfte sind. Ich weiß nicht, wo sie liegen, und ich weiß nicht, was es für welche sind, die auch gleichzeitig das Schicksal in sich tragen und diese ganzen Energien mit in sich haben. Außer stark an die Natur glaube ich an nichts.“ (I elementarisiert die literarische Ursprungssituation der biblischen Schöpfungserzählung nach P als Gegengeschichte zum babylonischen Schöpfungsmythos mit dem Fokus auf der Aufgabe des Menschen, die Erde verantwortlich zu verwalten.) Liane hört interessiert zu, unterbricht zwischendurch mit erstauntem ‚Ach so‘ und ‚Na klar‘. Danach: „Ja, so habe ich es nicht gesehen. Ich wusste halt nur: Am ersten Tag wurde das und das gemacht ... das kann man nicht annehmen, finde ich. Aber wenn das so ist ...“

Liane betont neben der Natur als tragendem und nährendem Element vor allem Wärme, Geborgenheit, Harmonie im Umgang; Aspekte zu welchen ihr eigenes Verhalten – folgt man den Aussagen der Schwester oder auch Lehrkräften – durchaus in Kontrast steht. Steht ihre Wahl der ‚Fisch-Kerze‘ in Zusammenhang mit ihrer katholischen Sozialisation, auch wenn ihr die Bedeutung dieses Symbols nicht bewusst ist?

Das Wechselbad der Gefühle, das Lianes Beziehungen zur Familie derzeitig bestimmt, drückt sich in ihren mehrfachen Korrekturen des Arrangements deutlich aus. Durchgängig betont wird dabei die Distanz zum Vater.

Lianes definiert alle non-personalen Gottessymbole i.S. ihres Glaubens an eine Schicksal bestimmende Macht um und positioniert sich recht dicht dazu. Die Positionierung und deren Begründung spiegelt, wie stark sie weiter mit ihrem katholischen Hintergrund ringt, mit dem dort geprägten Gottes- und Bibelkonzept, das sie in einer naiven Rezeption vorträgt, die gleichzeitig als Abgrenzungs-

motiv dient. Ihr Alternativkonzept zur kirchlichen Schöpfungslehre ist kognitiv kaum durchgearbeitet. Die logischen Ungereimtheiten ihres Konstrukts scheinen Liane jedoch nicht anzufechten.

Klasse 8, Petra

Lebensmetapher (14,7)

Das Herz symbolisiere, dass alle Menschen aus Liebe entstehen. Die Uhr stehe dafür, „dass unser Leben nur Zeit ist und auch irgendwann vergeht“. Petra legt zunächst ein Handy auf das Herz. Das symbolisiere, „dass man Kontakte hat und mit denen auch was unternimmt“. Sie ersetzt das Handy im Gesprächsverlauf durch eine Knetfigur mit Faden daran, der ausdrückt, dass man neue Leute kennen lerne, „Freunde, und dass das auch ein Teil vom Leben ist“. Petra fühlt sich von der Liebe getragen, meint, das sei doch bei allen Menschen so. (Menschen, denen es gerade schlecht gehe, könnten das anders empfinden?) Petra räumt dies ein, meint jedoch, das mit der Liebe stimme mindestens aber für den Ursprung der Menschen. Das Materialbuffet enthielt auch Pferde. Petra wählte jedoch einen Hund, der allgemein für Tiere steht. Es gebe „ja auch noch andere Lebewesen auf der Welt außer Menschen“. (Warum sie einen Hund statt eines Pferdes wählte?) „Ich weiß nicht.“

Petras Darstellung ist auf wenige Elemente reduziert: Die Zeit kommt als Vergänglichkeit in den Blick, Kontakte zu Gleichaltrigen, Freundschaften, scheinen an Bedeutsamkeit gewonnen zu haben. Die bisher tragenden Elemente – Familie und Pferde – sind offenbar in den Hintergrund getreten. Sie kommen weder visuell noch verbal vor. Liebe in Form von Sexualität scheint derzeitig ein zentral bewegender Aspekt zu sein.

Positionierung zur Bibel (14,7)

Petra wählt die größte der drei angebotenen Bibeln, stellt ihre Figur [bezoftes Mädchen] aber distanziert und abgewendet auf. „Ich bin weit weg, weil ich ja nicht gläubig bin. Aber ich finde auch alte Dinge interessant (abgewandelt 2x wiederholt) ... z. B. mit Luther und der Kirche. Aber ich bin jetzt überhaupt nicht gläubig, dass ich ... bete jetzt oder so. Meine Mama [roter Mantel, ebenfalls abgewendet], die ist auch überhaupt nicht gläubig. Aber ich glaube, dass sie sich für manche Dinge interessieren würde“,

für die Bibel vielleicht aus den Augenwinkeln. Zu Vater [blaue Jacke] und Schwester [hellbrauner Anzug] meint sie: „Mein Papa hat davon keine Ahnung. Und er glaubt auch nicht.“ Aus Petras Sicht kann man ihn „auch nie überzeugen, dass er irgendwie glauben würde und Liane genauso“. Die Großeltern mütterlicherseits [rechts vorn] stehen sehr distanziert. Den Opa interessiere es möglicherweise etwas, „weil, den interessiert irgendwie alles ein bisschen, er glaubt aber auch nicht“. Die Oma interessiere „es auch nicht so doll“, ebenso den Opa väterlicherseits [rechts hinten sitzend]. Am nächsten dran ist die [sitzende] Oma väterlicherseits. Für sie hält Petra es für möglich, „dass sie vielleicht glaubt. Aber es ist nicht so im Vordergrund.“

Petras Positionierungen zur Bibel zeigen durchweg Abständigkeit oder völliges Desinteresse. Während Petra sich in gleicher Distanz und Haltung wie die Mutter aufstellt und nur der Oma väterlicherseits eine gewisse Zuwendung zutraut, schreibt sie der Schwester die gleiche totale Ablehnung zu wie dem Vater. Bei den weiteren Großeltern vermutet sie partiell leichtes intellektuelles Interesse bei maximaler innerer Distanz. Verwunderlich an Petras Aufstellung ist ihre Wahl der größten Bibel: Offenbar hat die Bibel unterschwellig eine höhere Relevanz für Petra als das Arrangement es spiegelt. Drückt sich darin die Prägung durch ihre biografischen ‚Exkursionen‘ auf kirchliches Terrain aus?

Klasse 9, Liane

Lebensmetapher (16)

Liane ist die Natur – symbolisiert durch ein Pferd – wichtig. Sie gehe gerne in die Wälder und an den Strand, genieße die Ruhe dort. Die Natur könne Menschen Kraft und Frieden geben. Die Playmobilfigur steht für den Freund, der gerade im Ausland ist. Er wird in drei Monaten zurückkommen. Die Familie ist in der Collage nicht enthalten. Trotzdem sei sie wichtig und gehöre zu dem, was halte, nähre und trage. Vor sieben Monaten wurde ein Halbbruder geboren. Sie freut sich darüber. Die Schule findet keine Erwähnung.

Liane fühlt sich erwachsen. Dass sie zwischenzeitlich I gegenüber in die Du-Anrede wechselt, dürfte darin bedingt sein. Der Kontakt mit dem entfernten Freund scheint ihr Selbstwertgefühl zu stärken. Die Naturverbundenheit wird weiter

betont. Dass die Eingruppierung in die Realschulklasse vorherige Lebensentwürfe zerstört, scheint nicht von Belang zu sein.

Positionierung zur Bibel (16)

„Die Eltern meiner Mutter [links, stehend] sind beide sehr abgewandt gegen die Bibel, gegen Gott, gegenüber jedem Glauben, gegen das Schicksal, gegen alles. Sie streiten alles ab. Sie sagen: ‚Das ist alles nur Einbildung! Alles ist ein natürlicher Ablauf. Da ist keine Kraft oder so was. Das ist alles ganz dumm!‘ Die Eltern von meinem Vater sind da anders. Seine Mutter beschäftigt sich viel mit psychologischen Büchern, mit der Seele, und sucht schon mehr nach einer Erklärung und stößt dabei, denke ich, auch auf Gott manchmal und betet und versucht den Draht dahin zu finden.“ Sie habe vielleicht „nicht direkt einen Glauben, aber [verfolge] schon einen Glauben“. Petra [bezopftes Mädchen, distanziert, zur Seite schauend] sei „sehr naiv ... noch zu jung, um sich eine eigene Meinung bilden zu können; ich denke ... ihr ist das egal. Ich denke nicht, dass sie irgendwas mit Gott zu tun hat oder mit der Bibel. Ich glaube, sie hat gar keinen Glauben, aber ich kenne sie auch nicht so gut.“ Der Großvater väterlicherseits „würde darüber viel erzählen und diskutieren, aber ... den Glauben nicht weiter verfolgen“. Er sei im Gegensatz zu den anderen Großeltern aber tolerant gegenüber Gläubigen. Ihren Vater [helle Hose] hat sie neben Petra und ganz abgewandt positioniert. Er sei total ablehnend. „Er sagt: ‚So was gibt es alles nicht. Das ist alles banaler Schwachsinn!‘“ Mit ihrer Mutter sei sie etwa auf gleicher Welle. Sie beschäftigten sich damit, wobei die Mutter der Bibel aber wohl etwas ferner stehe als Liane [braune Kleidung] selbst. Für die Mutter gebe es „nicht nur die Bibel, es gibt halt Schicksal und eine Kraft in unserem Leben, die uns leitet ... ich denke das auch“. Sie glaube zwar „nicht, dass es Gott gibt, aber dass es jemanden gibt, der über uns wacht und der uns bestimmt. Und ich bete auch manchmal ... wenn ich Sorgen hab’ ... Und darum habe ich mich am nächsten von meiner Familie zur Bibel hingezogen [gestellt], obwohl ich jünger bin. Aber da ist schon irgendwie eine Kraft.“ Liane meint, ihre Mutter pflege mit ihrer Schwiegermutter auch engen Kontakt, „weil mein Vater psychisch krank ist“. Ihre Mutter habe „noch mehr psychisch Kranke [Schizophrenie] in der Familie“ und leide darunter. Während die Großmutter temperamentvoll sei, sei die Mutter ruhig, wodurch sie sich ergänzten. „Die eine ist der anderen eine Kraft, und das finde ich gut.“

Liane schildert – übereinstimmend mit ihrer Mutter wie auch mit Petra – ihre Großeltern mütterlicherseits als kämpferisch atheistisch, – die Beziehung der Mutter zu ihrer Schwiegermutter als eng und harmonisch trotz der geschiedenen Ehe. Diesem Paar wird – auch in Parallele zu Petra – eine gewisse Aufgeschlossenheit gegenüber Glauben und Bibel zugetraut. Sich selbst sieht Liane am nächsten an Glauben und Bibel, während sie ihrer Schwester – wie es Petra umgekehrt auch tat – eine ähnlich distanzierte (wenn auch nicht völlig abgewandte) Haltung der Bibel gegenüber zuschreibt wie dem Vater. Aus den wechselseitigen Zuschreibungen der Schwestern bezüglich ihrer Haltungen gegenüber Glauben und Bibel lässt sich schließen, dass diese Thematik zwischen den Mädchen nicht kommuniziert wird. Jede erweckt gegenüber den anderen den Anschein, religiös völlig abständig zu sein, so wie es sich in einer nichtgläubigen Familie zu gehören scheint.

Fragebogen zur Bibel

I. Woher kenne ich die Bibel?

Petra (14,7) gibt an, Texte der Bibel aus Kindergarten, Chor sowie aus Fachunterricht (Deutsch, Geschichte) zu kennen, während Liane (16) angibt, ihnen im Religionsunterricht, Gottesdiensten, Fernsehen und Büchern begegnet zu sein.

Offensichtlich ist beiden Mädchen primär die Begegnung mit der Bibel im kirchlichen Kontext bewusst (Kindergarten/Chor bzw. Religionsunterricht/Gottesdienste).

II. Existenzieller Bezug:

Die Aussage, dass biblische Texte auch mit der eigenen Person zu tun haben, stimmt für Petra ‚eher nicht‘, für Liane dagegen ‚etwas‘.

Liane scheint mindestens partiell eine existenzielle Berührung mit Bibeltexten in ihrem katholischen Hintergrund erfahren zu haben, Petra offenbar kaum, scheint dies aber nicht ausschließen zu wollen.

III. Bibelverständnis (biblizistisch? unsicher? säkular? integrativ bzw. symbolisch?)

Die Schwestern entscheiden sich bei den drei Beispielen für unterschiedliche Positionen. Die Schilfmeererzählung hält Petra für ein reines Märchen, während Liane sich nicht sicher ist, ob das so passiert ist. Einig sind sich die Schwestern darin, dass die Welt von allein entstanden ist (Urknall) und Gott damit nichts zu tun hat. Uneinig sind sie beim Dekalog: Während Petra denkt, dass ihr eigenes Verhalten nichts mit Gott zu tun habe und falsches Tun vielleicht von Eltern oder Polizei, nicht aber von Gott gestraft werde, sind nach Liane die zehn Gebote als Hilfe gedacht, damit Menschen in Frieden miteinander leben können, nicht um jemanden zu bestrafen.

Petra votiert deutlich dreimal säkular, Liane unterschiedlich, Unsicherheit bezüglich des historischen Wahrheitsgehaltes ausdrückend. Einig sind sich beide bezüglich der Deutung von Schöpfungserzählungen – vermutlich durch das Zusammenspiel von Fachunterricht Biologie und den großelterlichen Bemühungen um eine wissenschaftlich-atheistische Sichtweise der Enkelinnen. Das Fundament einer naturwissenschaftlichen Welterklärungsstheorie lässt keine Konkurrenzhypothese zu.

IV. Komplementäres Denken?

Beide Mädchen bevorzugen eine säkulare Deutung der Rettung des Kindes, denken aber, dass alle Meinungen richtig sein könnten. Ihre Begründungen lassen darauf schließen, dass weder Petra noch Liane im eigentlichen Sinne komplementär denken. Zur Frage, ob es sein könnte, dass alle Meinungen richtig sind, schreibt Petra „JA“, sie habe schon zwei (A+C) Meinungen angegeben. „Na gut, bei B bin ich mir nicht so sicher. Denn kann Gott da helfen?“ Liane begründet ihr „JA“ so: „Wir wissen nicht, ob es Gott, Glück, Zufall oder physikalisch zu sehen ist.“

Bei Petra tritt deutlich hervor, dass sie die Erklärungen als additive Möglichkeiten versteht, wenn nicht gar als Alternativen. Synergistische Vorstellungen liegen Petra erkennbar fern, woraus die Schwierigkeit resultiert, eine Deutung auf Gott hin vorzunehmen. D. h. die unterschiedlichen Erklärungen werden von ihr nicht integriert i. S. von verschiedenen Perspektiven auf das gleiche Ereignis. Liane wiederum differenziert gar nicht wirklich zwischen den verschiedenen drei Sichtweisen und kann entsprechend auch keine Integration der Perspektiven leisten.

V. Kenntnisse zur Bibel

Beide Mädchen meinen, dass die Bibel vor allem Erzählungen enthalte; Liane weiß, dass sie aus unterschiedlichen Büchern besteht. Liane hält die Bibel für das heilige Buch nur für Christen, Petra ordnet es sowohl Muslimen als auch Christen zu und fragt sich: „Die Juden, haben die ‘ne Bibel?“ Petra kreuzt an, es habe mündliche Vorstufen der Texte gegeben, kann sich aber nicht entscheiden, ob die Texte der Bibel unterschiedlich alt sind oder 2.000 Jahre. Liane kreuzt an, die Verfasser der Bibel seien z. T. unbekannt und die Bibel sei 2.000 Jahre alt. Einig sind sich die Schwestern darin, keine Lieblingsgeschichte in der Bibel zu haben.

Die Kenntnisse der Schwestern sind äußerst schmal. Ihr fehlender emotionaler Bezug drückt sich u. a. darin aus, dass beide keine Geschichte benennen.

Weitere Items zum Bibelkonzept, die identisch im Folgejahr erfragt wurden, vgl. Petra, Kl. 8 (Wiederholung), Liane, Kl. 10.

Klasse 8 (Wiederholung der Klasse), Petra

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (15,7)

„Ich denke – so richtig Gott, weiß ich nicht – aber auf jeden Fall ist der Urknall da und deshalb auch die NATUR und eine gewisse KRAFT, die einem immer wieder hoch hilft und auch das innere LICHT dann wahrscheinlich. Und dann die LIEBE. Die ist auch nicht ganz gewöhnlich, weil es ja schon doll ist, dass man sich findet.“ Im Anfang von allem Entstehen des Kosmos und der Naturgesetze könnte ((zögernd)) „vielleicht“ etwas Göttliches enthalten sein. „Ich weiß es nicht, aber es ist vielleicht so. Vielleicht ist alles auch nur so entstanden.“ Sie lässt es in der Schwebe. Das mit der Liebe findet sie aber schon verwunderlich, allerdings „man weiß ja nicht, ob es wirklich einen Gott gibt“. Irgendeine Kraft gebe es da aber schon. – Das Wichtigste in ihrem Leben, das, was sie hält, nährt und trägt, ist momentan die „Freude am Leben“, es stimme alles. Die Pferde gebe es gerade „nicht wirklich, aber vielleicht später wieder. Jetzt habe ich keine Zeit.“ Geige spiele sie noch. Seit etlichen Monaten ist sie mit Horst eng befreundet.

Petra stellt die non-personalen Gottessymbole wieder sehr dicht zu ihrer Person, erneut ihre Unsicherheit bzw. Abwehr des ‚richtigen Gottes‘ herausstellend. Dass die Kraft, die ihr immer wieder ‚hoch hilft‘, zugleich Quelle von Zuversicht und

Liebe ist, scheint ihr existenziell bedeutsam und spürbar, möglicherweise sogar mit der Weltentstehung verknüpft. Aber der Begriff ‚Gott‘ steht ihr offensichtlich im Weg.

Klasse 10, Liane

Lebensmetapher (17)

Der Taschenrechner stehe für die derzeitigen Prüfungen, wo auch Notendurchschnitte berechnet würden. Der Pinsel stehe für den bevorstehenden Umzug. „Mein Freund und ich ziehen zusammen.“ Sie streichen gerade die Wohnung. Sie bleibe aber teils auch bei der Mutter wohnen. Die Liebe von Mutter und Freund helfe ihr, die Prüfungen zu überstehen. Das gebe ihr Kraft. Vor den Klausuren sei sie am Strand gewesen und habe da zwei Glasscherben gefunden „als Symbolik, dass sie mir Glück bringen sollten“, die Muschel stehe für die Erinnerung daran. Solche Symbole und Rituale stärkten einen durch den Glauben, „dass es mir bei der Prüfung hilft oder dass die Prüfung dadurch gut ausfällt für mich“. Man halte sich daran so ein bisschen fest. Aber wenn die Entscheidung über die Noten gefallen sei, wolle sie „die Steine wieder aussetzen, sie dem Meer zurück geben“, damit sie jemand anderem Glück bringen könnten. Sie denkt, dass in den Steinen „irgendsoeine Kraft drin ist, die einem irgendwie hilft“. Sie lege die Steine bei den Prüfungen hin, gucke sie an und hoffe, „dass mir dann gute Gedanken einfallen“. Sie habe versucht, „mit Hilfe der Steine die Prüfung zu absolvieren“. Ob es hilfreich war, „weiß ich noch nicht. Ich bekomme die Arbeiten ja erst am 12. 06. wieder“. Aber es sei beruhigend für sie gewesen. Sie wiederholt, die Steine wieder aussetzen zu wollen. „Wenn dieser Stein noch für andere Leute vorgesehen ist, dann wird der den Stein finden. Sein Weg wird sich mit dem Stein kreuzen.“ Und dann werde – ähnliches Schicksal – dem Menschen auch geholfen. (Wer dafür Sorge, dass die Steine dem Menschen begegnen?) „Der Zufall ... ich denke, dass es einfach so ein Glücksgriff ist. Ich habe ja nicht gesagt: ‚Ich suche mir jetzt einen Stein am Strand, und das ist dann mein Glücksbringer‘, sondern ich war am Strand und bin dem Stein begegnet und habe für mich entdeckt und gedacht, dass das mein Glücksbringer sein könnte. Und dann habe ich ihn mitgenommen. Aber ich möchte ihn dem Strand wiedergeben. Das ist ja auch irgendwie ein Eigentum vom Strand.“

Lianes steckt in aufregenden Umbrüchen. Die Prüfungen stehen im Mittelpunkt des Erlebens. Auffällig viel Raum nehme zwei Glassteine als Glücksbringer ein. Soll die ihnen zugeschriebene – magisch anmutende – Kraft ihr im Vollzug der Abschlussklausuren die Gewissheit des Gelingens eintragen, die sonst Spickzettel ermöglichten? Dass Liane mehrfach erwähnt, nach Verkündung der Notenergebnisse die Steine an den Strand zurücktragen zu wollen für potenzielle andere ‚Nutzer/innen‘, unterstreicht die Vermutung, dass Liane die Glück bringende Wirkung als materiell den Steinen innewohnende Kraft ansieht. Woher kommen solche Vorstellungen? Esoterik der Mutter? Lianes spezielle Rezeption ihres katholischen Hintergrundes?

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (17)

Liane beginnt bei der INNEREN STIMME, die wichtig bei Entscheidungen sei. „Wenn man sie nicht unterdrückt ... weist sie einem immer den richtigen Weg.“ Sie habe sie „auch zu dieser Liebe geführt“. Deshalb platziert Liane das Symbol der LIEBE in die INNERE STIMME, die ihr gesagt habe, dass ihr Freund der richtige Mensch für sie sei. Das LICHT neben sich „braucht man immer als Wunsch“. Sie denkt es sich angezündet. „Denn wenn es aus ist, ist man sehr negativ drauf, sehr depressiv. Es muss immer brennen, weil das ganz viel mit Lebensfreude und mit Ausstrahlung zu tun hat.“ Die ENERGIE stehe weiter weg, „weil ich jetzt durch den Umzug und die Prüfungen wenig Energie hab“. Alles sei sehr anstrengend. Sie werde nach der Schulzeit erst mal ein paar Kreuze machen. – Die QUELLE DES LEBENS und MUTTER ERDE seien sehr wichtig, stünden aber jetzt etwas weiter weg, „weil das eher mit zum Leben dazu gehört. Es betrifft mich auch, aber es betrifft alle.“ Die QUELLE DES LEBENS sei genau so wichtig wie die MUTTER NATUR, der ja z. B. auch der Stein vom Strand gehöre. Sie dürfe sich als Mensch herausnehmen, „ihn mal zu haben. Aber ich darf ihn nicht behalten ... Gott ((zeigt auf den VATER IM HIMMEL)) ist für immer verdeckt, weil ich nicht an ihn glaube ((lacht kurz auf))“. (Ob sie als kleines Kind außer dem Bild eines VATERS IM HIMMEL noch etwas anderes im Blick gehabt habe?) Sie habe im katholischen Kindergarten viel mit Kirche zu tun gehabt. Da sei ihr früh etwas beigebracht worden. „Und dadurch, dass wir keinen Glauben haben und man als kleines Kind auch sehr naiv ist, habe ich mich dem Grundgedanken meiner Mutter und meines Vaters angeschlossen,

nicht gläubig zu sein. Mein Opa ist z. B. sehr atheistisch. Und der hat mir das als Kind auch immer ausreden wollen. Und meine Mutter hat nicht gesagt: ‚Das gibt es nicht!‘, aber sie hat gesagt, dass sie nicht daran glaubt.“ Später habe sie sich mit ihrer Mutter länger unterhalten und „versucht, ihre eigene Theorie zu erstellen“. Man könne es auf keinen Fall atheistisch sehen, „das ist totaler Quatsch. Ich denke schon, dass es eine Kraft auf der Erde gibt. Aber ich würde sie nicht als GOTT bezeichnen oder als VATER IM HIMMEL, sondern eher als das SCHICKSAL betiteln“; sie bestätigt, eine Kraft zu meinen, die sich in der LIEBE, der INNEREN STIMME, der Natur, der sich immer wieder erneuernden ENERGIE äußert bzw. auch im inneren LICHT, das neue Zuversicht gebe. Liane hat den gewünschten Platz an einer Fachschule für Erzieher bekommen und freut sich darauf. Bei der Verabschiedung möchte sie umarmt werden. I wünscht ihr, dass ihr Weg behütet, gesegnet sein möge. Liane quittiert dies mit einem offensichtlich ehrlich gemeinten „Danke“ und Händedruck.

Für Liane stehen die Symbol LICHT, INNERE STIMME und LIEBE ähnlich dicht wie bei der jüngeren Schwester. Hängt Lianes Betonung der INNEREN STIMME mit einem nicht lange zurückliegenden Täuschungsversuch zusammen? Ihr Arrangement scheint insgesamt sehr auf die Prüfungssituation bezogen: Ihrer Erschöpfung entsprechend hat sie die ENERGIE in Distanz gerückt, ebenso die QUELLE DES LEBENS UND MUTTER NATUR als persönlich derzeit nicht zentral betreffend. Überraschend dabei ist, dass sie erstmalig ein personales Symbol (vorher stets als ‚kirchlich‘ konnotiert) nicht unter das schwarze Tuch verbannt. Bezüglich des VATERS IM HIMMEL bleibt sie bei ihrer bisherigen Haltung. Der sehr widersprüchlichen religiösen Prägungen ihrer Kindheit scheint sich Liane mindestens partiell bewusst zu sein. Die zunächst selbst eingenommene Position sieht sie als naive Übernahme von elterlichen Haltungen, insbesondere der mütterlichen, die eine Art Mittelposition zwischen den ihr begegnenden Extremen zu sein schien. Sie grenzt sich gegenüber dem großväterlich betonten Atheismus nun ebenso stark ab wie gegenüber dem (ins Lachhafte gezogene) kirchlichen Theismus. Ihrem Autonomieanspruch gemäß behauptet sie, inzwischen bei einer ‚eigenen Theorie‘ angekommen zu sein. Aber ist dies wirklich der Fall?

Fragebogen zur Bibel (Petra 14,7 bzw. 15,7 und Liane 16 bzw. 17)

Die identischen Items der Fragebögen der letzten beiden Jahre der Untersuchung werden hier kombiniert eingetragen. Petra = X; Liane = Y. Die Eintra-

gungen sind chronologisch nummeriert. Petra füllte einige Bögen 4–5 Mal aus, Liane nur zwei Mal. Die letzte Eintragung ist jeweils fett markiert.

1. Impulsgeber des religiösen Denkens und Empfindens

Dinge/Personen, die meine Vorstellungen von Gott bzw. von Religion und Glauben beeinflusst haben	sehr stark	stark	etwas	gar nicht
Religionsunterricht				X₁₋₄, Y₁₋₂
anderer Unterricht	Y ₁			X₁₋₄, Y₂
Gemeinde (Chor, Junge Gemeinde, Konfirmanden)			X₄	X ₁₋₃ , Y₁₋₂
Fernsehen			Y ₁	X₁₋₄, Y₂
Bücher		Y ₁	X ₁₋₂	X₃₋₄, Y₂
Mutter	Y ₁		X₁₋₄	Y₂
Oma	Y ₁		X ₁	X₂₋₄, Y₂
Freundinnen/Freunde	Y ₁		X₁₋₄	Y₂
Opa	Y ₁			X₁₋₄, Y₂
Vater	Y ₁		X ₂₋₃	X_{1,4}, Y₂
andere Personen	Y ₁	X ₃	X ₁₋₂	X₄, Y₂
Sonstiges: (Natur, Musik, Tiere, Wissenschaft, Begegnung mit anderen Religionen) Unterstreiche das, was du meinst		Y₂	X₄	

Petra und Liane sind sich – anders als vier Jahre zuvor – nun weitgehend einig hinsichtlich ihrer Impulsgeber: Einflüsse von außen werden fast durchgehend geleugnet. Sie empfinden sich als autonom. Petra gesteht dem Chor, der Mutter und der Natur etwas Einfluss zu, Liane lediglich der Natur. Von Petra wurde der Bogen insgesamt viermal (11,7; 12,11; 13,4; 15,7) ausgefüllt. Ihre Eintragungen über die Jahre sind nahezu identisch. Nur der Mutter und Freundinnen/Freunden wird durchgängig ‚etwas‘ Einfluss eingeräumt. Die Kontinuität ihrer Eintragungen spricht für die Kontinuität einer real gefühlten ‚Abhängigkeit‘ der eigenen Position. Liane hat den Bogen nur zweimal (13, 17) ausgefüllt. Ihre vier Jahre auseinander

liegenden Eintragungen kontrastieren stark. Gestand die 13-jährige ihrer Familie einen stark prägenden Einfluss zu, so kann die 17-jährige zwar die massiven Prägungen durch die Familie rückblickend verbal beschreiben, muss sie aber offenbar ihrem Autonomiebewusstsein geschuldet für die Gegenwart leugnen.

2. Semantisches Differential

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark		X ₁		X ₃ , Y ₁₋₂			X ₂	schwach
gleichgültig			X ₂	Y ₁₋₂	X ₃		X ₁	fürsorglich
vergebend		X ₁		X ₂ , Y ₁₋₂	X ₃			bestrafend
passiv		X ₂		X ₃ , Y ₁₋₂	X ₁			aktiv
streng			X ₃	Y ₁₋₂			X ₁₋₂	mild
Angst auslösend				X ₂ , Y ₁₋₂	X ₃	X ₁		Sicherheit gebend
nah	Y ₂			X ₁ , Y ₁	X ₂		X ₃	fern
geduldig	X ₁		X ₂	X ₃ , Y ₁₋₂				ungeduldig
laut				X ₃ , Y ₁₋₂		X ₂	X ₁	leise
fordernd				X ₂ , Y ₁₋₂	X ₃		X ₁	schenkend
gerecht	X ₁ , Y ₂			X ₂₋₃ , Y ₁				ungerecht
unklar			X ₃	Y ₁₋₂	X ₂		X ₁	eindeutig

Die Konnotationen der Schwestern haben sich einander angenähert. Liane ist weitgehend bei ihren Mittelpositionen geblieben; nur bei zwei Items wählt sie eine Extremposition. Für sie ist Gott (meint sie die ‚Kraft‘ oder ‚Gott‘?) sehr gerecht und sehr nah. Petra empfindet Gott dagegen als sehr fern und weder gerecht noch ungerecht. Ihre Konnotationen beginnen in Parallelität zum positiven Elternbild bei entsprechenden polaren Werten und nähern sich schrittweise der mittleren Position.

3. Kernaussagen zu Gott

Liane hat zwei Mal zu diesen Aussagen Stellung bezogen, Petra in leichten Variationen fünf Mal (11,7; 12,11; 13,4; 14,7; 15,7). Die Eintragungen der beiden letzten Jahre erscheinen in chronologisch nummerierten Großbuchstaben. Die Eintragungen von Petra in die (etwas variiert formulierten und z. T. weniger Items enthaltenden) Fragebögen der Vorjahre erscheinen mit Kleinbuchstaben x.

Sätze über Gott und die Welt, über die ich nachdenke Liane trägt hier (16 bzw. 17J) ein: Gott = Kraft Petra trägt (12,11J) ein: Gott = Natur	stimme zu	bin unsicher	den Satz lehne ich ab, weil
(1) GOTT ist groß und mächtig und regiert die Welt.	$Y_1 = \text{'Kraft'}$, $x = \text{'Natur'}$	x	X_1, X_2 selbst verantworten!, X_2 jeder hat (vielleicht) einen eigenen, Y_2 geht auch ohne
(2) GOTT ist irgendwie im Himmel, hat aber mit der Erde/Menschen nichts zu tun.			X_{1-2} im Himmel nur Wolken, Y_{1-2} 'Kraft' nicht im Himmel
(3) GOTT kann man nicht sehen oder hören, aber im Herzen spüren, wenn man das Herz dafür aufmacht.		X_{1-2}, Y_1	Y_2 doch hören! = 'Kraft'
(4) GOTT belohnt die Guten und bestraft die Bösen.	Y_{1-2} 'Kraft'		X_{1-2} Quatsch!, xx
(5) GOTT kann ich denken als Kraft des Lebens, aus der Welt und Kosmos kommen; mit einem Urknall hat das wohl angefangen.	X_2	Y_{1-2}	X_1 alles Erde ohne Gott!
(6) GOTT hat mich mit meinem Aussehen und meinen Fähigkeiten gewollt und hat mich lieb so, wie ich bin.	$Y_1 = \text{'Kraft'}$		X_1 Und was ist mit Behinderten?, X_2 Aussehen durch Eltern, Y_2 Kraft kann nicht lieben
(7) GOTT ist das Wort für das Geheimnis der Welt und Leben.	$X_2, Y_2 =$ 'Kraft'		(Item erstmalig)

(8) GOTT wünscht sich von jedem Menschen, die eigenen Fähigkeiten so zu nutzen, dass sich diese Welt weiter entwickelt und nicht zerstört wird.	$Y_2 = \text{'Kraft'}$	Y_1 ,Kraft'	X_1 es wird immer schlimmer auf der Welt, X_2 Menschen zerstören
(9) GOTT gibt den Menschen Freiheit. Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet GOTT.		$Y_1, X_1,$ x	Y_2 ,Kraft' kann nicht leiden, X_2 Kann ,Kraft' leiden?,xx
(10) GOTT vergibt Menschen, die böse Taten ehrlich bereuen.	$Y_2 = \text{'Kraft' } x$	Y_1, X_{1-2} ,Kraft'	xx
(11) Gott hat Schuld, dass es Hunger, Krieg und Verbrechen gibt auf der Welt.	$Y_1 = \text{'Kraft'}$	Y_2, x ,Kraft'	X_1, X_1 Wenn man an Gott glaubt, schon, aber eigentlich sind wir schuld X_2 Menschen sind schuld
(12) GOTT gibt Menschen Kraft, Mut und innere Sicherheit. Das hilft ihnen.	$Y_2 = \text{'Kraft'}$, x Freunde, x aber nicht der Gott, an den jeder denkt	Y_1, X_{1-2} ,Kraft'	
(13) GOTT zeigt sich immer wieder anders, als Menschen es erwarten.		Y_1, X_{1-2} ,Kraft'	Y_2 denke nicht an Abbilder, ,Kraft'
(14) GOTT kann zu uns auf vielfältige Weise sprechen, z.B. durch andere Menschen, durch Ereignisse oder durch eine Stimme im Herzen.	$Y_2 = \text{'Kraft'}$	X_{1-2}	Y_1 ,Kraft' spricht nur durch Gedanken in Herz + Kopf
(15) GOTT wirkt durch die Liebe von Menschen: Menschen sind seine Hände. Wo die Liebe ist, da ist GOTT.	x ,Natur' wirkt das!	Y_{1-2} ,Kraft'	X_1 das wäre ja schrecklich. Dann würden ja alle in Gott sein, X_2 wo die Liebe ist, da ist Freude

Was mir wichtig ist an GOTT, aber nicht hier steht: keine Eintragungen

Für Liane und Petra ist eine allmächtige Jenseitsfigur nicht denkbar, wohl aber die Regentschaft einer übermenschlichen Kraft, die erdbezogen wirkt (1) (2). Ob man sie persönlich wahrnehmen kann, dazu herrscht Unsicherheit (3) (13) (14), infolgedessen auch dazu, ob man aus ihr Kraft, Mut und Zuversicht gewinnen kann (12). Das non-personale Konstrukt der Schwestern kann weder lieben noch leiden (6) (9), darin besteht Einigkeit, Uneinigkeit besteht bezüglich des Tun-Ergehens-Zusam-

menhangs. Liane akzeptiert ihn bezüglich ihres Konstrukts ‚Kraft‘, Petra lehnt ihn radikal ab (4). Beide votieren bezüglich Schuld, Strafe, Vergebung widersprüchlich bzw. unsicher (10). Ist dies der ‚normalen‘ Inkonsistenz menschlichen Denkens zuzuschreiben oder eher Resultat der zu diesem Aspekt speziell unterschiedlichen frühen Prägungen? Während Liane bezüglich der Weltentstehung auch hinsichtlich ihres Konstrukts ‚Kraft‘ unsicher bleibt, kann Petra sich dem Gedanken anschließen, Gott als Kraft des Lebens zu denken. Insgesamt zeigt Petra eine differenziertere, fragende Haltung, die kritische Positionen ihres familiären Umfeldes aufzunehmen und zu durchdenken versucht, während Liane durch ihr kognitiv wenig durchgearbeitetes Konstrukt ‚Kraft‘ (= vorherbestimmende Schicksalsmacht, die aber nichts mit Weltentstehung zu tun zu haben scheint) eher gedanklich zu schwimmen scheint. Synergistische Vorstellungen liegen beiden ebenso fern wie der Rückgriff auf Jesus Christus als das menschliche Antlitz Gottes, als den ohnmächtig leidenden Gott (15). Letztlich scheint der Gedanke einer himmlischen Herrscherfigur, die direkt in die Geschehnisse dieser Welt eingreifen kann und dies auch tun sollte, immer noch die Hintergrundfolie zu bilden, von der man sich abgrenzt (Petra) bzw. die man – wesentliche Attribute von ihr übernehmend – privat und ‚familienadäquat‘ für sich adaptiert (Liane).

4. Gebet

Während Liane den Bogen zweimal (13; 17) im Abstand von vier Jahren ausfüllte, gibt es von Petra fünf Eintragungen innerhalb von fünf Jahren (10,6; 11,7; 12,11; 13,4; 15,7). Die Eintragungen erscheinen chronologisch nummeriert. Liane kreuzte beim ersten Durchgang etliche Items doppelt an mit Fragezeichen.

Ich bete ...	häufig	manchmal	selten	nie
am Abend vor dem Einschlafen				X ₁₋₅ , Y ₁₋₂
vor dem Essen			X ₁	X ₂₋₄ , Y ₁₋₂
im Gottesdienst/Jugendkreis				X ₁₋₅ , Y ₁₋₂
wenn ich mich sehr freue				X ₁₋₅ , Y ₁₋₂
wenn ich Angst habe		X ₃ , Y ₁	X ₁ , 4-5	X ₂ , Y ₂
wenn ich Sorgen/Kummer habe		X ₁ , 3 , Y ₁	X ₄₋₅	X ₂ , Y ₂
wenn ich mich einsam fühle		X ₃ , Y ₁	X ₄₋₅	X ₁₋₂ , Y ₂

wenn ich mir etwas wünsche	X ₁ , Y?	X ₃₋₄	X ₅	X ₂ , Y?, Y ₂
weil ich mein ganzes Leben mit Gott besprechen möchte	Y?			X ₁₋₅ , Y?, Y ₂
Sonstiges: (In welchen sonstigen Situationen kann Beten dir wichtig sein)				

Was mir noch zum Beten einfällt, aber hier nirgends vorkam: Liane: „Ich spreche manchmal mit meiner INNEREN STIMME.“

Während Petra offenbar eine schmale Gebetspraxis in Belastungssituationen aufrechterhält, leugnet Liane dies in der offiziellen Tabelle, fügt aber hinzu, dass sie manchmal mit ihrer INNEREN STIMME spreche, was verklausuliert das ausdrücken dürfte, was Petra praktiziert. Es scheint angemessen, Lianes stillen Dialog in Belastungssituationen als Beten anzusehen, zumal sie im Vorjahr unaufgefordert erwähnt, bei Sorgen manchmal zu beten. Petra zeigt im Vergleich zu Liane eine außerordentliche Kontinuität in ihren Angaben zur Gebetspraxis. In den ersten drei Untersuchungsjahren wurde die Gebetspraxis nicht erhoben. Daher fehlen Angaben dazu, ob Petra bzw. Liane bereits seit Kindergartenzeiten kontinuierlich Gebet praktizierten. Petra zeigt als Viertklässlerin eine schmale, stark wunschbezogene Gebetspraxis, die in Kl. 5 offenbar völlig zusammenbrach, in Kl. 7 dann – weniger wunschfixiert – auftritt und mit leichter Abschwächung bis in die Gegenwart reicht, wobei Petra in Kl. 7 dazu anmerkt, dass sie anders als kirchlich bete. Hat Petra im katholischen Kindergarten das Beten so eindrücklich als persönliche Ressource erlebt und eingeübt, dass sie diese Praxis trotz des sonst verbindlich erscheinenden familiären Standardbekenntnisses zum Nicht-Glauben aufrecht erhalten konnte?

5. Bibel

Zu folgenden Sätzen kann man unterschiedlicher Meinung sein:	stimme zu	bin unsicher	das lehne ich ab, weil
Die Bibel ist ein altes Buch, aus dem Menschen früher von Jesus und Gott etwas hörten, was ihnen für ihr Leben wichtig war.	X ₂ , Y ₂		X ₁ , Y ₁
Was in der Bibel steht, das sind eigentlich alles Märchen.	Y ₂	Y ₁ , X ₁₋₂	

Die Texte der Bibel sind Gottes Wort, d.h. sozusagen von Gott dem/den Autor(en) diktiert.			X_{1-2} ist dumm, Y_{1-2} hat anderer geschrieben
Die Texte der Bibel spiegeln die Erfahrungen von Menschen früherer Zeiten mit Gott. Manches ist deshalb zeitgebunden ausgedrückt.		X_{1-2} Y_1	Y_2
Bibeltexte können auch heute helfen, sich selbst und die Welt besser zu verstehen und Mut und Zuversicht zu bekommen für die Bewältigung des Lebens		X_1, Y_1	X_2, Y_2 hilft mir nicht
Alles, was in der Bibel steht, ist wortwörtlich wahr. Sie basiert auf Augenzeugenberichten.			X_{1-2} glaube ich nicht, Y_{1-2}
Manches, was in der Bibel steht, muss man symbolisch lesen wie bei der Literatur auch.	Y_2	X_{1-2}, Y_1	

Einig sind sich die Schwestern, dass die Bibel weder auf Augenzeugenberichten beruht noch auf Verbalinspiration. Erhebliche Unsicherheit besteht aber darin, wie Bibeltexte nun richtig zu verstehen sind. Spiegeln sie zeitgebunden formulierte Gotteserfahrungen? Sind es Märchen? Muss nach einem übertragenen Sinn gesucht werden? Einig sind die Schwestern, dass die Bibel für frühere Menschen Lebenswichtiges enthielt, ebenso einig aber auch, dass sie heutigen Menschen nicht bei der Bewältigung des Lebens helfe, jedenfalls ihnen nicht.

Gespräch mit der Mutter

Im fünften Jahr des Untersuchungszeitraums erfolgte ein Gespräch mit der Mutter. Der Bilanz der Entwicklung der Schwestern werden in Auszügen Inhalte dieses Gesprächs vorausgestellt.

Sie habe den Vater der Mädchen sehr jung kennen gelernt und sei als Jugendliche schon fest in seine Familie hineingewachsen, habe besonders zur Schwiegermutter eine intensive Beziehung entwickelt. In dieser Familie habe sie Erfahrungen machen können, für die in ihrer Familie kein Raum war. Deshalb sei ihr die Trennung von ihrem Mann so schwer gefallen. Der Vater der Kinder sei psychisch labil. Stresssituationen, insbesondere berufliche Überforderung, hätten unkontrollierbare Reaktionen ausgelöst. Die ausufernde häusliche Gewalt, die sich zuerst nur auf sie, dann auch auf die Kinder, insbesondere Liane, bezog, habe zur Trennung geführt. Anlass sei eine psychisch bedingte halbseitige Gesichtslähmung

bei Petra gewesen kurz vor ihrem Schuleintritt. Zur Schwiegerfamilie bestehe weiterhin enger Kontakt. Die Beziehung zum Ex-Mann, der sich auch neu gebunden habe, sei ohne Hass.

Die Mädchen seien durch den katholischen Kindergarten in Kontakt mit Religion gekommen. Das Konzept dort, auch die Kett-Materialien, sei gut gewesen. Das Tischgebet und die Kirchgänge hätten die Mädchen aber nicht gerade geliebt. Es sei ihnen auch immer klar gewesen, dass die Mutter einen von der Kirche unabhängigen Glauben pflege, an eine Kraft in sich und an eine zur Verantwortung rufende innere Stimme glaube und an eine Kraft der Lenkung, eine Kraft des Lebens in der Natur.

(Zusätzliche Information am Ende des Untersuchungszeitraums: Liane habe sich nach den zwei Jahren (Kl. 1/2) in der Konfessionsschule in die Stammgruppe der neuen Privatschule nicht integrieren können und deshalb für Kl. 4 in die katholische Schule zurückgehen wollen. Dort habe es für Kl. 3/4 die Alternative zwischen ev. und kath. Religionsunterricht gegeben, während in Kl. 1/2 der kath. Religionsunterricht verbindlich war. Auf die Frage, welche Alternative für Liane in Kl. 4 besser sei, habe die leitende Ordensschwester geraten, Liane in den kath. Religionsunterricht zu schicken. Dies sei falsch gewesen. Denn der Religionsunterricht habe in dieser Klasse zielgerichtet auf die Kommunion vorbereitet, formal und inhaltlich. Er sei stark dogmatisch gewesen, habe klar vorgegeben, was ‚richtiges‘ Denken und Empfinden sei. Liane habe sich ständig ausgegrenzt und abgewertet gefühlt, zumal es auch Noten gegeben habe in diesem Fach. Der Religionsunterricht in Kl. 4 habe ihr nicht gut getan.)

Zu Ritualen in der Familie: Früher habe sie abends regelmäßig vorgelesen und gesungen. Man pflege immer noch täglich ein gemütliches Frühstück bei brennender Kerze.

Petra habe von klein auf Harmoniebedürfnis und Tierliebe gezeigt und sei sehr ausgeglichen gewesen im Vergleich zu Liane, die immer sehr darunter litt bzw. leidet, dass Petra beim Vater im Vordergrund stand und steht. Darauf reagiere sie manchmal auch brachial, was Petra mit so lautem Schreien quittiere, dass die Schwester dann von ihr ablasse.

Petra habe auf Anregung des Vaters, der auch geige, mit 4,5 Jahren zu geigen angefangen. Liane spiele Klavier. Die beiden seien zwar schon mal zusammen bei JUGEND MUSIZIERT aufgetreten, möchten aber derzeit nicht zusammen musizieren.

Bilanz

Beide Mädchen stellen – wie die Mutter – eine besondere Naturverbundenheit heraus. Während Petra diese Verbundenheit in der Pflege von Pferden, im Reiten wie in Gartenarbeit unter erheblichem Einsatz von Zeit und Kraft aktiv umsetzt, scheint Lianes Naturbezogenheit eher eine passiv-konsumtive zu sein. Für beide stellt die Natur aber die Brücke zum Transzendenzerleben dar.

Beide Mädchen erfuhren vom Kindergartenalter an intensive religiöse Prägungen gegensätzlicher Art, wobei Liane den konträren Einflüssen länger und massiver ausgesetzt war als Petra. Die Wahl von konfessionellem Kindergarten und Konfessionsschule geschah pädagogisch motiviert. Die dort vermittelte religiöse Erziehung wurde von den Eltern und Großeltern offenbar als eine Art weltanschaulicher ‚Kollateralschaden‘ angesehen, dem zum Wohl der Kinder von Anfang an etwas entgegengesetzt werden musste. Insofern Liane länger und in Kl. 4 auch massiver dem katholischen Einfluss ausgesetzt war, scheint sie auch intensivere Gegenbemühungen seitens der Familie erfahren zu haben. Dies spiegeln sowohl ihre Fragebogeneintragungen als auch die Gespräche. Beide Mädchen tragen fast über den gesamten Untersuchungszeitraum das Standardbekenntnis des Nicht-Glaubens quasi auf einem Tablett vor sich her als Zeichen ihrer Loyalität zur Familie, insbesondere zur Mutter, von der sie auch weitgehend die inhaltliche Füllung ihrer religiösen Konstrukte übernehmen. Petra kann sich den religiös prägenden Einfluss der Mutter durchgehend mindestens partiell eingestehen, während Liane zwischen dem Gefühl starker Fremdbestimmung durch die Familie und fast völliger Autonomie in religiösen Fragen schwankt. Allerdings entfernt auch sie sich bis zum Ende des Untersuchungszeitraums (8 Jahre) nicht wirklich von den Grundhaltungen der Mutter.

Während die Mutter von beiden Mädchen durchgehend positiv gesehen wird als Hort von Nähe, Sicherheit und Unterstützung in allen Lebenslagen, ist das Vaterbild sehr unterschiedlich. Petra sieht den Vater ganz überwiegend positiv, fühlt sich von ihm geliebt und unterstützt und versucht, dunklen Elementen seiner gegenwärtigen Existenz ihrerseits mit verstehender Liebe zu begegnen. Die frühkindlichen Negativerfahrungen sind offensichtlich ‚vergessen‘. Liane schweigt sowohl zu ihren durchgehenden Erfahrungen, vom Vater der Schwester gegenüber zurückgesetzt zu werden als auch zur erlittenen Gewalt ihrer frühen Kindheit. Hängen die auffallend verdeckenden Elemente in den beiden Gottesmetaphern wie das (nicht von ihr gedeutete) dunkle Band in ihrer ersten Lebensmetapher mit diesem Schweigen zusammen? Häusliche Gewalt als dunkles Familienge-

heimnis, das zusammenhält? Ihre Beziehung zum Vater schildert sie als Nicht-Beziehung. Hat die jeweils unterschiedliche Beziehung zum Vater Auswirkungen auf das Gotteskonzept der Schwestern?

Beide Mädchen bringen ein anthropomorphes Gottesbild mit. Es wurde vermutlich ebenso durch die erfahrene katholische Erziehung wie durch die zu deren Abwehr genutzten Waffen eines flachen Klischees konstelliert. Petras Gott, an den sie i. S. eines ‚Für-wahr-Haltens‘ nicht glaubt, dem sie aber ein vielfältiges und ausschließlich positives Wirken zutraut, trägt (in Visualisierungen und zugeschriebenen Eigenschaften) in Kl. 1–3 zwar deutlich auch weibliche Züge, ist aber nach dem Semantischen Differential aus Kl. 5 insgesamt an ihrem geringe Differenzen zwischen Vater und Mutter aufweisenden Elternbild orientiert. Das kirchlich vermittelte Bild eines zugewandten Vatergottes hat für sie eine Entsprechung im Bild eines zugewandten realen Vaters. Ihr auf anthropomorphe Vorstellungen reduziertes Gottesverständnis weitet sich ab Kl. 3. Gott wird zu etwas Umgreifenden, in dem Leben wohnt, verbindet sich mit der Natur, wird immanent, kommt damit auch existenziell näher. Dass Gott verschiedene Seiten hat, deshalb aus verschiedenen Perspektiven gesehen werden kann, kommt in Kl. 4 in den Blick. Behauptete Petra bis zu diesem Zeitpunkt stets, dass sie nur den Gott anderer Leute beschreibe, Gott für sie selbst aber nicht existiere, so nimmt sie Gott nun punktuell und bereichsspezifisch (Situationen des verzweifelten Suchens) existenziell in Anspruch und bezieht daraus offensichtlich Kraft für die Bewältigung der speziellen Belastungssituation. Punktuell scheint eine Gottesbeziehung auf und trägt. Ob die für diesen Zeitpunkt bekundete Gebetspraxis bereits im Kindergarten angebahnt wurde und sich trotz Standardbekenntnis des Nichtglaubens quasi ‚unter der Decke‘ durch hielt, ist im Nachhinein nicht mehr zu ermitteln. Nach vorübergehendem Einbruch nimmt Petra ihre schmale Gebetspraxis wieder auf und hält über die Pubertät hinaus daran fest. Gott wird in vielfältigen Lebenssituationen, d. h. bereichsübergreifend und hinsichtlich unterschiedlicher Dimensionen als nah erlebt, in Belastungssituationen auch existenziell in Anspruch genommen, darf aber – der Loyalität zum Familienbekenntnis geschuldet – nicht ‚Gott‘ genannt werden und muss rein non-personal gedacht werden, um jede Verwechslung mit dem abzulehnenden kirchlichen Übervater bzw. der Mutter Gottes auszuschließen. Petra zeigt sich offen für unterschiedliche Sichtweisen und nimmt relativ unverkrampft Argumente und Fragen auf. Sie bleibt zwar in ihrer Glaubenshaltung an ihre Mutter angelehnt, übernimmt aber im Unterschied zur Schwester kaum weitergehende Vorstellungen aus der Esoterik (z. B. magische Kräfte in Steinen, Weltschöpfung durch Elemente, vorherbestimmende Schicksalsmacht); hat offensichtlich auch kein Bedürfnis zu anhaltender religiöser bzw. philosophischer Spekulation.

Bei Liane hat die mindestens 4-jährige katholische Erziehung in Kombination mit der familiären Anti-Erziehung ein Schlachtfeld hinterlassen. Zu einzelnen christlichen Inhalten gibt es Kenntnisse, aber kein Gesamtbild. War je eins da? Hätten ohne das Sperrfeuer der gegensätzlichen Botschaften Ansätze zu einem stimmigen Gedankengebäude entwickelt werden können? Liane wiederholt über Jahre die gleichen Anti-Positionen zu von ihr als christlich verbindlich angesehenen Lehrinhalten, ohne dass ein nennenswerter kognitiver Zuwachs ihrer Argumente erfolgt. Stereotype werden abgespult. Nicht nur bezüglich christlicher Inhalte hat man den Eindruck, dass permanent eingekapselte infantile Schemata reproduziert werden, sondern ebenso bezüglich der Argumente, welche die atheistische Position stützen sollen (z.B. ‚Salzwasserhypothese‘). Sie scheint über Jahre im Abwehrkampf stecken geblieben gegenüber einer Meute, die sie um jeden Preis mit Gott infizieren will. Der auf jeden Fall zu vermeidende Gott tritt auf ihrer inneren Bühne zwar nicht als Sünder strafende Zornesfigur auf, aber in Lianes Konstrukt sind im Höchstfall winzige Spuren (und auch die nur punktuell) von dem Heilswillen, der Zugewandtheit und freundlichen Nähe enthalten, die Petras (gleichfalls bekenntnishaft abgelehnte) Jenseitsfigur durchgehend charakterisieren. Der ‚gute Gott‘ scheint vergiftet zu sein.

Lianes positivem Mutterbild steht – vgl. das Semantische Differential – ein distanzierteres Vaterbild gegenüber, dem das Gottesbild wesentlich folgt. Die Beziehung zum Vatergott wird – wie die Vaterbeziehung – als Nicht-Beziehung charakterisiert. Zugleich signalisiert Liane eine geradezu verzweifelt anmutende Suche nach religiösem Halt, nach etwas, das nährt und trägt. In Kl. 5 präsentiert sie eine halb verhüllte, instabile anthropomorphe Gestalt als Gottesmetapher. Dieser Gott existiert als Gegenüber nur dann, wenn man ihn festhält. Und er sieht aus wie ein Schokoriegel, den man sich als Wegzehrung mitnimmt. Drückt sich darin Lianes religiöse Sehnsucht aus? Oder signalisiert er ein geheimes, verhülltes Festhalten an der öffentlich diskriminierten Jenseitsfigur, die auf Knöpfe drückend Wachstum initiiert? Oder spiegelt die Figur den labilen Vater, bei dem es etwas zum Verhüllen gibt? Ist gar alles zugleich und noch mehr darin enthalten?

Liane begegnete im frühen Alter einer reichen religiösen Symbolwelt. Sie definiert sich durchgängig als religiös und hält einen Glauben für lebensnotwendig. Ihr Umgang mit Religion ähnelt einer hungrigen Person vor einer üppigen Salattheke, aus der sie sich dies und jenes auf den Teller packt, einen bestimmten Salat dabei heftig zurückweisend, weil sie sich nachhaltig daran den Magen verdorben hat. Trotzdem scheint genau dieser Salat sie nicht loszulassen. Lianes starke emotionale Reaktionen auf das Wort ‚Gott‘ sprechen

dafür, dass der ‚christliche Gott‘ als Unruhefaktor (auch Faszinosum?) noch in ihr präsent ist. Ihre Neigung zu religiöser Spekulation ist ungleich höher als die ihrer Schwester. Übernimmt Liane so viele disparate Versatzstücke aus Esoterik und nichtchristlichen Religionen, weil sie die Leerstellen, die durch die Zerstörung der reichen Symbolwelt ihrer katholischen Kindheit entstanden, nicht aushalten kann?

Glaube vermittelt Sicherheit, Schutz. Dies – behauptet Liane – sei auch Sinn und Zweck Gottes bzw. der ‚Kraft‘, die in ihrem Konstrukt Gott beerbt einschließlich typischer Elemente der klassischen Gotteslehre. Liane scheint – biografiebedingt – schutzbedürftiger als die jüngere Schwester. Steht hinter ihrem Beharren auf Prädestination der Wunsch, in allen Entscheidungen gehalten zu sein? Dadurch, dass etwas vorherbestimmt ist bzw. dadurch, dass eine(r) schon weiß, was und wie es kommt, erscheint es aufgefangen mit allen seinen Folgen. Es vermittelt ein Stück Sicherheit, sich sagen zu können: ‚Ich mache jetzt das, was Gott/die ‚Kraft‘ für mich vorgesehen hat. Und das ist okay.‘

Liane scheint, anhaltender und massiver als Petra, Glaubensaussagen mit normativem Geltungsanspruch begegnet zu sein, keine anderen Lesarten zugestanden bekommen zu haben. Ob die Glaubensaussagen im Gewand von Tatbestandsaussagen daher kamen oder nur – angefeuert durch die entsprechende ‚Anti-Erziehung‘ – in dieser Richtung von ihr rezipiert wurden, ist nicht mehr zu ermitteln. Unverkennbar ist jedoch die Wirkung einer solchen Rezeption in Lianes konfessionslosem Kontext. Nachhaltige Blockaden wurden aufgebaut, Immunisierung gegenüber dem lebensförderlichen Potenzial der christlichen Botschaft betrieben. Die Rede von Schöpfung und Erhaltung, von Vertrauen in Gottes erbarmende, schützende und fürsorgliche Führung und Begleitung usw. hat ihren Ort im Bekenntnis von einzelnen oder Gruppen, die sich auf einen gemeinsamen religiösen Deutungsrahmen beziehen. Die biblisch-christliche Botschaft für Kindergarten- und Grundschulkinder so zu ‚übersetzen‘, dass Glaubensaussagen nicht als Tatbestandsaussagen mit Welterklärungsanspruch von den Kindern rezipiert und (sofort oder mit Zeitverzögerung) als Zumutung abgelehnt werden, sie einzuüben in die Wahrnehmung und Kommunikation verschiedener Lesarten, ohne in einer Beliebigkeit der Perspektiven zu enden, darin liegt eine zentrale Herausforderung für die Religionspädagogik.

Beide Mädchen haben im Kindergarten Gebet als inneren Dialog kennen gelernt und offenbar nicht nur als Zumutung (wie sich die Mutter zu erinnern meint), sondern auch als befreiende und stärkende Ressource erfahren. Anders ist kaum denkbar, dass beide Mädchen trotz ihres Standardbekenntnisses zum Nichtglauben über so viele Jahre eine persönliche Gebetspraxis

aufrechterhalten haben. Ist Beten-können als spezielle ‚Kompetenz‘ im Coping anzusehen? Wie können im konfessionslosen Kontext bei Wahrung des Überwältigungsverbotes im schulischen Raum Kinder so an Meditation und Gebet herangeführt werden, dass es Einladungscharakter hat, sich diese Ressource zu erschließen?

2.6 Horst und Reinhard

Horst und Reinhard kommen aus einer kirchlich gebundenen Familie. Ein Großvater war Pfarrer, der Vater ist kirchlicher Mitarbeiter. Die Eltern trennten sich in der Vorschulzeit der drei Söhne, deren Alterabstand jeweils ca. 1,5 Jahre beträgt. Alle drei leben bei der sorgeberechtigten Mutter. Sie haben unregelmäßigen Kontakt zum Vater, der sich neu gebunden hat. Reinhard besucht – zwei Klassen über Horst – die gleiche Schule, während der älteste Bruder in eine andere Schule geht. Reinhard kam ab Kl. 4 in die Privatschule, Horst ab Kl. 3, als Reinhard in die räumlich entfernte Sekundarstufe übergang. Reinhard gehörte vom Untersuchungsbeginn an zum Sample A. Zu ihm ließ sich zunächst schwer ein Kontakt herstellen, bedingt durch die familiären Turbulenzen, die den Jungen sichtlich störten. Aufgrund des Wechsels in das entfernte Schulgebäude nach Kl. 4 war der Kontakt zu ihm zeitweise dünn. Die Gesprächsbeziehung entwickelte sich erst allmählich. Von ihm liegen daher weniger Daten vor. In der nachfolgenden Darstellung nimmt die Entwicklung von Horst entsprechend mehr Raum ein. Kommentierte Dokumente zur Entwicklung von Reinhard werden – durch Rahmen abgesetzt – in chronologischer Folge eingefügt, um Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Brüder hinsichtlich ihres Denkens und Empfindens zeitlich parallel sichtbar zu machen. Auszüge eines Gesprächs mit der Mutter nach Abschluss der Datenerhebung werden einer vergleichenden Bilanz vorangestellt.

Klasse 4, Reinhard

Gottesmetapher (10,6)

Reinhard scheint die Gestaltungsaufgabe irritiert zu haben. Sein Gebilde ist karg. Er hat – passend zum sonstigen Verhalten im Unterricht – offenbar das Gefühl, mit der Gestaltung irgendwelchen Gütekriterien genügen zu sollen, denen er nicht entsprechen kann. Zögerlich, verlegen und spärlich kommentiert er seine Gottesmetapher, mehrfach einschiebend,

dass es eigentlich hätte anders ausschauen sollen. Den Schlüssel habe er genommen, weil Gott da oben vielleicht ein Königreich habe und ein paar Schlüssel brauche. Eine Idee, was die Schlüssel ausdrücken könnten, hat er nicht, auch nicht zum verwendeten Netz. Der Elektrodraht solle eine Krone sein, weil Gott ein Herrscher sei. Der Ton habe ein Gesicht werden sollen, was ihm aber misslungen sei. Als Knetefigur steht er weit weg von der Gestaltung. Zu Orten oder Zeiten, wo ihm Gott einfalle, nennt er den Gottesdienst oder auch manchmal das Einschlafen. – Nahe gefühlt habe er sich Gott noch nie. Und er habe auch niemanden von so etwas je sprechen hören. Eine Überschrift für seine Gestaltung fällt ihm nicht ein.

Lebenswelt (10,8) (o. Abb.)

Seine Zeichnung besteht aus einem DIN A3 Blatt, das zu 80% leer ist bis auf Radierspuren, die einen überdimensionierten Penis auf Rollen und zwei Figuren auf einer Art Sprungbrett erkennen lassen. Am unteren Blattrand ist ein Computer gezeichnet, ein Fußballfeld und auch ein Fenster mit einer Figur davor. Reinhard erzählt, dass er gern Computer spiele, auch sei er im örtlichen Fußballverein. Er gucke viel aus dem Fenster auf eine Baustelle oder die benachbarte Kaufhalle. Seinen Vater besuche er jedes zweite Wochenende. Könnte er an seinem Leben etwas ändern, würde er die Schule näher an den Wohnort rücken, um nicht mehr Bahn fahren zu müssen. – Wenn er traurig sei, spreche er mit seiner Mutter. Zu schweren Fragen fällt ihm nichts ein. – Gott kommt in seiner Lebenswelt nicht vor.

Reinhard bringt erkennbar ein anthropomorphes Gottesbild mit, das traditionelle Züge trägt. Gott wird oben verortet und mit Herrschaftsinsignien versehen. Das Konzept erscheint wenig differenziert bzw. reflektiert und mit seiner Erfahrung, seiner Lebenswelt nicht verbunden. Gott ist bereichsspezifisch verortet. In der Bleistiftzeichnung zur Lebenswelt kommen weder seine Familie noch der große Pfarrgarten mit seinen Spielmöglichkeiten vor. Eine Teilnahme bezüglich eines Elternteils erfolgt nicht; die Familiensituation wird von Reinhard gar nicht thematisiert. Nichts kommt zur Sprache, was mit spürbaren Emotionen verbunden wäre. Gottesmetapher wie Lebensweltzeichnung spiegeln eine Perspektive, die von Kargheit, Kontakt- und Freudlosigkeit gekennzeichnet scheint.

Die Perspektive der Klassenleiterin auf Reinhard: Die Mutter sei eine starke Person, die alles positiv zu sehen versuche und ihre Kinder mit ihrer permanenten Fröhlichkeit möglicherweise manchmal erdrücke. Sie müsse weite Strecken zur Arbeit fahren, komme immer spät nach Hause, sei in viele Sachen involviert, habe z. B. in S. einen Verein für Jugendarbeit gegründet. Reinhard teile das Zimmer mit den beiden Brüdern. Er wirke oft völlig überfordert. Er brauche Ruhe, Ausschlafen, ein eigenes Zimmer, nicht dauernd Hektik und permanente Fröhlichkeit. Die Mutter kümmere sich durchaus um die Kinder, behandle sie als gleichwertig, aber sie habe viel zu wenig Zeit für sie und wisse das auch. Reinhard sei sehr sensibel. Er habe massive Probleme mit Lesen und Schreiben in der Eingangsstufe der vorigen Schule gehabt. Es bessere sich auch jetzt nur langsam. Sein Selbstvertrauen sei nach wie vor gering. Er lasse er sich von den Klassenkameraden völlig mitreißen, sei total zu im Beisein anderer Jungen. Man komme nur im Einzelgespräch – und auch da schwer – an ihn heran. Die Kinder seien oft allein zu Haus. Reinhard leide unter der Trennung vom Vater, würde ihn gern öfter sehen, was an den Differenzen zwischen den Eltern scheitere. Die Großmutter väterlicherseits agiere mit im Dauerkonflikt, der auch die Schulwahl einschließe. Wenn Reinhard über das Wochenende beim Vater gewesen sei, komme er sehr unausgeglichen und unzufrieden zurück.

Klasse 3, Horst

Gottesmetapher (9,8)

„Ich wollte Gott nicht machen, weil ich christlich bin. In den elf Dingsda – Geboten – steht, dass man Gott nicht nachmachen soll. Und deshalb habe ich etwas anderes gemacht. Und weil es so gute Teile dafür gab, habe ich diese Bombe gebaut.“ – Horst erzählt ausführlich und genüsslich, wie die Bombe funktioniert.

(Wo Gott sei und wie er handle?) „Ich glaube, er ist im Himmel – ich habe keine Ahnung. Aber ich glaube an Gott.“ (Ob der Himmel nur oben sei oder auch um uns herum?) „Ich meine, die Erde ist ja rund. Und die Wolken sind natürlich überall außer hier im Raum.“ (Und da sei Gott?) „Ich habe keine Ahnung, ich weiß nicht.“ (Ob Gott unsichtbar bei uns sein könne?) „Das könnte sein. Er kann ja vielleicht alles, weiß ich, wie. Er könnte sich z. B. unsichtbar machen und dies Teil hier hochheben – ich habe keine Ahnung, was er kann oder nicht.“ (Ob Gott etwas bewirke in

der Welt?) „Das weiß ich nicht. Ich merke ja nie etwas. Ich kann es dann auch nicht behaupten ... aber ich glaube an ihn. Was soll ich sagen? Ich habe noch nie gemerkt, dass ein Mensch von den Toten auferstanden ist. An Jesus glaube ich auch. Aber ich habe es ja nicht gesehen ... Und Gott kann irgendetwas sein, vielleicht ein Pferd. Dass er sich in ein Pferd verwandeln kann oder in etwas anderes, auch in diese Bombe und dass er dann Regen macht oder Blitz. Das kann ja alles möglich sein.“

(Ob Gott in der Welt etwas verändern könne, z. B., wenn in der Klasse Streit sei?) „Na, Gott hat die Menschen ja so erschaffen. Und dann machen die eben ihr eigenes Ding, also machen, was sie eben denken.“ (I verweist auf die Vielfalt der Vergleiche für Gott in der Bibel, erzählt, welcher Vergleich ihr gut tat, wenn sie erschöpft war und fragt Horst, welcher Vergleich ihm an diesem Vormittag einfalle.) Horst spricht erneut ausführlich von Flüssigbomben. (Ob Gott für ihn etwas mit Gewalt zu tun habe?) „Also, kein Mensch weiß, ob es Gott gibt. Ich weiß es auch nicht, aber ich glaube nun mal an ihn. Ich wohne ja auch im Pfarrhaus.“ (Ob Gott das Leben von Menschen bestimme?) „Nein. Sonst wären wir ja Roboter sozusagen. Wir sind wir. Gott hat uns erschaffen. Und dann kam für uns das Leben, und dann lässt er uns frei.“ (Ob nicht viel Schlimmes durch diese Freiheit passiert?) „Aber nicht jeder macht Schlimmes. Und die, die so einen Quatsch machen, glauben meistens nicht an Gott. Und ich ja! Und eigentlich ist es mir scheißegal, was die anderen darüber denken, dass ich an Gott glaube. – Mir ist es scheißegal, aber ich tue es nun mal! – Ich mache mir da keinen Kopf drum, wenn die anderen sagen: ‚Das ist ja voll bescheuert! Du glaubst an den? Den gibt es doch gar nicht! Der ist doch nur ein Gedanke!‘ und all so etwas. Ist mir eigentlich egal, was die anderen sagen ... Ich bin ich. Keiner kann beweisen, ob es ihn gibt oder nicht!“ (Ob es auch gute Seiten habe, an Gott zu glauben?) „Na ja, manchmal erfüllt mir Gott auch Bitten, z. B. dass die Tür auf sein soll, wenn ich keinen Schlüssel dabei habe. Das passiert manchmal.“

Als Motiv des Bombenbaus gibt Horst das Bilderverbot an. Dass er seine Gestaltung letztlich doch mit Gott in Verbindung sieht, zeigt sich an der Idee, Gott könne sich auch in die Bombe verwandeln. Bomben faszinieren ihn sichtlich, Gott weniger, was mit ursächlich sein dürfte, dass auf Gott bezogene Fragen fast stets mit ‚keine Ahnung‘ beantwortet werden. Glaube stellt sich als eine mit dem Familienwohnsitz verbundene Pflichtübung dar, die für Horst erkennbar ein ‚Für-wahr-Halten‘ der Existenz einer mit Zauberkraften ausgestatteten Gott- bzw. Jesusperson beinhaltet. Seine wiederholte Beteuerung, dass der Spott über seinen Glauben

ihm egal sei, dürfte als ‚Pfeifen im Wald‘ einzustufen sein. Mit seiner Erfahrung haben Gott oder Jesus (fast) nichts zu tun. Er habe nie etwas gemerkt davon. Indirekt gesteht er ein, dass er auf dringliche Wünsche bezogen gelegentlich betet und zuweilen auch Gebetserhörung – ‚offene Türen‘ – erfährt. Als wirkliche Verwurzelung seiner Religiosität im Erleben ist dies kaum anzusehen. Sein theistisches Konzept wirkt – gemessen an seinem familiären Hintergrund – kognitiv kaum durchgearbeitet, aufgesetzt und angelernt, was mit seiner besonderen Betonung von Autonomie äußerlich kontrastiert, von der psychischen Dynamik her aber stimmig ist. Emotional erscheint sein Konzept stark spannungsgeladen, explosiv. Christlicher Glaube wurde von ihm offenbar bisher weder familiär noch kirchlich als Raum von Zuwendung, Geborgenheit und Orientierung erfahren.

Lebenswelt (9,10)

Besonders wichtig seien Gameboy, seine Kumpel und die Magic-Karten von Pokémon. Horst ist erst seit Schuljahresbeginn auf dieser Schule. Die frühere sei besser gewesen. Gründe dafür fallen ihm zunächst nicht ein. Schließlich meint er, die Lehrer seien besser gewesen, der Schulweg weniger stressig, er würde gern wieder zurückgehen, aber das wolle seine Mutter nicht.

Zur Familie befragt benennt er als ihm wichtig zuerst seine liebsten Kuscheltiere, dann die Hunde des Vaters, anschließend die Stiefmutter und den Vater. Mit der Stiefmutter komme er besser aus als mit seiner Mutter. Die Mutter sitze in Ruhe im Club und komme erst abends wieder. Und die Jungens müssten alles machen. Das finde er ungerecht. Andere Kinder müssten so was nicht, er kenne jedenfalls keine. Die Arbeit sei aufgeteilt auf alle drei, und jede Woche werde gewechselt: Tischdienst, Abwaschdienst, Abfalldienst usw. Niemand sei zu Hause, wenn er heimkomme, höchstens die Brüder. Die Mutter arbeite im Jugendclub, sie passe da auf. Mal reagiere sie gestresst und mal locker beim Heimkommen, je nachdem, wie es bei ihnen aussehe zu Hause. Auf Nachfrage erzählt Horst, sie wohnen im Pfarrhaus, der Pfarrer wohne nebenan. Sie hätten einen großen Garten, wo er mit Freunden spielen könne, Kirschen essen usw.

Könnte er in seinem Leben etwas ändern, würde er zurück in die alte Schule gehen und bei seinem Vater wohnen. Das gehe nicht, weil die Mutter erziehungsberechtigt sei und das auch nicht ändern wolle. Vater und Stiefmutter hätten auch ein Kind gehabt, das aber schon im Mutterleib gestorben sei. Es gebe noch eine Halbschwester von der früheren Freundin

des Vaters. Seine Eltern lebten schon seit etwa fünf Jahren nicht mehr zusammen, er könne sich aber an die Zeit davor noch etwas erinnern.

Dass er auch negative Gefühle haben könnte, leugnet Horst zunächst. Schlechte Gefühle interessierten ihn nicht – Schnupfen z. B. gehe auch so weg. Zum Beispiel, dass man etwa traurig sein könne, weil ein Haustier gestorben sei, meint er, er habe gar kein Tier. Erst beim dritten Anlauf – es könnte doch mal einen Grund geben, warum man traurig sei – reagiert er: „Ja, wenn meine Brüder mich verkloppen.“ Was ihm dann helfe? Na, dann höre er einfach auf. Erst mal prügte er natürlich zurück. (Und wenn er dabei verliere?) Dann habe er eben Pech. (Ob dann helfe, sich zu verkriechen und ein bisschen zu heulen?) Horst verneint dies sofort. Sie hätten keinen Fernseher, merkt er an. Der Streit sei meistens abends, und er gehe dann auf sein Bett und spiele Gameboy, und sein Bruder gehe ins Bett, lese Comics und spiele Gameboy.

Wenn er schwierige Fragen im Kopf habe, frage er die Mutter. Und wenn die es nicht wisse, dann könne er nichts machen. (Ob er den Vater oft besuche?) Dieses Wochenende sei er da gewesen. Er hole Horst immer mit dem Auto ab.

Es fällt Horst schwer, die Frage, ob und gegebenenfalls wo Gott mit seinem Leben etwas zu tun habe (die Präsenz Gottes könne als Punkt ins Bild eingetragen werden), an sich heran kommen zu lassen. Erst nach einigen Beispielen versteht er das Gemeinte. Dann erzählt er, er träume nicht gern und dann bete er manchmal, dass er nicht träume. Es sei nicht so, dass er oft Schlimmes träume – wenn das vorkomme, gehe er gleich zu seiner Mutter – er träume meistens gute Träume, aber wenn er dann aufwache, dann sei alles vorbei, z. B. wenn er träume, dass er ein richtig gutes Gameboyspiel bekomme und dies und das und dann aufwache, dann sei das doof – da wolle er lieber gar nicht träumen. Er klebt dafür den Punkt auf. Gott falle ihm manchmal auch abends ein, wenn er vom Saxophonunterricht komme, dann seien oft Nazis auf dem Bahnhof. Die hätten schon Gymnasiasten zusammengeschlagen. Und er hoffe immer, dass kein Nazi komme und ihn anfalle.

Den meisten Raum in seiner Zeichnung nimmt der Gameboy ein, seine Bedeutung als Trostinstanz bei Konflikten mit den älteren Brüdern untermauernd. Die Familie fehlt im Bild. Sie kommt erst auf Nachfrage in den Blick. Dass er zuerst die Kuscheltiere und die Hunde als Bezugspersonen nennt verwundert nicht angesichts der Spannungen, denen Horst familiär ausgesetzt ist: Der Konflikt zwischen den Eltern wird über viele Jahre auf dem Rücken der Kinder ausagiert:

Kuscheltiere und Hunde sind da als unparteiische Vertraute besonders schätzenswert. Horst hat gerade ein Wochenende bei seinem Vater verbracht (was nicht regelmäßig vorkommt; der Vater lädt die Söhne nur sporadisch ein) und ist sichtlich geprägt von der Negativperspektive seines Vaters gegenüber der Mutter und dem von ihr für die Söhne gewählten schulischen Kontext. Die nervenaufreibende Berufstätigkeit der Mutter wird als Ausruhposten deklariert, die häuslichen Pflichten als Sklavendienst. Die Positiva der häuslichen Umgebung treten gar nicht in den Blick. Dass die Mutter bei schlechten Träumen oder schweren Fragen Ansprechpartnerin ist, zeigt, dass sie in der psychischen Balance von Horst eine andere Rolle spielt als es den Anschein hat. Unübersehbar ist jedoch, auch wenn man die aktuelle Verzerrung der Perspektive abzieht, dass es Horst an unterstützender Zuwendung, Geborgenheit und Halt im Alltag fehlt. Sich täglich über Stunden ohne einen schützenden Erwachsenen als Jüngster gegenüber zwei älteren Brüdern behaupten zu müssen, dürfte mit viel Ohnmacht, mit Verletzungen und Niederlagen verbunden sein und in der Folge mit Angst, Frustration, Traurigkeit und Wut, also einer Fülle von Negativgefühlen. Horst kann erst nach längerem Leugnen zugeben, überhaupt Negativgefühle zu haben, sie offen zu zeigen ist indiskutabel. Der Gameboy dient als ‚coole‘ Instanz der Bewältigung. – Daran, dass Horst einen dicken Gottespunkt für die Hoffnung einklebt, keine schönen Träume zu haben, ist der Grad seiner Frustration ablesbar: Weitere Enttäuschungen meint er nicht ertragen zu können. Gott soll ihn davor schützen. Gott kommt auch als Schutzinstanz gegenüber bedrohlichen Nazis in den Blick.

Klasse 6, Reinhard

Gottesmetapher (12,6)

Reinhard baut in seine Gestaltung in Anwesenheit seiner konfessionslosen Klassenkameraden einen überdimensionalen Penis ein, den er zu Beginn des Einzelgesprächs unaufgefordert entfernt. Übrig bleibt ein Tongebilde mit zwei Füßen, einer Uhr in der Mitte als Auge und Ohren und Antenne. Reinhard ist auch dieses Mal mit seinen gestalterischen Fähigkeiten unzufrieden. Zu Beginn des Kommentars zeigt er auf die Uhr: „Das soll ein Auge sein, womit er auf die Welt gucken kann ... Ich habe ja gar kein Auge gehabt ... Wie sollst du dann Augen machen?“ Auf die grauen Stäbe zeigend: „Diese Dinger sind gut zum Hören ... Ohren.“ Die Figur sei – nur mit Auge, Ohren und Antenne ausgestattet – nicht richtig als Mensch zu verstehen, aber „ein bisschen

menschenähnlich, (denn) er hört. Er kann alles irgendwie mitkriegen. Deswegen habe ich auch Ohren gemacht.“ (Ob er das als gut oder als bedrohlich empfinde?) Beides komme vor. Manchmal wünsche er sich schon, dass Gott wegschaue. Was Gott für ihn mit der Zeit zu tun hat, weiß er momentan nicht mehr. Manchmal – beim Arbeiten – vergehe die Zeit schneller, beim Warten langsamer.

Gott ist für ihn „im Himmel“ und der ist „über den Wolken“, nicht in ihm drin oder um ihn herum. (Ob Gott auch etwas mit der Welt zu tun habe?) „Ja, manchmal hat man ja einen Glückselgen bei sich, z. B. als ich hier ((zeigt auf seine Stirn)) einen Hockeyschläger gegen gekriegt habe, hab’ ich Glück gehabt, dass ich den nicht gegen das Auge gekriegt habe. Daran denkt man auch manchmal so.“ Reinhard bejaht, sich da von Gott geschützt gefühlt zu haben. Zur Frage, wie Gott Menschen schütze, meint er: „Weiß ich doch nicht. Nee, keine Ahnung!“ Über so etwas denke er nicht nach. Konfrontiert mit einem fiktiven Spielplatzszenarium, wo ein Kind gequält zu werden droht, wehrt Reinhard den Beispielfall zunächst ab, entscheidet sich dann für ein ‚Modell‘ göttlichen Schutzes, wo Menschen helfend in die Situation eingreifen.

Zur Frage, ob es Zeiten oder Situationen gebe, in denen ihm mal Gott einfalle, reagiert Reinhard mit: „Hab’ ich das gesagt?“ Erinnert an die erwähnte Kopfwunde, wirkt Reinhard erstaunt über die eigene Äußerung, bestätigt dann aber, dies gesagt zu haben. Zusätzlich fällt ihm ein: „Es gibt ja auch immer christliche Feste ((wiederholt dies mehrmals)).“ Die erlebe er zu Hause mit. Zur Frage, ob es über Gott oder über solche Feste familiäre Gespräche gebe, meint er: „Meine Mutter ist kaum zu Hause.“ Und wenn sie da sei, unterhalte man sich über andere Themen. „Wir kamen noch nie auf das Thema ((2x)), ich weiß nicht, ob es noch passiert.“

Auf die Einladung, die Knetefigur für sich stimmig zu platzieren, reagiert Reinhard mit: „Keine Ahnung. Jetzt fragen Sie mich garantiert, warum ich das so hinstelle.“ I verspricht, dies nicht zu tun. Reinhard: „Ich weiß nicht, wie ich das hinstellen soll ... Also, wie ich zu Gott stehe, weiß ich nicht.“ I versichert ihm noch einmal, dass es bei solch einer Platzierung kein Falsch und Richtig gebe, sondern nur, dass es für einen selbst stimme. Sie demonstriert ihm mögliche Positionierungen in Distanz und Haltung von Menschen ganz unterschiedlicher Einstellungen zur Gottesfrage. Reinhard probiert nun – immer noch

sehr unsicher wirkend – ganz verschiedene Distanzen und Haltungen mit der Figur aus und fragt verschiedentlich nach, was die probenhalber eingenommene Position vielleicht ausdrücken könnte. Schließlich entscheidet er sich, seine Figur ca. 3 cm entfernt zu platzieren, der Gestaltung voll zugewandt.

Reinhard ist gesprächsfähiger, erscheint sonst aber wenig verändert: Die Penis-Affäre spricht für die Fortdauer der Mitläuferexistenz, begründet in seiner durchgehenden Unsicherheit, die sich – focussiert auf die Gottesbeziehung – deutlich auch in seinem Umgang mit der Knetefigur spiegelt. Sein Gotteskonzept ist weiter traditionell und kognitiv wenig durchgearbeitet. Offenbar spielt christlicher Glaube trotz der konfessionellen Bindung der Familie eine marginale Rolle; das Kirchenjahr wird zwar begangen, aber weder mit dem Vater noch mit der Mutter scheinen religiöse Inhalte kommuniziert zu werden. Die Kirchengemeinde kommt gar nicht vor. Die Erfahrung einer potenziell bedrohlichen Kopfverwundung deutet Reinhard spontan religiös, seine Deutung dabei durch ein ‚man denkt‘ in eine neutralisierende Distanz rückend und sofort abblockend bei der Frage nach einem WIE des Schutzes Gottes. Dass Gott ihm überhaupt in Zusammenhang mit seinem Leben einfallen könnte, scheint ihm verwunderlich. Er zeigt sich überrascht, dass er ein Geschehen in seiner Lebenswelt mit Gott verknüpft hat. Dass er seine Knetefigur – nach der Versicherung, dass er dies nicht begründen müsse – nach dem Ausprobieren verschiedenster Positionen recht dicht an seine Gestaltung stellt, könnte darauf hindeuten, dass bei Reinhard – real oder als Sehnsucht – eine größere Nähe vorhanden ist, als er eingestehen kann.

Klasse 4, Horst

Gottesmetapher (10,10)

Horst hat sich vom Material anstecken lassen und erst mal „einfach hinmontiert“. Als Gottesvergleich baut er einen vierteiligen Apparat, bei dem jedes Element in ein komplexes Funktionssystem eingebunden ist. Das Dia nimmt einfallendes Sonnenlicht auf und transformiert diese Energie in eine Alarm-, Aufweck- bzw. Aufschließfunktion: „Der Strahl geht dann hier so weiter ... bis zu der Münze ... dann bis zu meinem Namenfähnchen.“ Die Fahne brenne an, fliege runter. Dann stoße das Aufpassermännchen die Kugel weg usw. Horst erklärt ausführlich, wie es nacheinander funktio-

niert. Es ist eine komplizierte Kettenreaktion, die schließlich den Wecker in Gang setzt. (Gott sei wie ein Wecker?) „Ja, er weckt mich sozusagen auf ... für einen schönen Tag.“ Die vielen Schlüssel schlossen den Tag für verschiedene Gedanken auf. Horst bejaht, dass Gott vierteilig sei. (Was das Männchen bedeute? Es sei ja noch mal eine Person in Gott selbst.) „Na ja, das ist vielleicht Jesus.“ Horst setzt sich als Knetfigur in die Gestaltung. „Ich würde gerne z. B. hier in diesem kleinen Stübchen drin sitzen und zugucken, wie das alles funktioniert. So wie ein Zuschauerplatz ist das dann.“

Horst hat – fasziniert vom Material – am Buffet erst mal Technikutensilien gerafft, darunter ca. acht Magneten. Er verbaut fast alle Teile und besteht darauf, seine materialreiche Gestaltung später auch mit nach Hause nehmen zu dürfen. Offenbar hat er vor, an seinem Apparat noch weiterzubauen. Gott wird als vierteiliges, komplex miteinander verbundenes Ganzes gesehen, in welchem sich eine Kettenreaktion abspielt, die Menschen aufweckt. Was hat hier Pate gestanden? Erste Einsichten in das ökologische Gewebe? Die Evolutionstheorie? Vielleicht von beidem etwas? Könnte man sein Konstrukt als eine Schöpfungstheologie sehen, seine Faszination bezüglich des Ineinandergreifens komplexer Abläufe als spezifische Form eines staunenden Schöpfungslobes? Ist das Aufwecken – über das konkrete physische Geschehen hinausgehend – als Chiffre für Bewusstwerdung zu verstehen? Horst verortet sich im System als an den Abläufen interessierter Beobachter.

Klasse 5, Horst

Lebenswelt (11,2)

Horst hat nur Dinge gemalt, die er nicht mag: Raucher und Kiffer wegen des Gestanks, Mädchen wegen ihres Kreischens bei Mäusen oder Spinnen und die Schule, wo er nur Sport und die Freunde möge. Außerdem „finde ich Nazis bescheuert, weil sie ausländerfeindlich sind. Und ich hab 'ne Tante, die kommt aus der Ukraine.“ Auf Nachfrage nennt er, was er mag: „Affchen finde ich sehr schön ... Na ja, Hunde, mein Vater hat auch drei, und wir gehen immer mit denen spazieren ... Ja, Hunde mag ich eben und meine Familie, na ja, nicht so oft, aber eben auch.“ Er spiele häufig mit der Oma Gesellschaftsspiele, und „bei meinem Vater, da fahren wir immer Fahrrad und gehen halt mit den Hunden ... Mutti hat eigentlich keine Zeit und ... meine Brüder sind auch nicht grad' so“, er spiele nicht viel mit ihnen. Sport und Musikhören seien ihm wichtig, auch sein Saxophon.

Einfrieren würde Horst gern, „dass mein Vater Hunde hat und meine Eltern getrennt bleiben ... Das finde ich besser, weil sonst wäre ich ja nicht mehr bei der Frau von meinem Vater. Und da will ich sowieso bleiben.“ Er würde gern beim Vater wohnen und Hunde haben und vielleicht auch einen Affen. Er wolle Truckfahrer werden. Dann fällt ihm noch ein Veränderungswunsch ein: „Doch, doch, doch, doch, dass ich gern Einzelkind sein würde.“

Bei Wut helfe die Zeit. Er rege sich dann wieder ab. Traurig sei er sehr selten. Wenn, dann höre er Musik. (Was bei Angst helfe?) „Ich weiß gar nicht, wovor ich Angst hab’ ... So richtig hatte ich noch nie Angst.“ Horst fällt keine Angstsituation ein, vielleicht „als Baby“.

(Wer sich Zeit nehme für seine Fragen?) „Also wenn ich meinen Vater frage, der sagt mir das gleich, wenn er es weiß und erklärt es mir. Mutti hat immer keine Zeit. Wenn wir was von ihr wollen, ist sie meist nicht da. Und wenn sie irgendwas verspricht, dann hält sie das wieder nicht ... Na ja. Ich bin sowieso lieber bei meinem Vater.“ Er finde es bescheuert von seiner Mutter, sei aber „eigentlich schon dran gewöhnt, dass Mama, wenn man ihr eine Frage stellt, sie erst drei Stunden später beantwortet“.

Zur wiederholenden Einführung der Gottespunkte meint Horst: „Also, ich weiß nicht, ob es Gott gibt. Ich glaube es nicht. Ich glaube es auch wieder. Also sage ich nichts. Ich würde es eigentlich nicht glauben, weil, wo soll er denn da oben sein? Ich meine, da kannst du ja mit einem Düsenjet hinfliegen, siehst du ihn ja auch nicht.“ (Vielleicht sei Gott eher als unsichtbare Kraft zu denken, als Kraft der Liebe. Gott wäre dann da, wo es Liebe zwischen Menschen gibt.) „Na, dann wäre er ja tausendmal da.“ Horst hat sich mit seinem Vater über solche Fragen noch nie unterhalten. „Mich interessiert es ja nicht so.“ Mit seinem Leben habe Gott nichts zu tun, „ich wüsste nicht, wo. Na gut, meine Familie glaubt an ihn, ich nicht ganz so.“ Seine Familie gehe „sogar manchmal zur Kirche, und mein Bruder geht auch in den Konfirmandenunterricht. Mein Vater arbeitet auch irgend so was, Diakon.“ Denen sei das wichtig. „Doch, der ganzen Familie bedeutet es etwas. Aber mich interessiert es nicht. Ich würde schon gerne wissen, ob es ihn gibt oder nicht.“ Er denke eher „es gibt ihn nicht.“ (Sein Vater beschäftige sich sicher mit solchen Fragen?) „Na, ob der sich mit solchen Fragen beschäftigt, weiß ich nicht, ... aber eigentlich nicht, so viel ich weiß. Und ich weiß eigentlich eine ganze Menge, aber mit solchen Fragen beschäftigt der sich nicht. Er arbeitet nur als Diakon.“ Da mache er irgendwas mit Jugendlichen.

Horst hat ausschließlich Negative gemalt. Nach Positiva gefragt fallen ihm auch jetzt zuerst Tiere ein. Seine Wahrnehmung ist wieder von starker Polemik gegenüber der Mutter geprägt. Leider fehlt die Angabe, wann der letzte Besuch beim Vater erfolgte. Erwähnt wird das Spielen mit der Großmutter (väterlicherseits), die in den fortdauernden ‚Kalten Krieg‘ zwischen den Eltern verwickelt ist. Auch die Brüder werden negativ konnotiert. Horst erwähnt mehrfach, er würde lieber beim Vater und der Stiefmutter leben, glaubt viel vom Vater zu wissen. Hat dies Anhalt an der Realität? Ist es denkbar, dass eine nahe Beziehung mit völliger Ausblendung der religiösen Dimension, die wesentlich den Beruf des Vaters bestimmt, einher geht? Der dringliche Wunsch von Horst, Einzelkind zu sein, unterstreicht seine Sehnsucht nach Zuwendung und Geborgenheit. Er leugnet wie im Vorjahr, jemals Angst empfunden zu haben. Das Gewicht der Nazis in seiner Darstellung (sie dürften nach wie vor am Bahnhof präsent sein) deutet auf eine Verschiebung von Gefühlen hin. Horst ist sich der kirchlichen Prägung seines familiären Umfeldes bewusst. Dies hindert ihn nicht daran, ein (aus der DDR-Propaganda gespeistes) Klischee eines Gottesbildes als Grund für seine Distanz zu einer Gottesvorstellung zu bemühen. Trifft seine Behauptung zu, dass familiär die Frage nach Gott völlig ausgeblendet wird?

Gottesmetapher (11,10)

Er habe ziellos angefangen. „Dann habe ich da einfach so ein paar Sachen für ein *Paradies* aufgebaut.“ Er deutet manche Teile erst im Verlauf des Gesprächs bzw. verändert z.T. seine Deutungen. Das Paradies ist spielplatzartig gestaltet mit Sandfläche und Palmen, Klettergerüst und Rutsche, man könne baden und immer scheine die Sonne. Das Wichtigste sei da beim Fahrradschlüssel, „dass man sich reinlegen kann, dass man Unterschlupf hat“, eine kleine Höhle [Ohropaxschachtel]. Zum Paradies fallen Horst Adam und Eva ein, ebenso: „Wenn man in den Himmel kommt, ist da auch ein Paradies.“ Da könne man „spielen, sich ausruhen ... Und ich denke, so ist auch Gott. Also, dass der so seinen Spaß hat irgendwie oder jedenfalls Ruhe hat.“ Angesprochen auf die vielen Computerteile in seiner Gestaltung hat Horst – lachend – die Idee, dass Gott vielleicht auch gern Computer spiele. Er finde interessant, was in Computenchips alles drin sei, habe sie deshalb eingebaut. Vielleicht passe es zum Paradies, dass man da mehr Wissen habe und deshalb nicht groß streite. Das Paradies sei eine Welt nach dem Tod, wo es Ruhe, Spiel, Zuflucht und Entspannung gebe. Man spiele mit Gott. Die Uhr verweist für Horst darauf, dass Gott etwas mit Zeit zu tun habe. Sie symbolisiere

zugleich die Sonne. Die CD sei etwas wie eine „Satellitenschüssel, dass man vielleicht, wenn man da oben ist, auf die Erde gucken kann, wie es den Verwandten geht.“ Es gebe auch vor dem Tod schon ein Stück Paradies, z. B. wenn man „sich entspannt, träumt ... und fröhlich ist, z. B. wenn man in Urlaub fährt, dann denkt man auch, man ist im Paradies.“ Wenn man dies Stück Paradies nicht hätte, „dann wäre alles nur *langweilig* und *grausam*“.

(Ob es außerhalb paradiesischer Momente Verbindung zu Gott gebe?) Wenn jemand bete. „Oder wenn er in die *Kirche* geht! Weil in der *Kirche*, das sagen ja alle, das ist ein *Gotteshaus*, dass man mit Gott vielleicht *spricht* in *Gedanken*!“ (Ob Gott auch zu uns spreche?) „Das weiß man nicht. Vielleicht kann man sich das irgendwie so *denken und hoffen*! *Genau* weiß ich es ja nicht! Also bei mir hat er das *nicht* gemacht! Aber wahrscheinlich macht er das sozusagen *stumm*!“ Gott tue dann irgendwie was, lasse z. B. das Flugzeug nicht abstürzen. „Dass er das, was du dir *wünschst*, vielleicht manchmal *in die Tat umsetzt*! Ja! So ‚spricht‘ er eigentlich zu uns.“ (Ob Gott Menschen auch Gedanken in den Kopf schicke?) Zunächst: „*Keine Ahnung*!“ Dann: „Ja! Ich denke, wenn jemand am *Verzweifeln* ist, dass jemand vielleicht *krank* ist, dass er dem die *Hoffnung* schickt, dass der wieder *gesund wird*!“

Horst kann sich vorstellen, dass Gott Menschen auch durch Tiere oder andere Menschen tröstet oder rettet. Die seien dann sozusagen von Gott geschickt, „Engel“. Seine Knetfigur stimmig in Distanz und Haltung aufzustellen, fällt Horst schwer. „Ich *weiß* nicht! Ich gehe eigentlich nicht in die Kirche ... ((Pause)) Na gut! Ich will ja auch *Konfirmation* machen. Ich denke, dann bin ich *etwas näher*, weil ich ja dann auch in die *Kirche* gehe, weil das *muss* man.“ Sein ältester Bruder sei kürzlich konfirmiert und vorher auch in die Kirche gegangen. Horst stellt nach längerer Pause des Nachdenkens seine Knetfigur oben auf den Rand der Gestaltung. „Vielleicht komme ich ihm durch die Konfirmation etwas *näher*.“ Er stehe jetzt „sozusagen als *Zuschauer*“ da.

Horst legt zwei Löcher der Verzweiflung für sein Leben, ein großes und ein kleineres. Das große Loch sei der Tod des ungeborenen Kindes der Stiefmutter, das kleinere der Umzug nach Rostock vor ein paar Monaten, wodurch er zu den früheren Freunden kaum noch Kontakt habe. Er habe aber neue Freunde gefunden. (Ob er allein im großen Loch gewesen sei?) „Na, ich denke, da war vielleicht auch *Gott* bei mir.“ Auch sein Vater, dessen Frau und die Brüder hätten gelitten. (Was ihm aus dem Loch heraus geholfen habe?) „Meine *Familie* oder vielleicht auch *Gott*

und *andere Gedanken* vielleicht.“ Die Stiefmutter sei jetzt wieder schwanger. Aus dem anderen Loch hätten ihm die neuen Freunde geholfen.

Zu den Gestaltungen des Vorjahres erinnert Horst die Lebensweltzeichnung. Als (nicht zutreffende) Aufgabenstellung nennt er den Auftrag, zu malen, „was wir *nicht gut finden!*“ Zur Gottesmetapher fallen ihm Zwerg und Wecker ein. Die Bedeutung kann er anhand des Fotos bruchstückhaft rekonstruieren. „Ich glaube, hier war noch ein *Licht*, und dann ist irgendwas *passiert*. Ich *weiß* es aber nicht mehr genau!“ Zum ersten Jahr fällt Horst spontan gar nichts ein. Er erinnert sich anhand des Fotos: „Da habe ich viel mit *Drähten* gearbeitet ... Da hatte ich einen *Spiegel* und *Knete* ... Und das sollte, glaube ich, der *Strom* sein, der alles *spiegelt* und dann irgendwohin *geht*.“ (Ob er Gemeinsamkeiten bezüglich seiner Vorstellung von Gott in den drei Gestaltungen sehe?) Horst sieht Gemeinsames „von der *Technik* vielleicht ein bisschen“. Es gebe immer etwas Höheres, Seitenränder und so kleine Figürchen. (Ob sich seine Gottesvorstellungen verändert haben?) „Das weiß ich nicht.“

Im zeitgleichen Gebetsfragebogen bildet Horst folgende Rangreihe: Am wichtigsten sei, mit Gott über alles zu sprechen und ihm auch zu danken, dann: ein Gefühl der Sicherheit zu bekommen, danach Gott die eigenen Bitten und Wünsche zu sagen, dann das Stillesein und zum Schluss das Falten der Hände. Gebetserhörung am Beispiel von Genesung stellt er sich als Wirken Gottes durch Menschen vor oder auch als Trost. Er gibt an, häufig in der Kirche, bei Angst, Sorgen/Kummer oder auch bei Wünschen zu beten, manchmal bei Einsamkeit oder vor dem Einschlafen, selten vor dem Essen, bei Freude oder weil er sein ganzes Leben mit Gott besprechen wolle.

Aus der an den christlichen Mythenhimmel angelehnten Gottesmetapher spricht Horsts Sehnsucht nach Harmonie, Ruhe, Geborgenheit und unbeschwerter Lebenslust. Die Bedeutsamkeit des Unterschlupfs als Chiffre von Sicherheit und Geborgenheit spiegelt seine angespannte Lebenssituation. Bei Gott könnte/kann man all das finden, was Horst vermisst. Die Möglichkeit des Betens wird zwar unter den unverbindlichen Formulierungen ‚er‘ und ‚man‘ ins Gespräch eingeführt. Aber die Angaben von Horst zur Gebetspraxis lassen darauf schließen, dass er sich häufiger in Notsituationen an Gott wendet und offenbar das Beten auch als Trost und Stärkung erfährt. Seine Angaben zum großen Loch der Verzweiflung stützen diese Annahme. Im Zusammenhang mit Gebet kann er auch eingestehen, dass er Situationen von Angst durchlebt. Dem Fragebogen nach hat er ein synergistisches Gebetsverständnis, hält aber

auch das direkte Eingreifen Gottes ins Geschehen (verhinderter Flugzeugabsturz als Gebetserhörung) für möglich. Die Gewichtung der Aspekte des Betens widerspricht seinen Angaben zur eigenen Gebetspraxis, die überraschend intensiv erscheint gemessen an seinen Behauptungen aus dem Vorjahr, an religiösen Fragen bzw. Gott kein Interesse zu haben. Horst scheint – ablesbar am Hantieren mit der Knetfigur – zu ringen, welche Position hinsichtlich des Glaubens für ihn stimmig ist. Möglicherweise ist die Konfirmation des älteren Bruder der Anstoß, sich mit der eigenen Haltung neu auseinander zu setzen. Wählt er – wie im Vorjahr – die Zuschauerposition, weil er in ihr die Polaritäten Nähe und Distanz gut beieinander halten kann? Oder ist als Motiv eher wichtig, die Tragfähigkeit des Glaubens an den Akteuren auf der Familienbühne weiter genau zu beobachten, ehe er sich für eine Position entscheidet? – Horst erinnert sich an die Bedeutungen seiner Gestaltungen der Vorjahre nur rudimentär. Der aggressive Aspekt seiner ersten Gestaltung fehlt, ebenso seine Faszination von Kettenreaktionen bei der zweiten Gestaltung. Gemeinsamkeiten seiner Vorstellungen weiß er nicht zu benennen. Die fehlende Systematisierung seiner Rekonstruktion von Erinnerung könnte eine Umbruchsituation ausdrücken.

Klasse 6

Kombinierter Fragebogen (12,1)

Zu Medien gibt Horst an, es gebe keinen Fernseher in der Familie, wohl aber einen Computer, den er täglich oder fast täglich zum Spielen nutze, allein oder mit den Brüdern. Während er sich von seinem Vater und den besten Freunden durchgängig voll unterstützt fühlt, kreuzt er bei Item 1 (... ist immer für mich da, wenn ich sie brauche) und Item 4 (... hört mir zu, wenn ich Probleme habe) zur Mutter einschränkend an: ‚Stimmst eher‘. Seine Eintragungen im Bindungstest sprechen für eine positive Mutterbeziehung. Horst ist nach den Testwerten sicher gebunden. Sein Selbstwertgefühl ist moderat positiv, ebenso seine Selbstwirksamkeitserwartungen.

Die Werte zur Selbsteinschätzung kontrastieren zur nach außen gezeigten provokanten Stärke, wirken zu seinen realen Fähigkeiten und Möglichkeiten aber stimmig. Die Differenz zwischen den Eltern in der Bewertung der erlebten Unterstützung dürfte sich durch die Tatsache, dass Horst seinen Vater nur punktuell erlebt, in ihrem Realitätsgehalt relativieren.

Lebenswelt (12,8)

Am nächsten stehen Horst die Familie, die Hunde und die Freunde. Man brauche die Familie, „wenn man gute oder schlechte Sachen“ zu erzählen habe. Und: „Die Familie gehört ja so zu Einem!“

(Welche Familie Horst meine? Er habe zwei.) „Ich *brauche* ... beide! Bei meinem *Vater* bin ich gern, aber ich bin eben auch gern bei meiner Mutter!“ Er möge auch gern Hunde. „Mein Vater hat ja welche. Die sind so *süß*, man kann mit denen spielen ... Ist halt auch so was wie ein *Freund*!“ Seine Freunde sind ihm „fast so wie eine *Familie*.“ Er zählt seine besten Freunde auf. Im Dorf habe er keine richtigen Freunde mehr. Den Umzug in die Stadt bedauert er immer noch. Im Dorf hatte er einen großen Garten, ein großes Haus. „Das war viel *besser* ... Hier ist das *anders*, da kann man nicht so auf der Straße spielen. Da muss man immer so aufpassen!“ Gern lebte er wieder im Dorf. „Weil in der Stadt ... Da muss man *mehr Anstand* haben!“ Im Dorf gab es mehr Spaß, mehr frische *Luft*, „man konnte mehr *spielen*.“ In der Stadt sei es *schwer*, eine Wiese zu finden. „Na gut! Wir haben bei uns auch eine recht große Wiese“, aber das sei nicht dasselbe. – Horst mag Fußball, spielt bisher nur mit Freunden, plant, in einen Verein zu gehen. Früher habe er mal Handball gespielt.

Computer faszinieren Horst. Die Beschäftigung damit sei fast wie „ein *Freund*. Weil da kann man mit dem auch spielen.“ (Worin der Computer einem *Freund* ähnlich sei?) „Er ist eigentlich *perfekt* ... Weil er *ärgert dich nicht* ... Er *macht* sozusagen alles für dich! Was du *willst*, das *macht* der!“ (Freunde auch, nur nicht so perfekt?) „Gut, meine Freunde *ärgern* mich, und das ist auch *gut* so!“ Horst nutzt den Computer zwar auch zum Arbeiten, aber vor allem zum Spielen.

Wichtig sind ihm einige Gebrauchsgegenstände: „*Tolle Sachen*, z. B. meine *Uhr*, die mag ich sehr gern!“ Er zeigt sie stolz vor. Und „mein *Handy*, mein *Taschenmesser*“. Die Handy-Rechnung müsse er selbst zahlen. – Die Schulfächer möge er nicht alle, wohl aber Mathe. Aber man brauche nun mal alle Fächer, um „was Ordentliches“ werden zu können. – Fehler seien auch wichtig. Er nutzt sie als Lernchance: „Wenn ich einen Test verhaue, gucke ich, was ich *falsch* gemacht habe!“ – Musik sei auch wichtig. Er höre beim Einschlafen immer – leise, um seinen Bruder nicht zu stören – eine CD von Eminem. „Meine Mutter macht sie dann aus, wenn ich *eingeschlafen* bin.“

Horst findet sich „eigentlich recht okay ... In der Schule spreche ich sehr oft dazwischen, das wird mir oft zum *Verhängnis*. Das finde ich auch nicht so sehr gut, aber ... ich kann es mir nicht so richtig verkneifen, weil, das muss bei mir immer raus“. Dabei seien das häufig „Sachen, die nichts mit dem

Unterricht zu tun haben ... Gut ist das ja nicht, wie ich manchmal so in der Schule bin“. Von den Zensuren her sei es „auch nicht immer *sehr* gut“. Aber das variere nach Fächern.

„Mit *Tieren* kann ich gut umgehen ..., mit *Hunden!* Mit denen spiele ich gerne, streichele sie auch ((lacht verlegen)), mit denen gehe ich spazieren.“ Beim Umgang mit Mitschülern „muss ich mich auch bessern! Zu meinen Freunden bin ich eigentlich sehr gut ... Na ja, was heißt sehr gut!? Okay, also normal! Und meine Familie ... Manchmal klappt das nicht so bei meinen *Brüdern!* Aber das ist, denke ich, noch im Rahmen.“

Könnte Horst zaubern, würde er „in manchen Fächern besser sein ... (und) wenn ich Faxen mache, dass ich dann nicht erwischt werde“. Gern würde er wieder auf ein Dorf ziehen und sich in manchen Sachen verbessern, „vielleicht ein *Profi* im Fußball werden ..., dass ich *schnell* die Schule hinter mir habe“. Auch hätte er gern noch ein paar Sachen für sein Zimmer und den Charakter einiger Familienmitglieder verändert. Vor allem „würde ich noch meine *Lehrer verändern*“. Die möge keiner so richtig, auch wenn sie sich – was Horst zugibt – sehr um die Schüler kümmern.

(Was ihm bei Wut helfe?) Er müsse bei Wut „was auslassen auf den oder auf das ... Wenn ich gerade auf meinen Bruder wütend bin, gehe ich auf ihn los oder beleidige ihn. Und wenn ich auf irgendwas wütend bin, z.B. über den Unterricht, dann hau ich *auf den Tisch*“. Den Freund, der ihn in der Essensschlange schubste, wodurch sich das Getränk eines daneben stehenden Mädchen auf seinen Kopf ergoss, habe er vorhin „ein bisschen *getreten* ... nicht doll, es tat auch nicht weh“.

(Was bei Traurigkeit helfe?) „Nach ‘ner Zeit geht es weg!“ Er erzähle es niemandem. Aber „eigentlich macht mich nicht so viel traurig“.

(Was bei Angst helfe?) „Ja! Wann habe ich denn Angst? ... Wenn ich Angst habe, denke ich: ‚Das ist *mir* doch egal!‘ Also, ich sage mal, ich hätte jetzt Angst, dass einer von hinten auf mich losgehen würde, das ist ja manchmal auch so, dann denke ich: ‚Das ist mir doch egal!‘“

Horst erinnert sich immerhin an eine Angstsituation. „Als kleines Kind, da war ich drei, wollte ich zu meiner Mutter rennen, da kam ein Hund, der wollte mich beißen! Gut! Ich hatte ein bisschen Schiss, ich habe geweint, ist ja klar!“ Vor Hunden fürchte er sich jetzt nicht mehr, weil er größer sei und wisse, „wann die mich beißen und wann nicht“.

Bei schweren Fragen denke er selbst nach oder frage den Bruder oder die Eltern. Wenn die es nicht wüssten, denke er weiter, vergesse aber auch oft die Frage. „Und dann kommt sie wieder und dann weiß ich mir irgendwie *nicht zu helfen!*“

Horst klebt einen kleinen Gottespunkt an die Peripherie seiner Schnipsel. Er begründet dies: „Gott ... ist ja in meiner Familie sozusagen, weil meine ganze Familie sozusagen *christlich* ist ... Na ja ich bin es eigentlich *nicht so richtig* ... Mich interessiert das nicht so! Weil, ich denke, man *muss* ja nicht an Gott glauben, und ich *tu' es* auch nicht! ... Wer weiß, ob es Gott wirklich *gibt* ((2x)) und dann das mit Jesus, dass der in den Himmel hochgestiegen ist, das kommt mir *auch* ein bisschen komisch vor! Wie er diesen großen *Felsbrocken* weggeschoben hat und all diese Sachen; wie er dann wieder auferstanden ist ... Es gibt ja solche Sachen auch *so nicht*! Und dann denke ich, dass es bei so besonderen Menschen *auch nicht geht*! Und Gott kann ja sozusagen alles sein.“ Gott habe die *Welt erschaffen* oder es war ein Urknall. Er glaube eigentlich „nichts von beiden, aber mit Gott das noch ein bisschen weniger, weil: Wo sollte der auch *herkommen*?“ Beim *Urknall* sei etwas von anderen Planeten *weggeflogen*. „Normalerweise bin ich *eher* für die Sache mit dem Urknall, obwohl die *auch sehr komisch* ist! Weil da kann man ja *auch* nicht sagen, *wie* das richtig passiert ist, dieser Urknall, aber nach dem Urknall passiert ja alles *normal*!“ (I verweist auf Gott als letzten Grund des Seins.) Horst dazu: „Dann hat Gott auch meinetwegen ... Adam und Eva erschaffen!“ (I bemüht sich, Horst die Schöpfungsgeschichte als metaphorisch gemeinte Erzählung zu verdeutlichen, ebenfalls die Himmelfahrts- und Auferstehungsgeschichte. Sie zeigt ihm den Unterschied von Gesagtem und Gemeintem am Märchen vom ‚Süßen Brei‘ auf. Es gehe um die Gier des Menschen, die kaum zu bewältigende Folgen auslöse.) Horst bringt als Zusatzbeispiel die Geschichte vom Fischer und seiner Frau ein.

Familie, Freunde und Hunde bilden eine Trias um seinen Personkern. Erstmalig stellt Horst explizit heraus, dass ihm auch die Mutter wichtig sei. Eine bereits in der Gottesmetapher des Vorjahres zentrale Chiffre taucht mehrfach auf: Spielen. Dieser Aspekt wird verbunden mit den Hunden, den Freunden, dem Computer, dem Sport und vor allem mit dem Dorf. Solange er im Pfarrhaus mit dem großen Garten wohnte, nahm er ihn nicht als wertzuschätzenden Lebensraum wahr. Nun vermisst Horst die Ungezwungenheit der dörflichen Atmosphäre, sensibel aufnehmend, dass eine Wiese in der Großstadt nicht vergleichbar ist mit dem verlorenen Umfeld. – Horst sind einige mitgeführte Gebrauchsgegenstände sehr wichtig. Resultiert ihr Wert aus der Anerkennung, die er von Gleichaltrigen vermittelt über diesen Besitz erfährt? – Horsts Bewertung von Fehlern als Lernchance ist für einen Jungen seiner Altersklasse ungewöhnlich. – Er schätzt sich insgesamt positiv ein, macht davon im Detail jedoch Abstriche. Dass er sich mit seinen

Unterrichtstörungen selbst schadet, ist ihm bewusst, er meint es aber nicht lassen zu können. Wesentlich dürfte dabei das Motiv der Machtausübung bezüglich der offiziell von anderen gesteuerten Prozesse mitspielen. Sein Zauberwunsch, bei Faxen im Unterricht nicht erwischt zu werden, deutet in diese Richtung. Ginge es ihm primär um die (teils positive, teils negative) Zuwendung, die sein Störverhalten auslöst, käme ein Nicht-erwischt-Werden einer fehlenden Belohnung gleich. – Während Horst seinen Umgang mit Tieren ausschließlich positiv bewertet, sieht er seinen Umgang mit Mitschülern und Familie als optimierbar an. Charakterzüge von Familienangehörigen und insbesondere von Lehrkräften durch Zauberkraft zu verändern erscheint ihm jedoch erstrebenswerter als eine Veränderung an sich selbst. Wut müsse er – wenn auch in Maßen – ausagieren. Mit Traurigkeit, die er – jungenspezifisch – für sich behält, habe er selten zu tun. Gelegentlich Angst-situationen (er erinnert sich an eine aus der Kleinkindzeit) zu durchleben, kann Horst jetzt eingestehen. Er gibt an, sie erfolgreich durch Selbstsuggestion zu bewältigen. In Zusammenhang mit schweren Fragen darf auch das Empfinden von Hilflosigkeit ausgedrückt werden. – Gott wird von Horst in seine Lebenswelt eingetragen, allerdings als eine Art familiärer Mitgift, abgeschwächt durch ein doppeltes „sozusagen“, das die reale Christlichkeit seiner Familie in gewisser Schwebelage hält. Anders als im Vorjahr, als in seiner Collage, den Anmerkungen zum Verzweiflungsloch wie zum Gebet etwas wie eine Gottesbeziehung aufleuchtete, scheint das Glaubenskonzept von Horst wieder wesentlich auf ein Für-wahr-Halten reduziert zu sein. Sein kritisches Hinterfragen bezieht sich nicht nur auf die Existenz Gottes, sondern damit verknüpft auf den Wahrheitsgehalt biblischer Erzählungen, den er ausschließlich auf der historischen Ebene sucht. Horst hat zwar seit Kl. 4 keinen Religionsunterricht mehr, nach dem Gebetsfragebogen des Vorjahres aber durchaus an kirchlichen Veranstaltungen teilgenommen. Hat er weder im kirchlichen noch im familiären Umfeld Anleitungen bekommen, die Wahrheit biblischer Geschichten auf nichthistorischer Ebene zu erschließen? Oder muss er Impulse/Anleitungen in dieser Richtung ausblenden, um sich vom Glauben seiner Familie abzugrenzen, wobei sich diese Abgrenzung möglicherweise aus völlig anderen Motiven speist? Bezogen auf Märchen scheint Horst offen und fähig zu sein, die Wahrheit von Geschichten nicht auf der historischen Ebene zu suchen.

Lebensmetapher (12,10)

Horst folgte der Einladung zum Erstellen einer Materialcollage nicht, ließ sich aber auf ein Gespräch ein, in dessen Verlauf er dann durch Material etwas zu seinem Leben ausdrückte. Infolge des Fehlens einer Gestaltung zu Gesprächsbeginn gab es eine abweichende Folge der Gesprächsinhalte.

(Was er im Vorjahr gestaltet habe?) „Also meist war es mit *Bomben* *Letztes Jahr* hab' ich, glaube ich, ein *vorgetäushtes Paradies* gebaut. Wo aber *auch Bomben* drin waren.“ Im Foto zeigt Horst die Orte, wo s. E. Bomben und ätzende Flüssigkeiten platziert waren. (*Wem* das Paradies *vorgetäuscht* wurde?) „Keine *Ahnung*, einfach so ... Doch ein Paradies *war es* ja. Ein *Bombenparadies*.“ Bomben fühlen sich dort wohl. „Und hier oben ((zeigt auf die Uhr)) ist noch die *Zeitbombe*.“ (Gott sei wie ein *vorgetäushtes Paradies*?) Horst lacht. Er habe das einfach nur so gebaut. So richtig habe es mit Gott nichts zu tun. „Ich glaub' ja *nicht* so richtig an Gott.“ Er bezweifle, dass es Gott gebe. Von daher könne man das eigentlich auch nicht einen ‚Vergleich für Gott‘ nennen. Aber er „fände es *lustig*, wenn es *so* wäre“: Gott als vorgetäushtes Paradies. „Dann ist es in Wirklichkeit eine *Riesenbombe*. Das find' ich gut.“ (Was das mit uns mache?) „Keine *Ahnung*.“ Es hätten dann wohl viele Leute Bombenanschläge von Gott zu erwarten, irgendeine Explosion erwische uns.

(Was er vorher gebaut habe?) Das Foto aus Kl. 4 betrachtend: „Ach, das hatte *auch* mit *Bomben* zu tun, das ist schon wieder eine *Zeitbombe* ... Ich hatte bis jetzt immer *Bomben*.“ (Ob sein Leben voller Bomben sei?) „Na ja, *Bomben* find' ich *cool*.“ Sein echtes Leben sei aber „nicht so *richtig* wie eine *Bombe*.“ Ob Gott wie eine Bombe sei, könne er nicht sagen, „weil ich *glaub'* ja nicht dran.“ Die Gestaltung sei etwas mit einem Zeitzünder, der weitere Reaktionen nach sich ziehe. Wer die Bombe auslöse, wisse er nicht, meint, es sei der *Zwerg* gewesen, der aber nicht Gott dargestellt habe. Ein Bombenexperte, der Bomben entschärft, will Horst später nicht werden, „vielleicht eher, wie man sie *entwickelt*. Das fände ich *cooler* ... Es ist schon mal faszinierend, dass so was in die *Luft* gehen kann ... Ganz schön *faszinierend*, wie das so alles *funktioniert*.“ Zu den Folgen von Bomben meint Horst: „Na ja. Weiß nicht. Ein paar Leute. Beim *Krieg* ist das ja *normal* ... Da passiert es. Und dann ist das toll. Die *freuen* sich natürlich. Jetzt haben wir den Krieg *gewonnen*.“

Er habe auch in Kl. 3 eine Bombe gebaut. Horst erinnert sich, welches Teil als Auslöser fungierte. „Aber da war noch ziemlich viel *Strom* drum herum.“ (Er habe in Kl. 3–5 jeweils zu Gott eine Bombe gebaut?) „In meinem *Sinne* des *Gebauten*, so viel ich mich erinnern kann, war es immer eine Bombe.“ – Dass er in Kl. 3 erzählte, er werde ausgelacht, weil er an Gott glaube, weiß Horst nicht mehr. Das Konzept von Gott als Projektionsfigur i. S. der klassischen Religionskritik scheint ihm nicht bekannt.

Zum Thema ‚Mein Leben und was es hält, nährt und trägt‘ greift sich Horst eine CD-Rom aus den Materialbuffet, später die Nuss. Die CD pas-

se, weil er Computern gut finde und damit später *Geld* verdienen wolle. (Woraus er Mut und Kraft schöpfe?) „Wenn ich mit *Technik* rumarbeite, hab' ich gute *Laune*. Das macht mir *Spaß*. Oder *Fußball* spielen ((zeigt auf die Nuss)). „*Freunde* sind mir auch noch wichtig und *Hunde* ... Ich find' die *sehr gut*.“ Beim Vater habe er zwei Hunde. Die Familie rangiert nach den Freunden. Die knapp 1-jährige Halbschwester freut ihn. „Die ist so *süß*.“

Bei der Alternative Zivildienst oder Wehrdienst „würde ich mich eher für *Armee* entscheiden, weil ich *Waffen* sehr toll finde von ihrer Funktion.“ Wenn es ihm bis dahin keiner ausgedeutet habe, werde er zur Armee gehen. An einem Krieg wolle er aber nicht teilnehmen, also Afghanistan oder Irak, „das ist ja so ein *bekloppter* Krieg, den die da führen.“ (Ob er sich den Umgang mit Waffen als Ziel im Leben vorstellen könne?) „Ja, (die) Ausbildung hätte ich gern von der *Armee*.“

Nach dem zeitgleich ausgefüllten Fragebogen ist Horst am Beten alles unwichtig. Er bete nie. Ursächlich für Heilungen sind ausschließlich medizinische Handlungen. Aussagen der Bibel zu Gott sind entweder unwichtig („Gott vergibt Menschen“ bzw. „Gott gibt Menschen Kraft, Mut und Geborgenheit“) oder falsch („Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt“ bzw. „Gott gab den Menschen Freiheit. Daran, dass Menschen Böses tun, leidet Gott. Gott leidet mit den Menschen“ bzw. „Gott beeinflusst die Menschen so, dass sie gut zueinander sind“). Zur Frage, in welchem Maße er sich in seinen Glaubens- bzw. Gottesvorstellungen von Personen/Medien bestimmt sehe, negiert Horst jeglichen Einfluss von Schule, Religionsunterricht, Gemeinde, Fernsehen, Büchern und Freunden. Der Einfluss von Vater und anderen (fremden) Personen wird als so marginal eingestuft, dass er auf der Grenze zwischen ‚gar nicht‘ und ‚etwas‘ liegt, Mutter und Oma wird ‚etwas‘ Einfluss zugestanden, dem Opa ‚sehr stark‘. Im semantischen Differential zu Gott hat Horst bis auf zwei Items jeweils den neutralen Mittelwert eingetragen. Bezüglich der Dimensionen Kraft/Macht versus Schwäche/Ohnmacht und Fürsorge versus Gleichgültigkeit kreuzt Horst die Extrempositionen ‚sehr schwach‘ und ‚sehr gleichgültig‘ an. Die Eintragungen von Horst zu seinem Vater kontrastieren sehr stark dazu: Zum Vater finden sich fast durchgängig positiv bewertete Extrempositionen: Der Vater wird als sehr fürsorglich, vergebend, aktiv, mild, Sicherheit gebend, gerecht und eindeutig konnotiert. Nur bei ‚laut versus leise‘ ist der Mittelwert angekreuzt. Außerdem erscheint der Vater ‚etwas‘ ungeduldig und ‚mittel‘ fern. Das Bild der Mutter kommt in seiner Uneindeutigkeit (5 Mittelwerte) eher dem Gottesbild als dem Vaterbild nahe und wird sehr viel weniger positiv

gezeichnet. Sie ist nur ‚etwas‘ fürsorglich, aktiv und eindeutig, ‚mittel‘ vergebend, aber auch ‚etwas‘ streng und ‚mittel‘ fordernd.

Horst ist überzeugt, dass er in den drei Jahren zuvor immer Bomben gebaut habe. Ob sie jeweils einen Vergleich für Gott darstellten, bezweifelt er wegen seines fehlenden Glaubens an Gott. Aber die Idee, Gott als Bombe zu sehen, gefällt ihm sichtlich. Bomben findet er ‚cool‘, ist fasziniert davon, wie sie technisch funktionieren. Ihre zerstörenden Wirkungen beschäftigen ihn – auch emotional – kaum. Gott als vorgetäushtes Paradies, in welchem Bomben lauern, die jederzeit tödlich zuschlagen können: Welche gedanklichen Konstrukte, welche Emotionen sind in diesem Konzept enthalten? Welche Erfahrungen mögen solche Sicht- und Erlebensweise konstellieren? Das Paradies ist für Horst ein Ort von Frieden, Harmonie, Geborgenheit, Ruhe, Lebenslust/Spiel. Ein vorgetäushtes Paradies wäre eine Fassade der o.g. Merkmale, hinter der nichts Substantielles zu finden ist. Rein vom Kognitiven her betrachtet könnte sich in seiner Metapher der Unwirklichkeitsverdacht bezüglich Gottes Existenz ausdrücken, Gott als Projektion menschlicher Hoffnungen und Wünsche. Das Bild der Bombe wäre dann eine Metapher für unvermittelt einbrechende Kontingenzerfahrungen. Bezieht man jedoch die emotionale Ladung der Äußerungen des Jungen mit ein, so stellen sich weitere Fragen. Erlebt Horst den Glauben seiner Familie als Fassade? Erlebt er möglicherweise gar das Familienleben als ‚vorgetäuscht‘ hinsichtlich Harmonie, Fröhlichkeit, Geborgenheit usw.? Bomben sieht Horst als perfekt funktionierende Zerstörungsmittel. Hat er das Empfinden, dass seine Existenz ständig von hinter den Fassaden lauernden Explosivkräften bedroht wird? Horst zeigt seit geraumer Zeit ein nervöses Gesichtszucken. Drückt sich darin eine Reaktion des hochsensiblen Jungen auf die verdeckte Hochspannung der familiären Atmosphäre aus? – Computerspiel, Freunde, Fußball, Hunde, nachrangig auch Familie gibt er als sein Leben tragend und nährend an. Fühlt er sich wirklich getragen? – Horst spielt – technikmotiviert – mit der Idee, sich für den Wehrdienst zu entscheiden, eine Entscheidung, mit der er sich in einen Kontrast zur politischen Haltung seines familiären Umfelds setzen dürfte. – Seine Fragebogeneintragen bestätigen den Eindruck der sich auch im Gespräch zeigenden radikalen Umwertung der Sicht- und Erlebensweise der religiösen Dimension vom Vorjahr. Gott, Gebet, Glauben, alles ist abgeschrieben. Enttäuschungsmotiviert? Dafür sprechen die beiden singulären inhaltlichen Eintragungen ins Semantische Differential zu Gott. Die mit der Paradiesmetapher des Vorjahres verknüpften Hoffnungen auf Geborgenheit, Harmonie, Ruhe, unbeschwerter Lebensfreude haben sich trotz der Gebete von Horst nicht erfüllt. Ein extrem schwacher und extrem gleichgültiger Gott muss das sein, falls es ihn überhaupt gibt. Gott als

Garant des Guten ist ein vorgetäushtes Paradies. Dem stark reduzierten und negativen Gottesbild steht ein extrem positives Vaterbild gegenüber. Hat es Anhalt an kontinuierlichen realen Erfahrungen von Horst mit seinem Vater? Oder verdankt es sich eher der Idealisierung einer selten erlebten ‚Sonntagsfigur‘ und dient wesentlich der Abgrenzung zur Alltagsmutter? Sofern das ideale Vaterbild auf realen Erfahrungen beruht, dürften diese kleine Inseln sein, die offenbar nicht ausreichen, um das eigene Leben als mindestens punktuell paradiesisch zu empfinden. Verwunderlich ist auch, dass der Vater trotz der ‚idealen Beziehung‘ nicht als Impulsgeber hinsichtlich der religiösen Einstellung vorkommt. Herrscht hier Sprachlosigkeit? Dem Großvater wird sehr starker Einfluss zugeschrieben trotz der Alzheimer-Erkrankung. Offenbar wird er als authentisch in Glaubensfragen erlebt. Möglicherweise bildet aber das von ihm vertretene Gottes- und Bibelkonzept gerade die Barriere, sich mit Glaubensfragen auseinanderzusetzen, weil es sich mit dem Weltbild von Horst reibt. Horst hat weder Religionsunterricht noch familiär einen Ort, wo Glaubensfragen geklärt werden. Er scheint die Position des Großvaters als christlich verbindlich anzusehen, macht aber die Erfahrung, dass ihn selbst dies nicht trägt. – Liegt für Horst das vorgetäuschte Paradies in mehrfacher Form vor, zum einen in der Erfahrung, dass Gott sich nicht den menschlichen Wünschen entsprechend als Garant des Guten erweist, zum anderen in der als doppelbödig erlebten alltäglichen familiären Atmosphäre, möglicherweise zum dritten in der verklärenden Sicht von Horst auf seinen Vater? Vielleicht steht die silberne Nuss – gewählt als Fußballsymbol – von der latenten Bedeutung her für etliche Nüsse, die lebensgeschichtlich noch zu knacken sind?

Klasse 8, Reinhard

Lebensmetapher (14,8)

Reinhard hat zum Thema (‚Mein Leben und was es hält, nährt und trägt.‘) „irgendwelche Teile übereinander geklebt ... ja, das Leben ist ein bisschen schwer, [man] muss sich da durchwurschteln und den richtigen Weg finden. Deswegen habe ich das hier [Festplatte aus Radiogerät] genommen ... Dass es viele Heimtücken gibt, also dass man auch mal vom Weg abkommen kann ((wiederholt letzteres)).“ Die Halterungen unter der Collage dienten als Stütze und seien ohne Bedeutung. Das blaue Styropor mit den Pflanzen darauf, „das ist der Anfang des Lebens, dieses Tor ... weil, einmal blüht es und einmal nicht, einmal ist es toll und einmal nicht toll.“ Die Farbe des Styropors sei bedeutungslos. Nach Problemen

in seinem Leben befragt meint Reinhard: „Nee, jetzt noch nicht! Aber später – sicher, z. B. Drogen. Jetzt Schule und so.“ Konkretes fällt ihm dazu nicht ein. (In der Aufgabe sei es auch um Vertrauen und Kraft finden gegangen?) „Ach so, ja, meine Eltern ... Das weiß ich nicht, habe ich jetzt nicht so dargestellt.“ (Wo sie in der Collage sein könnten?) Reinhard zeigt auf die Festplatte: „Hier vielleicht, wenn ich vom Weg abkomme, dass sie mir vielleicht auf den richtigen Weg zurück helfen.“ Das Leben sei einem Labyrinth ähnlich; Er befinde sich gerade mitten drin und man könne jederzeit vom Weg abkommen. (Ob seine Familie seine größte Stütze sei?) „Ja, noch, noch. Vielleicht später nicht mehr, weiß ich nicht, aber wahrscheinlich – ja.“ Er hoffe es. (Was er mit der Tür ins Leben meine?) „Von da kommt das Leben, und dann geht es los.“ (Warum als Tür gedacht?) „Ja, vielleicht weil ... Ich hatte schon als kleines Kind Schwierigkeiten.“ Er habe mit acht Wochen eine lebensgefährliche Operation durchmachen müssen. Für ihn sei es schon schwierig gewesen, überhaupt ins Leben zu kommen.

(Wo er den Sinn seines Lebens sehe?) „Weiß ich nicht, ((Pause)) vielleicht was Gutes tun? Keine Ahnung.“ (Warum?) „Manchmal geht etwas nicht so gut. Sollte man vielleicht helfen ... ich weiß nicht ... keine Ahnung, wo der Sinn meines Lebens ist.“

(Ob in seiner Gestaltung auch Gott enthalten sei?) Reinhard denkt länger nach: „Ja, vielleicht, aber ich weiß nicht, wo.“ I bietet bunte Fäden an, mittels derer er – falls er möchte – Gott in der Gestaltung verorten kann. Er fragt nach: „Hmm, wo Gott ist? ... Ja, ich bin ... auch gläubig. Aber ich weiß nicht, wo.“ Reinhard ist unsicher, ob er sich eine Farbe aussuchen und was er mit dem Faden machen solle. I verdeutlicht noch einmal, dass es um eine Symbolisierung Gottes in seiner Gestaltung gehe. Er wählt nun einen roten Faden und legt ihn nach kurzem Nachdenken über die ganze Gestaltung. (Warum dort?) „Keine Ahnung“, einfach so. Rot deshalb, weil es immer seine Lieblingsfarbe war, eine besondere Bedeutung habe das nicht. I weist auf weitere Fäden in seiner Gestaltung hin: „Ja, die hab' ich aber erst nicht ((2x)) gesehen ... Eigentlich kann man sie auch wegdenken ((spricht sehr schnell)).“ Den von I angesprochenen Korkenzieher in der Gestaltung – den eigentlichen Zweck habe er vergessen – „habe ich einfach nur als Dekoration gemacht.“ Gott sei zwar „irgendwo“ mit drin, aber nicht mit spezifischen Orten oder Zeiten verbunden. (Ob Gott Menschenleben beeinflussen könne?) „Ja, sicher.“ (Wie?) Reinhard überlegt einen Moment: „Ich weiß

nicht, na, irgendwie so.“ (z. B.?) „Z. B. wenn jemand krank ist, dann macht es Gott so, dass der Mensch darüber nicht sehr traurig ist. Er lässt den Menschen nicht darüber nachdenken. Er hilft ihnen, darüber weg zu kommen.“ (Ob es noch weiter Bedeutsames gebe, was noch nicht angesprochen wurde?) Reinhard wehrt schnell ab: Nein, es sei nichts weiter von Bedeutung da.

Zu den Fotos früherer Gestaltungen erinnert er sich an keine Deutungen.

Nach dem Gebetsfragebogen sind Reinhard Stillesein und Gott die eigenen Wünsche sagen am Beten wichtig, weniger wichtig, mit Gott über alles zu sprechen und ein Gefühl von Sicherheit zu bekommen. Er gibt an, etwas in seinen Vorstellungen von Gott durch den Religionsunterricht, Gemeindegruppe, Mutter und Oma beeinflusst worden zu sein, stark dagegen vom Opa und vom Vater. – Sehr wichtig sind ihm die Sätze ‚Gott vergibt den Menschen ihre Übeltaten‘ und ‚Gott gibt Menschen Kraft, Mut und Geborgenheit‘, wichtig ‚Gott gab den Menschen Freiheit: Daran, dass Menschen Böses tun, leidet Gott. Gott leidet mit den Menschen‘. Die Sätze ‚Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt‘ wie ‚Gott beeinflusst die Menschen so, dass sie gut zueinander sind‘ lehnt Reinhard als falsch ab. Er betet selten (Essen, Gottesdienst, Freude, Sorgen/Kummer, Wünsche) bzw. gar nicht.

Das semantische Differential zeigt erstaunliche Ähnlichkeiten hinsichtlich der Konnotation von Mutter und Vater: Zu fünf Eigenschaften sind die Werte identisch, bei fünf weiteren differieren sie um einen Skaleneinheit, bei zwei weiteren um zwei Punkte. Die Eltern werden im Prinzip als stark, fürsorglich, geduldig, vergebend, sehr nah und sehr Sicherheit gebend empfunden. Der Vater übertrifft dabei die Mutter hinsichtlich Stärke, Milde und Vergebung, die Mutter wird als schenkender, gerechter und eindeutiger wahrgenommen. Das Gottesbild zeigt hinsichtlich Stärke, Fürsorge, Sicherheit, Geduld, Schenken und Gerechtigkeit Ähnlichkeiten zum Elternbild (mal ähnlicher zur Mutter, mal zum Vater), aber auch gravierende Unterschiede. Gott wird als fern, sehr leise und unklar erlebt, zwar sehr gerecht und geduldig, aber auch bestrafend (wenn auch mild) und vergleichsweise passiv.

Reinhard sieht sein Leben als Labyrinth mit vielen Möglichkeiten des Scheiterns; sein Eintritt ins Leben sei schon bedroht gewesen, – er schätzt auch die Zukunft als gefährlich ein, vertraut derzeit aber darauf, dass ihn seine Eltern bei

der Bewältigung von Problemen unterstützen werden. Er bezeichnet sich als ‚gläubig‘, auch wenn er Gott in seinem Leben nicht zu verorten weiß. Deuten die Eintragungen ins semantische Differential, der feste Untergrund seiner Gestaltung und das überdimensioniert große Tor des Lebens – von ihm in Verknüpfung mit seiner Bewahrung in den ersten Lebenswochen gesehen – darauf hin, dass Reinhard sein zerbrechliches Leben, ohne dass dies explizit ins Bewusstsein tritt, letztlich von einer fürsorglich schenkenden, Sicherheit spendenden Instanz getragen fühlt? Die von ihm als wichtig ausgewählten Aussagen ließen sich in diese Richtung verstehen. – Oder drückt sich hier nur die Sehnsucht nach einem tragenden Grund aus?

Klasse 7, Horst

Lebenswelt (13,5) (o. Abb.)

Horst mochte keine Fotos zu seiner aktuellen Lebenssituation auswählen. Aber er mag erzählen. Er empfindet seine Situation sehr unterschiedlich. „Manchmal hasse ich alles und manchmal ist alles okay. Bei mir ist eigentlich alles okay.“ Die neue Wohnumgebung sei inzwischen „normal“. Er vermisse das Dorf nicht mehr. Die Schule entwickle sich „auch ganz gut. Manchmal ist es okay, manchmal ist es auch scheiße. Eigentlich gefallen mir alle Fächer ganz gut außer Musik.“ In Musik sei er zwar immer gut gewesen, hasse aber die Musikstunden. „Das Fach ist einfach total langweilig und öde.“ Seiner Familie gehe es gut, die kleine Schwester sei „voll lustig ... süß wirklich.“ Er sehe sie öfter zum Wochenende. – Hätte er Zauberkraft, würde er sich und ein paar Kumpels „gleich einen Schulabschluss besorgen. Ich hab’ nämlich keinen Bock. Dann würde ich mir einen Beruf aussuchen, Programmierer, das ist voll cool. Ja, und dann würde ich vielleicht noch ein bisschen in die Welt schauen. Eigentlich reicht Geld, Macht und Überfluss.“ Wer Macht habe, könne viel machen. „Ich würde was sagen, und das passiert. Das stelle ich mir gut vor ... Es ist ein bisschen kindisch, aber es ist ganz lustig.“ (Macht sei etwas Tolles?) „Ja, was heißt Macht, aber irgendwas zu können, irgendwas Spezielles.“ – (Welche Stärken er ohne Zauberkraft habe?) „Sport ..., Mathe bin ich nicht schlecht.“ Er zählt weitere Fächer auf, in denen er gut ist. Arbeiten wolle er noch an seiner Schrift, Sauberkeit, Schusseligkeit und auch an Französisch.

Horst scheint insgesamt mit sich und seiner Situation zufrieden zu sein, Wohnumgebung, Schule und Familie eingeschlossen. Der alterstypische ‚Schulfrust‘ ist unübersehbar. Die Themen Technik und Macht bleiben für Horst bedeutsam.

Positionierung zu Gottessymbolen: Eigene Person (13,6)

Schon bei der Vorstellung der verschiedenen Gottessymbole zur Positionierungsübung signalisiert Horst seine absolute Ferne zu allem, was mit Gott zu tun hat. (Wenn man mit einer bestimmten Gottesvorstellung nichts mehr anfangen könne, müsse man nicht alles aufgeben. – Menschen könnten z. B. sagen: Mein Leben will ich an der Kraft der Liebe ausrichten. Der eine sage dann: Das nenne ich Gott. Und der andere sage: Das Wort nehme ich nicht dafür.) „Ich nehme das Wort [Gott] nirgends mehr wofür ... Ich beziehe nichts auf ihn.“ Horst bestätigt, dies sei früher anders gewesen. (Warum?) „Ich *will* ja gar nichts mehr damit anfangen. Das ist *verjährt* ... Die Christen benutzen doch Gott für Machtspiele. So war es früher auch mit Zeus, aber ... *Gott*, also, der ist mir eigentlich völlig *Latte*.“ (Warum das so sei?) „Weiß ich nicht, *so’n Scheiß* ... vom *lieben Gott*!“ (I bestätigt das Recht von Horst, so zu denken, fragt nach, ob er unterschiedslos alle Vorstellungen ablehne oder ob es Vorstellungen gebe, mit denen er eher was anfangen könne, auch wenn er augenblicklich distanziert sei?) „Das kann ich nicht sagen, *weil*, ich mache mir überhaupt keine Gedanken darüber. Ich sage mir: Das gibt es nicht! Und manche denken: Es gibt es! Wenn es das bei mir nicht gibt, kann ich mir eigentlich kaum Vorstellungen darüber machen. Dann würde ich die Decke ((nimmt schwarzes Tuch und setzt seine Puppe darunter)) haben, also Abstand von dem allem, vom lieben Gott und so.“

Positionierung zu Gottessymbolen: Großvater (13,6)

Gebeten, für seinen Vater oder Großvater die Symbole zu stellen, wählt Horst den Großvater und kommentiert: „Ja, *die ganzen Sachen* ... *alles*, für ihn ... er ist ja sehr gläubig, er ist ja auch *irgendwie* Pfarrer, Pastor, *was weiß ich*. Und er sieht in jedem Menschen eigentlich alles mit dem Bezug *auf Gott*. Genauer kann ich dazu nicht sagen.“ (Für den Opa passe, dass alle Symbole im Kreis um ihn stehen. Wie das auf ihn wirke?) „Mir ist es *egal*. Wenn er so denkt, dann denkt er so, da kann ich auch nichts machen.“ (Horst unterhalte sich manchmal mit ihm?) Manchmal erzähle er ein bisschen mit ihm, weil der sich mit ihm unterhalten wolle. Der Groß-

vater wohne weiter weg. Über solche Themen sprächen sie aber nicht. Da er Alzheimer habe, sei es schwer, ihm zuzuhören.

Für seinen Vater will Horst nichts stellen. „Ich kann das nicht, wir erzählen uns mehr etwas anderes. Aber der glaubt wohl noch an Gott.“ Bei ihm stünden die Symbole vielleicht mal so, mal so.

Seinen Schulkameraden sei so etwas „eigentlich egal.“ Er kenne zwar ein paar Christen, „aber die Kumpel aus meiner Klasse sind alles Atheisten außer einem.“ Der sei so ähnlich wie er erzogen und gehe in den Konfirmandenunterricht. Horst „will Jugendweihe.“

(Man könne Gott auch anders denken ...) „Kann man vielleicht machen ... Keine Ahnung. Manche können ja glauben an den, der Israel erlösen muss. Das ist mir egal ... Können sie *machen*, wie sie denken.“

Für Horst sind die Gottessymbole zwar noch präsent – vermutlich gerade wegen der Verankerung in den ‚Männern‘ seiner Familie – aber er schottet sich strikt dagegen ab. Er will sich weder mit überkommenen noch mit alternativen Denkmöglichkeiten auseinander setzen, reagiert sichtlich genervt auf das Ansinnen, Alternativen überhaupt in den Blick zu nehmen. Seinen Großvater nimmt er als Person mit einem alle Lebensbereiche und Personen einbeziehenden christlichen Deutungsrahmen wahr, geborgen in einer nahen Gottesbeziehung mit vielen Facetten. Ist die Ablehnung von Horst, irgendetwas auf Gott zu beziehen, das Spiegelbild zur Haltung des Großvaters in Form einer Negation? Dem Vater schreibt Horst ein Gotteskonzept mit wechselnder Nähe und wechselnden Akzentsetzungen zu. – Seine Klassenkameraden hält er bis auf eine Ausnahme durchweg für Atheisten. D.h. Horst geht in seiner negativ konnotierten Distanz zum christlichen Glauben konform mit seiner schulischen Bezugsgruppe, verhält sich konventionell, auch hinsichtlich der Jugendweihe.

Klasse 8, Horst

Lebensmetapher (14,7)

Horst, mit rot-grüner Irokesenfrisur, vergewissert sich bei der Auswahl der Gegenstände für seine Lebensmetapher zunächst, dass die Matrioschka aufzumachen ist und weitere Püppchen enthält. „In mir drin, in meinem Herzen ... ist meine family ... die ist relativ wichtig für mich.“ Natürlich nicht alle in gleicher Weise. Es gebe Leute mit höherer und mit geringerer Bedeutung. Besonders wichtig seien aktuell Eltern und Geschwister, wobei es mit letzteren „manchmal ziemlich scheiße ist“, aber

das findet Horst okay. Neben den zwei älteren Brüdern habe er inzwischen drei jüngere Halbgeschwister.

Die Metallplatte mit Aufbauten stelle seinen Computer dar. Das mache ihm viel Spaß, Spielen oder manchmal mit einem Programm was Lustiges zu machen: „Da verbring’ ich ziemlich viel Zeit.“ Horst hat einen eigenen Computer. Der weiße Stern rechts stehe für „Revolution, ... so gegen das System. Weil ich damit nicht zufrieden bin.“ (Was er ändern möchte?) Horst findet insgesamt: „Der Staat ist ziemlich scheiße ... Einige Leute [lassen] mehr für sich raus springen, und ich finde die Gesetze ziemlich scheiße ... Und dass sie immer alle behaupten, sie kriegen alles gebacken, und sie schaffen es ja doch nicht.“ Die Politiker laberten Müll, die Bullen seien „auch nicht grad’ so die besten Leute im Staat.“ (Wie der Staat aussehe, der ihm vorschwebt?) Anarchie sei ganz lustig, aber wohl unmöglich. Horst würde „einerseits Anarchie anwenden, andererseits auch einige Leute da nicht mit einbeziehen, ... [denn sonst] rennen ja die ganzen Scheißfaschos auch noch rum.“ Die Politiker „machen es Linken mit Gesetzen ziemlich schwer. Bei jeder Kleinigkeit sind die voll am Arsch. Ein normaler Mensch darf mit einem Hund rumlaufen. Neulich waren sie [Punks] am Brunnen des Lebens, da kamen sie [Bullen] mit Tierschutz und diesem Scheiß, weil die Leute da ihre Hunde hatten. Und das macht kein normaler Mensch bei einem andern. Wenn da ein anderer lang läuft, ist denen das komplett egal. Aber kaum ist da ein Punk, gibt es gleich auf’s Maul, und das find’ ich ungerecht.“ In Dresden seien alle gegen den Aufmarsch der Nazis gewesen. Man habe aber dann die Gegendemonstranten – okay, deren Demo sei nicht angemeldet gewesen – eingesperrt. „Das find’ ich ein bisschen krank.“ Für ihn wird da mit verschiedenem Maß gemessen. Auch die mangelnde Wahrheit in der Politik stört Horst. Er gibt aber zu, „wenn sie nicht lügen, dann werden sie auch nicht gewählt.“ Stern TV berichte zu Politikern, „dass die sich Tagesgelder eintragen, obwohl sie nicht da sind. Da zocken sie Hammer ab ... Wir Kleinen werden immer hammerniedrig gemacht in der Politik.“ Der Button mit Schmetterling steht „so gegen Faschos.“ – Die Pistole „steht für meine Gewaltbereitschaft ... Wahrscheinlich auch [als Waffe] zu meinem Revolutionskampf ... Und dass ich am liebsten auch mal richtig Leute verdreschen würde, die mir echt auf den Sack gehen, so wie in dieser Schule z. B. einige Lehrer.“ Die seien „nicht so klasse, das macht sich vielleicht bemerkbar ... Okay, das beruht auf Gegenseitigkeit.“ Horst meint, Lehrer müssten da drüber stehen, wie man sie findet. Die sähen einen dann aber als ‚Scheißtyp‘ an. Er sage seine Meinung,

protestiere öfter gegen Sachen, aber „die sitzen am längeren Hebel, wie meine Mutter so schön sagt, und ... und deswegen lässt sich schwer was machen.“

Die Uhr symbolisiere Zeitknappheit. Ihm fehle Zeit für Sachen, die er gern machen würde aber auch Zeit zum Schlafen. Er werde „ziemlich scheiße immer gestört beim Schlaf“, manchmal von der Mutter, die am Computer arbeite, „der ist genau unter meinem Bett ... Ich hab' nicht so viel Schlaf, wie ich gern haben möchte.“

(Worauf er stolz sei bei sich?) Auf seine Familie. Darauf dass er sich jetzt besser mit den Brüdern verstehe. Da sein drei Jahre älterer Bruder im Austauschjahr im Ausland sei, gebe es momentan Probleme mit Reinhard, gegen den ihm der Große immer geholfen habe. Jetzt stehe er allein gegen Reinhard, der sich ziemlich viel gegen ihn erlaube, was „ein bisschen scheiße“ sei. Rächen wolle er sich nach Rückkehr des Großen aber nicht.

Ärgerlich auf sich sei Horst auch. Er verschwende viel Zeit. Oft gehe er ziemlich früh ins Bett und ärgere sich dann, wenn er nicht schlafen könne. Außerdem hänge er zu viel vor dem Computer – das sage auch seine Mutter – statt rauszugehen. Das sei schon „manchmal ein bisschen kacke.“ In der Nähe habe er keine richtig guten Kumpels. Manchmal spiele er Fußball. Außerdem spiele er noch E-Gitarre. Vater und Brüder machen keine Musik, aber die Mutter „spielt Klavier und Flöte ... War mal Musiklehrerin.“ Jetzt sei sie selbständige Hebamme und viel unterwegs. Sie erzähle öfter, was sie toll finde dabei.

Horst erinnert sich an die Deutung seiner Gestaltungen zur Gottesfrage teils mehr, teils weniger. Zur Collage aus Kl. 5: „Irgendwie von das zu das, und dann passiert das. Oder war es ein Paradies? Ich weiß es nicht. Eine Bombe war es, glaub' ich, nicht.“ Zur Collage aus Kl. 4: „Ich glaube, das war das mit diesem Ablauf.“ Irgendwas sei da „irgendwann angekommen. Und dann hat es irgendwas ergeben ... Ich weiß, dass es keine Bombe war.“ Zu Kl. 3: „Das war eine Bombe. Da hatte ich irgendeinen Kram, Elektronik, zusammengekrämt.“ (In Kl. 3–5 seien es Vergleiche für Gott gewesen. Wie er sie heute sehe?) „Also das mit der Bombe. Ich war fasziniert vom Aufbau ... Und Kl. 4 den Ablauf ... es gibt immer so lustige Sachen [in Filmen], wo die was anstoßen“ und dann Ketten von Ereignissen auslösen. „So was sollte das irgendwie auch sein.“ Und in Kl. 5 habe es „wirklich das Paradies sein“ [sollen] ... Da war irgendwie alles drin.“ (Was Gott mit einer Kettenreaktion zu tun habe?) „Keine Ahnung ... Ich weiß nicht ((mehrmals)), ob ich das so stark auf Gott bezogen hab'. Ich glaub' sogar, dieser kleine Mensch [Zwerg] sollte Gott sein. Ich weiß es aber nicht so genau.

Es kann sein, dass es eine [Welt-] Entstehung darstellen sollte“, weil das ja auch ein Ablauf sei. (Manchmal wisse man im Bauen schon etwas, was der Kopf erst später klar kriege?) „Ja das ist hier, glaub’ ich, auch passiert.“

Zum Paradies erinnert sich Horst an Auto und Computer. Am wichtigsten sei aber die Uhr gewesen. „Das ging alles von der Zeit aus irgendwie.“ Paradies sei, dass man Zeit habe, „in der man alles machen könnte.“

(Ob er eine Verbindung sehe zwischen dem Gottesvergleich und dem Lebensvergleich?) Nein, er sei zwar so aufgewachsen, dass sein „Leben irgendwie zu Gott gehört. Also ich muss ja ... bin in die Kirche gegangen“, wie man das so mache, habe sich im Laufe der Jahre seine eigene Meinung gebildet. „Gott symbolisiert für mich nichts. Ich hab’ einfach gesagt, dass ich ihn nicht brauche, dass er für mich im Leben keine Rolle spielt. Deswegen hat es für mich keinen Zusammenhang.“ Gott sei für ihn nicht da. Früher seien sie alle christlich gewesen. Da habe es dazu gehört, manchmal zu beten. Als jüngerer Kind „da hab’ ich, wenn ich irgendwas Schlimmes hatte, irgendwie gesagt: ‚Gott, hilf mir mal!‘. Das sei normal gewesen. „Ich hab’ halt so gelebt damit.“ An eine Zeit, wo er Gott gespürt habe, kann sich Horst nicht erinnern. (Wer nichts spüre, sage eines Tages: ‚Man hat mir was erzählt, ich habe darauf vertraut, aber ich merke nichts davon. Darum gebe ich die Vorstellung auf‘?) „Genau“, meint Horst. Diese Beschreibung treffe auf ihn zu. „Ich habe halt Gott nicht als einen Teil meines Lebens gesehen, dass ich ihn unbedingt brauche.“ Er könne vielleicht sagen, „okay toll: ‚er existiert‘. Aber ich stehe mit meinem Eindruck nicht dahinter.“

Die Familie hat stark an Bedeutung gewonnen: Sie ist nicht nur (erstmalig!) dargestellt, sondern nimmt auch den meisten Raum ein und wird dazu noch zuerst erwähnt. Überraschend ist auch, dass der Jüngling mit martialischem Outfit sich als weibliche Figur in seine Lebensmetapher einbaut, die gewachsene Verbundenheit damit ausdrückend. Die verbesserten Beziehungen zu den Brüdern erfüllen ihn mit Stolz. Hier konnten offenbar konstruktive Konfliktlösungen entwickelt werden. In den Feldern Schule und Gesellschaft nimmt Horst dagegen die Rolle des Revolutionärs ein. Er kehrt den gewaltbereiten Punk heraus, der sich durch dezidiertes schulisches Störverhalten als ‚Alpha-Männchen‘ profiliert, während er sich in Einzelgesprächen – sofern keine ‚Punk-Themen‘ berührt werden, bei denen pauschale Urteile und Fäkalsprache geboten erscheinen – durchaus als freundlich-sensibler, höflicher und differenzierter Gesprächspartner zeigen kann. Braucht Horst die Rolle des schrill aufgemachten Revoluzzers, um sich schulisch von dem sich ordentlich, strebsam und angepasst gebenden Reinhard abzugrenzen? Der Computer nimmt als Faszinosum wie als Zeittfresser weiter eine

zentrale Stellung bei Horst ein. Die Mutter, mit der er das Interesse an Musik teilt, erscheint in freundlicherer Perspektive. – An der gedanklichen Rekonstruktion der Bedeutungen seiner Collagen aus den Kl. 3–5 fällt Folgendes auf: Die aggressive Tönung der Perspektive ist verschwunden; seine Rekonstruktionen bewegen sich in der Nähe der ursprünglichen Deutungen. Er schreibt sich für Kl. 4 – mindestens als Vermutung – einen Anthropomorphismus im Gottesbild zu, den er damals nicht hatte. Dass ihn sowohl in Kl. 3 als auch in Kl. 4 das perfekte Funktionieren faszinierte, kann er benennen. War für ihn ursprünglich der Aspekt Geborgenheit, Sicherheit („Unterschlupf“) neben dem unbeschwerten Spiel am Paradies zentral, so ist es nun – i. S. seiner Gegenwartsperspektive – die Zeitfülle.

Horst sieht keine Verbindung zwischen der Gottesmetapher und der Lebensmetapher für sich selbst und begründet dies – seine religiöse Entwicklung reflektierend – einleuchtend. Er sei im Denken und Tun in seiner christlichen Familie zunächst ‚mitgelaufen‘, habe die Glaubensinhalte mit seinem Leben aber nicht verbinden können und daher diesen ganzen Bereich hinter sich gelassen. Gottes Existenz zu behaupten, ohne dass dies durch eigene Erfahrung gedeckt ist, hält Horst für sinnlos.

Positionierung zu Gottessymbolen: Eigene Person (14,8)

Horst stellt sich als Figur (Puppe) mitten auf den Tisch, packt sämtliche Gottessymbole an die Seite unter ein schwarzes Tuch. „Gott existiert bei mir nicht.“ Deshalb wolle er sich nicht hier irgendwo hinstellen zu GOTT VATER, der ENERGIE o. Ä. Er lasse alle an der Seite stehen und sage: „Klasse. Da mögen einige dran glauben, meinetwegen auch meine Familie. Aber ich grenze mich davon ab.“ (Dabei sei es egal, was für Symbole das seien?) „Genau!“ Vielleicht sind manche Symbole wie etwa die KRAFT DER LIEBE wichtig, aber „in Bezug auf Gott gibt es das für mich nicht.“

Zum Foto der Positionierung des Vorjahres meint Horst, er habe es da im Grunde „genauso gemacht. Bloß da hab’ ich mich verdeckt.“ Dass er in einigen Jahren seine Haltung in dieser Frage ändert, „kann alles sein.“ Von seinen Eltern werde seine Haltung akzeptiert. Sein Vater arbeite bei der Kirche, sage aber: „Okay. ... Und mein Opa ist ziemlich stark gläubig, der braucht das einfach, der war ja auch jahrelang Pastor, hat jetzt Alzheimer.“ Das sei „ein Schutz für ihn, denk’ ich mal. Und ... er findet es traurig, [aber] er sagt halt auch: ‚Okay, mein Jung‘, wenn es so ist, dann ist es so‘. Es wird eigentlich von allen so akzeptiert.“ Wenn es nicht so wäre, würde das auch nichts an seiner Haltung ändern. Aber „ich bin relativ froh

darüber, dass sie es akzeptieren. Ist besser, als wenn sie es nicht akzeptieren würden.“

Fragebogen (14,8)

Die Angaben von Horst zu Impulsgebern seines religiösen Denkens und Empfindens zeigen zwei bedeutsame Veränderungen. Horst schreibt einer Gemeindegruppe ‚etwas‘ Einfluss zu, dem Vater starken Einfluss. Alle Aussagen zu Gott im Fragebogen werden mit der Begründung abgelehnt, er glaube nicht an Gott und mache sich darüber keine Gedanken. Horst gibt an, nie zu beten. Er spreche mit Freunden nie ernsthaft über Gott/Glauben/Religion, manchmal aber mit dem Vater. Die Großeltern kämen ihrerseits manchmal mit solch einem Thema auf ihn zu. Zu dem auf die Untersuchungsreihe bezogenen Impuls³⁴ „Für mich war das die ersten Jahre ein kleiner Religionsunterricht, wo ich Kraft hatte. Aber als mein Glaube nicht mehr da war, war es eine Zeit, wo ich mich unterhalten habe über Gott, ohne an ihn zu glauben. *Wünschen würde ich mir, dass* diese Ergebnisse mir mitgeteilt werden und darüber noch mal ein Gespräch stattfindet.“

Horst lässt unterschiedslos alle Gottessymbole – konsequent zur o. g. Haltung – unter dem schwarzen Tuch verschwinden und stellt sich als Figur in die Mitte des Tisches. Damit markiert er wie schon im Vorjahr deutlich seine Distanz, zeigt aber eine gewachsene Souveränität in seiner Haltung. Er muss sich nicht mehr gegenüber den Gottesbildern verstecken. Die Gottesbilder sind vielmehr aus seinem Blickfeld gerückt, gleichwohl zugänglich für andere. Interessant ist, dass Horst hinsichtlich der Akzeptanz seiner Haltung in der Familie nur die erwachsenen Männer explizit erwähnt. Sie scheinen als Bezugsgrößen zentral. Dies wird durch die Fragebogenangaben von Horst zum Einfluss beider Personen auf ihn bestätigt. Horst ist froh, dass seine distanzierte Haltung in Glaubensfragen seine familiären Beziehungen nicht zu belasten scheint. – Mit der etwas beeinflussenden Gemeindegruppe dürfte die Jugendgruppe gemeint sein, mit der Horst – unter der Leitung seines ältesten Bruders – eine Freizeit besuchte. Es zeigt sich, dass die souveränere und moderatere Haltung von

34 „Wenn ich so zurückdenke an die Jahre, in denen wir zu unserem Leben, Denken und Glauben etwas gemalt, gebaut und dazu erzählt haben, dann würde ich sagen:“ – Vorgegebene Satzanfänge erscheinen in Kursivdruck.

Horst gegenüber der religiösen Dimension ihren Unterbau hat in gelungenen menschlichen Beziehungen. Erstaunlich erscheint, dass Horst Interesse bekundet, das Untersuchungsergebnis zu seiner religiösen Entwicklung zu erfahren und zu kommunizieren. Ist ihm diese Dimension vielleicht doch nicht ganz gleichgültig?

Klasse 10, Reinhard

Lebensmetapher (16)

Reinhard wählt zum Thema eine Festplatte und ein Kästchen mit Halbedelsteinen, wovon etliche abgefallen sind. Er kommentiert: „Das ist ziemlich durcheinander ((2x)), aber viel zu tun, und langsam habe ich ein Ziel vor Augen, einerseits ja, andererseits nein, also ich weiß nicht, ob ich jetzt Abitur oder erst mal die Realschulprüfung machen will und wie es danach weitergeht ... Ich bin ziemlich durcheinander momentan.“ Das Elektroteil stehe für seine Ziele, erst mal für die Realschulprüfung und dann das Abitur. An ein Studium denke er noch nicht, „ich habe noch ein bisschen Zeit, kann man sagen. Aber vor einem Jahr habe ich auch nicht gewusst, was ich mache, und ich glaube, ich weiß es auch in drei Jahren nicht.“ (Ob er zu viele Alternativen im Kopf habe oder zu wenige?) „Mir fällt gar nichts ein.“ (Und wenn er an Dinge denke, woran er Spaß habe oder auch Erfolg?) „Ich habe eigentlich an nichts so richtig Spaß.“ Er laufe zwar, „aber da kann ich nicht groß was machen, weil, man muss Erfolge haben und viel Zeit investieren, und die habe ich nicht.“ Der Unterricht gehe bis 14.30 Uhr, dann gebe es noch Hausaufgaben, „dann noch Training, das ist zu viel.“ Am ehesten interessiert sich Reinhard für Geschichte, „aber Geschichte sind eher schlechte Aussichten, weil Historiker sind ja nicht gefragt. Ich weiß nicht, was ich anderes machen soll.“ Die Geschichte sei schon „weitgehend erforscht“, deshalb brauche man kaum neue Leute.

(Was das Schatzkästchen für ihn sei?) „Verschiedene Sachen.“ Konkretes benennt Reinhard nicht. (Ob er vielleicht in sich eine Schatzkiste habe, von der er noch nicht wisse, was drin ist?) „Könnte sein.“ (Vielleicht kenne er manche seiner Gaben noch nicht?) „Man muss erst mal einen Punkt finden, wo man die Gabe einsetzen kann. Und vielleicht ist der noch nicht gekommen ... Ich denk' nicht, dass in mir noch irgendeine Gabe schlummert, nee.“ (Was er denke, wie ein Freund ihn

beschreiben würde?) Reinhard beschreibt sich als klein, dunkle Haare, ohne besondere Merkmale außer, dass er oft aufgedreht sei. Begabungen fallen ihm nicht ein, auch keine weiteren Charaktereigenschaften jenseits des Aufgedrehtseins. (Vielleicht sei er jemand, dem man etwas anvertrauen könne, der weder lacht, noch petzt, noch die Nase rümpft?) „Ja, vielleicht, das könnte sein. Ich denke, ich bin zuverlässig.“ (Das sei doch ein wichtiges Merkmal.) „Ja, aber nicht in der Berufsauswahl.“ Für Psychologie, wo solche Eigenschaften vielleicht wichtig seien, interessiere er sich nicht, und ob die genannte Eigenschaft „bei mir so ausgeprägt ist, weiß ich auch nicht.“

Positionierung zu Gottessymbolen: Eigene Person (16)

Reinhard stellt die Gottessymbole für sich auf: Er beginnt bei MUTTER ERDE bzw. der QUELLE DES LEBENS: „Ich denk’, dass man Gott gut als – also ich hatte jetzt keine Vorstellung, wie das alles entstanden ist ... Und dann muss es irgendwelche übermenschliche Kräfte gegeben haben, und da kann ich mir Gott gut vorstellen.“ Auf die Batterie zeigend: „Wenn man jetzt sehr religiös ist, kann man sich – glaub’ ich – Gott als KRAFT Wenn man mal in einer schwierigen Situation ist, hilft einem Gott da vielleicht raus.“ Reinhard zeigt auf das Netz mit Engel: „Mit LIEBE habe ich noch keine großen Erfahrungen gemacht, aber ich denke, könnte man auch Gott ... Also, mein Opa, der ist sehr religiös, und der hat – denk’ ich – Gott mit der LIEBE ziemlich verbunden.“ Auf den VATER IM HIMMEL deutend, LICHT und INNERE STIMME stecken hinter dem schwarzen Tuch: „GOTT IM HIMMEL, also eher weniger. Und als LICHT, weiß ich nicht. Und die STIMME auch nicht wirklich.“

I motiviert Reinhard, die Symbole für sich so zu stellen, wie er denkt, dass es vor sechs Jahren für ihn stimmig gewesen sei: Er denkt, dass damals der VATER IM HIMMEL für ihn am wichtigsten gewesen sei. Genau wisse er das aber nicht mehr. Er habe sich auch keine Gedanken darüber gemacht. Reinhard stellt – allerdings erkennbar wenig motiviert – die Gottessymbole auch für Eltern und Großeltern, rückt sie mehrmals um, redet zusammenhangslos dazu: Mit der INNEREN STIMME könne er auch jetzt nichts anfangen: „Ich hab’ keinen blassen, was Sie mit INNERER STIMME ...“ Er möchte auch nicht weiter Symbole schieben. Befragt nach seinem jüngeren Bruder Horst, bittet er darum,

den Rekorder auszustellen, bevor er sich äußert. Sein Bruder wolle mal dies und mal das, insgesamt sei er wohl dagegen; vielleicht wisse er auch gar nicht, was er wolle.

Seine Kommentierung früherer Gestaltungen beginnt beim Foto aus Kl. 4: Die Gestaltung sei wohl zusammen gefallen: „Ich weiß es nicht ... kann es sein, dass Gott wie ein Schloss war und man nicht den richtigen Schlüssel findet, seinen Weg gehen zu können? Oder irgendwie was Ähnliches.“

Zum Foto aus Kl. 6: „Da wollte ich einfach nur viel Ton haben. Das war ein Männchen, ... ein Kopf und die Antenne denn hier so rauf. Und die Uhr stand auch für irgendwas. Oder war die nur da? ... Und die Arme, vielleicht hat man nie so lange Arme, um Gott zu erreichen.“ (Ob es für ihn ein Mensch oder Gott gewesen sei?) Reinhard erkundigt sich nach der damaligen Aufgabenstellung. I gibt Auskunft. „Dann ist es Gott ... ach so, es hat so lange Arme zu den Menschen. Die Uhr ist ewiglich.“ ... Dann fällt ihm ein, dass es vielleicht gar keine Arme gewesen seien. I bestätigt dies. Er habe sich damals Ohren vorgestellt.

Zur Frage, ob er Ähnlichkeiten zwischen den beiden Aufgaben der Metaphergestaltungen sehe, meint er, einen Vergleich für Gott zu bauen, „das war ja einfach.“ Aber bei der neuen Aufgabe, „da muss es ziemlich rattern. Muss ich jetzt auch. Also wie war das?“ I wiederholt: ‚Mein Leben und was es hält, nährt und trägt, also was mir Kraft, Mut und Zuversicht gibt‘. Reinhard meint, die zweite Aufgabenstellung beziehe „sich mehr auf den Menschen, und die andere mehr auf Gott. Da ist schon eine ganz schön große Differenz.“ Auf Nachfrage bekräftigt Reinhard noch mal die Differenz. (Ob für Gläubige die Differenz vielleicht kleiner sei als für Nichtgläubige?) „Ich bin ja von Gott beeinflusst, klar. Aber es kommt eben drauf an, wie man sich das vorstellt.“

I schlägt Reinhard vor, zu überlegen, nach was er greifen würde, wenn er die Metapher ‚Gott ist wie ...‘ gestalten sollte. Reinhard schweigt eine Weile. Dann: „Also, er kann nicht irgendwie das Leben leiten, glaub’ ich. Er kann nur – ich weiß gar nicht – was habe ich für eine Vorstellung? Ich weiß es nicht. Ich denk’ eher an die Natur, dass Gott die Natur ist ... [die] halt immer mehr kaputt geht.“ Reinhard stimmt zu, dass es eher ein leidender Gott sei. „Als Mensch oder irgendetwas anderes, was übermenschlich ist – die Natur ist auch übermenschlich ... und die ist auch nicht ganz erforscht. Man weiß nicht, was da passiert. Und ich glaub’ jetzt irgendeine Person, die was leiten

kann ... Ich glaub', Menschen kann sie nicht beeinflussen.“ Reinhard hält die Vorstellung, dass etwas von Gott im Menschen drin sei und dort wirke, für möglich. „Das kann sein, aber ich glaub' ... schwierig. Also ich kann es mir nicht so richtig vorstellen, was Gott will. Weiß ich nicht. So ungefähr.“ I verweist auf biblische Gotteserscheinungen, die auch ausdrücken, dass Menschen zu klein sind, Gott als Ganzes zu erfassen, bestenfalls erfahre der Mensch Spuren. Reinhard stimmt dem zu.

Sein Kommentar zur Metapher wirkt so karg wie seine Gestaltung. Schulische Ziele bilden eine Basis, aber seine Zukunft sieht er insgesamt dunkel, sich fort-dauernde Unentschlossenheit, Interesselosigkeit und mangelnde Begabungen zuschreibend. Die einzige Fähigkeit, die er zu haben meint, könne er nicht beruflich umsetzen. Das Schatzkästchen, steht es für intuitives, aber verleugnetes Wissen um schlummernde Schätze oder für die Sehnsucht danach? Die Aufstellung der für ihn relevanten Gottessymbole korrespondiert mit der Vorstellung von Schöpfung und Bewahrung, die in der Metaphergestaltung aus Kl. 8 aufschien. Obwohl Reinhard eigene Erfahrungen mit LIEBE leugnet, bekommt das Symbol mit Verweis auf den Großvater einen Ort noch vor dem VATER IM HIMMEL, der ihm inzwischen eher problematisch ist. In seiner Kindheit sei er am wichtigsten gewesen. Für Gott als LICHT gab es – anders als aktuell – auch in der Kindheit einen Platz. Mit der INNEREN STIMME kann/konnte er gar nichts anfangen, ein Ausdruck mangelnder existenzbezogener Gebetspraxis? Reinhard schließt Gott als Hilfe, die religiöse Menschen in schlimmen Situationen erfahren, nicht aus, Gott mag auch irgendwie mit der Schöpfung der Welt zu tun haben, – Aussagen, die er im letzten Teil des Gesprächs z. T. wieder zurücknimmt. Sein Gotteskonzept ist diffus, widersprüchlich, nach wie vor kognitiv nicht durchgearbeitet, obwohl Reinhard inzwischen den Konfirmandenunterricht besuchte und sich konfirmieren ließ.

Zu seinem Bruder äußert sich Reinhard nur ohne Dokumentation: Vorsicht? Feingefühligkeit? Seine früheren Gestaltungen deutet er neu i. S. dessen, was für ihn heute zentral ist: Gott könnte helfen, den richtigen Weg zu finden; vielleicht hilft Gott aus schwierigen Situationen mittels der langen Arme? Er bemüht sich um ‚richtige‘ Deutungen, fragt deshalb mehrfach nach. Seine Bereitschaft, den Erwartungen anderer zu entsprechen, dauert ebenso an wie die dadurch vermutlich mit konstellierte Unbestimmtheit und Doppelbödigkeit: Reinhard betont die Differenz zwischen den beiden Aufgaben der Metaphergestaltungen, obwohl er sich explizit als ‚von Gott beeinflusst‘ be-

zeichnet, ein weiterer Ausdruck von Zweifel, dass Gott ein tragendes Element seines Lebens ist?

Den Impuls von I, eine aktuelle Metapher für Gott zu finden, greift Reinhard verbal auf. Er artikuliert seine große Unsicherheit hinsichtlich des Gotteskonzepts. An der Existenz Gottes zweifelt er nicht – wie auch in den Jahren zuvor – wohl aber an Gottes Macht, Welt und Menschen zu beeinflussen. Deismus als Grundhaltung? Gott als Natur, als Geheimnis, als etwas oder jemand, der leidet und von dem man nicht einmal weiß, was er wirklich will: Ein ferner, ohnmächtiger Gott, der in der Tat – außer vielleicht als innere Kraft bei religiösen Menschen – kaum etwas Tragendes zum Leben beisteuern kann im Denken und Empfinden von Reinhard.

Klasse 9, Horst

Lebensmetapher (15,10)

Seine Collage zum ‚Leben und was es hält, nährt und trägt‘ beschränkt sich auf wenige Gegenstände: Computerteil, CD, Playmobilfigur und Uhr. Als wichtig für sein Leben zählt er ihm nahe stehende Menschen auf: Kumpels, Freunde, Verwandte, Familie. Auch der Computer und Musik spielen weiter eine zentrale Rolle. Die Uhr symbolisiere, dass alles eine Frage der Zeit sei. Er empfinde sie momentan als etwas Stressiges. Die Schule sei jedoch der größte Stress. Er gehe nicht gern hin, für ihn sei es „vergeudete Zeit.“ Lohende Zeit sei, wenn er Party mache, schlafe, zocke, Familie – alles, was ihm mehr liegt und Spaß mache.

Konkrete Zukunftspläne hat er noch nicht. Er überlegt, nach Kl. 10 ein Fachabitur zu machen. Sicher ist er sich hier aber noch nicht. Dass er in der Realschulklasse ist, findet er nicht besonders bedrückend. Er sei froh über die Leute, mit denen er jetzt zusammen in der Klasse ist. In der Gymnasialklasse seien viele, die nicht seinem Geschmack entsprächen.

Er sei „auf keinen Fall christlich.“ Aber „ich kenne ziemlich viele christliche Leute.“ Auf den christlichen Glauben habe er „mehr so einen Zuhör-Blick ... Ich akzeptiere es bei den Leuten, die es halt sind“, seine Familie oder Kumpels. „Ich will nicht abgeneigt sein und sagen ‚Du bist ein Christ, ja, voll scheiße‘ oder so ... ich höre einfach zu, ich akzeptiere es ... Ich meine, da ich ein Punk bin, müssen das ja auch viele akzeptieren, wie ich so rumlaufe.“

Horst wirkt gelassener im Umgang mit seinem nächsten Umfeld: Freunde und Familie, Computer und Musik sind weiter tragende Faktoren. Er gibt sich tolerant gegenüber gläubigen Menschen und begründet dies mit der Erwartung von deren Toleranz gegenüber seinem Punkerdasein. Schule ist notwendiges Übel, dessen er und seine Freunde sich gern entledigen würde. Die Tatsache, in die Realschulklasse ‚einsortiert‘ zu sein, d. h. an dieser Schule kein Abitur machen zu können, scheint ihn nicht zu belasten. Ist seine Behauptung, die gegenwärtigen Klassenkameraden denen in der Gymnasialklasse vorzuziehen, als ‚saure Trauben-Reaktion‘ zu verstehen?

Positionierung zur Bibel (15,10)

Horst hat die kleinste der drei Bibeln gegriffen und die Großvaterpuppe direkt darauf gesetzt, daran angelehnt dessen Frau. Dahinter stehen (von rechts nach links) die Großmutter väterlicherseits (gelb), sein Vater (blau), sein ältester Bruder (beige), Reinhard (gelber Hut) und ganz hinten er selbst (rot). Die nachgeborenen Halbgeschwister hat er hingelegt, weil sie von der Bibel noch nichts wüssten, daneben steht die braun bezopfte Halbschwester, dahinter die Mutter von Horst (blond, rotes Gewand).

Horst kommentiert: „Also, mein Opa ist ein sehr aktiver Christ ... Er hat jetzt Alzheimer, das ist ein bisschen schwierig.“ Er „findet auch sehr traurig, dass ich kein Christ bin. Und meine Oma dahinter, die ist nicht so aktiv, aber auch ziemlich gläubig. So, mein Vater, der arbeitet ja als Diakon im evangelischen Bereich und ist da durch die Arbeit natürlich auch stärker verbunden, von wegen Gottesdienst und so.“ Die Oma väterlicherseits sei auch christlich, ebenso sein ältester Bruder. Der sei „engagierter ... als wir anderen Geschwister. Er hat den Glauben auch viel mehr ... Rituale macht er mehr mit, Fasten und so was. Ich weiß nicht genau, ob er betet, ... ich glaub’ nicht. Aber er geht auch mal so in die Kirche, und das ist für ihn auch wichtig.“ Seine kleinen Geschwister hätten noch keine richtige Meinung. – Reinhard sei „nicht so richtig Christ, ist aber auch nicht so richtig dagegen.“ Er sei „einfach aufgewachsen damit.“ Wenn man ihn fragte: ‚Bist du Christ?‘, „dann würde er wahrscheinlich eher sagen: ‚Ich wurde so aufgezogen.‘ ... Er würde wahrscheinlich auch in die Kirche gehen und so ‘ne Sachen“, aber so richtig Christ – denkt Horst – sei Reinhard nicht. Bei der etwas größeren Halbschwester ist Horst „nicht so sicher“ bezüglich ihrer Haltung. Er glaubt, sie sei „schon ziemlich gläubig, aber weiß ich nicht genau.“ Auch hinsichtlich der Haltung seiner Mutter ist sich Horst unschlüssig. Sie sei „auf jeden Fall christlich“, aber ein „bisschen anders“ als der Vater und „von der Menge

nicht so ... nicht so richtig.“ Durch ihren Vater sei sie „da sehr einbezogen, aber ich glaube, so wirklich doll ist es nicht.“ Es sei innen „ein bisschen mehr vielleicht“ als bei Reinhard. Aber das, was anerzogen wurde, „denke ich mal, hat sich jetzt irgendwie nicht mehr so vertieft.“

Die Wahl der kleinsten Bibel deutet auf die geringe derzeitige Relevanz dieses Buches für ihn hin. Für Horst ‚besitzt‘ der Großvater mütterlicherseits buchstäblich die Bibel und blickt von dort aus auf die Familie, während seine Frau an ihn angelehnt ist, aber ohne Direktkontakt zur Bibel. Ohne die Großvaterfigur zu entfernen, könnte niemand an die Bibel heran. Horsts Vater und dessen Mutter, die er als gläubig bezeichnet, stehen dicht zur Bibel und zugewandt, der älteste Bruder in gleicher Haltung bei etwas größerer Distanz. Horst hebt für den Vater nur den beruflichen Bezug heraus, bei seinem ältesten Bruder das stärkere Engagement. An ‚Ritualen‘ des Bruders werden Gottesdienstbesuch und Fasten genannt, eine Gebetspraxis jedoch bezweifelt. Reinhard wird als Mitläufer (weder richtig Christ noch richtig dagegen) aufgestellt. Horsts eigene Position ist am distanziertesten, aber zugewandt und nicht wesentlich ferner als die von Reinhard. Die Mutter schaut aus mittlerer Distanz an der Bibel vorbei. Horst sieht sie als stark von ihrem Vater geprägt, aber nicht wirklich verwurzelt im Glauben. Drückt Horst in der Position des Großvaters dessen Definitionsanspruch bezüglich der Interpretation biblischer Texte bzw. der Formulierung von Glaubensaussagen aus?

Fragebogen zu Bibel- und Gotteskonzept³⁵ (15,10)

Zwei Themenkomplexe des Fragebogens wurden in gleichem Wortlaut im Abschlussjahr erneut erfragt und erscheinen dort zu Vergleichszwecken mit den Ergebnissen beider Jahre und parallel von Horst und Reinhard.

Horst gibt an, es gebe eine Bibel zu Hause, er kenne Bibelgeschichten jedoch nur aus dem Fernsehen, Büchern oder kirchlichen Veranstaltungen. Dass Geschichten aus der Bibel (z. B. die vom verlorenen Schaf) auch mit einem selbst zu tun hat, „stimmt eher nicht“ für Horst. Zu den drei biblischen Geschichten (Schöpfung nach P, Schilfmeer, Zehn Gebote) kreuzt dreimal die säkulare Deutungsvariante an. Bei der Rettungsgeschichte von heute entscheidet sich Horst für nichtreligiöse Perspektiven auf das Geschehen, hält den religiösen Deutungsrahmen der betroffenen Eltern aber nicht für falsch. Er glaube zwar nicht daran, aber für einige Menschen sei

35 Wortlaut des Fragebogens unter Katharina, Thematisierung des Bogens vgl. Kap. 3.6.

eine solche Meinung (= Deutung auf Gott hin) richtig. Horst hält die Bibel für ein einheitliches Buch, das vor allem Erzählungen enthalte. Mündliche Vorstufen habe es gegeben. An Geschichten/Personen fallen ihm Mose, die Jünger, die Arche und Jesus auf dem Wasser ein.

Die religiöse Deutung der Eltern wird neben die säkularen gestellt. Denkt Horst komplementär? – Horst hatte nur zwei Jahre in der Primarstufe einstündig Religionsunterricht und hat weder die Christenlehre noch den Konfirmandenunterricht besucht. Das ab Kl. 9 angebotene Wahlfach Religion wollte er besuchen, wurde aber abgelehnt, weil sich die junge Kollegin – Berufsanfängerin – von seinen zu erwartenden Dauerprovokationen überfordert fühlte. Da Horst auch – und dies über alle Jahre – angibt, dass man zu Hause über religiöse Themen kaum oder gar nicht spreche, verwundern seine dürftigen Kenntnisse zur Bibel nicht.

Klasse 11, Reinhard

Lebensmetapher (17,7)

Reinhard empfindet sein Leben als sehr konfus, was er in dem orangefarbenen Fadengewirr ausdrückt. Alles sei durcheinander und er wisse nicht, wo es lang gehen solle. Die Uhr, welche für die Zeit stehe, unterstütze dieses Gefühl. Er wisse nicht, wie er mit der Zeit umgehen solle. Für ihn gebe es zurzeit kein besonderes Ziel außer dem Abitur. Er stelle sich die Frage, was danach kommt. Das Abitur sei für ihn nur ein kleiner Punkt, nicht von Dauer. Nach dem Abi fange das eigentliche Leben an. Vor dem Abitur sei alles offen – Reinhard denkt, dass sich dies danach grundlegend ändern muss. Aber ihm fehle eine Vision für das ‚Danach‘. Er empfinde diese Situation nicht immer als schlimm. Irgendwie sei es auch angenehm, noch nicht festgelegt zu sein. D. h., es bedrücke ihn nicht täglich, aber schon immer wieder. Er bezeichnet es als das große [Problem], das sich in kleinen Problemen regelmäßig widerspiegele. Dann trete es aber nicht so massiv auf.

Getragen werde er von Beziehungen, zurzeit von seiner Familie und Freunden. Er sammle auch in der Liebe seine Erfahrungen, lerne alles etwas besser kennen.

Reinhard's Verfassung erscheint verglichen mit dem Vorjahr noch gesteigert hinsichtlich Kargheit und Verwirrung. Es taucht kein Gegenstand mehr auf, der

für etwas Nährendes, Haltendes oder Tragendes steht, stattdessen aber für Beziehungen, eine Dimension, die bisher ohne Symbol blieb.

Positionierung zur Bibel (17,7)

Reinhard hat die mittelgroße Bibel für seine Positionierung ausgewählt. Er stellt die Figuren von der Distanz her danach auf, „was die für einen Bezug oder was die für eine Häufigkeit in der Auseinandersetzung mit der Bibel haben. Ja, und das andere ist, wie die mit dem Gesicht [stehen], wie sie hingucken, [das] ist, wie ich meine, wie sie die Bibel wahrnehmen und verstehen und das ernst nehmen, was da drin ist.“

Reinhard (gleiche Puppen für die Personen) beginnt bei Horst, den er ganz hinten an die Tischkante platziert hat. „Ich glaube, der hat keine Lust. Ich weiß nicht, ob er darüber nachdenkt ... oder versucht sich damit auseinander zu setzen, ob er sich dafür interessiert, ich glaube es nicht, vielleicht bedingt durch meine Familie, dass die immer so viel Druck gemacht hat ... Ich kann mir vorstellen, dass der Druck das gemacht hat. Es war immer so, Weihnachten und Ostern war es Standard, da hin [= zum Gottesdienst] zu gehen. Und wenn man das nicht tut, ... dann ist das halt schlecht. Und Horst hat sich davon losgelöst und lieber gesagt: ‚Okay, jetzt will ich damit gar nichts mehr zu tun haben!‘ Vielleicht geht er dann später wieder hin, aber zurzeit sieht es, glaube ich, so [wie hier] aus.“

Für sich selbst meint Reinhard: „Ja, ich habe zur Bibel und zu Gott momentan keinen richtigen Draht.“ Er schaue deshalb „nicht so direkt zur Bibel, sondern nur so halbschielend.“ Er überlege zwar „immer wieder so was wie: ‚Könnte Gott in dieser Welt da sein? Geht der Glaube? Gibt der Glaube Hoffnung?‘ Damit setze er sich zwar nicht ständig auseinander, „nicht so aktiv in letzter Zeit, aber hin und wieder mal.“ Seine Mutter [rote Figur] sei „durch die Erziehung sehr geprägt“, aber Reinhard glaubt, „sie hat nicht unbedingt diese geistige Auseinandersetzung. Also, es ist in ihrem Kopf drin, Bibel, Gott, den gibt es und an den sollte man eventuell glauben, also eher so ein – [das] gibt es ja in manchen Religionen, dieses magische Verständnis – also: ‚So was muss ich machen!‘ Ja, meine Mutter setzt sich damit nicht so doll auseinander, sie nimmt es so, wie es ist.“ Seinen älteren Bruder [braun gekleidet] stellt Reinhard dichter und zugewandt zur Bibel: „Eigentlich hat er ein enges Verhältnis zur Bibel, aber [er] ist, glaube ich, auch so einer, der

nicht so doll darüber nachdenkt. Er macht es so, wie es die Rituale vorsehen.“ Möglicherweise habe der Bruder gar nicht so eine nahe Beziehung zur Bibel, stelle sich aber positiv, weil er in der Tradition stehe. Seine Großmutter mütterlicherseits „kann ich ganz schlecht einschätzen.“ Er ist sich nicht einmal sicher, ob sie intelligent ist oder nicht. Sie „stand immer so im Schatten ihres Mannes, der sehr religiös ist. Ich weiß nicht, was sie für eine Position hat. Ihre Position könnte zwischen 0 und 100 [liegen] ... Also, mein Opa, der ist doch sehr, sehr, sehr, sehr, sehr Bibel bezogen, aber meine Oma, ich wüsste nicht, was ich von der halten soll.“

Zur Großmutter väterlicherseits meint Reinhard: „Ja, die ist sehr gläubig.“ Sie schöpfe wohl etwas aus dem Glauben, setze sich damit auseinander. „Gott gibt ihr, glaube ich, Kraft und Mut, so, was man von ihm, glaube ich, erwartet. Ob sie die Bibel liest und sich mit diesen Geschichten kritisch auseinander setzt, ich weiß es nicht. Ich denke, es ist auch eher dieses Magische, ja, dieses Ritual verfolgen.“ Sie stehe der Bibel innerlich nahe. „Sie hat auch richtig viel davon.“

Den als äußerst religiös eingestuften Großvater mütterlicherseits hat Reinhard doppelt platziert: Zum einen weit ab und mit abgewandter Blickrichtung, eine zweite Figur dicht zur Bibel: „Mein Opa, der ist ja jetzt richtig senil, Alzheimer, es ist so, dass er wirklich alles vergisst ... Man kann also zu jetzt nicht viel sagen. Aber eben von früher. Der ist, sehr, sehr, sehr, sehr gläubig. Also es gibt, glaube ich, sehr wenige so gläubige Menschen. Der war Pastor und hat mal erzählt, zuerst wollte er Agrarlandwirt machen und dann hat er irgendwie eine Eingebung oder so was gehabt, keine Ahnung ... Jedenfalls in dem Sinne, dass es nicht durch einen Menschen passiert ist, sondern durch eine innere Eingebung und ist dann Pastor geworden, und hat auch immer ein sehr, sehr, sehr starkes Verhältnis zu Gott gepredigt, also, er hat die Rituale befolgt. Aber er hat, glaube ich, sich auch mit den Geschichten auseinander gesetzt und sie so verstanden, wie man sie verstehen soll, weil er sie selbst kommentiert hat. Ja, und der hat auch ein sehr enges Verhältnis zur Bibel und zu Gott.“

Reinhard's Vater [blaue Kleidung] steht recht dicht bei der Bibel. „Mein Vater ist Diakon, also, beruflich gesehen hat er ein ähnliches Verhältnis wie mein Opa, kann auch Gottesdienste halten, hat auch schon Hochzeiten gemacht und Taufen ... Auf jeden Fall ist er eben durch seine Arbeit mit der Bibel in Beziehung zu bringen. Ich weiß

aber nicht so genau, ob er sich damit auseinander setzt ((2x wiederholt)), ... macht er bestimmt, aber ich sehe es nicht. Deswegen habe ich ihn ein bisschen wegblickend gestellt.“ Reinhard meint, sein Vater schöpfe daraus nicht so wirklich wie die Großmutter väterlicherseits und der Großvater mütterlicherseits. „Also, ich weiß nicht so genau, was er dazu für eine Beziehung hat. Er beschäftigt sich damit zwar täglich ((2x)), aber er ist nicht drin. Ich weiß nicht, ob er sich damit selber so identifizieren kann.“

Zum älteren Bruder meint Reinhard: „Mein Bruder, ich denke, er kriegte dadurch auch was ... also, nicht so intensiv wie die [Oma und Opa], die sind durch ihr Leben schon sehr geprägt und haben auch schon eine Basis, auf der sie aufbauen können, weil sie schon Erfahrung damit gemacht haben ... und mein Bruder nicht so, aber ich denke, er versucht es und setzt sich damit auch gefühlsmäßig auseinander.“ Er habe – das drücke sein zugewandter Blick auf die Bibel aus – auch eine emotionale Beziehung zur Bibel und bekomme daraus innerlich etwas.

Die Wahl der mittelgroßen Bibel verweist auf die der Bibel zugeschriebene Relevanz. Reinhard bringt von sich aus die Differenzierung der Aspekte Distanz und Blickrichtung ein. Horst schreibt er eine extrem distanzierte Position zu, die durch den radikal abgewandten Blick noch unterstrichen wird. Die Ursache für diese Distanz und Haltung sieht Reinhard im familiären Druck, sich traditionell kirchlich zu verhalten. Horst habe sich dem widersetzt und sich radikal gelöst, was aus Reinhard's Sicht einer späteren Wiederannäherung nicht entgegensteht. Sich selbst stellt er stimmig zu aktuellen („momentan keinen richtigen Draht“, „hin und wieder mal“ auseinandersetzen) wie auch vorangegangenen verbalen Aussagen als entfernt und halb abgewandt hin, ähnlich die Mutter. Ihr schreibt er ebenfalls eine traditionelle Prägung zu i. S. einer Pflichthaltung und -übung, deren Verletzung Negativfolgen haben könnte: „magisches Verständnis“ nennt er dies. Die innere Auseinandersetzung fehle. Die als „sehr gläubig“ bezeichnete Großmutter väterlicherseits, von der Reinhard meint, sie schöpfe aus dem Glauben, der Bibel bzw. aus kirchlichen Ritualen („das Magische“) Kraft und Mut, steht erstaunlich weit entfernt von der Bibel und schaut – wenig kongruent zur behaupteten inneren Nähe – in eine andere Richtung: Drückt sich hier lediglich Reinhard's Zuschreibung einer fehlenden kritischen Auseinandersetzung aus oder ein grundsätzlicher Zweifel an ihrer wirklichen Haltung? Explizit äußert Reinhard Zweifel an der inneren Beziehung des Vaters zur Bibel. Wegen des täglichen, beruflichen

Bezugs steht er dicht, aber mit abgewandter Haltung: Reinhard spürt seinem Vater keine wirkliche Beziehung zu Glaubensinhalten ab.

Ganz anders sieht er dies bei seinem älteren Bruder und vor allem dem Großvater mütterlicherseits. Beide kennzeichnet ein Erfahrungsbezug, eine emotionale Bindung, ihre Figuren sind beide der Bibel voll zugewandt. Während Reinhard meint, die Großmutter mütterlicherseits aufgrund ihrer symbiotischen Beziehung zum Großvater hinsichtlich ihrer eigenen Position nicht einordnen zu können, schreibt er dem Großvater nicht nur eine starke innere Nähe zur Bibel zu, sondern auch eine Interpretationshoheit bezüglich Bibelauslegung und Glaubensaussagen, begründet in einer göttlichen Eingebung, die dessen Berufswahl und -ausübung bestimmte. Reinhard gesteht den Auslegungen seines Großvaters normative Kraft zu.

Fragebogen zu Bibel- und Gotteskonzept (17,7)

Reinhard gibt an, Bibelgeschichten aus Fernsehen, Büchern, aber auch aus Gemeindeveranstaltungen zu kennen. Auch zu Hause werde in der Bibel gelesen. Gelegentlich habe eine biblische Geschichte auch mit ihm selbst zu tun. – Zu den drei Geschichten (Schöpfung nach P, Schilfmeer, Zehn Gebote) entscheidet sich Reinhard einmal für die unsichere, zweimal für eine symbolische Perspektive. Bei der Rettungsgeschichte von heute wählt Reinhard eine nichtreligiöse Deutung, ohne die religiöse Deutung der Eltern dabei abzulehnen. Seiner Vorstellung nach wirken mehrere Faktoren zusammen, deren Anteil man in Prozentwerten angeben kann: Faktor Temperatur/Sauerstoff 10%, Faktor Gott 20%, Faktor Rettungshandeln 70%. Alle Meinungen seien berechtigt.

Reinhard weiß – aus dem Konfirmandenunterricht oder dem Religionsunterricht, den er ab Kl. 9 als Wahlfach besucht, dass die Bibel aus verschiedenen Büchern besteht und unterschiedliche Literatursorten enthält, dass es verschiedene Vorstufen der Texte gab, die Texte unterschiedlich alt und die Verfasser z. T. unbekannt sind. Er habe bisher nur wenige Geschichten der Bibel gelesen. Seine Lieblingsgeschichte sei z. Z. ‚Kain und Abel‘, was er mit der Thematik und der Vielfalt von menschlichen Grundfragen begründet.

Reinhard verfügt über einige Bibelkenntnisse. Sein Bibel- wie sein Gotteskonzept wirken trotzdem kognitiv wenig durchgearbeitet: Unsicher scheint er

insbesondere hinsichtlich des Wirkens Gottes in der Welt: Er ist unsicher, ob Gott Anteil hat an der Weltentstehung und deutet die Rettungsgeschichte von Uwe additiv-synergetisch. Ein komplementäres Denken im eigentlichen Sinn liegt nicht vor.

Klasse 10, Horst

Lebensmetapher (16,10)

„Das Herz steht für meine Freundin und auch sonst die, die ich so gern mag“, – auch die Puppe symbolisiere „Freunde, die mir helfen, mit denen ich was mache.“ Das Computerteil weise auf die Bedeutsamkeit des Computers hin. „Damit spiele ich, korrespondiere mit Menschen und interessiere mich auch sonst ziemlich dafür.“ Der Ball stehe für Sport, die Sanduhr für Zeit. Die spiele eine große Rolle, weil sie so schnell vergehe, gerade jetzt am Schulabschluss. Vieles verändere sich ((sehr leise)). Zentrale Veränderung sei, dass er bald keinen Unterricht mehr habe. Noch eine Klausur, dann komme der Abschluss. Er freue sich auf die Klassenfahrt. Die Prüfungsfächer entscheiden sich nach den Klausurergebnissen. Geschichte oder Sozialkunde würde er gern nehmen. Horst will Erzieher werden, geht in ein Freies Soziales Jahr, wahrscheinlich in die Diakonie, „dort will ich im Kinderbereich etwas machen.“

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (16,10)

„Also zunächst mal die LIEBE, die braucht eigentlich jeder Mensch, auch wenn er sagt, er braucht sie nicht. Die ist einfach sehr wichtig, egal ob zu Dingen oder zu Menschen ((2x)). ... Und ENERGIE ist wichtig, weil, ohne Energie macht das Leben keinen Spaß.“ So ohne was zu tun „die ganze Zeit lustlos durch die Gegend“ zu ziehen, finde er nicht gut. Man müsse schon Sachen ausprobieren, „die mit Spaß verbunden sind.“ Die INNERE STIMME sei jetzt bei der Berufswahl und den damit verbundenen Entscheidungen auch sehr wichtig. „Es sind sozusagen immer zwei Sachen, auf die man hört, das Gewissen und das andere ... Das INNERE LICHT ist natürlich auch da, das hat jeder, denke ich mal. ... Die MUTTER ERDE steht ein bisschen weiter weg. Zu der habe ich natürlich einen gewissen Bezug, ich lebe ja darauf. Ich bin [zwar] nicht so der Green-Peace-Fanatiker“, aber es sei schon wichtig, dass sie nicht zerstört werde. Er würde gern noch lange auf einer

unzerstörten Erde leben. „Das Universum [= QUELLE DES LEBENS], damit kann ich mich nicht so richtig identifizieren.“ Deshalb stehe sie unter dem schwarzen Tuch. „Und Gott [= VATER IM HIMMEL] für mich, na ja, ich komme öfters mal mit ihm in Kontakt mit so Leuten oder mit der Bibel oder jetzt dann im FSJ, tippe ich mal auch. Ich habe das jetzt mal nicht so gemacht zum Angucken, weil es halt so ein Vorbeilaufen ist. Man sieht ihn, sieht diese Sache sie ist da, ja, begegnet mir öfter oder eher manchmal, deshalb steht er auch etwas weiter weg, aber er ist auch da.“ (Gott schaue an ihm vorbei?) „Nee, das würde ich nicht so sehen. Der Bezug fehlt sozusagen“, aber das sei eine Sache von ihm selbst, nicht eine von Gott. Von Horst aus gesehen sei der Kontakt nicht da. Auf Nachfrage teilt Horst mit, dass im letzten Sommer wieder mit der Jungen Gemeinde in Holland war und es gut fand. Vielleicht fahre er dieses Jahr erneut mit.

Horst erscheint im Äußeren völlig verändert. Er trägt unauffällige Kleidung, kurze Haare, von dem Punker-Outfit ist nichts übrig geblieben. Seit einem halben Jahr ist er eng mit Petra befreundet, wohnt nach Auskunft von deren Mutter die meiste Zeit dort. Die Beziehung scheint glücklich zu sein. Dem äußeren Wandel entspricht ein innerer. Horst fühlt sich – dies drückt auch seine Positionierung aus – von der LIEBE getragen, voller ENERGIE, nahe dem LICHT und der INNEREN STIMME, die ihm in den anstehenden Entscheidungen hilft. Für die Gottessymbole ist in seinem Denken und Empfinden in neuer Weise Raum. Als QUELLE DES LEBENS gehört Gott zwar noch unter das schwarze Tuch, vermutlich dem von ihm noch ungelösten Konflikt zwischen naturwissenschaftlicher Weltentstehungstheorie und seiner Rezeption von Schöpfungsglauben geschuldet. Seine Positionierung zum VATER IM HIMMEL drückt aus, dass Horst sich noch nicht im Kontakt zu Gott sieht, aber offen für eine mögliche Beziehung.

Klasse 12, Reinhard

Lebensmetapher (18,8)

„Der Schlumpf soll meine Mutter darstellen. Die ist eine, die immer zu mir hält. Die gibt mir immer Unterstützung. Und wenn was passiert, ist die immer für mich da. Und das unsichtbare Ding [Glas-Linse] soll den Boden darstellen, auf dem ich mich gerade befinde. Ich kann ihn nicht sehen, und ich weiß nicht, was es ist, aber irgendwie stehe ich drauf. Meine Mutter ist das, was ich sehen kann, aber da ist noch was anderes.“

Das Unsichtbare sei der Hauptteil. Die Mutter gebe ihm materielle Unterstützung, aber auch psychische, z. B., wenn er denke, dass er etwas nicht schaffe, „aber die [psychische Unterstützung] ist nicht so das, was mich hält.“ Sie sei ihm „weniger wichtig ... weil, sie lobt mich bei jedem Scheiß ... und wenn man es übertreibt, ist es halt weniger wert.“ Deshalb sei ihm ein Lob von anderer Seite mehr wert. Das Glas sei der Boden, auf dem er imaginär stehe. „Ich weiß nicht, was der Boden ist. Irgendetwas erhält mich, aber ich weiß nicht, was es ist.“ Die Mutter sei daran nur mitwirkend. Wenn man aus der Glasscheibe einen Kuchen machte, würde sie vielleicht ein Achtel einnehmen. Möglicherweise wirke auch die Zukunftsperspektive mit am Tragen, symbolisiert in der farbigen Glasscherbe mit Sonne, „die Ermutigung, dass es irgendwas in der Zukunft gibt ... die Hoffnung darauf.“ Er wisse „zwar nicht, was es ist, aber denke: Das ist bestimmt cool.“ Der Hund stehe für Sport, vor allem das Laufen. „Das brauche ich irgendwie, sonst verfalle ich in einen Trott, der total demotivierend ist und depressiv macht. Sport reißt einen immer raus. Man ist draußen in der Natur, läuft und denkt sich gar nichts. Dann kommt man wieder rein und kann alles aus einer anderen Sicht sehen, objektiver.“

Reinhard fühlt sich und sein Leben getragen, materiell von der Mutter, übergreifend und umfassend von ‚etwas‘, das unausgesprochen bleiben soll: Er gibt an, nicht zu wissen, was da in der Gegenwart wie aus der Zukunft auf ihn zukommend, trägt. Was hindert ihn, die ihm vertrauten Sprachspiele der Tradition zur Benennung dessen, was im Leben trägt, in Gebrauch zu nehmen?

Positionierung zu Gottessymbolen: Eigene Person (18,8)

Reinhard stellt zunächst Gott als VATER IM HIMMEL, als ENERGIE, als LIEBE und als QUELLE DES LEBENS unter das schwarze Tuch und begründet das damit, dass er keine Ahnung habe, was er damit anfangen solle. Er verstehe Gott nicht als Liebe. Da er Gott nicht als Vater sehe, verstehe er nicht, wie er zu ihm LIEBE und ENERGIE aufbauen solle. „Man kann doch Liebe nur zu lebenden Dingen aufbauen.“ Behalten hat Reinhard „Gott als Natur, Umwelt [Matrioschka], als INNERE STIMME und als LICHTQUELLE ... die irgendwie Weg weisend ist, mehr so moralmäßig.“ (Warum die QUELLE DES LEBENS unter dem Tuch sei?) „Was ist QUELLE DES LEBENS? Wenn man wissenschaftlich dran geht, ob es einen Urknall gab

oder nicht?“ (Gott als QUELLE DES LEBENS zu sehen, schließe den Urknall nicht aus.) Reinhard vergewissert sich, ob mit dem Symbol die Quelle des ganzen Seins gemeint sei. Nach der Bestätigung holt Reinhard das Symbol hinter dem schwarzen Tuch hervor und platziert es neu. Er sehe in Gott schon irgendwie die Quelle des Seins. Aber „das Ding ist, dass ich nicht wirklich weiß, ob es einen Gott gibt bzw. wenn es ihn gibt, dann sehe ich ihn bisher nur in der Natur.“ Er sei völlig unsicher bezüglich seiner Position. Die Natur sei – auch wissenschaftlich gesehen – so komplex, da müsse es irgendein „Überwesen geben, das dies so geordnet hat.“ Und das könne für ihn Gott sein. „Und als Moral verstehe ich Gott auch, weil ich nicht weiß, was mich davon abhält, etwas zu tun, was man nicht tun darf: Es gibt immer etwas, das mir sagt: ‚Das darfst du nicht machen!‘ ... Der Staat ist es nicht, die Gesetze sind es auch nicht, es ist mein Gewissen.“ Und die Ursache seines Gewissens sei für ihn Gott. Er könne nicht erklären, warum er ein Gewissen habe und warum es anschlage, wenn er etwas mache. Die anderen Begriffe [Vater, Liebe, Energie] könne er irgendwie nicht zuordnen. (Der Begriff Liebe könne – bezogen auf Gott – unterschiedlich gedacht werden: Gott könne als in der zwischenmenschlichen Liebe präsent – sich ereignend – gedacht werden.) Reinhard fragt nach, wie so eine Sicht begründet werden könne. (I erwähnt Jesu Verkündigung des liebenden Gottes, der Reich-Gottes-Herrschaft usw., Texte im NT, die Liebe und Gott gleich setzen.) Reinhard mag sich dem Gedanken nicht anschließen. Wenn er einen anderen Menschen lieben würde, dann würde er darauf sehen, was ihn mit dem Gegenüber verbindet und nicht an Gott denken. Er räumt mangelnde Erfahrung damit ein. „Ich habe – glaube ich – noch nicht Liebe empfunden zu einem weiblichen Wesen, und darum kann ich das alles nicht zuordnen ... Ich habe Liebe zu meinem Bruder, aber das ist was anderes ... Und genauso ist es mit Gott als ‚Vater‘.“ Auch dazu habe er keine Beziehung, er wisse nicht, was er sich darunter vorstellen solle. Sicher seien in allem, was er jetzt gesagt habe, irgendwo Widersprüche. Er habe z. B. gesagt, dass er nicht wisse, was ihn erhalte und gleichzeitig, dass es für ihn nichts gebe, was er „sich nicht erklären könne oder irgend so einen Scheiß.“ Es höre sich bestimmt wie ein Widerspruch an, sei für ihn aber keiner. Reinhard bestätigt, dass es sein könne, dass in seiner Glasscheibe die auf dem Tisch befindlichen Gottessymbole enthalten seien, ohne dass er das so benennen würde. Es bleibe besser unausgesprochen, weil die passenden Begriffe dafür fehlen. Reinhard reagiert mit

sichtlicher Erleichterung auf die Anmerkung von I, Widersprüche im Denken und Empfinden seien ‚normale‘ Bestandteile eines lebendigen, immer im Werden begriffenen Menschen.

Reinhard ist hinsichtlich seines Gotteskonzeptes erkennbar im Schwimmen. Gott personal zu denken, erscheint ihm – mindestens im Bild eines Vaters – nicht (mehr) möglich. Gott non-personal als Liebe oder Kraft zu denken, die im Menschen wirkt und dadurch immanent präsent ist, scheint ihm derzeit auch nicht vorstellbar. Wegen des inneren Konflikts zum wissenschaftlichen Weltbild verbannt er die QUELLE DES LEBENS zunächst unter das schwarze Tuch, revidiert dies sofort, als dieser Konflikt ausgeräumt zu sein scheint. Gott ist für ihn – ganz offenbar von der Kognition her – präsent in Natur und Gewissen. Diese beiden Orte der Präsenz Gottes scheinen beide aber emotional wenig oder gar nicht besetzt. Dort, wo Reinhard erkennbar gefühlsmäßig beteiligt ist, im Spüren des Getragenseins ebenso wie in seiner Zukunftshoffnung, hat er Scheu, dies explizit mit Gott in Verbindung zu bringen.

Fragebogen am Abschluss des Untersuchungszeitraums Horst (16,10), Reinhard (18,8)

Nachfolgend sind für die Items, die parallel im Vorjahr erfragt wurden, die Ergebnisse von beiden Brüdern in chronologischer Folge parallel dargestellt (Horst = X_1 usw., Reinhard = Y_1 usw.). Die letzten Eintragungen sind jeweils fett markiert.

1. Impulsgeber des religiösen Denkens und Empfindens

Horst hat diesen Bogen innerhalb von vier Jahren dreimal ausgefüllt, Reinhard nur zweimal.

Dinge/Personen, die meine Vorstellungen von Gott bzw. von Religion und Glauben beeinflusst haben	sehr stark	stark	etwas	gar nicht
Religionsunterricht			$X_{3,}$ Y_{1-2}	X_{1-2}
anderer Unterricht				$X_{1-3,}$ Y_{1-2}

Gemeinde (Chor, Junge Gemeinde, Konfirmanden)			$X_{2-3},$ Y_{1-2}	X_1
Fernsehen			Y_2	$X_{1-3},$ Y_1
Bücher			Y_2	$X_{1-3},$ Y_1
Mutter			$X_{1-3},$ Y_{1-2}	
Oma		X_3	$X_{1-2},$ Y_{1-2}	
Freundinnen/Freunde		Y_2		$X_{1-3},$ Y_1
Opa	X_{1-3}	Y_1	Y_2	
Vater		$X_{2-3},$ Y_1	X_1, Y_2	
andere Personen			$X_{1-2},$ Y_{1-2}	X_3
Sonstiges: (Natur, Musik, Tiere, Wissenschaft, Begegnung mit anderen Religionen) Unterstreiche das, was du meinst			Y_2	X_3

Horst schätzt sich wesentlich autonomer ein als sein Bruder. Diese Einschätzung dürfte realistisch sein, vergegenwärtigt man sich die bei Reinhard immer wieder zu Tage tretende Unsicherheit sowie die anhaltende Praxis von Horst, Außenseiterpositionen in Familie wie Schule zu vertreten. Stimmig dazu ist, dass die Eintragungen von Horst eine hohe Kontinuität aufweisen. Umso bedeutsamer erscheinen die Akzentverschiebungen, die er im letzten Jahr vornimmt. Reinhard bekennt sich zu einem breiten Mix von Impulsgebern: Bis auf ‚anderen Unterricht‘ haben alle seine Haltung ‚etwas‘ beeinflusst. Opa und Vater, denen einmal ‚starker‘ Einfluss zugestanden wurde, sind aktuell auf ‚etwas‘ zurückgeschraubt, den Freunden wird dagegen ‚starker‘ Einfluss zugeschrieben. Horst schreibt durchgängig seiner Mutter ‚etwas‘, seinem Opa ‚sehr starken‘ Einfluss zu. Während er im Vorjahr Vater und Oma nur ‚etwas‘ Einfluss zugeschrieben hatte, sieht er die beiden nun als ‚starke‘ Impulsgeber. Auch dem Religionsunterricht und der Gemeinde wird mehr Einfluss auf das eigene Denken zugebilligt. Es scheint, als ob Horst so viel Abstand zu der

ihn vormals bedrängenden familiären ‚Christlichkeit‘ gewonnen habe, dass er sich der Wurzeln seines Denkens und Empfindens stärker bewusst werden kann.

2. Semantisches Differential

Zwischen den beiden chronologisch nummerierten Eintragungen liegen vier Jahre.

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark	Y_1				X_2, Y_2		X_1	schwach
gleichgültig	X_1	X_2				Y_1	Y_2	fürsorglich
vergebend				$X_1, X_2,$ Y_2		Y_1		bestrafend
passiv			Y_1	$X_1, X_2,$ Y_2				aktiv
streng				$X_1, X_2,$ Y_2		Y_1		mild
Angst auslösend				$X_1, X_2,$ Y_2		Y_1		Sicherheit gebend
nah				X_1, Y_2		Y_1, X_2		fern
geduldig	Y_1	Y_2	X_2	X_1				ungeduldig
laut				X_1		Y_2	Y_1, X_2	leise
fordernd				$X_1, X_2,$ Y_2		Y_1		schenkend
gerecht	Y_1			$X_1, X_2,$ Y_2				ungerecht
unklar	Y_1	X_2		X_1, Y_2				eindeutig

Von beiden wird Gott weitgehend in der Mitte zwischen den Polaritäten gesehen: Insgesamt finden sich aktuell sieben parallele Eintragungen, also viele Übereinstimmungen zwischen den Brüdern. Im Zeitverlauf zeigen sich jedoch gegenläufige Tendenzen. Während Reinhard's Bewegung von den Rändern zur Mitte geht, überwiegen bei Horst die umgekehrten Verschiebungen. Einig sind sie sich aktuell, dass Gott leise und etwas geduldig und schwach ist, besonders uneinig bezüglich Gottes Gleichgültigkeit bzw. Fürsorglichkeit. In Reinhard's Eintragungen dürfte sich sein Grundgefühl, gehalten, getragen und genährt zu werden, spiegeln.

3. Kernaussagen zu Gott

Vier Jahre früher gab es zu einigen Items Vorläufer; sie werden mit X_1 bzw. Y_1 bezeichnet. Die Eintragungen vom Vorjahr erscheinen unter X_2 bzw. Y_2 , die aktuellen unter X_3 bzw. Y_3 . Eine größere Zahl von Kernaussagen enthielt zwei Jahre zuvor ein nur Horst vorliegender Bogen, in welchen er pauschal eintrug: Er lehne alle Sätze ab, „weil ich nicht an Gott glaube und mir darüber keine Gedanken mache“. Reinhard fügte seine Mutmaßungen zur religiösen Haltung seines Bruders im Abschlussjahr in seine Eintragungen mit ein. Sie werden mit einem eingeklammerten (X) dargestellt.

Sätze über Gott und die Welt, über die ich nachdenke	stimme zu	bin unsicher	den Satz lehne ich ab, weil
(1) Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt.			X_{1-2} ich nicht denke, dass es ihn gibt, X_3 der Satz sinnlos ist, (X), Y_{1-3} Gott ist Teil der Welt, Menschen regieren
(2) Gott ist irgendwie im Himmel, hat aber mit der Erde/Menschen nichts zu tun.	(X)	X_3, Y_3	X_2 hat was mit Menschen zu tun, Y_2 ist Teil der Welt
(3) Gott kann man nicht sehen oder hören, aber im Herzen spüren, wenn man das Herz dafür aufmacht.	Y_2	X_3, Y_3	X_2 Das trifft bei einigen Leuten zu, aber nicht bei mir, (X)

(4) Gott belohnt die Guten und bestraft die Bösen.			X_2 kann Gott nicht, X_3 kann man so nicht sagen, (X) , Y_2 wie könnte man sagen, was gut und böse ist, wenn alle so unterschiedlich sind, Y_3
(5) Gott kann ich denken als Kraft des Lebens, aus der Welt und Kosmos kommen; mit einem Urknall hat das wohl angefangen.		Y_{2-3}	X_2 Gott kam später durch die Menschen, X_3 glaub' ich nicht, (X)
(6) Gott hat mich mit meinem Aussehen und meinen Fähigkeiten gewollt und hat mich lieb so, wie ich bin.	Y_2		X_2 nein, weil ich nicht an ihn glaube, X_3 würde ich keine Stellung zu nehmen, (X) , Y_3
(7) Gott ist das Wort für das Geheimnis der Welt und des Lebens.	Y_{2-3}		X_2 für Leute, die das glauben, ich nicht, X_3 sehe ich nicht so, (X)
(8) Gott wünscht sich von jedem Menschen, die eigenen Fähigkeiten so zu nutzen, dass sich diese Welt weiter entwickelt und nicht zerstört wird.	Y_2 X_3 ist sehr gut möglich,		X_2 vielleicht, ich kann es nicht sagen, (X) Y_3

(9) Gott gibt den Menschen Freiheit. Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott.	Y_1 X_3 ist sehr gut möglich,		X_{1-2} er leidet nicht, aber vielen gibt er ein gutes Gefühl, (X), Y_2 Gott sieht, dass Menschen aus Erfahrung lernen und daran reifen. Sie brauchen negative Erfahrungen, Y_3
(10) Gott vergibt Menschen, die böse Taten ehrlich bereuen.	Y_1 $X_{1,3}$	Y_2	X_2 in ihren Gedanken, ja, (X), Y_3
(11) Gott hat Schuld, dass es Hunger, Krieg und Verbrechen gibt auf der Welt.		Y_2	X_2 er kann so etwas nicht tun, X_3 Satz ergibt keinen Sinn, (X), Y_3
(12) Gott gibt Menschen Kraft, Mut und innere Sicherheit. Das hilft ihnen.	X_{1-2} bei einigen, X_3 $Y_{1,3}$	Y_2	(X): Dies kann er nur, wenn sie an ihn glauben. Er ist in diesem Fall ein Lastenträger, den sich der Mensch vorstellt,
(13) Gott zeigt sich immer wieder anders, als Menschen es erwarten.	$X_{2-3}, (X),$ Y_{2-3}		
(14) Gott kann zu uns auf vielfältige Weise sprechen, z.B. durch andere Menschen, durch Ereignisse oder durch eine Stimme im Herzen.	Y_2 X_2 einige sehen es so, X_3	Y_3	(X)
(15) Gott wirkt durch die Liebe von Menschen: Menschen sind seine Hände. Wo die Liebe ist, da ist Gott.	Y_2	X_{2-3}, Y_3	(X)

Horsts Gotteskonzept in Kl. 9 erscheint widersprüchlich. Einerseits leugnet er Gottes Existenz bzw. seine Wirkungsmöglichkeiten (bezüglich Lohn und Strafe

bzw. Hunger, Krieg, Verbrechen), andererseits hat Gott für ihn mit Menschen zu tun, wird von manchen gespürt, gibt Menschen Kraft, Mut, innere Sicherheit, zeigt sich ihnen unerwartet, spricht auf vielfältige Weise zu ihnen, entlastet von Schuld, ist als Kraft der Liebe präsent, alles jedoch unter dem Apriori des Glaubens, den Horst nicht hat, den er jedoch anderen zubilligt. Spiegeln die Eintragungen von Horst nur sein Wissen um die religiöse Erfahrung von ihm nahen Menschen oder auch eine Spur von Sehnsucht nach einer so gestalteten Gottesbeziehung? In Kl. 10 scheint sich eine Wende anzubahnen: Die Begründungen der Ablehnungen zu den Items 6 und 7 fallen vorsichtiger aus, zu den Items 8, 9 und 10 gibt es ganz überraschende Annäherungen. Und die Zustimmungen zu 12 und 14 werden nicht mehr unter dem Vorbehalt gegeben, dass einige andere es so sehen. Horst ist offenbar neu im Umbruch des Denkens und Empfindens.

Reinhard schreibt Horst (X) im Abschlussjahr noch eine völlig ablehnende Haltung gegenüber christlichen Kernaussagen zu. Dass Horst tendenziell eine Wende gemacht hat, scheint bei Reinhard nicht angekommen zu sein, was erneut darauf hindeutet, dass religiöse Inhalte familiär nicht kommuniziert werden. Reinhard's eigene Eintragungen schwanken insgesamt relativ stark, ohne dass darin eindeutige Tendenzen erkennbar wären, ein Spiegelbild seiner Grundverfassung? Seine Unsicherheit bezüglich des Wirkens Gottes tritt bei mehreren Items zutage, teils direkt, teils indirekt. Existenz und Präsenz Gottes scheinen für Reinhard an den glaubenden Menschen gebunden. Gottes Zuspruch und Anspruch erfahren die, die an ihn glauben – ganz individuellspezifisch. In diese Richtung weist auch eine Zusatzbemerkung von Reinhard am Ende: Was mir wichtig ist an GOTT, aber nicht hier steht: „Gott ist individuell zu sehen, zu erfassen. Es gibt keinen Pauschalgott, keinen allgemeinen Gott. Er ist für jeden etwas anderes.“ Reinhard regt an, mehr Zeit auf solche Fragen zu verwenden, schriftlich oder auch mündlich.

Zu neun der fünfzehn Items herrscht im Abschlussjahr völlige Einigkeit zwischen den Brüdern. Abgelehnt werden die Vorstellungen, dass Gott groß und mächtig sei und die Welt regiere, folgerichtig (als Tun-Ergehens-Zusammenhang gedacht) auch die Vorstellung, dass Gott belohne bzw. bestrafe und an Hunger, Krieg und Verbrechen in der Welt Schuld habe. Gemeinsam ist beiden die Unsicherheit bezüglich der Items 2, 3 und 15. In allen drei Items geht es um die Erfahrung Gottes, um Transzendenz in der Immanenz. Die Thematik des Fehlens eines persönlichen Spürens, einer eigenen Erfahrung Gottes – bereits im ersten Jahr der Untersuchung bei beiden Brüdern manifest – scheint neu auf. Sie sind

unsicher in dieser Frage, lehnen die Möglichkeit jedoch nicht ab. Warum? Der Schlüssel zur Antwort könnte in ihrer parallelen Zustimmung zu den Items 12, 13, 14 liegen. Insbesondere Horst stimmt konstant diesem Item zu, obwohl er für sich selbst eine persönliche Gottesbeziehung leugnet. Reicht für die Zustimmung zu solchen Items die stellvertretende Erfahrung einer Modellperson? Uneinig sind sich die Brüder zu den Items 5, 6, 7 und 8, deren Beantwortung die Vorstellungen zu Schöpfung berühren. Reinhard scheint hier deutlich offener zu sein als Horst. Bemerkenswert sind die radikalen Positionsveränderungen bei Horst in den Items 8, 9 und 10. Wer oder was hat sie ausgelöst?

4. Gebetspraxis

Horst hat seine Gebetspraxis nach Kl. 5 eingestellt. Er gibt seitdem kontinuierlich an, nie zu beten. Reinhard gibt aktuell an, selten zu beten und zwar gelegentlich im Gottesdienst bzw. bei Sorgen/Kummer.

5. Konträre Meinungen zur Bibel

Die Eintragungen (Vorjahr und Abschlussjahr) sind chronologisch nummeriert.

Zu folgenden Sätzen kann man unterschiedlicher Meinung sein:	stimme zu	bin unsicher	das lehne ich ab, weil
Die Bibel ist ein altes Buch, aus dem Menschen früher von Jesus und Gott etwas hörten, was ihnen für ihr Leben wichtig war.	X_2, Y_2		X_1, Y_1
Was in der Bibel steht, das sind eigentlich alles Märchen.		X_{1-2}, Y_2	Y_1
Die Texte der Bibel sind Gottes Wort, d.h. sozusagen von Gott dem/den Autor(en) diktiert.			X_{1-2}, Y_{1-2}
Die Texte der Bibel spiegeln die Erfahrungen von Menschen früherer Zeiten mit Gott. Manches ist deshalb zeitgebunden ausgedrückt.	Y_1, X_2	X_1	Y_2 allgemeingültig
Bibeltexte können auch heute helfen, sich selbst und die Welt besser zu verstehen und Mut und Zuversicht zu bekommen für die Bewältigung des Lebens.	X_2, Y_{1-2}	X_1	

Alles, was in der Bibel steht, ist wortwörtlich wahr. Sie basiert auf Augenzeugenberichten.		X_{1-2}	Y_{1-2} individuelle Auslegung
Manches, was in der Bibel steht, muss man symbolisch lesen wie bei der Literatur auch.	X_2, Y_{1-2}	X_1	

Die Brüder sind sich zwar einig in der Ablehnung der Verbalinspiration, aber – insbesondere Horst – weiter unsicher, wie Bibeltexte zu verstehen und auszu-legen seien. Überraschend einig sind sie sich aktuell zur früheren und heutigen Relevanz biblischer Texte und dazu, dass man sie mindestens streckenweise ähnlich lesen müsse wie Literatur, d. h. als poetische Texte. Horst hat verglichen zum Vorjahr einen großen Schritt in Richtung der Akzeptanz biblischer Texte getan.

Ausschnitte aus dem Gespräch mit der Mutter ein Jahr vor Abschluss der Untersuchung

Die Mutter ist Pastorentochter und -enkelin, in der Nähe von Berlin aufgewachsen, wo Geschwister und Eltern auch heute noch wohnen. Es sei kein Zufall, dass sie am weitesten entfernt lebe. Sie habe vor der Wende Hebamme gelernt und ausgeübt, dann wegen der Kinder pausiert. Den Ehemann habe sie vor dreizehn Jahren gegen den Willen ihres Vaters verlassen, sie habe nicht länger Untertan sein mögen. Vorübergehend habe sie als Gemeindehelferin gearbeitet, sechs Jahre an einer Musikschule, drei Jahre lang einen Jugendclub geleitet, dann als Arzthelferin gearbeitet, sei inzwischen wieder als Hebamme tätig. Sie habe sich stets mehr als Mutter denn als Hausfrau verstanden, – die Jungen seien dadurch ziemlich selbstständig geworden.

Reinhard, der mit acht Wochen eine schwere Operation hinter sich brachte, habe unter der Sandwichposition gelitten und als Kleinkind durch Aggressionen auf sich aufmerksam machen wollen. In der früheren Schule sei er untergegangen, habe sich in der Privatschule allmählich entwickelt und sei dort zufrieden. Der Exmann und dessen Mutter – heimliche Treffen mit Reinhard – hätten sich dauernd eingemischt, beide Kinder gegen die Schule aufgehetzt, der Konflikt sei bis zum Jugendamt gegangen. Der Vater habe sich jeweils nur punktuell eingebracht; zu festen Besuchsregelungen, welche die Mutter wünschte, sei es nie gekommen.

Horst sei verglichen mit Reinhard ein Draufgänger, direkt, setze sich durch, habe dabei ein sonniges Gemüt. Er habe sich mit acht Monaten

selbst abgestillt, was für sie schmerzlich gewesen sei. Horst sei gradlinig. Man brauche viel Diplomatie, um ihn zu etwas zu bewegen. Er tauche in der Schule mit schwarzen Klamotten und irrem Halsband als Punk auf, vermutlich nur um anderen zu zeigen, dass er anders als Reinhard sei. Horst habe viele Gaben, während Reinhard sich alles erarbeiten müsse. Er sei ein ganz schlechter Schüler gewesen, habe es aber jetzt geschafft bis Kl. 11 (bei Abschluss Kl. 12). Reinhard führe seit Jahren sehr zuverlässig die Haushaltskasse.

Ihre eigene religiöse Erziehung sei sehr dogmatisch gewesen. Sonntäglicher Gottesdienstbesuch, aktiv im Posaunenchor, an Rüsten teilgenommen, – sie wolle das nicht abwerten, praktiziere Glauben aber anders. Bei der ihr vertrauten liturgischen Sprache sei sie innerlich nicht dabei. Von den Ritualen habe sie das abendliche Singen am Klavier beibehalten.

Ihr Ältester sei kirchlich engagiert, leite auch Rüstzeiten. Horst sei kennender Anti-Christ – wohl um sich der Familie gegenüber zu profilieren. Aber er fahre mit dem Ältesten zur Sommerrüste nach Holland (letztes und dieses Jahr) und mache dort auch mit, möglicherweise schweige er bei Ritualen. Horst vertrete ‚Ich bin ich und brauche den Scheiß nicht‘. Reinhard opponiere nicht, stehe aber auch nicht zum Glauben, er halte sich bedeckt, wollte aber z. B. unbedingt zum Krippenspiel zu Weihnachten.

Die Mutter meint, bei unveränderten Verhältnissen würde sie bezüglich der religiösen Erziehung dieselben Entscheidungen noch einmal treffen. Als die Küsterin sie – als sie noch im Pfarrhaus wohnten – anmachte wegen seltenen Gottesdienstbesuches, habe sie gesagt, dass das ausführliche Frühstück mit ihren Söhnen ihr Gottesdienst sei.

Es wurme Horst, dass er in der Realschulklasse sei, aber er könne damit jetzt umgehen. Vielleicht sei es auch richtig, dass er einen anderen Weg gehe als seine Brüder, die beide Abitur machen. Horst wolle in die Computerbranche oder Sozialarbeiter werden. Er sei sozial sensibel, von daher passe das.

Reinhard und Horst orientieren sich nach Meinung ihrer Mutter an christlichen Werten, benennen das aber nicht so. Reinhard sei immer ihr Sorgenkind gewesen. Sie wünsche sich für Reinhard, dass er sich selber schätzen und für sich sorgen lerne. Sie wünsche Horst, dass er sein soniges Gemüt behalte und lerne, sich ein bisschen zurückzunehmen in seinen verbalen Attacken.

Horst und Reinhard achten den Opa mütterlicherseits sehr trotz dessen Demenz. Sie müsse darüber manchmal schmunzeln. Horst sei eigentlich weich. Er gebe seiner Mutter auch heute noch öffentlich einen Kuss zur

Begrüßung, während Reinhard sie nur flüchtig auf die Wange küsse, weil die Mutter es wünsche. Der Älteste sei des Vaters Lieblingskind, während Reinhard dort immer noch um Anerkennung kämpfe. Horst habe den Vater und dessen Mutter seit einem Jahr nicht mehr besucht.

Die Mutter meint, ihr Pfarrhaushintergrund habe ihr mitgegeben, dass man auch Gegenstrom zur Gesellschaft sein könne. Man bekomme nur die Lasten auferlegt, die man tragen könne. Sie fühle sich stark, habe Vertrauen gelernt zu Hause. Sie versuche dieses Grundvertrauen auch zu leben als Beispiel für ihre Söhne.

Bilanz

Horst und Reinhard werden in einer traditionell konfessionsgebundenen Familie groß. Sie erleben familiär wie schulisch die gleichen Personen, teilen miteinander nicht nur über Jahre das Zimmer, sondern auch die über Strecken dramatisch verlaufende Familiengeschichte. Es gibt vielerlei Schnittmengen bei ihnen und mindestens ebenso viele Unterschiede, die sich wesentlich der je unterschiedlichen Perspektive der Jungen auf ihre Lebenswelt und ihren unterschiedlichen Verarbeitungsweisen von Realität verdanken dürften.

Beiden gemeinsam ist, dass sie in einer von elterlicher Trennung, familiären Dauerkonflikten und fehlender mütterlicher Präsenz belasteten Vorschul- und Grundschulzeit heranwachsen. Es fehlt ihnen an kontinuierlicher Nestwärme. Die Jungen sind sich häufig selbst überlassen. Ihre berufstätige Mutter leidet unter Dauerüberforderung. Während sich in den visuellen wie verbalen Äußerungen des einen – Reinhard wirkt durchgehend unsicher, gehemmt, verhalten, introvertiert – zwar die karge Freudlosigkeit seiner Lebenswelt spiegelt, aber kaum Emotionen dabei spürbar sind, springt die Emotionsgeladenheit des Situationserlebens der bis auf die Geschwisterkonstellation fast identischen Lebenswelt durch den anderen, Horst, einem geradezu ins Gesicht. Horst drückt sich von Beginn an – verbal wie visuell – explosiv aus. Die Bombe der ersten Materialcollage hat ihre Entsprechung im Sprachlichen. Während Reinhard äußerst spärlich Worte aus dem Mund ‚tröpfeln‘, sprudelt es aus Horst nur so heraus. Überraschend erscheint er kurz nach dem Erstgespräch bei I mit dem Anliegen, den Austausch fortzusetzen. Während Reinhard weder dem Vater noch der Mutter die als defizitär empfundene Lebenssituation anlastet, keine Aggressionen äußert und über die Jahre hinweg nie für ein Elternteil Partei ergreift, agiert Horst seine Negativgefühle (die er offiziell leugnet) variationsreich und intensiv aus, sich dabei in den ersten Jahren einseitig zum Sprachrohr seines Vaters machend. Die Defizite seiner Situation werden der Mutter zugeschrieben. Das Bild einer harmonisch ausgeglichenen, geborgenen

Kindheit, wo man mit den eigenen Freuden, Interessen, Fragen und Nöten wahr und ernst genommen wird, projiziert Horst auf das (real unmögliche) Leben mit dem Vater und der Stiefmutter. Die Spannungsgeladenheit der familiären Dynamik, in welcher Horst als jüngstem Sohn zunächst eher eine Ohnmachtsrolle zukommt, zeigt sich deutlich in seinen Gestaltungen: komplizierte – ihn in den Bann ziehende – Kettenreaktionen auch hier, eine Zuschauerposition erstrebenswert, was nachvollziehbar ist bei der realen Verkettung in die familiäre Dynamik. Gestaltet Horst in seinen Gottesmetaphern wesentlich die erlebte Familienbeziehung, die er auf das Gotteskonzept projiziert? Den durchweg spannungsgeladenen Metaphergestaltungen von Horst stehen eher blass wirkende Metaphergestaltungen von Reinhard gegenüber, während das von beiden damit verbundene gedankliche Konstrukt (traditioneller Theismus i.S. der ‚kulturellen Tapete‘) identisch zu sein scheint. Verweisen die auffälligen Unterschiede in den Gestaltungen darauf hin, dass sich in den Metaphergestaltungen primär die emotional-motivationale Dimension des Gotteskonzeptes repräsentiert? Sowohl Reinhard als auch Horst bringen ein kognitiv wenig durchgearbeitetes traditionelles theistisches Konzept mit, das sich in Hinblick auf eine gedankliche Durchdringung über die Jahre hin auch wenig entwickelt. Ist dies nur den fehlenden Anregungsimpulsen zuzuschreiben? Und wenn ja, wie ist das fast völlige Fehlen von Anregungsimpulsen zur Bearbeitung des Gotteskonzeptes hinsichtlich des familiären Parts zu erklären? Der Eindruck einer geistlichen Verwahrlosung von Heranwachsenden mitten in einer offiziell der Kerngemeinde zugehörigen Familie stellt sich ein. Wie erklärt sich dies Phänomen?

Institutionen als Quelle von Impulsen fallen fast aus. Religionsunterricht fehlt im Stundenplan der Privatschule von Kl. 5–9. Durch den verspäteten Eintritt in die Privatschule nahm Reinhard ein, Horst zwei Jahre an der einstündigen Religionskunde (nicht an Rahmenrichtlinien für RU orientiert, wenig bibelbezogen) in der Primarstufe teil. Reinhard besucht ab Kl. 9 das Wahlfach Religion, Horst spielt dort eine Gastrolle: Wegen seiner anhaltenden Provokationen versetzte man ihn zwangsweise ins Alternativfach. Keiner von beiden besuchte die gemeindliche Christenlehre, Reinhard allerdings den Konfirmandenunterricht. – Was ist bezüglich des Impulsgebers ‚Familie‘ zu konstatieren?

Beide Brüder geben fast durchgehend an, mit dem Vater religiöse Fragen nie oder äußerst selten zu thematisieren, ja, sie zweifeln immer wieder daran, ob sich ihr Vater selbst mit religiösen Fragen, sei es die Gottesfrage oder die Bibel, überhaupt auseinander setzt. Gegen Ende des Untersuchungszeitraums sind sie zwar überzeugt, dass er das beruflich tue oder tun müsse, geben aber an, von einer inneren Auseinandersetzung nichts zu spüren. Wie passen diese Aussagen mit dem Bild eines in der Jugendarbeit tätigen Diakons zusammen? Liegt eine

Ausblendung der Söhne in der Wahrnehmung ihres Vaters vor, eventuell bedingt durch die jeweils nur punktuellen Kontakte? Oder nehmen die Söhne hier Realität wahr, die Realität einer Bezugsperson, die zwar äußerlich – ‚auf Arbeit‘ – christliche Tradition weitergibt, mit den zentralen Inhalten des christlichen Glaubens aber existenziell wenig anfangen zu können scheint und – entsprechend dieser Diskrepanz zwischen innen und außen – auch sprachlos bleibt gegenüber den Söhnen. Eine kirchliche Mitarbeiterin aus dem engeren Berufsfeld des Vaters beschreibt dessen Tätigkeit als ‚offene Jugendarbeit‘ fast ohne expliziten religiösen Bezug. Der Vater habe ein sehr gutes Verhältnis zu den Jugendlichen, wirke authentisch, sei beliebt. Sofern überhaupt christliche Inhalte von seiner Seite eingebracht würden, wirke er persönlich und fachlich (theologische Vorbereitung) weniger engagiert. Wertet man diese Einschätzung einer ‚neutralen‘ Beobachterin als realistisch, so ergibt sich ein stimmiges Bild zu den Aussagen von Horst und Reinhard. Die von ihnen behauptete väterliche Sprachlosigkeit in religiösen Fragen wie die ihm zugeschriebene fehlenden innere und d. h. auch inhaltliche Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben, Gottesfrage und Bibel findet hier ihre Bestätigung. Der Vater fällt als bedeutsamer Anderer, an dem man die Existenz tragende Bedeutung des christlichen Glaubens abspüren könnte, anscheinend fast aus, offensichtlich auch als Impulsgeber inhaltlicher Anregungen zur Entfaltung von Gottes- bzw. Bibelkonzept. Horst schreibt ihm am Ende des Untersuchungszeitraums überraschend ‚starken‘ Einfluss auf sich zu. Für was steht der Vater Modell? Für ein äußerliches Mitlaufen in einem Tendenzbetrieb, mit dessen zentralen Inhalten man sich wenig identifizieren kann und dessen inhaltliche Dimension daher abgespaltet wird? Oder sieht Horst etwas jenseits dieses Eindrucks?

Auch die Mutter scheint kaum als Modell für einen die Existenz tragenden Glauben wie als Impulsgeberin inhaltlicher Art zu dienen: Ihre Pfarrhaussozialisation beschreibt sie als dogmatisch eng, in den traditionellen Sprachspielen fühlt sie sich nicht mehr zu Hause. Sie hat – räumlich wie auch innerlich – dazu Distanz gesucht. Aber sie scheint geistlich bisher keine neue Heimat gefunden zu haben, in welcher sie – für die Söhne spürbar – ihren Glauben lebt. Was die Mutter aus ihrer Pfarrhaussozialisation mitgenommen zu haben meint (sie sprach von Grundvertrauen, welches Zuversicht und Widerstandskraft nährt) wird, falls sich die genannte Grundhaltung den Söhnen im Alltagsleben atmosphärisch mitteilt, von Horst und Reinhard augenscheinlich nirgends mit einem die Existenz tragenden Glauben zusammen gebracht. Auch fehlen in den Äußerungen der Söhne Hinweise, dass sie die von der Mutter angegebene Grundhaltung so wahrnehmen, wie die Mutter ihre eigene Haltung versteht. Die Leerstelle in der Wahrnehmung der Söhne wirft die Frage auf, ob die o. g. Grundhaltung in der

Lebenspraxis real vorkommt oder eher als Rest einer Pfarrhausideologie anzusehen ist. Die Söhne empfinden das Christsein ihrer Mutter offensichtlich eher als Pflicht zu einer Tradition denn als lebensbestimmende innere Haltung.

Auch die Großmutter väterlicherseits scheint nur eingeschränkt Modell für christliche Existenz zu sein. Sie wird als traditionsverhaftet, aber wenig reflektiert gesehen, Reinhard's Visualisierung spiegelt ein wenig kongruentes Bild.

Einig sind sich Horst und Reinhard in der Einschätzung ihres älteren Bruders wie des Großvaters mütterlicherseits. Dem großen Bruder wird innere Nähe und ehrliches Engagement bezüglich des christlichen Glaubens zugeschrieben. Das beherrschende Modell für das Christsein stellt jedoch für Horst und Reinhard der demente Großvater dar. Beide schreiben ihm Authentizität zu, für beide scheint er uneingeschränkte Definitionsmacht bezüglich der Auslegung von Bibeltexten oder Glaubensaussagen zu haben. Seine Perspektive ist normativ. Er drückt aufgrund seiner (göttlich induzierten) inneren Eingebungen verbindlich aus, wie christliche Inhalte zu verstehen sind. Nach Aussagen der Mutter von Horst und Reinhard sind seine Auslegungen dogmatisch eng; für sie wirkten sie als eine Art eiserne Krallen, die sie sich zu entziehen suchte, die sie aber auch gegenwärtig noch im Griff zu haben scheint. Für Horst und Reinhard strahlt dieser Großvater dagegen trotz seiner Demenz etwas aus, was – zum Erstaunen der Mutter – Ehrfurcht und Bewunderung gebietet: Die Authentizität des Großvaters, sein umfassender religiöser Deutungsrahmen gekoppelt mit unerschütterlicher Glaubensgewissheit beeindruckt Horst und Reinhard nachhaltig. Dass ihre religiösen Vorstellungen stark von ihm geprägt sind, ist ihnen auch bewusst (vgl. Fragebögen). Für Horst ist der Großvater auch im Abschlussjahr noch der religiöse Impulsgeber schlechthin. Ist es die Stimmigkeit von Person und Konzept, die Halt und Orientierung gebende Verlässlichkeit und Sicherheit des von ihm vertretenen Deutungsrahmens, die fasziniert? Die Eintragungen der Brüder (insbesondere von Horst) in den Fragebogen zum Gotteskonzept muten so an, als sei zu den Items 12–14 stets das Bild des Großvaters im Kopf gewesen. Im (logischen) Widerspruch zu seinem dezidiert vorgetragenen Atheismus betont der knapp 16-jährige Neuntklässler Horst, Gott sei bei den Menschen, beschreibt in Varianten dessen Wirkkraft bezüglich von Glaubenden. Was macht es ihm schwer, dem von der Modellperson so wertgeschätzten Inhalt persönlich näher zu treten? Ist es die dem Großvater zugestandene Definitionsmacht bezüglich der Auslegung von Bibel und Glaubensaussagen, an der die Enkel letztlich scheitern? Verhindert seine mit dem neuzeitlichen Weltbild nicht kompatible dogmatische Enge ein Sich-Einlassen auf den christlichen Glauben? Die Bibelpositionierungen der Brüder lassen vermuten, dass es einen eigenständigen Zugang zur Bibel erst nach Überwindung der Auslegungsdominanz des Großvaters geben kann. Weder der Vater noch die Mutter leisten dazu

einen Dienst. Reinhard scheint durch den Religions- oder Konfirmandenunterricht Hilfe bekommen zu haben, sein Bibelkonzept zu modifizieren. Bei Horst entfällt auch dies. Er erhält in den letzten Jahren des Untersuchungszeitraums allerdings Zugang zu einem anderen Umgang mit biblischen Texten in Jugendfreizeiten.

Horst und Reinhard gehen mit der Doppelbödigkeit der gelebten Frömmigkeit in der Familie ganz unterschiedlich um. Reinhard passt sich mehr oder weniger widerstandslos dem familiären Erwartungsdruck an und praktiziert – wenn auch randständig – traditionell kirchengebundenes Verhalten. Bezüglich des damit angebotenen Deutungsrahmens reagiert er widersprüchlich: Einerseits leugnet er eine Verbindung Gottes mit seiner Lebenswelt, andererseits verknüpft er immer wieder (fast als ob es ihm gegen seinen Willen zustieße) Bewahrungssituationen mit der Vorstellung von Gottes Wirken. Obwohl er mit der Widersprüchlichkeit seines Gotteskonzepts verschiedentlich konfrontiert wird, ist erst spät ein Bemühen um eine gedankliche Durchdringung zu beobachten. Ist das Gotteskonzept für ihn emotional so wenig besetzt und damit so irrelevant, dass deshalb der Antrieb zur kognitiven Bearbeitung fehlt? Oder ermöglicht ihm gerade dies widersprüchliche Konzept, seine durchgängige Strategie der Konfliktvermeidung aufrechtzuerhalten? Im letzteren Fall dürfte ihm die elterliche Sprachlosigkeit eher genehm sein, weil sie ihn vor ihm gefährlichen Klärungen und Entscheidungen bewahrt. Im Abschlussjahr macht Reinhard vorsichtige Schritte zur gedanklichen Klärung wie auch Tastbewegungen hinsichtlich einer emotionalen Besetzung seiner Konstrukte.

Für Horst ist die Gottesfrage emotional erkennbar stärker besetzt. Seine positiven Erwartungen an Gott (schöner Tag, Ruhe, Spiel, Geborgenheit, Zuflucht, Harmonie) werden in den Visualisierungen deutlich, die Heftigkeit seiner Reaktionen auf enttäuschte Erwartungen spricht beredt zur Relevanz der Frage, auch wenn Horst dies von sich weist. Horst reibt sich erkennbar an den Mythen der ‚kulturellen Tapete‘. Er widersetzt sich dem familiären Erwartungsdruck und profiliert sich gegenüber der Familie sowie im schulischen Umfeld als anti-christlicher Provokateur. Dass es ein mühsames Ringen um Autonomie ist und vieler Schritte bedarf, wird in seinen Positionierungen zu Gottessymbolen anschaulich. Horst vollzieht für sich einen radikalen Schnitt. Er lässt die christlichen Fassaden hinter sich. Die Familie, auch der Großvater, akzeptiert seine Entscheidung. Auf dem Boden der gewonnenen Freiheit und Akzeptanz kommt es über die Beziehung zum (authentisch erlebten) ältesten Bruder zu neuen, vorsichtigen Begegnungen. Die Erfahrungen der Liebe, und der Aufbruch in eine berufliche Zukunft scheinen – mitkonstelliert durch den Kontakt zur gemeindlichen Jugendarbeit? – Horst im Abschlussjahr geöffnet zu haben für einen eigenständigen religiösen Weg. Vielleicht sind auf diesem Hintergrund die Ressourcen des Großvaters erschließbar.

2.7 Annika und Elias

Annika wächst mit ihrem gut zwei Jahre älteren Bruder Elias in einer kirchlich geprägten Familie auf. Beide Eltern stammen aus Pfarrersfamilien und sind theologisch gebildet. Auf die Erziehung der Kinder wird Sorgfalt verwendet. Infolge ihrer als ambivalent erlebten Pfarrhaussozialisation setzen die Eltern in der religiösen Erziehung – Vater und Mutter unterschiedlich nuanciert – bewusst andere Akzente zu der Erziehung, die sie als Kinder erfuhren. Elias wurde (zart, häufig krank) verspätet eingeschult, wechselte mit Kl. 2 in die Privatschule. Die Geschwister sind in der Primarstufe drei Jahre in derselben jahrgangsübergreifenden Stammgruppe und nehmen am einstündigen Religionsunterricht teil. In der Sekundarstufe, wo das Fach nicht angeboten wird, gehören sie zu unterschiedlichen Stammgruppen. Die Ehe der Eltern wird im Untersuchungszeitraum geschieden. Beide Eltern haben das Sorgerecht und binden sich neu. Die Geschwister leben in 14-tägigem Rhythmus abwechselnd bei Vater und Mutter.

Die Entwicklung des Geschwisterpaares wird in chronologischer Folge nachgezeichnet. Die Darstellung von Elias, den nur eine Klassenstufe von Annika trennt, folgt – in Rahmen gesetzt – jeweils den zeitgleichen Erhebungen von Annika. Mit den Eltern erfolgten mehrfach Gespräche.

Klasse 1, Annika

Gottesmetapher (7,1)

Gott ist für Annika wie der Frühling, „grün, bunt und schön. Er hat keinen bestimmten Ort, sondern wohnt „im Menschen drin und überall. Er lässt Pflanzen und so wachsen“. Gott mache immer alles neu. In ihr sei auch Frühling. Im Menschen fühle sich das warm an und so, dass man fröhlich sei. Gott sei eigentlich immer ganz nah. Deshalb sitze sie als Knetfigur auch mitten drin im Bild. Einmal spürte sie Gott besonders nah. Aber das bleibt ihr Geheimnis, wann und wo und wie das war.

Der Erstklässlerin scheint es leicht zu fallen, zu Gott etwas in Form einer Metapher auszusagen. Sie empfindet Gott als nah und sich in Beziehung zu ihm. Gott hat deutlich transzendente Züge, ist Schöpfungskraft und erscheint als persönliche Ressource. Die Dimension des Bösen, Schlimmen kommt nicht in ihrem Gotteskonzept vor.

Klasse 2, Elias

Gottesmetapher (9,3)

Spiegel, Forsythien, Schere, schwarzes Tuch und Stein sollen unterschiedliche Aspekte Gottes ausdrücken. Die Blüten vor dem Spiegel heißen, „dass Gott das Schöne verdoppeln will. Und die Schere soll bedeuten, dass das Böse ((zeigt auf schwarzes Tuch)) durchgeschnitten wird ... Und der Stein, dass Gott Kraft hat“. Gott sei überall, vor allem im Herzen, aber auch bei Geschöpfen, die kein Herz haben.

(Ob Gott etwas tue in der Welt?) Elias nickt. „Z. B. er gibt mir Kraft, wenn ich nicht weiter weiß ... er gibt mir Mut. Ja, und wenn ich etwas entscheiden muss“, könne Gott auch helfen, etwa „wenn ich beim Diskutieren nicht weiter weiß, könnte er mir eine Idee geben.“ Gut und Böse habe auch mit Gott zu tun. (Wie er merke, was Gott gut oder böse finde?) „Wenn er etwas böse findet, bestraft er mich nicht. Ich denke, das wird dann so sein, dass ich mich hinterher schäme.“ So sei das auch mit der Schere und dem schwarzen Tuch gemeint, dass Gott das Böse mit der Scham bekämpfe. Elias erzählt von Erfahrungen mit Gott. Einmal habe er großen Ärger gehabt und „versucht, ganz doll wütend zu sein“, dann gedacht, dass das totaler Blödsinn sei, weil es alles nur schlimmer mache. „Da habe ich gedacht: Jetzt hat er mir Kraft gegeben!“ Zu Gott fällt ihm auch ein, dass er manchmal beim Besteigen eines Berges oder Baumes denke: „Ich schaffe das nicht ((2x))“, und dann schaffe er es doch und sei glücklich. Zu einem Ort, wo ihm Gott häufig einfalle, meint Elias: Wenn er sich abends in die Decke kuschle, finde er es einfach nur schön und gemütlich, Gott falle ihm eher in der Kirche ein. Seine Knetfigur setzt Elias in die Gestaltung hinein. Seine Überschrift: Gott ist wie „eine liebe Kraft, eine gute Kraft“.

Gott wird als Kraft gesehen, die Heil schaffend allgegenwärtig präsent ist in der Welt, dabei aber als personales Gegenüber erlebt wird. Gottes Handeln

wird als Wirken im Menschen gesehen. Elias benennt dazu eigene Erfahrungen, in denen er Orientierung bzw. Kraft und Ermutigung erfuhr. Es gibt das Böse in der Welt, aber es scheint Gottes Macht unterstellt zu sein. Nicht über Lohn und Strafe (Tun-Ergehens-Zusammenhang) bekämpft Gott es, sondern über die Scham des Menschen.

Klasse 2, Annika

Lebenswelt (7,8)

Annika sammelt gern Kastanien (unten) und isst gern Spaghettis und Fleisch. Und sie mag mit ihrer Katze schmusen, lesen, in die Schule gehen. Eichhörnchen mag sie auch und ihre Freundin Franziska. Wichtig, aber nicht gemalt, sind noch Mama, Papa und die kleine Cousine – sonst habe sie nur Cousins, sechs Stück. Sehr wichtig ist ihr, am jetzigen Ort wohnen zu bleiben, weil es da einen kleinen Hexenwald gebe mit einer Steinhütte. Man finde dort Knallerbsen und vieles andere, eine Teppichstange zum Turnen, Bäume zum Klettern. Sie habe Sorge, dass sie wegziehen, weil so wenig Platz im Haus sei. Auch möchte sie in dieser Schule bleiben. Ändern müsse sich in ihrem Leben nichts. Na ja, früh aufstehen tue sie nicht so gern. Später möchte sie gern wie ihre Mama sein ((fröhliche Stimme)).

Bei Angst helfe, dass jemand zu ihr sagt, dass sie es schafft, dass ihr jemand Mut macht. Sie erzählt von ihrer Angst bei einer Bergtour dicht vor dem Gipfel und der Ermutigung durch den Vater. Sie habe es dann auch geschafft, sei sehr stolz gewesen und habe sich ins Gipfelbuch eingetragen, obwohl sie noch kein richtiger Bergsteiger sei.

Bei der Traurigkeit über den kürzlich miterlebten Tod des Opas helfen ihr Fotos von ihm, die sie dann anschaut. Annika erzählt von seinen langen Strümpfen, die schwer anzuziehen waren und von seiner Haferflockensuppe. Über schwere Fragen spreche sie mit ihrem Bruder. Und wenn der es nicht wisse, versuche sie selbst eine Antwort zu finden. Und wenn sie keine Antwort finde, denke sie, dass sie das vielleicht herausfinde und verstehe, wenn sie ein bisschen größer sei. Oder sie frage Mama oder Papa.

Gott wie ein Punkt in ihrem Leben? Annika versichert sich, ob sie alles richtig verstanden hat. Für sie haben besonders mit Gott zu tun die Bäume, die Kastanien, weil die von Gott kämen und dann Eichhörnchen, weil Tiere auch von Gott kommen und dann noch Speisen, die ja auch

von Gott kommen. Zu der Ermutigung beim Bergsteigen und dass sie es schaffte, kommt auch ein Gottespunkt.

Annikas Bild wie ihre Erzählung dazu spiegeln eine überwiegend fröhliche und behütete Lebenswelt, die auch das gemeinsame Durchstehen von Anstrengungen bzw. Krankheit und Tod kennt. Annika fühlt sich in ihrer Familie geborgen. Ihr Vorbild ist die Mutter. Gott steht für Annika hinter allen guten Gaben einschließlich der mitmenschlichen Ermutigung. Auch bei Annika ist Bergsteigen das Beispiel dafür.

Klasse 3, Elias

Lebenswelt (9,10)

Elias hat in einem Bild dargestellt, was er gern tut (Angeln, Kanu fahren, Bergsteigen), auf dem anderen etwas, was er gar nicht mag: Konflikte mit seinem Vater. Papa meckre ihn manchmal aus, mal mit Grund und mal ohne – er flippe einfach aus. Das möge er nicht. Er sage es ihm auch hinterher. Und dann entschuldige sich Papa. Und dann sei es wieder in Ordnung.

Elias erzählt noch vom Stallhasen und einem Vogel, dem er das Sprechen beizubringen versuche. Könnte er in seinem Leben etwas ändern, würde er machen, dass die Eltern ihre Examina schaffen. Dann hätten sie „viel Zeit für uns“. Jetzt müssten sie „immer so viel lernen“ und Arbeiten schreiben, auch manchmal am Wochenende. Elias möchte später Archäologe werden, ausgraben und Doktor werden. Dann wolle er eine Familie haben und ganz viel Zeit für sie. Seine Eltern hätten zu wenig Zeit. Der Vater sei in Zeitdruck mit dem Examen, habe auch schon überlegt, aufzuhören mit Studieren, sich jetzt dagegen entschieden. Er probiere es.

Bei Traurigkeit helfe ihm, sich in seine Bettecke zu verkriechen. Da könne er sich ausschimpfen oder ausweinen. Wenn das langweilig werde, lese er. Angst habe er, wenn Papa und Mama mal abends weg seien. Dann helfe ihm das zu den Nachbarn eingestellte Telefon. Schwierige Fragen berede er manchmal mit dem Vater oder denke selbst darüber nach. Dabei bekomme er manchmal witzige Ideen, z. B. zur Schöpfung. Das erzähle er dem Papa am Frühstückstisch.

Gott ist für Elias am stärksten in seinem Leben präsent „da, wo mein Papa mich manchmal ohne Grund anschreit, dass er uns dann hilft,

meinem Papa und mir, dass wir uns dann wieder versöhnen“. Ein mittlerer Punkt gehöre in die Natur, weil Gott die Berge, die Natur mit der ganzen Schönheit geschaffen habe. Zum Angeln und Paddeln komme noch ein kleiner Punkt, weil ihm das Freude mache und Freude auch von Gott sei.

Auch Elias beschreibt seine Lebenswelt ganz überwiegend positiv. Aber er nimmt auch den Dauerstress der studierenden Eltern wahr mit den aus seiner Sicht zu engen Zeitfenstern für die Kinder. Das Leben jenseits von Examina stellt er sich für die Eltern wie für den eigenen Lebensentwurf als fast unbegrenzte Zeitoase vor. Sein einziger Veränderungswunsch richtet sich deshalb auf die erfolgreichen Examina der Eltern, insbesondere das bevorstehende Examen des Vater, der aus diesem Grund offenbar häufiger ‚unter Strom‘ steht. Von dessen Spannungsabfuhr ist Elias auch selbst betroffen. Gott ist im Leben von Elias vielfältig präsent, am stärksten jedoch in der Versöhnung mit dem Vater nach Konflikten.

Klasse 2, Annika

Gottesmetapher (8,1)

Gott ist jemand, „der das Böse [schwarzes Tuch] einsperrt in dem roten Netz und es abschließt mit dem Schlüssel“: Der sollte eigentlich ganz hoch hängen an dem Draht, damit „keiner ran kommt und das Böse wieder frei machen kann ... Und das Schöne – das Blühende – das spiegelt sich hier drin ((zeigt auf Spiegel)). Und dadurch, dass Gott das Schwarze einfängt, dass es nicht mehr werden kann (und nicht das Gute zerdrücken kann), wird immer mehr Gutes.“ Auch durch die Verdoppelung im Spiegel werde es mehr. (Ob Gott in dieser Gestalt auch unsichtbar in ihr sei?) „Darüber habe ich eigentlich gar nicht nachgedacht.“ Aber in ihr drin könne auch etwas sein von dem Schönen, Guten und Bösen. „Und sonst auf der ganzen Welt.“ (Wie Gott das Böse einsperre und das Gute größer mache?) „Ich denke, dass Gott von ganz oben auf die Erde guckt und dann, wenn er etwas Böses sieht, das einfach einsperrt.“ (Wie er das mache?) „Ja, er verzaubert irgendwie die Menschen, das innen ... Z.B. hatten wir einen in der Klasse, der war früher ziemlich unfreundlich. Und dann hat er eine Zahnsperre gekriegt. Und dann hat er sich ganz verändert. Man konnte plötzlich mit ihm reden.“ (Gott wirke durch die

Veränderung von Menschen? Und die verändern dann wieder die Welt?) „Genau.“ (Es gebe viel Schlimmes auf der Welt: Ob Gott daran Schuld habe? Ob sie auch eine Mitarbeiterin Gottes dabei sein könne?) Das hält Annika für möglich. – „Als Knetfigur setze ich mich am liebsten hier in das Schöne und genieße alles.“ (Ob Gott bei Streit oder Kummer in der Schule oder zu Hause helfen könne?) „Ja, aber bei mir sagt er, dass wir es auch mal allein versuchen sollen.“ (Und kann er das unterstützen?) „Ja, er kann uns Mut geben. Auch Vorschläge, Kompromisse.“

Was sie letztes Jahr gestaltet hat, weiß Annika nicht mehr genau, – es war „was mit so einer Insel“. Nach Betrachten des Fotos meint sie: „Da sind ein paar Sachen anders. Aber im dem, was es bedeuten soll, ist es eigentlich gleich. Bloß dass Gott hier das Böse eingesperrt hat als Tuch. Und da ist es der Stein“. (Beide Male sei das Böse in der Gestaltung drin?) „Na, voriges Jahr war das Böse „noch ein bisschen frei. Da ist Gott noch nicht so weit gewesen, dass er schon auf die Idee gekommen ist“, es einzusperren. (Ob der Spiegel mit der Verdopplung etwas Neues sei?) Annika glaubt, die Muschel habe so eine Bedeutung gehabt. (Ihre Überschrift für die Gestaltung?) „Gott ist für mich wie etwas ganz Schönes, was einem viel Mut gibt und mir hilft, meine Sorgen und vielleicht auch meine Traurigkeiten zu vergessen und Streit wieder hinzukriegen.“

Annika empfindet ihre Lebenswelt offenbar nicht mehr als so heil wie im Jahr zuvor. Die dunkle Seite Gottes taucht jetzt im Gotteskonzept auf, allerdings in gebändigter Form. Gott wird zugetraut, dass er es einsperren und den Schlüssel unerreichbar hoch hängen kann und wird. Dient die Gestaltung ihres Bruders aus dem Vorjahr – bewusst oder unbewusst – als Modell für Annikas aktuelle Gestaltung? Unübersehbar sind die Parallelen hinsichtlich der gewählten Materialien (Spiegel, Blüten, schwarzes Tuch) und ihrer Deutung. Aus der Überschrift zu ihrer Gestaltung geht hervor, dass Annika Sorgen, Traurigkeiten und Streit kennt, Dunkles, von dem sie hofft, dass es mit Gottes Hilfe bewältigt und vergessen werden kann. Gott wird oben lokalisiert, zugleich aber auch innen, im Herzen. Das Handeln Gottes – als ‚Zaubern‘ bezeichnet – stellt sich Annika als den Menschen veränderndes Wirken vor, innere Wandlungen, die allerdings u. U. viel Zeit brauchen – wie Zahnspangen. Für Annika liegt die Verantwortung zur Bewältigung von Problemen primär beim Menschen selbst. Gott kann durch die Gabe von Mut, Vorschlägen und Kompromissen unterstützen. Neben den transzendenten Zügen in Annikas Gotteskonzept stehen psychisch-anthropomorphe, wenn sie Gott einen Fortschritt in seinen Ideen zum Umgang mit dem Bösen zuschreibt. Annika deutet die Gestaltung des Vorjahres i. S. der aktuellen Perspektive neu.

Klasse 3, Elias

Gottesmetapher (10,3)

„Ich habe hier einen Kreis aus Ton gemacht, wo ich ein Netz drüber gespannt habe. Da drinnen liegt etwas Schwarzes. Das soll das Böse sein.“ Er stelle sich „Gott so vor ... das, was böse ist, will er reinigen“, weshalb da eine Seife stehe. Und der Stein da „soll für seine Kraft stehen ... Und das Ei mit der Blume drin soll bedeuten, dass Gott das Schöne haben will und das ausbrütet sozusagen ... Gott ist das Ei, und er lässt das wachsen.“ Auf den fragenden Blick von I hin erläutert Elias das Gemeinte. Bei der Blume sehe man einen langen vertrockneten Stiel, und bei Gott denke man auch manchmal, dass er nicht da sei. Dafür stehe der vertrocknete Stiel. „Aber dann blüht es trotzdem wieder auf, und man kann neue Hoffnung schöpfen. Und das ist dann die Blume. Und im Spiegel wird das Schöne verdoppelt, – also die schöne Blume.“ Elias hat noch mehr Aspekte verbildlicht. Ein Schlüssel liegt da mit einigen gelochten Münzen dahinter aufgestellt. Das seien alles Türen mit Schlüssellochern. „Gott schließt uns Türen auf, so stelle ich mir das vor ... – auch, wenn es manchmal schwer ist – er hilft einem immer wieder, durch die Türen durchzukommen.“ Das Metallrohr hinter der Folge von Türen bedeutet, „dass man dann, wenn man den langen Weg durch die Türen gegangen ist, zum Paradies kommt“.

(Wie Gott in das Leben hinein wirke?) „Ich stelle mir vor, dass er die Kraft hat und uns lenkt, aber nicht so wie ein Roboter, sondern dass er uns den Weg frei räumt.“ (Wie Gott den Weg frei räume?) Gott mache das „mit seiner Kraft und Liebe“. (Wo die ankomme?) Elias denkt: „Bei mir, innen drinnen, oder auch bei anderen Leuten.“

Elias erinnert sich präzise daran, was er im Vorjahr gestaltet hat und was es bedeutete. Nach Ähnlichkeiten bzw. Unterschieden im Denken befragt, meint er, ähnlich seien Spiegel und Blume sowie Schere und Seife: Einmal werde das Böse zerschnitten, einmal durch Reinigung vernichtet. Das sei fast gleich. Trotzdem habe sich in seinem Denken seit dem Vorjahr etwas verändert. Das „mit dem Türen öffnen, das hätte ich früher auch schon denken können, aber damit habe ich mich damals nicht beschäftigt“. (Ob ihm noch ein Unterschied auffalle?) Elias nickt. „Das mit dem Verwelken ist noch anders. Dass die Blume ... dass man neue Hoffnung schöpft.“ (Ob es mit seinem Leben zu tun habe, dass ihm das einfiel?) „Na ja, die Blume könnte die Hoffnung sein, also die Zukunft, und das hier ((zeigt auf den verwelkten Stängel)) könnte das Jetzt sein ... Ich war in

der letzten Zeit sehr viel traurig. Und hier ((zeigt auf Blume)) setze ich dann eben neue Hoffnungen.“ Elias stellt seine Knetfigur auf das Ei mit Blume, meint, es könnte auch dort sitzen, wo der Spiegel mit der Blume sei.

Die zentralen Elemente seines Vorjahreskonstrukts (Kraft, Verdopplung des Schönen, Kampf gegen das Böse) tauchen wieder auf, überwiegend in gleicher Form symbolisiert. Aber es kommen neue Facetten zum Gotteskonzept hinzu. Der Lebensweg mit den verschiedensten Stationen und Gott als Türen öffnender Begleiter rückt in den Blick und zwar über den Tod hinaus. Noch drängender aber ist für Elias das Thema des verborgenen Gottes. Ihm scheint bewusst, dass dieses neue Thema mit seiner augenblicklichen Lebenssituation zu tun hat. Elias verrät nichts zum Inhalt seiner großen Traurigkeit im ‚Jetzt‘ und ebenso wenig zum Inhalt seiner Hoffnungen für die Zukunft. Seine Knetfigur zeigt, dass Elias auch in der Erfahrung von ‚Gott-Ferne‘ an der Hoffnung auf Gott festhält.

Klasse 3, Annika

Lebensweg Zukunft (8,7)

Ihr Lebensentwurf sieht zwei Alternativen vor, die beide in relativ jungem Alter enden.

Als symbolisches Reisegepäck für ihren Lebensweg nimmt Annika einen Stein mit als Erinnerung für den Opa, eine Murmel für das Wasser, ein Netz für die Freunde. Sie fragt nach, ob sie dies oder jenes aufschreiben könnte als wichtig für das Leben und steckt dann auch diesen Zettel in ihren Brustbeutel.

Annika schwieg zu ihrer Zeichnung. Dass ihre Lebensentwürfe beide in dem Alter enden, in dem ihre in turbulenter Trennung stehenden Eltern sich gerade befinden, kann als Verweis darauf gelesen werden, dass sie selbst nicht in solch eine Phase kommen möchte.

Klasse 4, Elias

Lebensweg (10,9) Vergangenheit

Während des Zeichnens des bisherigen Lebensweges erzählt Elias von schlimmen elterlichen Streitszenen mit Erwin, der jüngst Ähnliches er-

lebt hat. Im Rundgespräch am Tisch bzw. dann im Plenum wird dazu geschwiegen. Sein Bild spiegelt die Verwobenheit seines Weges in die dramatische Ehegeschichte. Man sieht zwar auch Ferienfreuden (Rad-tour, Angeln, Boot), aber die Streitszenen der Eltern (Butter, Pistolen) nehmen weitaus mehr Raum ein. Nachdem sich der Weg der Eltern trennte, gab es noch eine Phase (dünner Strich in der Mitte), wo es schien, als ob es eine Wiederannäherung geben könnte. Der dicke blaue Pfad am Ende verweist auf die mögliche Scheidung.

Lebensweg (10,9) Zukunft

Einen Teil des Bildes verdeckt Elias während des Tischgesprächs zur Zukunft, und zwar seinen frühen Tod. Er möchte früh sterben, werde sich tot fahren, weil er nicht erwachsen werden wolle. Er hat Raketen gemalt, weil er Silvester Geburtstag hat, außerdem das lang gewünschte Aquarium und das Bergsteigen, an dem er viel Freude hat. – In sein Reisegepäck nimmt er u. a. ein Papier mit aufgeklebten Haaren von Arne und Luka mit, weil er sich immer an diese Freundschaft erinnern will.

Der Blick von Elias auf seine Vergangenheit wie auf seine Zukunft ist stark von den aktuellen familiären Turbulenzen geprägt. Der Ehekonflikt nimmt den zentralen Raum ein. Wie seine Schwester hat auch Elias für sich einen frühen Tod vorgesehen, vermutlich zur Vermeidung ähnlicher Turbulenzen für sich.

Klasse 3, Annika

Lebenswelt (8,11)

Oben links hat Annika ein Weihnachtsgeschenk gemalt: Der Schornstein des Häuschens ist abnehmbar und hat ein kleines Loch: „Hier ((betont)), da kann man immer was drin verstecken. Deswegen hab’ ich das gemalt, weil ich das so schön finde.“ Das Geschenk stehe auf dem Fensterbrett in Mamas Wohnung. Dort verstecke sie öfter Geheimnisse. Auf Luftpostpapier, zusammengerollt und mit Faden drum „tu’ ich das da rein“. Drei Röllchen seien schon drin mit selbst ausgedachten Sprüchen. Das Haus mit Zaun und Eichhörnchen sei das Haus, aus dem sie kürzlich auszogen. Es habe dort viele Eichhörnchen gegeben, die auf dem Zaun oder am Küchenfenster herum hüpften. Annika erinnert sich besonders an den Hexenwald. „Der

war gleich hinter dem Garten, und da sind wir meistens drin gewesen.“ In dem Haus sei sie auch geboren, habe acht Jahre darin gewohnt. Als ihr wichtigstes Haus „hab’ ich es auch gemalt“. Sie hatten dort auch Beete und einen Apfelbaum. Zum lila Vogel: Sie sei immer davon aufgewacht, „dass die Vögel gesungen haben“. Das war schön und sei jetzt nicht mehr so.

Rechts „ist ein Weg, der eigentlich wie ein Puzzle zusammengehört, aber auseinandergegangen ist. Und das ist die Trennung von meinen Eltern“. Dass der Weg nach rechts offen ist, so dass er fast wieder zueinander führt, „soll extra so sein, weil Papa und Mama ja zusammenziehen können, aber wenn sie sich so viel streiten, wollen sie erst einmal vorsichtig [abwarten] ... Mama kommt uns ganz oft besuchen und Papa kommt auch immer, je nach dem, wo wir sind“. Annika meint, ihre Eltern bemühten sich um eine gute Lösung, deshalb habe sie es so gemalt. Sie hat noch Hoffnung.

Die „gelbe Nudel“ in der Mitte sei die Katze. In B. sei sie frei herum gelaufen. Nun sei sie „bei uns“ [= bei Mama] in der Wohnung „und macht immer lustige Sachen. Die legt sich auf die Heizung drauf, dann läuft sie mal übers Klavier. Deswegen sag’ ich zu der immer ‚lustige Nudel‘. Hab’ ich so versteckt gemalt“. Zum großen roten Fleck „will ich nichts sagen“. Es sei etwas Trauriges. – Das Tier oben, ein Reh, sei „Mama, weil die immer so fröhlich ist“. Zylinder und Zauberstab symbolisieren den „Opa, der gestorben ist, weil, der war immer so geheimnisvoll“. Annika denkt öfter an ihn. – Sie verbringe die meiste Zeit zu Hause mit ihrem Bruder. Sie hätten sich aus einem Seil und einem festgeknoteten Ast „neulich eine Schaukel gebaut im Garten“, planten jetzt eine Strickleiter bis oben im Baum. Beim Papa kletterten sie viel, bei Mama spiele sie meistens mit der Katze. Annika spielt seit zwei Jahren Blockflöte, wird öfter von ihrer Mutter mit Gitarre oder Klavier begleitet.

Ihr Leben dürfe so bleiben. Sie komme klar. „Wenn ich abends [bei Mama] Angst habe, dann hol’ ich mir meistens die Katze. Wenn die Katze auf meinem Bett sitzt und sich leckt und immer so schnurrt, dann fühl’ ich mich wieder ganz wohl“. Wenn sie beim Papa nachts Angst habe, krieche sie zu ihm ins Bett. Sie habe aber selten Gruselträume.

„Wenn ich wütend bin, verzieh’ ich mich erst mal in mein Zimmer, z. B. wenn ich mich mit Elias gestritten hab ... wenn man sich beruhigt hat, dann klärt man das“.

Bei Traurigkeit „gehe ich oft zu Mama ... manchmal auch zur Katze und rede ein bisschen mit ihr. Und die legt sich dann immer auf meinen Schoß.“ Schwere Fragen schreibe sie sich „manchmal auf und warte dann, wenn ich größer bin, dass ich mir das dann vielleicht beantworten kann“.

Manchmal rede sie auch mit anderen darüber, besonders mit Elias, „wenn er nicht gerade liest“.

Wenn Gott wie ein Punkt im Leben wäre? Annika klebt einen dicken Punkt neben Miezechen. Sie denkt, Gott ist da nahe, „weil Miezechen immer ganz oft zu mir kommt ((2x)). „Manchmal, wenn ich gerade einen Strich mache, springt sie auf den Schreibtisch und legt sich genau auf meinen Schoß“. Diese weiche Wärme, die immer bei ihr ist, erinnert sie an Gott.

In Annikas Lebenswelt dominieren jetzt schmerzhaftes Verluste. Das Haus mit dem geliebten Umfeld ging verloren. Vor oder während der Trennungsphase der Eltern gab es offenbar ein schmerzhaftes Ereignis, zu dessen Inhalt Annika schweigt. Sie hat Hoffnung, dass die Eltern wieder zueinander finden. Annika hat zum neuen Umfeld nur Elemente der mütterlichen Seite gemalt. Die Bindung zur Mutter scheint zu überwiegen. Sie schreibt jedoch beiden Eltern das Bemühen um eine gute Lösung zu und erlebt Geborgenheit und eine erfüllende Spielwelt auch beim Vater. Annika scheint mit der durch Verluste gekennzeichneten Situation zurechtzukommen. Ist die Symbolisierung des verstorbenen Großvaters durch Zauberinsignien als Ausdruck ihrer Hoffnung zu lesen, es möge jemand das Zerstörte durch Zauberei wieder heil machen? Schien in Annikas Lebenswelt im Vorjahr Gott überall präsent zu sein, so konzentriert sich seine Präsenz aktuell auf die Katze und deren kontinuierliche Wärme und Zuwendung. Ist diese Leerstelle als Frage zu lesen, wo Gott angesichts der Verluste sei?

Klasse 4, Elias

Lebenswelt (11)

Elias hat Wolken gemalt und sich leichten Wind und Nieselregen dazu gedacht. „Ja, das finde ich traurig und schön, beides.“ Es finde es dabei schön, „wenn die Wolken nicht vor der Sonne sind“, hat allerdings keine Sonne gemalt. Beim Fahrradfahren, „wenn so ganz doller Wind ist, das mag ich nicht, aber wenn der ein bisschen ins Gesicht weht, das ist schön“. Das rotumrandete Gebilde hat doppelte Bedeutung. „Einmal ist das ein Buch. Und darin ist, was ich auch mag: Paddeln.“ Die schwarzen Zeichen symbolisieren Schrift, die blauen Wasser. Elias liest sehr viel, Harry Potter, Karl May, hat alle Bücher von Astrid Lindgren und Michael Ende schon durch. Unten im Bild sieht man ein Schaf und einen Blitz. „Dazu möchte ich nichts sagen ... Das gehört zusammen.“

Daneben steht ein Baum ohne Blätter. Er kletterte sehr gern auf Bäume, sammle für Lagerfeuer auch Holz. „Die Blätter hab’ ich vergessen.“ Zu Hause lese er, male, schreibe oder spiele Computer, backe manchmal auch mit der Schwester zusammen Kuchen oder spiele mit ihr. (Was in seinem Leben so bleiben solle?) „Dass es viele Bücher gibt, die ich noch lesen kann und dass spannende Themen in der Schule sind.“ Ändern würde Elias gern, dass er eine Angel kriege und Besuch von Freunden. „Und dass meine Eltern wieder zusammen ziehen ((sehr leise)).“ Er denkt, seine Eltern bemühen sich um eine Lösung.

(Was bei Wut helfe?) „Manchmal bete ich dann oder lenke mich ab. Und manchmal, wenn ich mutig bin, denke ich mir aus, was ich machen würde, wenn ich wegrennen würde.“ Bei Traurigkeit „bete ich. Dann lege ich mich ins Bett und weine auch ((sehr leise)).“ Bei Angst helfe, „wenn man an etwas anderes denkt“. Wenn sein Papa weggegangen sei, bleibe er „manchmal so lange auf, bis er wieder kommt“, weil es ihm unheimlich sei allein, obwohl die Telefonnummer von Mama und „von denen, die oben drüber wohnen, immer beim Telefon liegen“. Er könne dann „meistens nicht einschlafen“.

Mit schweren Fragen gehe er manchmal zum Papa, manchmal zur Mama, je nachdem, wo er gerade sei. Sie überlegten dann gemeinsam oder schauten auch mal im Lexikon nach.

(Ob etwas in seinem Leben mit Gott zu tun habe?) Ja, manchmal wenn er in der Natur sei. „Da fühlt man sich immer total glücklich.“ Elias klebt auf den Baum einen dicken Punkt, auf das Buch und die Wolken je einen mittleren, die für das Leben stehen, genauer eigentlich auch für die Natur. Als er noch in B. wohnte, sei er oft bei Wut o. Ä. auf den Baum geklettert. „Wenn ich dann übers Leben nachgedacht habe, dann war das auch ein schönes Gefühl.“ Ob Gott auch mit Menschen in seiner Umgebung zu tun hat, „das ist schwer zu sagen ... ich glaub’, ich mach’ keinen Punkt.“ (Ob er denke, dass Gott gar nicht da sei, wenn man traurig ist?) „Doch, und meistens vertrage ich mich dann ... ((Pause)), also mache ich hier einen Punkt hin ... Gott ist immer da für mich. Aber wenn ich mich vertrage, ist er ganz besonders zu merken, dann muss man nicht die ganze Zeit schmoren.“ Das erleichtere. (Ob Gott bei der Versöhnung geholfen habe oder man das allein mache?) „Das kann ich schwer sagen.“ (Es sei nicht als Tatsache festzustellen?) „Ja. Ich kann sagen: ‚Er ist da gewesen.‘ So kann ich das sagen.“

Auch im kargen Bild von Elias spiegeln sich die erfahrenen Verluste und Schmerzen, vornehmlich als Leerstellen. Es gibt weder Sonne noch Blätter noch Personen. Die Familie kommt auch verbal sehr reduziert vor. Die Eltern spielen als Ansprechpartner nur bei schweren Fragen eine Rolle, fallen bei der Bewältigung von Wut und Traurigkeit offenbar aktuell ganz aus für ihn. Trost und Zuflucht sucht Elias im Beten. Das schmerzhafteste Ereignis, über das auch er schweigt, erscheint chiffriert. Bücher nehmen als Bezugspunkt einen wichtigen Raum ein. Der dringlichste Wunsch von Elias ist die Versöhnung der Eltern. Obwohl er für sich selbst Gott als Ansprechpartner in Belastungssituationen nennt, zeigt er zunächst Zweifel, ob Gott mit den Menschen seiner Umgebung zu tun habe. Ist die nicht eingetretene Versöhnung der Eltern das Zeichen von Gottferne? Für sich stellt er nachfolgend fest, dass Gott in erlebter Versöhnung für ihn da gewesen sei, was er nur als Bekenntnis formuliert wissen will, nicht als postulierte Tatsache. Ist der nachträglich an der speziellen ‚Schmerzstelle‘ eingetragene Gottespunkt Ausdruck seiner Hoffnung, dass auch die Versöhnung der Eltern mit Gottes Hilfe gelingen möge?

Klasse 3, Annika

Gottesmetapher (9,1)

Annikas Gestaltung ist der des Vorjahrs sehr ähnlich, was sie im Vorfeld des Gesprächs selbst anmerkt. Gott fängt das Böse im Netz auf. Das Schöne/Gute in der Welt wird in/von ihm gespiegelt und von daher verdoppelt. (Wie Gott das Böse einfängt?) „Weiß ich nicht.“ (I stellt ein Spielplatzszenarium vor Augen, bei dem ein Kind in Gefahr ist, entführt und misshandelt zu werden. Ein Mann nähert sich mit dieser Absicht dem belebten Spielplatz. Wie könnte man sich hilfreiches Eingreifen Gottes vorstellen? Gott lässt einen Baum umfallen? Einen Blitz niederfahren?) „Nee, beides nee.“ (Gott lässt Erwachsene aufmerksam werden auf den Mann, so dass sie die Entführung vereiteln?) „Ja, das könnte ich mir vorstellen.“ (Eine weitere Idee, wie das Böse in dem Mann eingesperrt werden könnte?) „Vielleicht, dass das immer wieder so passiert [= Vereitelung der Tat] und dass er dann irgendwann aufhört, weil er die Kinder nicht mehr zu sich locken kann.“ (Gott komme im Denken und Fühlen von Menschen unterschiedlich oft vor. Ob ihr manchmal Gott einfallt?) „Na, eigentlich nicht so. Nur ganz selten.“ An eine Situation dazu erinnert sie sich nicht. „Aber ich lese gerade ein Buch, da ist ein Mädchen, das hat viel mit Pferden zu tun, und die betet immer, dass ihr nichts passiert, weil sie ein Pferd haben, das ist immer

ganz scheu.“ (Ob es dem Mädchen danach besser gehe?) „Na, ich weiß nicht. Das haben die nicht geschrieben. Aber ich könnte es mir vorstellen.“ (Wie es ihr mit Beten gehe? Ob sie schon mal gebetet habe?) Das verneint Annika. (Ob Beten dasselbe sei wie Bitten?) „Eigentlich ja.“ (Unter Beten könne auch ein Bedenken des eigenen Lebens mit Gott verstanden werden. Wie es ihr gehe, wenn sie Wichtiges von ihrem Leben mit Mama oder Papa bespreche?) „Besser“ hinterher. – Ihre Knetfigur stellt Annika mitten in die Gestaltung. „Ich setz’ mich da mit rein.“ Als Überschrift für die Gestaltung „würde [ich] vielleicht schreiben, dass es mir glücklich geht ... [Gott ist] wie so ein Beschützer. Deswegen habe ich mich hierunter gesetzt.“

Es erstaunt, dass angesichts des massiven Bruchs im Leben von Annika und den bisher enttäuschten Hoffnungen auf Versöhnung die Metapher für Gott fast gleich geblieben ist. Gott wird als Verdoppler des Schönen/Guten gesehen mit der Macht, das Böse einzusperren. Dass der hoch gehängte Schlüssel fehlt, könnte Hinweis darauf sein, dass die Macht als eingeschränkt empfunden wird. Annika gibt Gott den Titel ‚Beschützer‘ und behauptet von sich, dass sie glücklich sei. Drückt sich im gestalteten Gotteskonzept und seiner Interpretation ihr wirkliches Erleben aus? Oder hält sie hier vor sich und anderen Bilder hoch, denen die Erfahrungsbasis inzwischen weitgehend weg gebrochen ist? Bemerkenswert ist, dass Annika Gott, der in ihrer erster Lebensweltzeichnung überall präsent zu sein schien, nun nur ganz selten einfällt, dass sie sich nicht an eine einzige Situation erinnert, in der dies überhaupt geschah, dass sie auch nicht mehr „weiß“, wie Gott das Böse einsperrt bzw. verneint, schon einmal gebetet zu haben, was mit Sicherheit nicht stimmt angesichts der Vielzahl von Gottesdienstbesuchen, an denen I gemeinsam mit ihr teilnahm. Das von ihr vertretene Gotteskonzept mutet wie ein eingekapseltes Schema an, welches die Gottesbeziehung nachhaltig stört, weil es zu ihren Erfahrungen inkongruent ist.

Klasse 5, Elias

Gottesmetapher (11,3)

Elias ist sich der Ähnlichkeit seiner aktuellen Gestaltung mit den Vorläufern bewusst. „Ich hab’ mir den Spiegel ... wie beim letzten Mal – da hab’ ich dann davor hier die Blume gemacht und alles, was mir wichtig ist von Gott.“ Die Glühbirne und die Batterie sage, „dass er wie ein Licht ist“, das Schloss mit dem Schlüssel, „dass er mir alle Wege öffnet“. Vom

Bild her neu sei der Wasserbehälter. „Das ist fast dasselbe mit Batterie ... dass ich aus dem Wasserbehälter schöpfen kann, dass er für mich immer wieder neue Ideen gibt und hilft.“ Das Wasser stehe für Ideen, Kraft und Hoffnung. „Im Kleinen Prinz gibt es auch den Brunnen und das Wasser des Lebens, dass der dann mitten in der Wüste wieder ganz viel Mut gekriegt hat.“ (Aus welchen Situationen er die Erfahrung kenne, aus Gott Kraft zu schöpfen?) Elias erzählt, die Zeit der Trennung seiner Eltern sei für ihn „manchmal ganz schön schrecklich“ gewesen. Einen Freund besuchend habe er „dann aus dem alten Leben abtauchen und mal wieder ganz gelassen sein“ können und in der Folgezeit öfter daran zurückgedacht. Das sei so etwas gewesen. (Ob er in seinem Alltag etwas habe, woraus er Kraft, Ermutigung, neue Ideen schöpfe?) Elias berichtet vom großen Garten beim Vater, wo sie kürzlich Osterglocken gepflanzt hätten. Er habe im alten Garten in B. eine Osterglocke ausgegraben. Die alte Nachbarin habe gesagt: ‚Die geht ein!‘ Er habe sie im Blumentopf mitgenommen in sein Zimmer, und dort sei sie tatsächlich aufgeblüht. Jetzt müsse er nur noch die Zwiebel in den Garten pflanzen. „Das war schön, dass sie doch aufgeblüht ist!“ Auch das Spielen mit den anderen Kindern im Haus sei schön oder das Klettern. (Wie er sich Gottes Handeln in der Welt vorstelle?) „Man kann das nicht Handeln nennen, würde ich sagen ... Er ist da und beschützt ... immer wenn ich was Schwieriges habe ... und dann neue Kraft krieg’, neuen Mut, dass man motiviert wird.“ Für Elias findet Gottes Handeln im menschlichen Denken und Fühlen statt, aber nicht so, dass Gott das bestimmt, sondern „derjenige selbst die Freiheit hat, zu entscheiden“. Gott brauche insofern die Mitarbeit des Menschen. Elias sieht seine aktuelle Gestaltung als Fortsetzung der vorjährigen. Er wünscht sich eine zweite Knetfigur und setzt eine zwischen Schlüssel und Spiegel, die andere zum Wasserbehälter. Als Überschrift zur aktuellen Gestaltung passt: „Gott ist wie eine Kraft des Lebens“.

Elias Gestaltung wie seine Kommentierung derselben zeigen, dass seine Gottesbeziehung eine Ressource in Belastungssituationen ist. Er vermag mittels seines religiösen Deutungsrahmen in kleinen Ereignissen seiner Lebenswelt Hoffungszeichen zu sehen, die ihn stärken. Sein Wunsch nach mehreren Knetfiguren lässt vermuten, dass Elias (mindestens ansatzweise) bewusst ist, dass in unterschiedlichen Lebenssituationen unterschiedliche Gottesbilder Relevanz entfalten.

Klasse 4, Annika

Lebenswelt (9,7)

Annika hat gemalt, „was ich mag und was ich nicht mag“. Sie beginnt bei der Katze: „Die mag ich ganz besonders, weil wenn ich mich mit jemandem gestritten habe und man der das erzählt, hat man immer das Gefühl, dass die richtig merkt, wie ich mich fühle“. Sie fühle sich dann verstanden. Die Katze, der sie alles anvertrauen kann, wohnt bei Mama. Haare kämmen mag Annika nicht, Klettern umso mehr, links unten hängt sie im Baum. „Das macht Spaß! Wenn man von unten guckt, denkt man immer: ‚Das ist aber hoch.‘ Und wenn man oben ist, hat man es doch geschafft.“ Sich an eine Aufgabe gewagt zu haben, die man nicht meistern zu können glaubte und sie dann doch zu bewältigen, findet sie toll daran.

Mathe möge sie nicht, es falle ihr schwer. „Lesen mag ich ganz doll ... Da kann man sich das immer so vorstellen ((2x)).“ Bücher ohne Bilder finde sie darum besser. Rauchen hasse sie, habe eine Allergie auf Rauch. Sie mag mit Freundinnen zusammen sein, besonders mit Petra. Annika mag auch Ohrringe, einen habe sie drin, das andere Loch sei zugewachsen. Das kaputte Herz, „das ist die Trennung von Mama und Papa“. Das sei weiterhin traurig. Sie hat daneben ihren Bruder gemalt. „Der spielt eine große Rolle.“ Das Gesicht mit P steht für Papa. Der blaue und schwarze Punkt seien Dinge, die mit ihm zu tun hätten. „Ich mag schwarz und blau ... rosa mag ich nicht.“ – Auch die Großeltern kommen im Bild vor: „Die spielen eine große Rolle.“ Oben sehe man Mama, die eine ganz große Rolle spiele. Als Dinge, die sie mag, sind noch Nagellack und Basteln gemalt.

Annika würde gern einfrieren, „dass Mieke immer da bleibt“. Ändern würde sie „die Trennung von Mama und Papa“.

Annikas Bewältigungsstrategien: „Wenn ich ganz wütend bin, kuschle ich mit Mieke.“ Und bei Traurigkeit oder Angst hilft „auch Mieke eigentlich“. Vielleicht rede sie auch mit jemandem, „aber als erstes geh’ ich zu Mieke“. Mit schweren Fragen gehe sie zu Elias oder zu Mama.

Auf die Einladung, einen Punkt für Gott ins Bild zu kleben, falls Gott mit einem Lebensbereich etwas zu tun hat, reagiert Annika: „Ich glaub’, ich will gar keinen aufkleben.“ Gott habe mit ihrem Leben nichts zu tun, mit dem, „was ich darauf gemalt habe, nicht. Und ansonsten fällt mir auch nichts ein.“

Die Katze steht im Zentrum von Annikas Lebenswelt, visuell wie hinsichtlich der Kommentierung. Annika wünscht sich die Versöhnung der Eltern, zeich-

net sie jedoch sehr distanziert zueinander, was ausdrücken dürfte, dass sie wenig Hoffnung auf reale Wunscherfüllung hat. Die Eltern sind auffallend ähnlich gezeichnet: Wirken sie in den Konfliktsituationen so auf Annika? Der Vater nimmt mit seinem Umfeld überraschend viel Raum ein. Gott ist nirgends mehr in Ihrer Lebenswelt präsent – Folge der enttäuschten Erwartungen? Die Hoffnung, dass Gott die familiäre Katastrophe abwendet bzw. rückgängig macht, hat sich nicht erfüllt. Annikas Gottesbeziehung scheint massiv gestört zu sein.

Klasse 5, Elias

Lebenswelt (11,9)

Elias beginnt bei positiven Aspekten seines Lebens. „Ich finde es wichtig, dass ich im Leben Spaß habe. Das hier [oben] ist im Winter in der Adventszeit.“ Die bunten Blätter und die Kastanie daneben stehen für den Herbst. „Da kann man immer so gut basteln.“ Der abgeholzte Baum steht für die ihn bedrückende Bedrohung der Umwelt. Auf den anderen Baum klettert Elias gerade. Klettern ist seine Leidenschaft. Links ist ein Berg mit Kletterring und Seil zum Festhalten. Elias ist noch nicht in dieser Weise geklettert, hat es aber vor. Doof findet er, was gerade in Amerika passiert ist. Terror, überhaupt Streit und Angst mag er nicht. Der Blitz stehe für Streit. „Und da unten ist der Blitz wieder“, bei seinen Eltern, „die streiten sich immer“. Er hat die Familie als Fische gemalt, auch die Freundin des Vaters dazu, von der er eigentlich nicht erzählen wollte, es nun aber doch tut. „Die wohnt nicht bei uns ... Aber ich finde das doof, weil, ich dachte immer noch, dass er mit der Mama wieder zusammen zieht. Das ist aber nicht so. Und dann bringt er sie einfach mit. Ich fand das gemein.“ Gut findet Elias Fahrrad und Boot fahren, tauchen, angeln und lesen. Bleiben solle, wie es gerade ist, dass es bald Ferien gibt und er Besuch von einem Freund bekomme. Ändern würde er, „dass sich Papa und Mama wieder besser verstehen“. Bei Wut knalle er die Türen oder schaue aus seinem kleinen Dachfenster auf die Fenster des Nachbarhauses und beobachte dort die Leute. Oder er male das, worauf er wütend sei und zerreiße es auch. Bei Traurigkeit und Angst helfe etwas anderes. „Dann setze ich mich meistens bei Mama auf den Schoß oder kuschele mit ihr oder mit Papa. Das mache ich auch.“ Traurigkeiten und Ängste erzähle er auch den Eltern, Wut weniger. „Nur dann, wenn es mir nicht gelingt, allein damit fertig zu werden. Wenn sie so aggressiv ist.“ Wenn irgendetwas Beunruhigendes wie Mörder

in den Nachrichten kam und „ich nicht einschlafen kann ... dann gehe ich auch zu Mama oder Papa.“ Über schwere Fragen denkt Elias meistens im Einschlafen nach. Auch wenn er keine Lösung finde, behalte er es meistens für sich. (Ob und wie Gott bei ihm im Leben vorkomme?) Manchmal denkt Elias: „Es ist so schwierig mit Gott, wenn man sich ihn so vorstellt. Aber meistens denke ich, dass er in allen Menschen ist ... nicht irgendwo. Und wenn ich traurig bin und dann zu jemand hingehe, dass er mir dann hilft, dann ist der ein Stückchen Gott für mich.“ (Man könne Gott oft treffen?) „Ja, weil er in jedem Menschen sein kann.“ (I bringt elementar Mt 25 zum Weltgericht als biblische Parallele ein.)

Elias hat positive und negative Aspekte des ‚globalen‘ wie des persönlichen Lebens über das ganze Blatt verteilt. Berg und Meeresgrund sind links (= auf die Vergangenheitsseite) gesetzt. Bildet er darin die bewältigten bzw. noch zu bewältigenden Hindernisse bzw. Untiefen ab? Seine Enttäuschung darüber, dass mit des Vaters neuer Bindung eine Heilung der Ehe ins Irreale rückt, ist unübersehbar. Elias fühlt sich trotz dieses Schmerzes offenbar beiden Eltern gleich nah verbunden und sucht und findet bei Angst und Traurigkeit Geborgenheit in ihrer Nähe. Gott scheint ihm nun vornehmlich in hilfreichen zwischenmenschlichen Begegnungen präsent.

Klasse 4, Annika

Gottesmetapher (10,3)

„Dieser Schuh, das sind die Menschen, die müssen erst mal ins *Leben* gehen.“ Die Bürste sei etwas wie ein Filter, der rauskriegt, wie die Menschen sind, also ob die Leute böse sind oder nicht. Und die Guten, „die können sich freuen, dass das [Tor bei der Bürste] *grün* ist, aber für die *Bösen* sind *Stacheln* dran ... [die werden] noch bestraft! Und dann kommen sie *hier* hin in die *Truhe*, durch das *Schlüsselloch* ... In der Truhe ist dieser Schlüssel. Und da ist ja dieses *Grüne*, und das ist dann das *Paradies*.“ Die Bösen dürfen nach der Bestrafung auch dorthin. Zur Art der Bestrafung ist Annika nichts eingefallen. „Deswegen habe ich nur die Dornen gemacht.“ (Warum der Schuh da dran hänge?) „Den konnte ich ja nicht einfach so *hinstellen*. Das wäre ein bisschen *blöd* gewesen. Der ist da nur so dran befestigt, weil der sonst *runterfallen* würde.“ (Es sei nicht als Kontakt zwischen Gott und Mensch gemeint?) „Mmh, nee ((Pause)) ... ja, *doch!* Das könnte es eigentlich *auch* sein!“

Ist eigentlich eine ganz *gute* Idee!“ ((lacht)) (Ob und wie der Mensch wisse oder erfahre, was gut und böse ist?) „Ja, ich denke, wenn du ein *Mörder* bist, dann müsstest du eigentlich auch *wissen*, ... dass es *nicht gut* ist, wenn du andere Leute *tötest*.“ Annika ist unsicher, ob das reine Wissen um Gut und Böse etwas mit Gott zu tun hat, eher eine Art des Spürens. „Ich denke, der merkt das im Herzen“. (Ob das mit Gott zu tun haben könne?) „Ja, eigentlich auch hinterher ... ob er sich dann traurig fühlt oder ob sich die anderen Menschen traurig fühlen“, weil z. B. einer „aus der Familie getötet wurde“. Man könne es im Herzen spüren, was anderen gut tut, d. h., die Mörder könnten sich wohl in andere rein versetzen, aber sie täten es nicht. (Wo Gott sei?) „In dieser Landschaft (Gestaltung) und sonst in mir drin“. (Ob und wie Gott handle in der Welt?) „Ich würde sagen: Nett.“ Ein Beispiel dafür findet sie spontan nicht. Nett bedeutet für sie hilfreich o. Ä. (Wie Gott helfe? I stellt Spielplatzszenarium vor Augen, wo Annika von betrunkenen Fußballfans bedroht wird. Mögliche Hilfen: Hand aus Wolke? Blitz? Polizisten ins Herz sprechen? Jogger kommt?) „Ich glaube, der würde mir eher so viel *Verstand* geben, dass ich mir zu *helfen* wüsste.“ (Was für Annika ähnlich sei zwischen der Schachtel und Gott?) „Ich finde die Schachtel so gemütlich irgendwie.“ Sie „würde da gern Sachen drin aufbewahren oder mich da reinlegen.“ Gott habe auch was Gemütliches. (Was der Schlüssel bedeute?) Der Schlüssel sei nur „*Symbol* dafür, dass es eine *Truhe* ist, in der alles *aufbewahrt* ist und wo man erst *hinlaufen* muss“. Man müsse „das Leben als Abenteuer überstehen ... noch was schaffen, bis man zur Truhe kommt.“ Eine Truhe sei meistens zu, daher brauche man einen Schlüssel. Sie habe den davor legen wollen, was nicht richtig gegangen sei. Deshalb habe sie ihn hineingelegt. (Ob der Mensch sehen könne, was in der Truhe ist? Sie habe die Truhe geschlossen hingestellt.) „Nein! Das muss man sich immer erst vorstellen.“

Als Knetfigur steht sie auf dem Schuh, „weil ich noch nicht so lange lebe“. (Ob und wann ihr Gott einfalle?) „Ich denke manchmal an Gott, z. B. wenn ich bei Papa bin, und Mama kommt mal gucken – z. B. war ich krank. Da hat sie mich mal zwischendurch besucht – und dann [haben] die Eltern unten noch miteinander geredet. Und dann denk’ ich z. B., Gott soll auf die mal *aufpassen*, dass sie sich nicht immer *streiten*, wenn sie allein sind. Weil eigentlich gar kein *Grund* dazu da ist, dass die sich streiten.“

Annika kann anhand des Fotos Bedeutungen der Gestaltung des Vorjahres rekonstruieren. Gott sei wie ein Spiegel, der Schönes verdopple. „Und das Schwarze sollte was Trauriges oder was Böses sein. Das fängt der im Netz ein, dass das beim Leben nicht so stört.“ (Was gleich bzw. unterschiedlich sei zu ihrem Denken jetzt?) Bei beidem gebe es Schönes und Böses. „Aber

hier [Vorjahr] habe ich eher im Lebenssinn gemalt, und hier [aktuell] eher danach. Man könne die Bilder hintereinander setzen.“ Die beiden Gestaltungen seien eine Art Fortsetzungsgeschichte.

Sie setzt ihre Knetfigur auf den Turnschuh. Im zeitgleich ausgefüllten Fragebogen gibt sie an, häufig zu beten bei Angst, Sorgen oder Kummer, Einsamkeit oder um ihr ganzes Leben mit Gott zu besprechen, manchmal vor dem Einschlafen, im Gottesdienst oder bei Freude, selten, wenn sie sich etwas wünscht.

Annikas Wahl einer ‚gemütlichen‘ Schachtel, in der sie auch gern läge, weist auf ihr Bedürfnis nach Geborgenheit hin. Die Begründung der Position des Schlüssels ist wenig überzeugend. Drückt der Schlüssel in der Schachtel noch etwas aus, was Annika derzeit nicht wahrnehmen kann oder darf? Die Frage einer ausgleichenden Gerechtigkeit beschäftigt Annika derzeit. Die Mutter berichtet von häuslichen Gesprächen zu Gerichtsvorstellungen. Annikas Gotteskonzept hat sich formal wie inhaltlich deutlich gewandelt: Die Verborgenheit Gottes ist integriert, die Perspektive über das Lebensende hinaus erweitert. Abgesehen von innerem Beistand und Orientierung muss der Mensch sein Leben einschließlich seiner schmerzhaften Seiten so bewältigen, als ob es Gott nicht gäbe. Gott verhindert das Schlimme nicht. Man muss es durchstehen und hat bestenfalls eine Ahnung von der Schönheit und Größe Gottes, die sich erst nach dem Tod und dem Durchlaufen eines Gerichts voll erschließt. Annika gestaltet den Kontakt zwischen Gott und Mensch intuitiv visuell, wählt sogar einen dicken roten Bindfaden und verknüpft ihn eng mit der Schachtel. Sie begründet ihre Konstruktion zunächst technisch, was absurd ist, da die Schnur vom Halt her überflüssig ist. Im Gesprächsprozess findet Annika zu einer stimmigeren Deutung. Ist diese in der Elaboration entwickelte Deutung als Momentaufnahme eines Konstruktionsprozesses zu lesen, in welchem ein Kind die Frage eines Fortbestands der Gottesbeziehung in ein die Verborgenheit Gottes einbeziehendes Gotteskonzept integriert? Annika versteht sich selbst wieder als in einer solchen Beziehung lebend, wie auch aus dem Gebetsfragebogen ersichtlich ist.

Klasse 5, Elias

Gottesmetapher (12,5)

„Das Ei soll ein Brunnen sein ... woraus man Wasser schöpfen kann.“ Das Teelicht symbolisiere „Licht in der Dunkelheit oder Wärme eben“. Und die Styroporstücke „sollen zwei Menschen sein“, der Zweig stehe für etwas Schö-

nes. Und durch die zwei gegenüberliegenden Spiegel, in denen sich die zwei Figuren hin und her spiegeln, sehe man „ganz viele Menschen. Und durch das [schwarze] Band, wenn die zusammenhalten, ist das wie Gott: Wenn ganz viele Menschen etwas zusammen machen ... etwas Gutes ... etwas Schönes oder einfach nur zusammenhalten, dann ist das Gott ... wenn viele Leute einander helfen.“ Das Grün symbolisiere nicht nur die Natur, sondern auch das Gute, Schöne, was Menschen miteinander tun. (Gott als Kraft der Verbundenheit?) „Ja, ja!“ Die Gestaltungen zu den Gottesmetaphern aus den vier Jahren vergleichend betrachtend, meint er: Spiegel und Blumen oder Grün als Natur habe er stets drin gehabt; der Brunnen sei ab Kl. 4 dazu gekommen, der Schlüssel sei in Kl. 3 und 4 da gewesen, vom Sinn her jetzt auch. Denn dass Gott „hilft, neue Wege zu gehen, das ist ja alles mit drin in diesem, wenn Menschen zusammenhalten. Dann kann man sich auch gegenseitig helfen.“ (In Kl. 2 und 3 habe er das Böse dargestellt. Ob es keine Rolle mehr spiele?) „Na, ich glaube nicht mehr so, dass das alles vielleicht bestraft wird ... Dann würde Gott ja was Fieses machen, wenn er jemanden bestrafen würde. Dann wäre er ja nicht mehr gut, nicht mehr nett.“ Deswegen fehle es jetzt. Zunächst sei das Böse zerschnitten, dann aussortiert, jetzt ganz weg. (Ob Gott als menschliche Verbundenheit etwas Neues bei ihm sei oder vorher auch schon da?) „Das ist eher etwas Neues. Das denke ich jetzt so seit einem halben Jahr ... Manchmal, wenn ich abends nicht einschlafen kann, dann denke ich, was das sein könnte. Bloß, da gibt es immer noch ein Problem. Wenn man an zu Gott betet, dann müsste man ja zu Menschen beten, wenn Gott so was ist, wie wenn alle Menschen zusammenhalten. Das ist dann ein bisschen schwierig in diesem [Punkt].“ (Wenn Gott das sei, was die Menschen zusammenhalte, dann sei das eine Kraft) „Ja, dann – stimmt! Ja! Wenn Gott jetzt hier sozusagen das Gummi ist, das Band, was hilft, zusammenzuhalten. Zusammen finden müssen sie selber. Aber was hilft, zusammen zu bleiben, das ist die Kraft, ja!“ (Kraft könne man in verschiedenen Formen denken) Elias: In Kl. 1 und 2 habe er die Kraft als Stein ausgedrückt, danach als Brunnen oder auch Batterie. In Kl. 2 habe er mehr ausgedrückt, „wer Gott ist“, in Kl. 3 sei beides da gewesen, „was er ist und was man von ihm kriegt“, und die letzten Male habe er mehr ausgedrückt, „was man von ihm kriegen kann“. Die Bilder seien verschieden. „Wenn die Menschen zusammen sind, ist da ja auch wie eine Kraft.“ Die Knetfigur setzt Elias zu den durch ein Band zusammengehaltenen Figuren in die Gestaltung.

Nach dem zeitgleich ausgefüllten Gebetsfragebogen betet Elias häufig bei Angst, Sorgen oder Kummer, manchmal vor dem Einschlafen, bei Ein-

samkeit oder im Gottesdienst, seltener bei Freude, vor dem Essen, fast nie bei Wünschen oder um sein ganzes Leben mit Gott zu besprechen.

Elias verwendet in der neuen Gestaltung zwar vorher genutzte Elemente, hat sein Konzept aber in eine abstrakte Richtung weiter entwickelt. Gott ereignet sich nun quasi zwischenmenschlich, ist präsent in menschlicher Solidarität und daraus gespeistem Handeln. Gott in einem non-personalen Bild zu denken, macht ein traditionelles dialogisches Gebetsverständnis zum Problem. Wer ist Adressat eines Gebetes, wenn es kein DU im traditionellen Sinn mehr gibt? Wie könnte ein Gebet aussehen, dass Gott non-personal denkt? Das gewandelte Konzept erfordert auch eine neue Reflexion des Bösen. Elias hat – sich selbst fälschlich zuschreibend, einmal in den Kategorien von Lohn und Strafe argumentiert zu haben – für sich offensichtlich erst einmal diese Frage zurückgestellt. Elias hält trotz seiner darauf bezogenen Denkprobleme an einer Gebetspraxis fest.

Klasse 5, Annika (10,6) bzw. Klasse 6, Elias (12,8)

Fragebogen

Die Fragebogenergebnisse erscheinen nur in Ausschnitten. Annika hat im Vorjahr (Kl. 4) eine Vorform des Fragebogens ausgefüllt. Ihre Ergebnisse aus Kl. 4 erscheinen in Klammern (X). Der Bindungstest weist Elias in Kl. 6 als sicher gebunden aus, Annika für Kl. 5 als desorientiert. Nach den Testwerten von Kl. 4 kann Annika noch als sicher gebunden gelten, wenn auch mit relativ hohen Anteilen von unsicher-ambivalenten bzw. (weniger) unsicher-vermeidenden Antworten. Die aktuellen familiären Turbulenzen scheinen das bereits tendenziell labile Gefüge zum Kippen gebracht zu haben.

Zur Mediennutzung gibt Annika an, 1–2 Mal pro Woche Telefon und Fernseher zu nutzen, Computer und Internet seltener (gleiche Eintragungen in Kl. 4). Elias gibt an, (fast) täglich Telefon, Fernseher und Computer zu nutzen, 1–2 Mal pro Woche den Internetzugang. Beide haben noch nie gechattet und verspüren auch kein Interesse daran. Beide geben an, selten Computer zu spielen (Annika eine, in Kl. 4 nur eine halbe Stunde, Elias 3,5 Stunden pro Woche).

Die Mediennutzung ist unterdurchschnittlich. Die Unterschiede zwischen den Geschwistern entsprechen den üblichen Beobachtungen bezüglich der verschiedenen Geschlechter und Altersgruppen.

Sicht auf das Verhältnis zu Eltern und Freunden

Die gesondert erhobenen Eintragungen zur Unterstützung durch Bezugspersonen werden hier kombiniert dargestellt. Die jeweils gemeinte Person ist durch tief gestellte Buchstaben gekennzeichnet. X_m = Mutter aus der Sicht von Annika, (X_m) = Vorjahr; Y_v , Y_f = Vater/Freunde aus der Sicht von Elias usw.

	stimmt genau	stimmt eher	stimmt kaum	stimmt gar nicht
(1) Meine Mutter (bzw. mein Vater, Freunde) ist immer für mich da, wenn ich sie brauche.	(X_m) , $X_{m,v}$, $Y_{m,v}$	(X_v) , $X_{f,f}$		
(2) Mit meiner Mutter (bzw. ...) kann ich über alles reden.	X_m , Y_m	$(X_{m,v})$, $X_{f,f}$, $Y_{v,f}$	X_v	
(3) Meine Mutter (bzw. ...) mag mich so, wie ich bin.	$(X_{m,v})$, $X_{m,v}$, $Y_{m,v,f}$	$X_{f,f}$		
(4) Meine Mutter (bzw. ...) hört mir zu, wenn ich Probleme habe.	$(X_{m,v})$, $X_{m,v}$, $Y_{m,v,f}$	$X_{v,f}$		
(5) Meine Mutter (bzw. ...) hält zu mir, auch wenn ich etwas Dummes angestellt habe.	$Y_{m,v,f}$	$(X_{m,v})$, $X_{m,f}$	X_v	
(6) Meine Mutter (bzw. ...) würde mich nie im Stich lassen (allein lassen).	$(X_{m,v})$, $X_{m,v}$, $Y_{m,v,f}$	$X_{f,f}$		

Beide Geschwister bekunden insgesamt ein hohes Maß an erfahrener Unterstützung durch ihre Bezugspersonen. Umso sprechender sind die Nuancen. Elias sieht sich in (fast) gleicher Weise und Intensität von seinen Eltern und Freunden unterstützt. Annika dagegen empfindet sich insgesamt deutlich weniger unterstützt und sieht in Kl. 5 auch erhebliche Unterschiede zwischen den Personen, während die Eintragungen für die Eltern in Kl. 4 nur bei einem Item um einen Skalenwert differierten. Der Vater wird jetzt als ambivalent erlebt, die Freundschaften bezüglich aller Aspekte als eingeschränkt unterstützend. Selbst bezüglich der Mutter ist sie sich der uneingeschränkten Unterstützung nicht sicher.

Sicht auf die eigene Person

	stimmt genau	stimmt eher	stimmt kaum	stimmt gar nicht
(1) Ich mag mich.	Y	X		
(2) Im Großen und Ganzen bin ich mit mir zufrieden.		X Y		
(3) Ich halte nicht sehr viel von mir.			X	Y
(4) Manchmal wünsche ich mir, ich wäre anders.		X Y		
(5) Manchmal komme ich mir ganz unwichtig vor.	X		Y	
(6) Ich bin sicher, dass mich andere mögen.	Y	X		
(7) So wie ich bin, möchte ich eigentlich bleiben.	Y		X	
(8) Manchmal habe ich den Eindruck, dass ich irgendwie überflüssig bin.	X		Y	
(9) Ich finde, ich bin ganz in Ordnung.	X Y			
(10) Ich kann mir selbst helfen, wenn ein Problem für mich auftaucht.		X Y		
(11) Mir fällt meistens etwas ein, wenn ich in der Klemme stecke.		X Y		
(12) Es fällt mir nicht schwer, bei unerwartet schwierigen Problemen eine Lösung zu finden.	Y	X		
(13) Egal, was auch kommen mag, ich werde es schon in den Griff bekommen.	Y	X		

Die Geschwister unterscheiden sich erheblich im Bereich des Selbstwertgefühls, weniger stark im Bereich der Selbstwirksamkeitserwartung. Von den neun Items zum Selbstwertgefühl beantwortet Elias fünf eindeutig positiv, drei weitere eingeschränkt positiv. Annika stimmt dagegen zwei negativen (unwichtig, überflüssig), aber nur einem positiven Item (bin ganz in Ordnung) voll zu. Die Stellungnahme zu vier Items kann als eingeschränkt positive Selbstbewertung gelesen werden,

zu zwei weiteren Items als eingeschränkt negative. Auch hinsichtlich der Selbstwirksamkeitserwartung liegt Annika deutlich – wenn auch nicht so gravierend – hinter Elias. Bilden sich hier typische geschlechtsspezifische Muster ab? Wie bedingen sich die unterschiedlichen Muster in den verschiedenen Bereichen (Bindung, Blick auf erlebte Unterstützung, Selbstwert- und Selbstwirksamkeitseinschätzung) wechselseitig?

Klasse 5, Annika

Lebenswelt (11,1)

Annika beginnt bei Baum, Wiese und Blume. Sie müsse sich austoben können, „weil, wenn ich im Bett liege, krieg’ ich immer ganz doll Hibbel in den Beinen“. Deswegen seien Natur und Kletterbäume ganz wichtig. „[Klettern] macht einfach Spaß, der Ehrgeiz da hoch zu kommen.“ In der Nähe von Bäumen rieche es auch so gut. Der Fisch sei ein von der Mutter für Elias genährtes Kuscheltier. Er habe ihn nicht mehr gewollt. Sie habe ihn seit ihrer Geburt. Ohne ihn könne sie nicht einschlafen. Er sei aus Samt, aber „der Stoff ist schon wie eine ganz, ganz feine Serviette geworden, weil das so abgenutzt ist“. Sie legt ihn auf das große Kopfkissen „weil, das ist ganz kuschelig. Und den nehme ich auch immer mit, wenn ich zu Papa fahre“. Wichtig sei auch Musik. Beim Basteln oder bei Hausaufgaben müsse sie immer Musik hören, um sich konzentrieren zu können. Sie spielt Flöte und ein bisschen Klavier. Mama gebe ihr Tipps dazu. Das gespaltene Herz symbolisiere die Trennung zwischen Mama und Papa. „Das ist manchmal ziemlich blöd, weil, der eine erzählt: ‚Ja, das ist total blöd, wie der andere das macht.‘ Und dann weiß man nicht richtig ... Zu dem einen sagt man: ‚Ja, kann ich verstehen‘, zu dem anderen sagt man es auch. Man ist so hin- und her gerissen.“ Annika zeigt auf die Katze. Sie sehe komisch aus ohne Schwanz. Man habe ihn abnehmen müssen, nachdem ein Brett darauf gefallen sei und sie gelähmt war. Die Katze lebe seit einem halben Jahr auf dem Dorf bei der Patentante. Vor einem Monat sei das mit dem Schwanz passiert. In zwei Monaten könne sie wieder laufen, habe der Tierarzt gesagt. „Ich hab sie lange nicht mehr gesehen, ewig nicht mehr.“ – Das fröhliche Gesicht „ist meine Mama“. Sie sei auch fröhlich, müsse aber gerade viel arbeiten. Die drei bunten Figuren symbolisieren Freunde und den Bruder. „Mensch-Ärger-Dich-Figuren, sollen das sein.“ (Warum?) „Weiß auch nicht ... fand ich schöner so.“ (Ob sie sich viel ärgern?) „Nein, manchmal streitet man sich. Aber man verträgt sich auch wieder.“

Einfrieren würde Annika gern, „dass wir in dieser Wohnung [mit Mama] wohnen“ und ihre Freundschaften erhalten bleiben. Verändern mittels Zauberkraft würde sie, „dass die Katze ihren Schwanz wieder kriegt, dann dass, wenn Mama und Papa sich sehen, sich nicht immer total zanken, sondern auch mal so miteinander reden können, als wären sie nur Bekannte und, und sich nicht immer so gegenseitig provozieren. Das würde ich ändern“.

Bei Wut gehe sie an die frische Luft. „Erst bin ich total wütend und ärger' mich über den, mit dem ich mich gestritten hab'. Aber hinterher denk' ich mir: ‚Ich bin auch ein bisschen daran schuld.‘, und dann überleg ich meistens, wie ich wieder so okay mit ihm werde.“

Bei Traurigkeit gehe sie „meistens zu Mama“ und erzähle es ihr. „Früher hab' ich immer mit der Katze gekuschelt.“ Mama tröste sie und dann könne sie auch wieder lachen.

Bei Angst im Dunklen „zieh' ich mir die Decke über den Kopf“, gucke durch ganz kleines Loch zur Wand. In der Schule „geh' ich ... vor denen ich Angst habe, meistens aus dem Weg. Und wenn ich dann immer noch Angst habe, dann würde ich es, glaube ich, auch aussprechen“, der Mama oder Elias.

(Die neuen Partner der Eltern seien ohne Bedeutung?) Annika überlegt. „Doch, sind auch wichtig, aber nicht so viel. Papas Freundin A. ist eigentlich immer bei uns. Von daher hat man sich schon langsam dran gewöhnt.“ Mamas Freund sei nur sporadisch da. „Der ist okay.“ (Ob sie mit A. gut auskomme?) „Ja ((nicht überzeugt klingend)), na ja, es nervt ein bisschen, dass sie immer bei uns ist. Weil, hm, Papa könnte schon darüber heulen, dass sie zwei Meter von seinem Haus entfernt wohnt. So ungefähr.“ Dabei wohne sie höchstens zwei Fußminuten weg. Auch die vier Töchter von A. pendelten zwischen ihren Eltern. Wenn A. die Kinder habe, seien dort meist alle zusammen. Sie komme mit den Mädchen aus. Eine gehe in ihre Klasse, das sei aber kein Problem.

Schwere Fragen überdenke sie erst mal allein, frage dann vielleicht Elias, zuletzt Mama.

Annika klebt einen Gottespunkt neben die drei Figuren. Gott habe damit etwas zu tun, „weil er mir manchmal hilft, mich im Streit zurückzuhalten, damit ich nicht die anderen doller ärgere oder so. Oder dass er mir auch hilft, dass ich auf die anderen zugehe und mal frage: ‚Was ist denn los? Hast du irgendwie schlechte Laune?‘“ Sonst brauche sie weiter keinen Punkt.

Die Ehe der Eltern ist inzwischen geschieden. Offensichtlich sind die Spannungen damit nicht ausgeräumt. Annikas dringlichster Wunsch (neben der Wiederherstellung der Katze) richtet sich auf eine ‚Normalisierung‘ der Elternbeziehung. Die neuen Partner werden – zumal, wenn sie ständig präsent sind – eher als störend denn als unterstützend empfunden. Die Bindung an die Mutter scheint immer noch enger, erhält durch den Wegfall der Katze bei der Bewältigung von Belastungssituationen möglicherweise neues Gewicht, worauf die Erwähnung des Fisch-Kuscheltiers hin deutet.

Gott ist als Impulsgeber des Miteinanders von Menschen präsent, aber nicht darin aufgelöst.

Klasse 6, Elias

Lebenswelt (13,3)

Das Wichtigste im Leben ist Elias derzeitig sein Klarinettenspiel [links oben] und das Lesen [rechts]. Er lese sehr ((4x)) gern, momentan Indianerbücher. Die Mitte der Zeichnung bildet ein Baum, in dessen Stamm man ihn mit der Schwester sieht, in der auseinanderdriftenden Krone links den Vater mit der neuen Familie, rechts die Mutter mit Partner. „Das sind ja zwei Leben“, zwischen denen die Geschwister dauernd pendeln. Elias findet das „doof“ und „anstrengend. Man will den einen nicht traurig machen, den anderen auch nicht. Der eine fragt dann immer über den anderen ... Ich habe eine Zeitlang über den einen dem anderen etwas sagen sollen. Aber das mache ich jetzt nicht mehr. Das sollen die jetzt selber regeln.“ Das dauernde Pendeln sei auch „doof“, aber die Streiterei sei richtig „nervig“. Überhaupt: Früher habe man Vater und Mutter gehabt, jetzt habe man immer nur die Hälfte ... „Das ist nur halb so schön.“ (Es sei nicht besser als die vermutlich nicht ganz harmonische Zeit davor?) „Nö, es ist schlimmer geworden. Sonst haben die sich gestritten. Aber jetzt sind sie auseinandergegangen. Für die ist es gut. Und die Kinder [haben] die Arschkarte gezogen.“ Die neuen Partner seien nicht das Problem, auch nicht deren Kinder, obwohl er es „anstrengend“ finde, immer mit so viel Mädchen zusammen zu sein. Die Partner hielten sich aus Konflikten heraus. Elias hat schon überlegt, irgendwann mal nur noch bei einem Elternteil zu wohnen. „Aber man braucht beide ... Dann hab ich nur noch einen. Und das ist auch doof.“ Unter dem

Buch rechts sieht man den besten Freund mit seinem kleinen Bruder. Dort verbrachte Elias die Ferien. Unten ist die Schule, die ihm auch wichtig ist. Beste Freunde dort: Franziska und P., der mit im Haus von Papa wohnt [unten links] und mit dem er viel zusammen sei. Einfrieren würde Elias seine Freundschaften und das Klarinettenspiel. Mittels Zauberkraft ändern ((zeigt auf die neuen Bindungen der Eltern)) „die alle wegstreichen und Mama und Papa wieder zusammenfügen.“

Bei Wut helfe ihm das Lesen, Türen zu knallen oder zu Freunden zu gehen. Bei Traurigkeit helfe sich „trösten zu lassen oder zu Freunden gehen und lesen. Er spreche es Mama oder Papa gegenüber aus und die trösteten ihn. Auch bei Angst helfe ihm, darüber zu reden. Über schwere Fragen „reden wir eigentlich meistens in der Familie“. – Gottespunkte klebt Elias dorthin, wo für ihn Glück, Zufriedenheit ist. Das habe mit Gott zu tun. Zuerst klebt er einen zu den Freunden, dann zur Schwester: „Familie ist ja trotzdem ... irgendwie gehört das zum Leben dazu.“ Die Klarinette bekommt zuletzt einen kleineren Punkt. Sie gehöre „auch richtig mit dazu, weil man das mit anderen zusammen macht“, denn „Gott ist eher nur, wenn man mit jemandem was zusammen macht“, wenn man etwas teilt.

Elias empfindet die mit häufigen Konflikten behafteten ‚zwei Leben‘ als große Belastung. Der ‚Lebensbaum‘ von ihm bzw. der Schwester droht auseinander zu brechen. Elias bemüht sich um Loyalität nach beiden Seiten und versucht sich gegenüber Instrumentalisierung abzugrenzen. Die Spaltung der Familie erscheint 16 Monate nach der Scheidung noch als blutende Wunde, der ein auch streitbehaftetes Zusammensein der Eltern vorzuziehen wäre. Den neuen Partnern wird zwar keine Schuld zugeschrieben, aber sie würden am liebsten ausradiert. Klarinettenspiel, Lesen und Zusammensein mit Freunden sind Oasen, die zugleich auch mit Gott zu tun haben als Orte von Glück, Zufriedenheit, erfüllter Gemeinschaft. Partiiell empfindet Elias das auch im Zusammensein mit den Eltern, die bei Traurigkeit, Angst oder schweren Fragen auch jetzt seine Ansprechpartner sind.

Klasse 5, Annika

Lebensmetapher (11,3)

Sie habe eine Insel gebaut mit dem Netz als Wasser. „Und damit es nicht so aussieht, als wenn ich auf der Insel *alleine* wäre – ich kann mich da schon *abgrenzen* – aber hier ist ein kleines *Boot* [= *Holzgefäß*], und das ist ein

Steg [= Korken], da kann ich auch zu den anderen Leuten fahren, wenn ich will.“ Der Flaschenhals sei „eine Art *Baum*“ mit blühenden Zweigen. Daran hängt eine Schaukel. Der Rest, einschließlich Schlüssel, sei „mehr so zum *Spielen*“. (Der Schlüssel sei zum Spielen?) „Der Schlüssel ... ((Pause des Überlegens)), also wenn ich *allein* sein will auf dieser Insel ((2x)), damit keiner hier *rankommt*, wenn ich vielleicht *traurig* bin ... dann kann ich *abschließen* sozusagen.“ Das Würfelähnliche sei ein *Stein* am Strand und habe wie die Muschel keine Bedeutung. Die Blätter seien „eine Art *Bett*“. Das Ganze „soll eine ganz, ganz schöne Insel sein. (Ob das Wunsch sei oder Realität?) „Ich finde, das *ist* so.“ Die umgedrehte Nusschale sei „noch so eine Art *Unterschlupf*“, der jedoch nicht weiter kommentiert wird. Die Kokosfasern unten drunter sind für sie „nur der Boden“. (Ob das, woraus sie Kraft, Hoffnung, Zuversicht und Mut kriege, in ihrer Gestaltung zu sehen sei?) „Wenn ich irgendwie *traurig* bin ... und raus gehe und irgendwas Schönes in der Natur *sehe*, dann kriege ich immer *total viel Kraft wieder*. Deswegen ist hier der *Baum* mit den *schönen Blumen*.“ Warum ihr Leben wie eine *Insel* ist, kann Annika nicht sagen. Sie möge Wasser und Erde, „ich mag so *viel*, und da dachte ich, die Insel ist der *beste Vergleich*, weil alles *drin* ist irgendwie.“ (Eigenständigkeit, Einsamkeit, Rückzug, Freiheit, das sei verschieden zu deuten?) „Es ist eine *Insel*, [weil] das ist ja mein *eigenes Leben*. *Ganz nah* hier ist aber gleich wieder das Festland. Also es ist nicht weit von den *anderen* Menschenleben.“ Als ihr eigenes Leben sei es eine Insel, aber in Steg und Boot seien die Brücken zu anderen Menschen da, – sie sei in Kontakt zu anderen, wolle aber auch allein sein können.

Über ihre Zukunft und mögliche Aufgaben darin denkt sie bisher kaum nach. Sie komme gut mit Menschen aus, könne auch Konflikte lösen. Mit Elias vertrage sie sich gut, was nicht immer so gewesen sei.

Befragt nach den Gestaltungen der Vorjahre erinnert sie spontan nichts, erkennt das Foto aus Kl. 4 aber wieder. Ihre Deutung nach etwas Nachdenken: „Ich *glaube*, das war eine Schachtel mit einem *Schlüssel* drin. Da konnte ich mich *verkriechen*, wenn ich will, aber ich konnte auch immer *weitergehen*. Das war der Schuh.“ Das Ganze sei „ein bisschen so *Paradies*“ gewesen, die Schachtel „wie ein *Garten*, dass man da einfach *rein gehen konnte* und *da* ging es mir dann immer *gut*. Und wenn ich wieder *raus* wollte, bin ich *raus* gegangen, dann konnte ich auch ein Stück *weiter* gehen in meinem Leben und die *Schachtel* blieb aber immer so.“

Zur Gestaltung aus Kl. 3 meint Annika anhand des Fotos, dass Gott da „das Böse ein bisschen einfängt mit dem Netz. Das war das *Schwarze*. Und dass *der* für mich *schützend* ist. Und dass der das Schöne *verdoppelt* im Spiegel“. Was sie in Kl. 2 gebaut hat, weiß sie nicht mehr. Beim Anblick des Fotos ruft sie erstaunt aus: „Das ist so *ähnlich* wie in Kl. 3. Das ist fast *genauso* ((3x)). – Zum Foto der Gestaltung von Kl. 1 meint sie nach längerem Nachdenken: „Das ist *auch* eine Insel, glaub’ ich. Das ist *genauso*, wie *das* jetzt hier. Das ist ja witzig. Die *ähneln* sich alle.“

(Was in ihren Vorstellungen gleich geblieben und was sich verändert habe in den fünf Jahren?) „*Ähnlich* ist, dass ich immer das Gefühl hab’, dass Gott einen *schützt*“. Der Baum auf den Inseln sei auch so etwas, „dass der das *Böse* so ein bisschen *wegschneidet*. Ja, dass ich auch so zu ihm *hingehen* kann“. Unterschiede fallen ihr auch nach längerem Nachdenken nicht ein.

(Ob in ihrer aktuellen Gestaltung – Lebensmetapher – Gott mit drin sei?) „Ja, – würde ich sagen: der Baum“, vielleicht auch ein bisschen „in dem da draußen, aber am meisten in dem Baum“.

Annika erwähnt dieses Mal die zwei Leben, die sie im 14-tägigen Wechsel lebt, nicht explizit. Aber ihr Bedürfnis nach einem eigenen Leben, nach einem selbst bestimmten Rückzugsraum ist unübersehbar. Sie meint, ihre Insel sei bereits Realität. Bildet die Insel ein Stück inneres Exil ab unter Aufnahme der Elemente ihrer doppelten Lebenswelt? Drücken Bett und Nusschale die doppelte partielle Geborgenheit aus? Symbolisiert der scharfkantige Baum mit Blütenzweigen und Schaukel den gebrochenen Reichtum des familiären Miteinanders? Drückt sich im Kokosboden der Insel aus, dass letztlich ein Stück Nestgefühl den Unterbau ihres ‚eigenen Lebens‘ bildet? Das Schlüsselmotiv aus dem Vorjahr taucht wieder auf, seine Bedeutung wird zunächst (wieder) heruntergespielt. Erst sekundär stellt sich die Idee ein, er könne ihre Entscheidungsmacht bezüglich Nähe und Distanz zu anderen ausdrücken. Die Häufigkeit, mit der Annika die eigene Abgrenzung bzw. bestehende Kontaktbrücken usw. thematisiert, lässt vermuten, dass das Problem einer angemessenen Nähe/Distanz bzw. auch die Frage der Autonomie der Entscheidung, in welchem ‚Raum‘ sie sich aufhalten möchte, für sie aktuell ungelöst ist. Die Insel kann auch als Verweis auf die Bindungsproblematik gelesen werden.

Annika deutet die Gestaltungen der Vorjahre partiell neu, indem sie aktuelle Vorstellungen in frühere Gestaltungen einträgt bzw. versucht, gemeinsame Merkmale zu finden: Durchgängig sei der Schutzgedanke wie auch der Gedanke, dass Gott dem Bösen entgegen trete. Die Gottesfrage wirkt emotional wenig besetzt. Weder vom verborgenen noch vom präsenten Gott ist etwas zu spüren.

Klasse 6, Elias

Lebensmetapher (13,5)

Der Topf fungiert in Elias fragiler Gestaltung als Ständer. Das Ei habe er als Symbol für all das entstehende Neue gewählt: Schwarzes und Bunt, all die vielfältigen Möglichkeiten des Lebens. (Was es bedeute, dass das Ei hänge?) „Ich finde es schöner, wenn das Ei hängt. Es ist mehr frei.“ Das Ei hänge eigentlich an dem Filmdöschen mit Knetgesicht, das viele Personen symbolisiere. Es sei „das Gesicht von allen, mit denen ich gern zu tun habe: Mama, Papa, meine Schwester, Freunde ... das hält mich, und mit denen kann man das, was aus dem Ei kommt, erleben.“ Elias hantiert mit den Elementen, arrangiert die Teile neu. Man könne das Ei auch auf die Filmdose stellen, dann wäre das Leben durch Familie und Freunde getragen. (Ob man dann den Ständer und die Silberfolie noch brauche?) „Das gibt es trotzdem noch! Es ist beides da.“ (Was das Obere sei, wenn die Filmdose seine tragenden Beziehungen symbolisiere?) „Was könnte das sein? Weiß ich jetzt auch nicht ((zu sich selbst, unentschlossen, leise)). Das muss gar nichts ... Ja, das ist nur so, damit es so aussieht.“ (Es scheine ihm wichtig zu sein, dass das Ei einerseits von etwas gehalten und andererseits auch getragen werde.) Elias stimmt dem zu. „Ja, das mit dem Hängen ist schon wichtig. Das weiß ich genau!“ (I demonstriert durch stummen Impuls ihre Vermutung einer Deutung, indem sie die Filmdose, auf der das Ei ruht, weg zieht.) „Ja, okay. Irgendwie ist es auch wichtig, dass man nicht nur auf die Leute, auf andere, angewiesen ist. Deswegen soll es auch noch so ein bisschen hängen ... Ich will auch noch mein eigenes Leben leben! Aber die anderen sind mir auch ganz wichtig.“ Das Hängen bedeute eine gewisse Freiheit von den Beziehungen. Wenn die anderen auf ihn böse wären oder sich Verbindungen auflösen, „dann würde mich ja nichts mehr halten, nichts mehr tragen, und dann würde das Ei runterfallen.“

(Ob für ihn Gott in seiner Gestaltung zum Leben enthalten sei?) Elias findet das „schwer zu sagen“, er habe noch nicht darüber nachgedacht. Er meine, „die Leute brauchen Zusammenhänge, dass man eine Gemeinschaft bildet und auch jemand, der das alles zusammenhält. Also zu dem man rufen kann, zu dem man so ein bisschen mütterliche und väterliche Gefühle haben kann. Jemand, zu dem man ganz offen sein kann!“ Für Elias ist „Gott dann eher diese Gemeinschaft, die alles zusammenhält. Und diese Gemeinschaft, die alles zusammenhält ... also

Gott existiert dadurch mehr im Gehirn als woanders. Aber dadurch sind alle verbunden“. (Ob Gott schon enthalten sei oder ob Elias Gott noch symbolisch einfügen möge?) Elias zeigt auf die Filmdose und die Silberfolie mit Faden. „Gott ist hier in diesen beiden Dingen ... wie so ein Netz!“ Er fügt noch ein rotes Netz ein und setzt fort, es sei Verbundenheit da, „aber trotzdem noch, dass es frei schwebt ... nicht ran gebunden“. Alles gehöre innen drin „zusammen, aber nicht zu fest“, sonst würde man die Freiheit verlieren.

Befragt nach Unterschieden bzw. Gemeinsamkeiten seiner Vorstellungen der letzten fünf Jahre meint Elias, die Fotos der Gestaltungen betrachtend: Es sei alles „ziemlich gleich geblieben, bloß von einer anderen Perspektive her. Es ist ja immer dieses: Gott ist das *Gute*. Und das *Schlechte* wird ein bisschen ausgegrenzt“. Wenn er Gott jetzt als Gemeinschaft sehe, wo alle zusammenhalten, dann gebe es das da auch, eben Leute, die dazu ‚ja‘ sagen und andere, die es ablehnen. Von daher sei es „ungefähr alles das *Gleiche*“. Bloß die „*Perspektive von Gott*“ habe sich geändert. „Früher habe ich immer Gott, wie ich ihn mir vorgestellt habe, dargestellt. Und *jetzt* stelle ich mir eher vor, dass *eben das alles Gott ist!* Und nicht, dass *Gott das will*, sondern dass *Gott das ist!*“ (Er habe Gott früher sozusagen als abgetrennt vom Menschen gedacht und jetzt sei das anders?) Elias bestätigt dies. Ab Kl. 5 sei es anders geworden.

Elias entdeckt und entfaltet wichtige Bedeutungsgehalte seines Konstrukts wesentlich im Gesprächsverlauf. Seine Gedanken kreisen zentral um die Polarität von Gebundenheit und Freiheit. Gott ist in diese Thematik verwoben, insofern Gott in menschliche Verbundenheit und Solidarität inkarniert ist. Seine Aussage, dass ‚alles Gott‘ sei, relativiert er, insofern er Schlechtes, Böses als eher gottfern charakterisiert. Elias vertritt ein non-theistisches, non-personales Gotteskonzept, in welchem sich Gott quasi ereignet in der Mitmenschlichkeit. Elias ergänzt – erkennbar um des Dialogs, um der Geborgenheit willen – sein Konzept durch personale Züge.

Fragebogen Annika (11,3) und Elias (13,5)

Zeitgleich wurde ein Fragebogen ausgefüllt. Die Eintragungen der Geschwister werden kombiniert dargestellt. Erhoben wurden: 1. Semantisches Differential zu Mutter (M), Vater (V), Gott (G), 2. Impulsgeber für religiöse Vorstellungen, 3. Kernaussagen zu Gott, 4. Gebetsverständnis und -praxis.

1. Semantisches Differential

Die Angaben werden für Annika in Normaldruck, für Elias kursiv und fett gesetzt. Annika hat den Bogen zu Gott 15 Monate später erneut ausgefüllt. Ihre Eintragungen sind chronologisch nummeriert.

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark		<i>V</i> , <i>V</i> , <i>G</i> ₁₋₂	<i>M</i> , <i>G</i>	<i>M</i>				schwach
gleichgültig		<i>G</i>				<i>M</i> , <i>G</i> ₂	<i>V</i> , <i>V</i> , <i>M</i> , <i>G</i> ₁	fürsorglich
vergebend	<i>G</i> ₁₋₂	<i>V</i> , <i>M</i> , <i>G</i> , <i>M</i>		<i>V</i>				bestrafend
passiv				<i>G</i> ₂	<i>M</i> , <i>G</i> ₁	<i>V</i> , <i>M</i> , <i>G</i> , <i>V</i>		aktiv
streng			<i>G</i> , <i>V</i> , <i>M</i>	<i>V</i> , <i>M</i> , <i>G</i> ₁₋₂				mild
Angst auslösend				<i>V</i>		<i>M</i> , <i>V</i> , <i>M</i>	<i>G</i> , <i>G</i> ₁₋₂	Sicherheit gebend
nah	<i>V</i> , <i>M</i> , <i>G</i> ₁₋₂	<i>M</i>	<i>V</i> , <i>G</i>					fern
geduldig	<i>G</i> ₁₋₂	<i>G</i> , <i>M</i>	<i>M</i>	<i>V</i>	<i>V</i>			ungeduldig
laut		<i>M</i> , <i>V</i>	<i>V</i> , <i>M</i>	<i>G</i> ₂ , <i>G</i> ₁₋₂				leise
fordernd			<i>V</i> , <i>M</i> , <i>V</i>	<i>G</i> ₁₋₂	<i>M</i>		<i>G</i>	schenkend
gerecht	<i>G</i> , <i>G</i> ₁₋₂	<i>V</i> , <i>M</i>	<i>M</i> , <i>V</i>					ungerecht
unklar				<i>V</i> , <i>G</i> ₂	<i>M</i>	<i>G</i> , <i>M</i>	<i>V</i> , <i>G</i> ₁	eindeutig

Das Bild ist unübersichtlich. Die Elternbilder der Geschwister differieren zwar nicht stark, zeigen aber feine deutliche Unterschiede. Die Eintragungen von Elias sind stärker auf die Mittelachse hin ausgerichtet (Vater 3x) als die von Annika. Bei Elias überbietet der Vater die Mutter hinsichtlich Stärke/Macht (auch bei Annika), Fürsorge und Gerechtigkeit, während die Mutter mehr Sicherheit und Nähe gibt. Annika erlebt die Mutter als näher, schenkender, geduldiger. Das Gottesbild von beiden folgt überwiegend den Elternbildern, diese z. T. überbietend (Vergebung, Sicherheit gebend, Geduld, Gerechtigkeit). Abweichungen von mehr als einem Skalenwert zwischen den Geschwistern gibt es nur zweimal: Elias konnotiert Gott als mittel gleichgültig, Annika dagegen als sehr fürsorglich; Annika sieht Gott als weder fordernd noch schenkend an, während Elias ihn als sehr schenkend erlebt. Hinsichtlich der Polaritäten laut/leise und gerecht/ungerecht werten die Geschwister den gleichgeschlechtlichen Elternteil jeweils spiegelbildlich positiv. Wie lässt sich das erklären? Bei je zwei Polaritäten sind für die Geschwister Elternbilder und Gottesbild identisch: Bei Annika hinsichtlich Fürsorge/Gleichgültigkeit und Ferne/Nähe, bei Elias hinsichtlich Vergebung/Bestrafung und Aktivität/Passivität.

Auffallende Konstanz zeigen die Konnotationen von Annika zu Gott über den Zeitraum von 15 Monaten: Neun Werte sind identisch, bei zwei Polaritäten gibt es eine Abweichung von lediglich einem Skalenwert. Nur hinsichtlich einer Polarität gibt es eine markante Abweichung. Der vorher als ‚eindeutig‘ konnotierte Gott ist auf die ‚schillernde‘ Mittelachse (teils-teils bzw. weder-noch) gerutscht.

2. Impulsgeber zum religiösen Denken und Empfinden

Eintragungen von Annika mit X, von Elias mit Y.

Dinge/Personen, die meine Vorstellungen von Gott bzw. von Religion, Glauben beeinflusst haben	sehr stark	stark	etwas	gar nicht
Religionsunterricht	Y		X	
anderer Unterricht			Y	X
Gemeindegruppe			X	
Fernsehen			Y	X
Bücher, die ich lese			Y	X
Mutter		Y, X		
Oma	Y			X

Freundinnen/Freunde				X, Y
Opa	Y			X
Vater		Y, X		
andere Personen		Y		X

Während sich Elias deutlich zu verschiedenen und z. T. starken Impulsgebern bekennt, schreibt Annika nur sehr wenigen Personen bzw. Instanzen überhaupt Einwirkungen auf sich zu und auch dann eher marginale. Lediglich Vater und Mutter wird mittlerer Einfluss zugestanden: Annika hat für die Eltern jeweils die Mittellinie zwischen ‚etwas‘ und ‚stark‘ markiert. Die unterschiedliche Wertung von Impulsgebern ist am stärksten hinsichtlich der Großeltern, markant auch bezüglich ‚anderer Personen‘ bzw. Religionsunterricht. Was drückt sich in den unterschiedlichen Angaben der Geschwister aus? Unterschiedliches Interesse an religiösen Fragen? Unterschiedlicher Bewusstseinsstand hinsichtlich der eigenen Prägung?

3. Kernaussagen zu Gott

Wichtig sind beiden Geschwistern die Sätze ‚Gott vergibt den Menschen ihre Übeltaten‘ und ‚Gott gibt Menschen Kraft, Mut und Geborgenheit‘. Den Satz ‚Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt‘ lehnt Elias als falsch ab, Annika findet ihn unwichtig. Bei zwei Sätzen unterscheiden sich die Geschwister im Grad der Wichtigkeit, die sie ihnen zumessen: Annika stuft sie jeweils höher ein als Elias (‚Gott beeinflusst die Menschen so, dass sie gut zueinander sind‘, ‚Gott gab den Menschen Freiheit. Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott. Gott leidet mit den Menschen‘).

Die Voten der Geschwister unterstreichen, dass sie das innere Wirken Gottes (Kraft, Mut, Geborgenheit) für entscheidend bzw. für allein denkbar halten.

4. Gebetsverständnis

Was ist am Beten wichtig?	sehr wichtig	wichtig	weniger wichtig	unwichtig
das Falten der Hände				X, Y
das Stillesein		Y	X	

Gott die eigenen Bitten und Wünsche sagen	X, Y			
mit Gott über alles sprechen und Gott danken	X, Y			
ein Gefühl von Sicherheit bekommen	X, Y			

Beide Geschwister kreuzen eine Aussage zu Gebetserhörung an, die synergistische Vorstellungen aufnimmt: ‚Natürlich könnte Gott Marias Oma geheilt haben, auch wenn er durch Medikamente gehandelt hat‘. Die Eintragungen der Geschwister stimmen wesentlich überein.

5. Gebetspraxis

Die aktuellen Eintragungen (X_2 bzw. Y_2) sind ergänzt durch die Angaben aus dem Vorjahr (X_1 , Y_1).

Ich bete ...	häufig	manchmal	selten	nie
am Abend vor dem Einschlafen	Y_{1-2}	X_1	X_2	
vor dem Essen			X_2 , Y_1	X_1 , Y_2
im Gottesdienst/Jugendkreis		X_{1-2} , Y_{1-2}		
wenn ich mich sehr freue	X_2	X_1	Y_1	Y_2
wenn ich Angst habe	X_{1-2} , Y_{1-2}			
wenn ich Sorgen/Kummer habe	X_{1-2} , Y_{1-2}			
wenn ich mich einsam fühle	X_{1-2} , Y_{1-2}			
wenn ich mir etwas wünsche		X_2	X_1	Y_{1-2}
weil ich mein ganzes Leben mit Gott besprechen möchte	X_1	X_2	Y_2	Y_1

Die Gebetspraxis der Geschwister ist den Angaben nach recht konstant. Für beide bildet das Gebet offenbar durchgehend eine Ressource in Belastungssituationen. Beide beten im Zusammenhang mit Gemeindeveranstaltungen. Markante Unterschiede treten hinsichtlich des Bittgebets, des Gebets bei Freude sowie der Praxis des Abendgebets auf.

Klasse 6, Annika

Gedicht (11,7)

Das Leben ist ein bisschen
wie ein Spiel ohne Regeln
Im Spiel sammelt man
Erfahrungen und Erlebnisse und Gefühle
gute und schlechte

Gewonnen hat man
wenn man mit seinem Platz zufrieden ist
während dem Spiel und nach dem Spiel
Gott ist der letzte Platz
Er lebt immer

Und wozu leben wir?
Wozu spielen wir?
Vielleicht um ein bisschen was
in der Welt zu verändern
und es den anderen Mitspielern
spannender zu machen
und um Gefühle zu kennen
gute und schlechte
um Erlebnisse und Erfahrungen
zu erkennen?

Und warum sterben wir?
Vielleicht um den anderen Menschen
den anderen Mitspielern
die Möglichkeit zu geben
selbst Erfahrungen, Erlebnisse und Gefühle
zu sammeln
gute und schlechte

Das Gedicht entsteht zu Hause. Es spiegelt Annikas Auseinandersetzung mit Kontingenz und mit der Sinnfrage. In der Auseinandersetzung mit positiven und negativen Phänomenen ein Stück Welt und ein Stück Miteinander positiv zu gestalten,

die eigenen Möglichkeiten und Grenzen und den Lebensverlauf insgesamt zu akzeptieren und letztlich bei Gott anzukommen, darin besteht ein gelungenes Spiel.

Die Mutter berichtet von häuslichen Gesprächen: Annika habe Gott mit einer Hülle verglichen, in der sie lebe und der sie alles erzähle. Sie denke, dass sie dadurch Kraft bekomme, ihre Probleme zu lösen. Elias habe dazu angemerkt, mit einer Hülle könne man doch nicht reden. Die Menschen hätten sich Gott ausgedacht, damit sie ihm alles erzählen könnten, was sie sonst nicht loswerden. Elias besuche neuerdings den Konfirmandenunterricht, der gruppendynamisch positiv sei, aber inhaltlich dünn.

Klasse 6, Annika

Lebenswelt (11,10)

Annikas Lebensweltcollage enthält ausschließlich positive Aspekte: Im Zentrum steht eine nach vorn führende Allee. Viel Raum nimmt die Begehung des Advents mit Kerzen, Musik, Vorlesen, Basteln und speziellen Bräuchen ein. Die Eltern und der Bruder bieten Geborgenheit und Zuwendung. Noch immer ist die Mutter die wichtigste Ansprechpartnerin in Belastungssituationen. Musik hat an Bedeutung gewonnen. Annika reitet. Gott ist dort wie vor allem in der Begehung des Advents präsent.

Annikas Lebenswelt wirkt ausgeglichen. Die innerfamiliären Spannungen scheinen abgeklungen zu sein. Sie werden nicht mehr thematisiert.

Klasse 7, Elias

Lebenswelt (14)

Die Uhren drücken für ihn den Stress der Weihnachtszeit aus. Die Zeit vergehe zu schnell und man komme mit den Geschenkvorkehrungen nicht hinterher. Der gerade helle Weg spiegle sein momentanes Leben. Das sei schön. Klarinettenspiel sei ihm wichtig. Er sei zufrieden, schon so gut zu spielen. Er freue sich auf Weihnachten, seinen Geburtstag und den Besuch bei einem Freund. Relativ zufrieden sei er auch, dass er nicht mehr so viel im Unterricht quassele. Auf die Frage nach der Zufriedenheit zu antworten, falle ihm aber schwer, weil er sich immer mit anderen vergleiche, die es

besser können. In der Familie laufe es derzeit gut. Man streite sich vielleicht mal, vertrage sich aber schnell wieder. Mit den neuen Partnern der Eltern komme er ganz gut klar, halte sich da zwar etwas zurück, sei aber auch nicht sprachlos. Mit den Freunden Franziska, Samuel und Paul sei alles okay. Der Konfirmandenunterricht gefalle ihm. Jüngst hätten sie über die Trinität gesprochen. Dazu könne er aber noch nichts sagen, weil er sich noch nicht genug damit beschäftigt habe.

Dass Zeit ein knappes Gut ist, erlebt Elias anhand von Festvorbereitungen. Seine Lebenswelt erscheint ihm deutlich harmonischer gegenüber den Vorjahren. Sein Hang zu Ehrgeiz und Perfektionismus ist ihm bewusst. Er nimmt die Anregungen des Konfirmandenunterrichts zum Weiterentwickeln religiöser Gedanken interessiert auf.

Klasse 6, Annika

Klappfigur (12)

Annika denkt, sie werde von anderen als fröhliche, vielleicht auch aufgeschlossene Person gesehen. Sie versuche, sich auch fröhlich und hilfsbereit zu zeigen. Zur Innenseite ihrer Klappfigur: „Hellblau bedeutet, dass ich manchmal schnell eingeschnappt sein kann, Rot, Gelb und Orange, dass ich meistens heiter bin und fröhlich. Und das Silberne und Dunkelblaue soll zeigen, dass ich gerne helfe und mich für andere einsetze.“ (Traurigkeit sei nicht in ihr?) „Nein, eigentlich nicht.“ (Ob Gott dasselbe in ihr sehe oder etwas anderes?) „Ich denke, Gott sieht das genau so.“

Annikas Innenleben wirkt karg. Sie sieht sich als fröhlichen Menschen und möchte auch so gesehen werden – ein an der Mutter orientiertes Idealbild, dem sie zu entsprechen versucht?

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (12)

„Die LIEBE und das LICHT, das steht bei mir ganz nahe, weil es auch das Wichtigste ist, dass man sich nicht allein fühlt und geliebt wird.“ Deswegen seien sie ganz nah. Warum Gott als KRAFT oder als QUELLE DES LEBENS weiter weg stehen, begründet Annika nicht. Sie hat zuerst MUTTER ERDE dichter gestellt als die QUELLE DES LEBENS, wechselt nach einigem Nachdenken die

Positionen aber noch einmal um. (Die Vorstellung von Gott als einer INNEREN STIMME sei ihr eher fern?) „Ja, das kann ich mir nicht so vorstellen.“ Den VATER IM HIMMEL hat Annika unter das Tuch gestellt. „Das ist so, als wenn Gott eine Person wäre. Ich finde eher, das ist ... ja, LIEBE und LICHT sozusagen“, keine Person. (Ob sie sich Gott früher als Person vorgestellt habe?) Annika kann sich an solch eine Phase nicht erinnern.

Positionierung zu Gottessymbolen: Mutter (12)

Das für ihre Mutter gestellte Arrangement unterscheidet sich nur wenig von dem Annikas, ebenso das des Vaters.

Positionierung zu Gottessymbolen: Vater (12)

„Ich glaube, dass Gott für Papa hauptsächlich ENERGIE ist und ein bisschen LIEBE auch. Und ich denke, dass bei Mama auch noch das LICHT dazu gehört zu den nächsten.“

Bei allen Positionierungen ist der VATER IM HIMMEL verdeckt. Auffallend fern ist außerdem Gott als INNERE STIMME platziert. Warum? Die Positionierungen ähneln einander stark. Annika vermutet offensichtlich bei den Eltern parallele Gotteskonzepte zum eigenen.

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (12)

Annika kommentiert: „Beim SCHLECHTE-GEWISSEN-MÄNNCHEN ist das so, weil man dann denkt ‚Du hast das jetzt falsch gemacht, das war nicht gut‘, und dann kommt das einem so vor als wenn jemand da innen drin wäre und gegen das Herz klopfte, dass man sich jetzt mal entschuldigen soll. Und bei dem NACHDENK-MÄNNCHEN ist das ja auch eine innere Sache, dass man in sich ist und darüber nachdenkt. – Bei dem Fröhlich-Männchen – wenn man in der Natur ist, da fühlt man sich einfach glücklich und dicht bei der QUELLE DES LEBENS und der LIEBE ... Wenn ich wütend bin, dann habe ich ganz viel Energie, deswegen steht es dicht bei der ENERGIE. Und das Angst-Männchen steht beim LICHT, weil, dann tröstet man sich damit sozusagen – Gott ist wie ein LICHT – und beim Traurig-Männchen ist das eigentlich das Gleiche.“ Das gebe Trost und Sicherheit, wie man sich im Hellen auch sonst weniger ängstige und fröhlicher sei.

Positionierung zu Gottessymbolen: Bruder (12)

Annika stellt für ihren Bruder die Symbole auf und führt dabei ein zusätzliches Symbol ein. „Ich denke, dass bei ihm im Vordergrund ganz viel KRAFT steht, die Gott ausstrahlt, und die INNERE STIMME und das LICHT, das könnte ich mir bei ihm auch gut vorstellen, dass er sich das als Gott denkt. Und LIEBE kommt natürlich auch noch, das ist ihm auch ganz wichtig. Und dann noch die QUELLE DES LEBENS und Gott als SCHWARZE BOX, über die man gar nichts sagen kann. Das kann ich mir bei ihm gut vorstellen. Die MUTTER ERDE könnte ganz am Ende kommen. Da bin ich mir aber nicht sicher, aber es kann auch nicht ganz ausgeschlossen werden.“ Ausgeschlossen sei aber der VATER IM HIMMEL.

Für die gesamte Familie wird der Vater im Himmel unter das Tuch verbannt, während die Mutter Erde, wenn auch randständig, erhalten bleibt. Annika schreibt Gott als ENERGIE mehr Bedeutung zu für Eltern und Bruder. Obwohl sie angibt, mit Gott als INNERER STIMME nichts anfangen zu können, platziert sie – überraschend – zwei Knetfiguren zu diesem Symbol. Was könnte der Grund sein für diese Widersprüchlichkeit?

Klasse 7, Elias

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (14,2) (o. Abb.)

Elias stellt die personalen Symbole unter das dunkle Tuch. Dicht zu sich platziert er das LICHT, die LIEBE und den Spiegel, etwas weiter die KRAFT, QUELLE DES LEBENS UND INNERE STIMME. „Ich finde am wichtigsten die GEBORGENHEIT und das LICHT in der Dunkelheit. Und dann den Spiegel, das Gute und das Böse anzugucken, um es zu interpretieren.“ Er verstehe Gott nicht als Spiegel. Ihm sei aber wichtig, „über Gott sich noch mal alles anzugucken, was so am Tag passiert“.

Positionierung zu Gottessymbolen: Vater

Die Symbole werden für den Vater fast identisch gestellt. „Das da ist gleich. Die LIEBE, das Schöne, dann Gott als QUELLE DES LEBENS, die genauso wichtig ist wie Gott als KRAFT. Wärme und LICHT bedeute etwas Ähnliches wie KRAFT. Auf die Klangschale zeigend meint Elias, dies

sei für Papa „die INNERE RUHE“. Die personalen Symbole wie auch der Spiegel hätten für Papa nichts mit Gott zu tun.

Positionierung zu Gottessymbolen: Mutter

Das Arrangement hat die gleichen Elemente, aber die Positionen von LICHT und KRAFT sind verschoben. (Verlust des Kommentars durch Banddefekt)

Positionierung zu Gottessymbolen: Klassenkameraden

(blau = streng gläubig, rot = atheistisch, gelb = Gesinnungsgenossen)

Für die Strenggläubigen stellt Elias die MATRIOSCHKA unter das Tuch, den VATER IM HIMMEL etwas zur Seite mit der Begründung: „Das steht ja auch in der Bibel so, dass man sich kein Bild von Gott machen soll.“ Wichtig sei den Gläubigen, dass Gott helfe. Die Atheisten stellten sich den Christengott als Mann auf einer Wolke vor und leugneten deshalb seine Existenz. Nur sehr wenige teilten möglicherweise sein [gelbes] Arrangement. „Wir haben aber ganz, ganz viele [in der Klasse/Schule], die gar nicht glauben.“ Nur gelegentlich komme es zum Austausch oder auch zum Streit über solche Themen. Die anderen haben „gesagt, die Kirche hätte ja so viele Menschen umgebracht im Namen Gottes“. (Ob man das Thema in der Schule besser ausklammern solle?) „Besser wäre es, weil manche auch nicht gern sagen, was sie denken ... Manche sagen: ‚Ja, es ist alles Scheiße!‘ Mich würde mal interessieren, was sie wirklich denken.“ Elias vermutet, dass sie solche Sprüche machen, „weil es cool ist“, so etwas zu sagen. Im letzten Schuljahr sei das noch extremer gewesen als gegenwärtig.

Die Positionierungen von Elias für sich, seine Familie und Klassenkameraden wie seine Kommentare spiegeln deutlich sein abstraktes, positiv emotional besetztes Gotteskonzept sowie seine Annahme, dass seine Eltern ein ähnliches Gotteskonzept wie er vertreten, ein Konzept, welches vom traditionell vermittelten abweicht. Die Anmerkung zum Spiegel gibt einen Hinweis darauf, welche Funktion für ihn die abendliche Gebetspraxis hat.

Klasse 7, Annika

Lebensmetapher (12,7)

„Bei mir ist, was mir Mut macht und mich stärkt, vor allem ganz viel Natur.“ Dafür stehen Blumen, Feder, Muschel und das kleine Schwein, das Pferde symbolisiert. „Ich bin auf dem Fohlenhof als Ponymädchen.“ Sie kassiere da an zwei Tagen den Eintritt, führe Kinder auf Ponys herum, strigle ihr Pflegepony und dürfe dafür einmal pro Woche eine Dreiviertelstunde reiten. Annika mag auch andere Tiere, „wie Katzen ... Ich hab' ein Meerschweinchen bei Papa im Käfig.“ Ihre frühere Katze sei bei Freunden. Obwohl sie keinen Schwanz mehr habe, den Katzen eigentlich zum Steuern brauchen, springe sie meterhoch und sei total fit, berichtet sie erkennbar bewegt.

Die Schale bedeutet für Annika, „dass ich nicht alleine bin, sondern dass mich jemand sozusagen festhält, dass ich Halt habe“. Sie selbst sei die Kugel. (Was an ihr ähnlich sei mit einer Kugel?) „Das weiß ich nicht. Ich fand das Symbol [passend], wenn die andern so meine Schale sind, dass ich mich so da rein legen kann. (Wer die Schale sei?) „Gott vielleicht. Ich weiß es nicht. Und ((3x)) meine Familie und ... Freundinnen“, die auch alle reiten. Petra sei „von vielen besten Freundinnen die allerbeste“. Mit ihr könne sie alles teilen, mit den anderen mal so und mal so.

Die spitze Scherbe unter der Schale sei bedeutungslos, „nur Halterung, die wäre sonst umgefallen“. (Wie es ihr damit gehe, sich zu einer jungen Frau zu entwickeln?) „Weiß nicht ... hab' ich nicht drüber nachgedacht“. Ein schlechtes Gefühl mache es ihr nicht, sie fürchte sich nicht vor der Veränderung.

Das Silberne in der Gestaltung, „das gehört zu dem Knopf. Ich sammle gern Dinge ... auch Knöpfe. Ich hab' einen kleinen Beutel voll, alles verschiedene“. Annika berichtet von weiteren Sammelobjekten, z.B. Backaromafläschchen, Kugelschreibern. (Was schön am Sammeln sei?) „Ich weiß nicht. Das ist irgendwie schön, wenn man von einem Gegenstand ganz verschiedene Ausführungen sieht. Das find' ich interessant“, etwa wie verschieden Kugelschreiber aussehen und funktionieren: Die Vielfalt der Erscheinungsformen reize sie. Was an Knöpfen spannend ist, „weiß ich nicht. Find' ich einfach witzig“.

(Ob es an ihr etwas gebe, womit sie zufrieden sei oder ein bisschen stolz darauf?) „Zufrieden bin ich damit, dass ich erst ein Jahr Geige spiele, aber schon ziemlich gut spielen kann. Damit bin ich sehr zufrieden“. Flöten sei ihr langweilig geworden, weil sie nichts Neues mehr dazu gelernt habe. Sie sei auch in keinem Orchester gewesen. Geigen sei „schwerer. Das finde ich

besser, weil man hat eine größere Herausforderung“. Annika fällt nichts weiter ein, worauf sie stolz wäre, auch nichts, worüber sie sich an sich selbst ärgert. Sie sei zufrieden mit sich, auch mit ihrem Aussehen.

(Wie es ihr momentan mit Papa, Mama und deren neuen Partnern gehe?) Im Moment finde sie es „bei Papa nicht so schön“, weil gerade Fenster eingebaut würden. Es sei dadurch ungemütlich und ziemlich dreckig, „schon längere Zeit ziemlich möhlig ... Da finde ich es bei Mama schöner, weil bei Mama, da hab ich ein eigenes Zimmer, und da ist es aufgeräumter. Und ich komm’ auch mit Mama besser aus als mit Papa.“ Mit den neuen Partnern der Eltern komme sie klar. Sie sei selbst schon mal verliebt gewesen und wisse deshalb, was das für ein Gefühl ist.

Annika ist integriert in die dominierende Mädchengruppe ihrer Klasse und teilt deren mädchenspezifischen Interessen. Sind es wirklich ihre Interessen? Sie sieht sich als Kugel, der durch eine Schale mit Rand Halt gegeben wird, kann aber keine Ähnlichkeit zwischen einer Kugel und sich benennen – ‚weiß nicht‘ kommt überhaupt auffallend häufig vor: Drückt die Kugel ein Verkrümmtsein in sich selbst, eine Abschottung, aus? Spürt sie sich durch den kleinsten Anstoß aus der Position geworfen? Ist das Empfinden da, von außen Richtung, Rahmen und Grenzen vorgegeben zu bekommen? Ist die im Bild enthaltene Bindungsproblematik so schmerzhaft, dass sie selbst nichts dazu wissen will oder darf? Wer oder was die Schale ausmacht, bleibt unbestimmt. Gott ist potenziell dabei, wird aber nicht als aufgelöst in Mitmenschlichkeit gedacht. – Das eigentlich tragende Element ihrer Gestaltung, die Borke, bleibt gänzlich unerwähnt. Die Schale erhält eine technisch überflüssige Halterung mittels einer (dem Baumstamm des Vorjahres vergleichbaren) blauen Scherbe, der Bedeutungslosigkeit zugeschrieben wird: Wird hier ein Stück verdrängter Schmerzen bzw. die unter dem Halt verborgene familiäre Bruchstelle ausgedrückt? Schmerz als Stabilisierungsfaktor? Auf was deuten Annikas Sammelleidenschaften hin? Annika hat sich im Bereich der Musik neue Herausforderungen gesucht. Sie betont – konträr oder komplementär zur Selbstdarstellung als Kugel? – die engere Beziehung zur Mutter. Die neuen Partner der Eltern scheinen nicht mehr zu belasten.

Traumhaus/-wohnung (12,7)

Annika kommentiert: „Als erstes brauch’ ich ein schönes, großes Bett. Und dann brauch’ ich noch eine Hängematte. Dann bräuchte ich viele Bücher. Das sollen zwei Regale mit ganz vielen Büchern sein. Dann bräuchte ich einen Balkon. Mit ganz viel Sonne. Und dann bräuchte ich noch eine Ba-

dewanne, weil ich unheimlich gern bade. Und wenn ich mir dann noch was wünschen dürfte, dann würde ich gern einen Garten und ein Pferd haben. Hier ist das Pferd ((zeigt darauf)), und das ist der Garten.“ Für das Pferd sei eine Box da. Vom Balkon aus könne man mittels einer Leiter direkt runter zum Pferd. Die Geige hat Annika nicht gemalt: Sie wird nachträglich eingetragen.

Die Zeichnung Annikas überrascht: Von einer sie haltenden Schale ist hier nichts wahrzunehmen. In ihrem Traumhaus sind weder für die Eltern und deren Partner, noch für den Bruder, noch für die Freundinnen Zimmer vorgesehen. Es gibt nicht einmal Türen oder Fenster, mittels derer ein Kontakt zwischen Innenraum und Außenraum stattfinden könnte. Annika ist mit sich, den Büchern, der Geige und der riesigen Badewanne allein, ein Spiegel ihrer Bindungsproblematik? Es sind zwei Liegeplätze vorgesehen. Von ihrem Balkon, zu dem es allerdings auch keine Tür gibt, könnte sie – herabsteigend – immerhin zum Pferd Kontakt aufnehmen, die Nähe eines warmen, weichen Körperwesens genießen. Annikas Traumhaus mutet als konsequent weiterentwickelte Entsprechung ihrer ‚Insel‘ vom Vorjahr an. Kontaktbrücken werden nicht mehr als wichtig und nötig präsentiert: Es scheint, als ob sie sich erst einmal als autonomes Subjekt selbst genug ist. Die zwei Liegeplätze – sind sie Relikte des vorausgehenden Entwurfs? Worauf deutet die völlig überdimensionierte Badewanne hin? Drückt sich hier – wie in der Brücke zum Pferd – das gewachsene Bedürfnis eines Zugangs zur eigenen Körperlichkeit aus?

Klasse 8, Elias

Lebensmetapher (14,9)

„Wenn ich keine Uhr hab’, wo ich drauf gucken kann, werde ich total verrückt. Dann muss ich alle zehn Minuten jemanden fragen, wie spät es ist.“ Warum das so sei, wisse er nicht, „hab’ ich mir so angewöhnt“. Es sei „angenehm zu wissen, wie die Zeit vergeht“, wobei das unterschiedlich sei. „Wenn ich mein Zimmer aufräumen muss oder wenn man Hausaufgaben macht, ist sie langsamer. Und wenn man was Schönes macht, ist sie schneller.“ Das sei bei jedem so. Als Beispiel für das das Nichtwissen, wie viel Zeit wirklich vergangen ist, benennt Elias Aufwachsituationen in der Nacht. – Das Kamel stehe für seinen langjährigen Freund Torsten bzw. für Freunde überhaupt, denn: „Die tragen immer so viel und helfen

einem immer.“ Die Lampe sei ihm auch wichtig. (Als Energiequelle?) „Ja, auch einfach so.“ Er habe gern Licht, zum Schlafen brauche er es nicht, habe abends im Zimmer auch eher eine Kerze. – Der Baum stehe für „Natur, draußen sein, das ist auch immer schön.“ Der Untergrund seiner ausgewählten Gegenstände habe keine Bedeutung. „Ich wollte das nicht einfach so zusammenlegen.“ Es sollte verbunden sein. Das Weiße unter dem Ton habe auch nur äußere Bedeutung. (Ob es für ihn einen tragenden Grund gebe?) „Ja, die Freunde. Eltern zählen da auch mit rein.“ (Ob Gott in dem Tragenden mit drin sei?) Elias denkt, „dass er dabei ist, aber nicht, dass er mit drin ist“. Wenn man mit einem Freund zusammen sei, sei „Gott mit dabei. Oder dass er dann da ist. Aber nicht, dass er dann irgendwie in einem drin wohnt. Das finde ich absurd.“ Es wirke so festgelegt. „Wenn er in einem wohnt, ist er immer da. Das ist eher aufdringlich.“ Gott sei sozusagen als Gefühl anwesend. „Aber man kann sich vor dem Gefühl auch verstecken.“

(Wie sich die Veränderung zum Erwachsenen anfühle?) „Älter werden ist cool.“ Sie diskutierten viel zu Hause darüber. Er dürfe jetzt mehr selbst bestimmen, müsse am Wochenende z. B. nicht mehr melden, wann er nach Hause komme. (Ob es bei ihm etwas gebe, auf das er stolz oder womit er sehr zufrieden sei?) „Na, ich finde ganz schnell Freunde.“ Er könne Konflikte durchstehen und Streit schlichten. Wenn ihn andere kritisieren, „das kann ich nicht [gut] aushalten.“ Er kritisiere sich schon dauernd selbst, sei dauernd „mit Leistungen unzufrieden“, das müssten ihm die Lehrer nicht noch sagen. Wenn er für sein Verhalten Kritik bekomme, „das finde ich okay. Wenn mir jemand sagt, dass ihm das und das nicht gefällt, ist das doch eigentlich gut.“ Wenn die Leute nichts sagten, wundere man sich nur, aber es werde nicht besser. Elias ärgert an sich selbst, „dass ich immer so viel quatsche [im Unterricht]“. Er habe schon oft versucht, das zu ändern, es aber nicht geschafft. – Mit dem Konfirmandenunterricht ist Elias insgesamt zufrieden.

Die Zeit taucht wieder als wichtiges Thema auf, jedoch ohne Stresscharakter. Natur, Licht und vor allem menschliche Gemeinschaft werden als haltend, tragend und nährend empfunden. Natur und Licht bleiben dabei inhaltlich unterbestimmt. Gott wird als präsent gedacht im menschlichen Miteinander. Elias ist dabei wichtig, Gottes Präsenz so zu formulieren, dass jedem Anschein von Verdinglichung, Verfügbarkeit gewehrt wird. Elias fühlt sich im Erwachsenwerden offenbar begleitet und genießt die gewachsenen Freiheitsspielräume. Er

freut sich seiner sozialen Kompetenzen und ist sich seiner Empfindlichkeiten und Schwächen bewusst.

Traumhaus/-wohnung (14,9)

„Es muss eine Dachwohnung sein!“ Die Küche habe eine Schiebetür zum Wohnzimmer, damit man eine große Wohnküche daraus machen könne. Neben seinem Zimmer gibt es zwei Zimmer, „wenn ich Besuch kriege oder einfach für Verwandte“. Die Familie wohne im Stockwerk darunter, seine Schwester immer. Mama und Papa müssten alle 14 Tage wechseln. Mama ziehe nach zwei Wochen aus. „Dann darf Papa einziehen.“ Elias zeichnet während des Gesprächs noch eine Wendeltreppe außen an die Küche. „Das ist so eine eigene Treppe nach unten mit eigenem Ausgang.“ Die anderen sähen einen dann nicht, wenn man rausgehe. Elias würde gern mal „alles machen, ohne dass sie dabei sind. Einfach mal so schräg sein“. (Wenn er eine Tarnkappe hätte?) „Dann würde ich abends einfach mal aus meinem Zimmer gehen und einen Freund besuchen. Das wäre bestimmt lustig.“ (Was er sonst noch mit Tarnkappe tun würde?) „Einem aus der Familie mal eine Packung Milch über den Kopf kippen. Das würde ich gern mal tun. So einfach mal fies sein.“ (Warum gerade Milch?) „Wasser ist langweilig. Das kann man ja gleich wieder trocknen. Das muss schon ein bisschen eklig sein.“ Saure Milch aber nicht, „das wäre dann wieder zu fies.“ Weitere Tarnkappenidee: „Einmal in der Schule schwänzen. Habe ich noch nie gemacht. Muss man auch mal machen.“

Seine Traumwohnung ist zugleich verbunden und abgeschottet von der Familie. Die Idee, in Umkehr der Verhältnisse die Eltern alle zwei Wochen den Wohnort wechseln zu lassen, kommt ihm erst im Gesprächsverlauf. Sein Wunsch einer Umkehrung dürfte spiegeln, wie stark sich Elias durch sein ständiges Doppelleben belastet fühlt. Warum es eine Dachwohnung sein muss, bleibt unkommentiert. Elias will Raum haben für viele Besucher, baut aber – außer der großen Schiebetür – nur enge Durchlässe ein. Manche Räume bleiben ganz unverbunden. Die private Wendeltreppe nach draußen zeigt wie seine Tarnkappenwünsche sein Bedürfnis nach Autonomie, Aktionsräumen jenseits elterlicher Kontrolle. Bei deren Ausgestaltung entwickelt er jedoch sehr moderate Fantasien.

Klasse 7, Annika

Lebensmetapher (13)

Annika beschränkt sich auf zwei Gegenstände: „Am wichtigsten ist es für mich, Menschen um mich herum zu haben, meine Familie und meine Freunde ... dass ich immer jemanden habe. Und dann noch die Natur. Das finde ich auch ganz wichtig.“ Es sei nicht unbedingt das, womit sie am meisten Zeit verbringe. Aber das trage. Viel Zeit verbringe sie mit Pferden. Sie habe kein Pflegepferd mehr, gehe aber manchmal noch reiten. „Ich hab’ das nicht mehr geschafft. Man musste zu oft kommen.“ Die Schule spiele keine große Rolle. Annika fühlt sich nicht überlastet und kommt mit allem gut klar. Sie spiele auch weiter Geige. Dies sei momentan aber „nicht so bedeutsam wie andere Sachen“.

Annikas Leben wirkt karg und abstrakt in der Reduktion auf die zwei Elemente, die auch verbal kaum lebendiger werden. Von dem, was Annika derzeit wirklich bewegt, ist wenig zu spüren.

Positionierung von Bezugspersonen (13)

Annika kommentiert ihr soziales Umfeld so: „Am wichtigsten sind mir meine Freunde, mein Bruder und Mama und Papa und dann Mamas Freund, ja. Papas Freundin ist mir nicht so nah ... Und ihre Kinder, jedenfalls die beiden ältesten, sind eher für mich wie Freunde.“

Mutter (roter Mantel), Bruder (gelber Hut) und zwei Freund/innen (Holzkegel) bilden deutlich den inneren Kreis um Annika. Auf dem nächsten Kreis findet man den Partner der Mutter (blauer Hut), die Großeltern und die beiden älteren Töchter der neuen Partnerin des Vaters platziert, mit etwas mehr Abstand auch den Vater (ohne Hut, blaue Jacke). Die Partnerin (blond, Schürze) des Vaters steht distanzierter, wenn auch deutlich näher als die Lehrkräfte (große Kegel).

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (13)

Annika positioniert die Gottessymbole zunächst zu sich als Puppenfigur: „Am meisten ist Gott für mich eben LIEBE und LICHT und WÄRME ... Also, dass es einem KRAFT gibt, deshalb kommt die ENERGIE dann auch als nächstes. ENERGIE und KRAFT ist ja dasselbe. Und dann noch am ehesten so ((zeigt auf QUELLE DES LEBENS)) Schöpfung. Aber so INNERE STIMME und

dieses Mütterliche [= Matrioschka] finde ich nicht so. Deswegen hab' ich das nach hinten geschoben. Das kann ich mir nicht so vorstellen.“ Ganz weg stellen wolle sie das aber nicht. Den VATER IM HIMMEL hat sie schwarz verhängt, „weil ich nicht glaube, dass Gott eine Person ist. Ich denke eher, dass das so eine Art KRAFT ist. Also, dass es eine Person ist, das kann ich mir überhaupt nicht vorstellen.“

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (13)

Fröhlich: Die für sich als ganze Person vorgenommene Positionierung der Gottessymbole wiederholt Annika für sich als Person in fröhlichen Situationen.

Wütend: Annika platziert die Batterie nach vorn: „Wenn ich wütend bin, dann ist es eher so, dass es [= Gott] eigentlich nur noch die KRAFTQUELLE ist und – na ja – dann versöhnt man sich auch wieder, deshalb kommt die LIEBE da noch hinterher.“

Ängstlich: Annika überlegt einen Moment, wie es mit ihrer Gottesbeziehung steht, wenn sie ängstlich ist: „Ja, wenn ich ängstlich bin, ist es auch wieder so.“ Sie rückt lediglich die ENERGIE an den vorherigen Platz.

Traurig: „Ja, wenn ich traurig bin, da ist es eigentlich auch so.“ Annika lacht selbst über die Kontinuität.

Nachdenklich: „Wenn ich denke, dann rückt das [QUELLE DES LEBENS + ENERGIE] mal so vor, weil, man macht sich halt Gedanken, wie das alles so gekommen ist.“

Schuldbeladen: Nach einigem Nachdenken platziert Annika die LIEBE und die ENERGIE dicht zu ihrer schuldbeladenen Figur. Das LICHT wird weiter weg gerückt. Darauf aufmerksam gemacht, dass sie die hinten stehenden Symbole [MUTTER ERDE, INNERE STIMME] überhaupt nicht bewegt habe außer der QUELLE DES LEBENS, meint Annika: „Ja, weil das die Sachen sind, die ich mir nicht vorstellen kann.“ (Was sie unter ‚INNERER STIMME‘ verstehe?) Annika überlegt: „Wenn man irgendeine Eingebung hat oder so was. Und an so was glaube ich nicht ... Also dass man irgendwie das Gefühl hat, Gott begegnet zu sein oder so ... Wenn er keine Person ist, dann kann ich

mir auch nicht vorstellen, dass man ihm begegnet und dann – weiß nicht – ist mir das irgendwie zu absurd, dass es eine INNERE STIMME sein könnte.“ Mit Gewissen verbindet Annika den Begriff INNERE STIMME nicht.

(Was für sie Gebet sei?) Annika überlegt: „Das kann ich nicht so wirklich sagen, weiß ich nicht.“ Sie bestätigt, Gebete zu kennen und praktiziert zu haben. (Wie es ihr früher mit dem Beten gegangen sei und wie es jetzt für sie sei?) „Na, sozusagen ist es gleich geblieben, für mich ist das nicht so ein Gefühl, mit jemandem dabei zu reden oder irgendwie zum Himmel auf zu gucken. Für mich ist das eher so eine Art Nachdenken ... Ja, man kann halt besser nachdenken, wenn man so in der Art mit jemandem redet und wenn es irgendwie eine Personifikation ist oder so.“ Für sie sei Beten eine Art Klärung der eigenen Situation, wo man auch Lösungen finde. Annika stimmt zu, dass man die Lösungen als Geschenk Gottes interpretieren könne oder als selbst gefundene Lösungen. Sie versteht die Lösungen als selbst gefundene. „Na ja, das ist ja kein Gespräch ... das ist halt eher nur so Nachdenken.“

LICHT, KRAFT und LIEBE sind die bestimmenden Metaphern ihres Gotteskonzepts. Personale Bilder werden abgelehnt. Die QUELLE DES LEBENS kommt im Zusammenhang mit Nachdenken über die Weltentstehung in den Blick. Der Begriff INNERE STIMME scheint für Annika ‚evangelikal‘ besetzt zu sein und entsprechend zu irritieren. Annika schreibt das Finden von Problemlösungen im Beten sich selbst zu.

Klasse 8, Elias

Lebensmetapher (15,2)

Sein Leben und was es halte, nähre und trage? Das Männchen symbolisiere die Freunde und die CD-Rom den Computer. Er möge jetzt nicht mehr so viel mit seinen Eltern machen, eher mit Freunden. „Ich mache viel am Computer, vor allem E-Mails schreiben. Man schreibt sich die meisten E-Mails ja auch mit Freunden.“ Die seien jetzt wichtig, „die Eltern auch manchmal, wobei: Mit denen streitet man sich auch öfters.“

Die Gestaltung und auch sein Kommentar dazu wirken reduziert und bleiben eher an der Oberfläche.

Positionierung von Bezugspersonen (15,2)

Er habe sich in die Mitte gestellt [gelber Hut], am dichtesten dazu die Schwester [Zopfmädchen], die Mutter [roter Mantel] und den Vater [blaue Jacke, ohne Hut]. „Ringsherum stehen dann noch Mamas Freund [kariertes Hemd] und Papas Freundin [blond, Schürze] im gleichen Kreis wie die Freunde [kleine Kegel]. Die sind gleichberechtigt ... Dann kommen die Omas. Die sind auch sehr wichtig für mich.“ Er habe jetzt wieder mehr Kontakt zu ihnen, allerdings unterschiedlich stark. Der Opa stehe ihm etwas näher. „Mit dem Opa mache ich mehr. Der ist ein bisschen lustig und aufgedreht ... Dann kommen die Kinder von Papas Freundin ... Ich verstehe mich mit denen richtig. Wir kennen uns jetzt auch schon lange.“ Dann kämen die Lehrkräfte. Einige möge er nicht so. Aber mit den meisten verstehe er sich gut. Elias verschiebt die Figuren mehrfach während des Gesprächs. Im Endarrangement sind Mutter und Schwester deutlich näher gerückt. Und die Freundin des Vaters steht wirklich in gleicher Distanz mit den Freunden.

Elias ist im Arrangement der Figuren wie in der Kommentierung der Aufstellung – deutlich bemüht um Loyalität nach allen Seiten. Es scheint so, als ob er ein Bild von einer der Familiensituation angemessenen, ‚gerechten‘ Aufstellung im Kopf hat und dieses Bild umzusetzen versucht. Ist seine nachträgliche Korrektur so zu verstehen, dass er im Gesprächsverlauf wahrnimmt, dass seine Kommentierung nicht überall voll durch die Platzierung gedeckt ist? Schiebt er die Figuren sozusagen mit dem Kopf um, bis es von seiner Norm her stimmt? Was drückt sich darin aus, dass seine Figuren alle nach außen gewendet sind, d. h. sich nicht anschauen?

Positionierung von Gottessymbolen: eigene Person (15,2)

Nur drei Symbole werden nicht unter das schwarze Tuch verbannt. Als er neulich nicht einschlafen konnte, habe er darüber nachgedacht, wie Gott für ihn sei. „Erst mal hab’ ich so gedacht: ‚Für mich gibt es Gott!‘. Also ich habe gesagt: ‚Gott gibt es!‘ Und dann habe ich gedacht, wenn es Gott geben würde und ich an ihn glaube, ist es für mich eine Kraft. Jemand, dem ich etwas erzählen kann, einfach so. Der einem Kraft gibt. Und vor allem gibt er einem Kraft, weil man weiß, dass ganz, ganz viele Menschen an ihn glauben. Auch

wenn es alle anders tun, aber es glauben viele daran. Wenn ich mir vorstelle, dass ganz viele an ihn glauben, dann muss er wirklich Kraft haben und was Besonderes sein. Aber ich denke natürlich [auch] für mich im Hinterkopf: ‚Den gibt es nicht!‘ Aber ich kann ihn mir vorstellen, obwohl ich weiß, dass es ihn nicht gibt, und trotzdem mit ihm, zu ihm reden. Und dann kann Gott mir trotzdem Kraft geben, weil ich weiß, dass er so vielen Menschen Kraft gibt. Irgendwo weiß ich, dass es ihn nicht gibt. Aber das ist für mich unwichtig, weil ich an ihn glaube. Und wenn ich daran glaube, dann gibt es ihn auch ein bisschen.“ (Er nehme Gott in Anspruch, und in diesem Sinne sei Gott auch da?) „Genau. So ist es!“ (Gott gebe es eben nicht wie es den Himalaja gibt, den man vermessen und knipsen kann. Andernfalls wäre Gott verfügbar.) Elias konstatiert: Wenn die Leute sonntags in den Gottesdienst gehen „und alle reden über dasselbe, ist es trotzdem für jeden anders.“ Spannend findet Elias daran, „dass es trotzdem noch funktioniert“. (Nach der jüdischen Tradition bekamen alle 300.000 Juden am Gottesberg eine verschiedene Tora.) Elias meint, dann habe man im Mittelalter eigentlich wieder einen Schritt zurück getan, wenn die Bibel nur durch den Papst ausgelegt werden durfte.

Positionierung von Gottessymbolen: eigene Person (15,2)

Nachdenklich: Für sich als Nachdenkenden verbannt Elias sämtliche Gottessymbole unter das schwarze Tuch.

Fröhlich und schuldig: „Wenn ich glücklich bin, dann ist es das LICHT ... [für den Schuldigen] ist es hier die ENERGIEQUELLE. (Ob die LIEBE für den Schuldigen nicht wichtig sei?) „Ja, die Liebe der Eltern. Aber Gott jetzt da?“ (Gott könne sich in der Liebe der Eltern zeigen?) „Das würde aber nicht mit meinem anderen Gottesbild zusammenpassen.“ (Warum nicht?) Elias bringt einige unvollständige Sätze, formuliert dann: „Wenn ich mir Gott denke, ist er für mich nützlich sozusagen. Ich habe ja gesagt, ich denke an Gott, weil ich ihn brauche. Also ist es für mich nützlich, an ihn zu glauben. Es ist eine KRAFTQUELLE. Wenn ich jetzt aber die Liebe der Eltern kriege, ist das auch eine Kraftquelle. Aber es ist für mich in diesem Falle nicht wirklich mit Gott in Zusammenhang.“ (Wie sich die Liebe Gottes denn ereignen solle?) „Ja, eher als KRAFT ... von innen.“

Traurig und ängstlich: Da sei das LICHT auch wieder wichtig.

Wütend: „Wenn ich wütend bin, dann ist alles weg. Dann beschäftige ich mich nicht mit so was.“ Alle Symbole sind unter dem schwarzen Tuch.

Zum Konfirmandenunterricht berichtet Elias, inhaltlich sei nicht viel gelaufen. Die zehn Gebote habe man ausführlich behandelt, die Ehebrecherin sei mal vorgekommen. Er sei froh, zu inhaltlichen Fragen seine Eltern ansprechen zu können.

Elias trägt auf seinem T-Shirt einen Christuskopf im Che-Guevara-Look. Er habe das Bild beim Vater gesehen, es interessant gefunden und es sich im Laden auf ein T-Shirt drucken lassen. „Das war die Idee: Jesus als Freiheitskämpfer. Das fand ich ganz toll! Wobei Jesus ja nicht so war, dass er bei den Guerillas Kämpfer in den Krieg geschickt hat, sondern sich eher selbst geopfert hat. Daher passt das nicht ganz so.“ Er habe das aber trotzdem interessant gefunden und sich deshalb das T-Shirt machen lassen. Am Anfang hätten ihn manche darauf angesprochen. „Einige meinten, dass ich damit Jesus verarsche. Andere meinten, ich verarsche damit Che Guevara.“ (Ob es viele wahrgenommen hätten, dass es ein Christusbild ist?) „Na, erst auf den dritten Blick so.“

Die Positionierungen wie seine Ausführungen offenbaren sein Ringen um ein emotional tragendes, aber zugleich intellektuell befriedigendes Gotteskonzept. Elias spürt Gott als Kraftquelle, nimmt wahr, dass dies auch für viele andere Menschen zutrifft und leitet daraus für sich eine Glaubensvergewisserung ab, die ihn stärkt, die Spannung zwischen dem ‚gefühlten‘ und dem ‚gedachten‘ Gott auszuhalten. Seiner Ratio (und in Wut, wenn alles wegritt) nach gibt es Gott nicht. Aber emotional ist Gott nah, und dies nicht nur in Belastungssituationen, sondern auch bei Freude. – Erstaunlich mutet an, dass Elias derzeitig Gottes Präsenz nicht – wie in den beiden Jahren zuvor – mit der mitmenschlichen Zu-neigung zusammen denken kann. Was verursacht die plötzliche Blockade, einen sich in der Liebe zwischen Menschen ereignenden Gott zu denken? – Elias lässt sich ein T-Shirt mit einem christologischen Motiv herstellen und trägt es. Könnte dies Ausdruck einer Suchbewegung sein, die von einer nichtbewussten Ahnung geleitet wird, dass in der Christologie Antwortansätze auf seine unge-löste Gottesfrage liegen könnten?

Klasse 8, Annika**Gottesmetapher (14,3)**

„Für mich ist Gott wie eine große Hand, die einen beschützt. Und deswegen steht da so ein Mensch drin.“ (In welchen Situationen sie das merke?) „Ähm, na ja, dass sie mich trägt ... weiß ich jetzt nicht so Situationen, aber – keine Ahnung – ich stelle es mir einfach so vor.“ (Sie meine so ein Grundgefühl der Geborgenheit?) „Ja.“ (Wo man dies spüre? Unter Menschen? In der Natur? In der Stille? Überall?) „Ja, überall.“

Annika steht kurz vor ihrer Konfirmation. Sie hat eine in der christlichen Tradition verbreitete Metapher gewählt und sie mit Materialien ausgedrückt, die durch ihre Eindeutigkeit klischeehaft wirken. Ambivalenzen, Brüche, Mehrdeutigkeiten fehlen im Bild. Zum Eindruck eines reproduzierten Klischees bzw. des Ausdrucks einer Sehnsucht ohne Erlebnishintergrund passt, dass sich Annika an keine Situation erinnert, in welcher sie das Gefühl des Getragenseins durch Gott spürte.

Positionierung zur Bibel (14,3)

„Ich bin offen dafür, also manchmal interessiert es mich auch. Aber ich lebe jetzt nicht irgendwie so danach, was da drin steht ... das ist für mich einfach nicht wichtig. Und bei Elias würde ich das auch so denken.“ Annika meint, Elias stehe noch ein bisschen weiter weg als sie, ist aber unsicher. „Ich kann das nicht einschätzen bei ihm ... Bei meinen Omas und bei Opa und bei Mama denke ich, dass sie sich viel damit beschäftigen. Aber Papa steht auch ein bisschen weiter weg. Der hat mehr so ein wissenschaftliches Interesse daran.“

Annika sieht Großeltern und die Mutter in einer starken Beziehung zur Bibel, den Vater etwas distanziert, sich selbst und den Bruder aber relativ entfernt. Die Bibel hat ihrer Sicht nach weder für ihr Leben noch für das von Elias wirkliche Relevanz.

Klasse 9, Elias**Gottesmetapher (16,5)**

„Ich hab' in letzter Zeit über mein Gottesbild nachgedacht. Das ist immer abstrakter geworden, wenn ich so zurück denke.“ Er habe kürzlich ein in-

interessantes Gespräch mit dem Großvater gehabt, der seine Ausarbeitungen zum Darwinismus sehr kritisch gesehen habe. Das habe ihm aber geholfen, darüber nachzudenken. Ältere Leuten hätten oft die Vorstellung: ‚Gott ist etwas, was ich nicht begreifen kann, aber [ich] muss und ich tue etwas dafür und dann krieg‘ ich was zurück‘. Seine Idee sei – das Computerteil symbolisiere nur das Nachdenken darüber – „dass wir eigentlich sowieso nicht begreifen können, was Gott ist und ich auch nicht weiß, ob es Gott gibt oder nicht, und dass ich nicht dafür etwas tun muss. Sondern, wenn ich es sowieso nicht begreifen kann, dass es dann nur mir was bringen soll. Also, von der anderen Seite aus. Es muss mir etwas bringen, begreifen kann ich es sowieso nicht ... Und dann ist es eigentlich gleich, ob ich mir Gott nur ausgedacht habe – was ich für sehr wahrscheinlich halte, dass es keinen Gott gibt, sondern dass es nur eine Idee ist – aber dass das überhaupt nicht relevant ist, da es, selbst, wenn ich es mir nur ausgedacht hab‘ oder wenn es nur eine Idee für mich ist, mir dann hilft.“ Dann sei er gedanklich wieder bei diesem: „Es hilft mir. Und es ist für mich. Und ich bin nicht für Es da, sondern Es ist für mich da.“

(Ob für ihn die Gottesidee nur für das persönliche Wohlbefinden da sei oder auch relevant sei für das Verhalten in der Welt?) Elias ist primär wichtig, dass es sein persönliches Gottesbild ist, was er weder anderen vorschreiben noch vorgeschrieben bekommen wolle. „Deswegen ist es in erster Linie für mich da ... Oft denke ich auch, die Gottesidee hilft einem oft schon, wenn man drüber nachdenkt und ... zweifelt ... das hilft dann schon, da muss nicht ein konkretes Bild behandelt werden. Da fühlt man sich schon besser.“ Er denke eher nicht, dass sein persönliches Gottesbild für die ganze Welt relevant sei. „Zwar steht es unter dem der christlichen Kirche, weil [die] evangelisch-lutherische [Kirche] das einem ziemlich frei stellt, wie man das denkt. „Von daher habe ich mich auch gefragt: ‚Wenn du so ein Gottesbild hast, warum bist du dann in der Kirche?‘ Und dann kam ich zu dem eindeutigen Schluss, dass diese Gemeinschaft mir sehr wichtig ist, wo man drin ist. Alle glauben irgendwas und es hat alles einen ähnlichen Grundgedanken von einer sehr sozialen Welt. Es geht in die ähnliche Richtung.“ Es gebe da Menschen, die es genau so sehen wie er, man tausche aus, beeinflusse sich gegenseitig. Das sei „sehr interessant, aber dass diese Gemeinschaft unheimlich wirkungsvoll und helfend auftritt“, das sei ihm auch ganz wichtig. „Ich könnte mit meinem Gottesbild theoretisch in jeder Gemeinde sein, die mir frei lässt, an einen Gott zu glauben

und die mit meinen moralischen Grundvorstellungen vereinbar ist. Aber es muss eben einen Zusammenhalt geben. Und dann ist das okay. Von daher ist es nicht mein Gottesbild, was für diese Welt wichtig ist, sondern diese Gemeinschaft Kirche.“ (Ob von der Gottesidee für ihn ein orientierender Anspruch ausgehe im Sinne dessen, was Jesus als Barmherzigkeit und Liebe verkündigte und praktizierte?) Es höre sich ein bisschen doof an, meint Elias, aber er nutze sein Gottesbild „meist nicht, um über so was nachzudenken, sondern nur [dazu], woran man sich festhalten kann.“ Wie man sich in der Welt verhalte, das habe sich durch die Veränderung seines Gottesbildes „nicht so verändert. Das lernt man von seinen Eltern.“ Elias meint, das komme nicht so direkt aus der Bibel. Dieses „barmherzige Nett-Sein, ja, so was, das ist klar“, komme von dort, „aber es ist schwer umsetzbar, wie Jesus es getan hat. Und deswegen denke ich, dass ... ich das eher zu Hause vermittelt [bekommen] habe und nicht genau aus der Bibel.“ Elias meint, ihn habe mehr das elterliche Vorbild geprägt und der Austausch zu solchen Themen. Geschichten von Jesus hätten dabei „natürlich auch zum Nachdenken angeregt, aber die Grundidee, würde ich sagen, dass das die Eltern vermittelt haben.“

Elias stellt sein Gotteskonzept aus der Perspektive einer real existierenden (= selbst erfahrenen) persönlichen Ressource dar. Insofern Gott ihm Ressource ist, relativiert sich die Frage seiner Existenz. Die Gemeinschaft innerhalb einer Kirche, in der religiöse Fragen frei kommuniziert werden und gemeinsam konstruktiv an der Welt gearbeitet wird, ist wichtiger und für ihn tragend. Die Frage, ob sich aus dem christlich-biblichen Gottesbild und den Veränderungen seines Denkens für ihn direkt ethische Implikationen ergeben, verneint er. Nicht direkt durch die Bibel bzw. den Gottesgedanken sondern durch Vorbild und Austausch mit dem christlichen Elternhaus sei er geprägt.

Positionierung zur Bibel (16,5)

„Ja, Oma, Opa, Oma hab' ich da reingestellt, weil das für die sehr wichtig ist und weil ich das Gefühl hab', dass Omas Leben eigentlich fast nur noch darauf ausgerichtet ist ... Dass in jeder Karte, jedem Brief und [bei] jedem Besuch Religion immer ein Thema ist. Und es ist sehr bibelnah, was sie denkt. Das ist meine Mama auch, wobei sie das nicht so versteht, dass alles genau so passiert ist und vier Brote 4.000 Leute ernährt haben. Aber Mama ist doch der Bibel näher inhaltlich. – Papa steht allem immer sehr

kritisch gegenüber. Und mir gefällt dieser Blickwinkel.“ Er sage, die Texte seien eben 2.000 Jahre oder älter und da seien richtig alte Sachen dabei, aber man finde „oft auch einen Anhaltspunkt (dafür), dass es für heute noch was ist, weil sich die Werte ja nicht alle verändert haben“. Der Vater sei „aber überhaupt nicht abgewandt. Und ich bin auch nicht abgewandt. Ich hab’ versucht die Hände so ein bisschen beobachtend zu machen. Ich guck’ mir das an in der Bibel. Manchmal guck’ ich es mir nur an, manchmal beurteile ich es auch für mich, wie ich das sehe. Es gibt Sachen, mit denen komme ich überhaupt nicht zurecht, das sind Sachen aus dem Alten Testament, wo oft der strafende Gott mit dabei ist. Das passt nicht zu mir. Aber es gibt auch Sachen, die finde ich sehr schön.“ Seine Figur stehe „deswegen etwas weiter entfernt, aber auch nicht sehr weit weg und beobachtend. Und meine Schwester, da weiß ich es nicht. Ich glaube, die ist nicht sooo zugewandt, aber auch nicht total ablehnend.“

Elias sieht seine Großeltern als sehr der Bibel verbunden an und biblizistisch ausgerichtet. Letzteres schreibt er seiner Mutter nicht zu, wohl aber die starke Nähe zur Bibel. Der kritischeren Haltung des Vaters fühlt sich Elias mehr verbunden. Er sieht sich in einer distanzierten, aber zugewandt interessierten Haltung. Bei der Schwester vermutet er eine ambivalente Position. Er platziert sie relativ dicht, aber mit einer die Blickrichtung, die an der Bibel vorbei geht.

Klasse 9, Annika

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (15,3)

„Ich denke, dass Gott eher die LIEBE so zwischen Menschen ist oder ENERGIE oder so, aber nicht so was Personifiziertes wie jemand, der auf der Wolke sitzt. Und für mich ist es auch nicht eine INNERE STIMME, die mir irgendwie sagt, was ich tun soll. Und es ist auch kein Symbol für Fruchtbarkeit [Matrioschka]. Aber das mit der QUELLE DES LEBENS, das ist eher ... Ich glaube nicht, dass Gott alles erschaffen hat, also die Tiere und so ... Aber eigentlich ist es ja schon die QUELLE DES LEBENS, wenn man daraus Kraft schöpfen kann.“ (Was sie mit ‚erschaffen‘ meine?) Für Annika hat die Entstehung von Welt und Leben nichts oder bestenfalls „vielleicht ein bisschen“ mit Gott zu tun, auf jeden Fall nicht direkt ... Ich kann da nicht richtig einen Zusammenhang sehen.“ (Woher für sie die Welt, das Leben und Entwicklung herkomme?) „Weiß ich nicht.“ Es steht als unbeantwortete Frage im Raum.

Annika hat kein Symbol unter das schwarze Tuch gestellt, die personalen Symbole und die INNERE STIMME aber deutlich entfernter platziert. Ihre Kommentierungen wirken eher unsicher dahin gesagt als tief durchdrungen und existenziell geerdet. Vermutlich ist es der in den Schulen der neuen Bundesländer aus DDR-Zeiten noch verbreitete (angeblich totale) Konflikt zwischen Schöpfungsglauben und naturwissenschaftlicher Weltentstehungstheorie, der sie anhält, sich in diesem Bereich besonders bedeckt zu halten.

Mit Annika konnte wegen Erkrankung keine Positionierungsübung zu Bruder und Eltern durchgeführt werden: Dies wurde in den Sommerferien – kombiniert mit der Befragung zu den Großeltern – nachgeholt, dabei noch einmal eine Positionierung zur eigenen Person durchgeführt.

In den Sommerferien zwischen Klasse 9 und 10: Annika (15,6)³⁶

Positionierung zu Gottessymbolen: Bruder (15,6)

Für Elias sei Gott keine Person, „sondern eher ein Netz, eine VERBUNDENHEIT nicht unbedingt zu Gott, sondern von Menschen untereinander. Und die ENERGIE kommt dem nahe. URSPRUNG, QUELLE DES LEBENS, ... ich glaube, da denkt er mehr naturwissenschaftlich.“

Positionierung zu Gottessymbolen: Mutter (15,6)

Annika glaubt, für die Mutter stehe kein personifizierter Gott im Vordergrund, „der schon irgendwie alles regelt und verantwortlich gemacht werden kann. Aber sie würde den auch nicht mit dem schwarzen Tuch zudecken, sondern im Hintergrund lassen. Vielleicht denkt sie: ‚Es gibt so was‘, aber es äußert sich mehr als ENERGIE, VERBUNDENHEIT und LICHT.“ INNERE STIMME und INNERES LICHT seien ihr [= Annika] „ganz schön fremd. Kann ich schwer einschätzen für mich, und deshalb auch für meine Mutter.“ INNERES LICHT als Hoffnung, das gehe. Aber INNERE STIMME höre sich für sie an, „als würde in mir ein Wurm drin sitzen und mir zuflüstern: ‚Geh‘ nach links, geh‘ nach rechts‘! (INNERE STIMME könne auch heißen, in Situationen, wo etwas schief läuft, aus der Glaubenshaltung heraus Stellung zu beziehen.) Annika bestätigt, solche Situationen zu kennen, „aber ich glaube nicht,

36 Zweite Befragung Annikas erfolgte gut sechs Wochen nach der Rückkehr von Elias aus seinem Auslandsjahr.

dass das etwas mit Gott zu tun hat. Das ist mein eigenes Empfinden.“ Die QUELLE DES LEBENS und MUTTER ERDE stünden weiter weg, weil sie nicht wisse, wie sie das bei ihrer Mutter einschätzen solle.

Positionierung zu Gottessymbolen: Vater (15,6)

Bei ihrem Vater sei es ähnlich wie bei Elias. „Er denkt, dass Gott eher VERBUNDENHEIT unter den Menschen ist, ENERGIE. Und INNERES LICHT, INNERE STIMME könnte ich mir so als erstes vorstellen, MUTTER ERDE so in der Nähe. Das gehört zusammen, das ist so eine Gruppe. Und URSPRUNG DES LEBENS ist – glaub' ich – weiter weg und GOTT ALS PERSON ist verdeckt.“

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (15,6)

„Da ähnele ich mehr meiner Mutter, dass ich halt – na, vielleicht ist es einfach nur auch das Hoffen, dass man ein bisschen Verantwortung abgeben kann und nicht alles auf den eigenen Schultern lastet, dass halt das Personifizierte [VATER IM HIMMEL] ... Ich weiß nicht, ich möchte mir das irgendwie noch offen halten ... nicht gleich so wegstellen.“ URSPRUNG und INNERE STIMME seien ihr fremd. LICHT, ENERGIE und VERBUNDENHEIT unter Menschen, eben dass man in Gemeinschaft sei, aus der KRAFT entstehe, das repräsentiere für sie am stärksten Gott. Gott zeige sich so. Wenn sie trotzdem den VATER IM HIMMEL nicht ganz habe verschwinden lassen, so deshalb, weil für sie Gott auch „als etwas da ist, was über uns ... etwas, was außerhalb meiner Welt ist.“ Für sie sei Gott nicht auf das Innermenschliche begrenzt.

Annika stellt für Elias und den Vater bzw. für sich und die Mutter die Gottessymbole ähnlich auf. Während für die Frauen das personale Moment randständig erhalten bleibt, wird beiden Männern ein non-personales Konstrukt zugeschrieben, für beide in der menschlichen Verbundenheit das primäre Symbol der Präsenz Gottes gesehen. Das Bild von Elias ist deutlich abstrakter und – VERBUNDENHEIT und KRAFT ausgenommen – ferner als das des Vaters, insbesondere bezüglich des LICHTS. Dem Vater wird von allen Familienmitgliedern die größte Nähe zur INNEREN STIMME und zu MUTTER ERDE zugeschrieben. Die derzeitige Distanz von Annika zu den Symbolen der INNEREN STIMME, MUTTER ERDE und vor allem QUELLE DES LEBENS spiegelt sich in allen vier Darstellungen. Mutter und Tochter unterscheiden sich lediglich an der vertauschten Priorität von KRAFT bzw. VERBUNDENHEIT und der geringeren Distanz der Mutter zum VATER IM HIMMEL. Ist letzteres auf das Erleben der Mutter

in gottesdienstlichen Bezügen zurückzuführen? Insgesamt werden den Familienangehörigen sehr ähnliche Gotteskonzepte zum eigenen zugeschrieben. Zu den wenige Monate vorher gemachten Aussagen besteht Kontinuität.

Klasse 10, Elias

E-mail aus dem Auslandsjahr (17)

Elias wurde das Patenamt angetragen. Er ist unsicher, ob er das moralisch verantworten kann und wendet sich deshalb an I: Er denke, dass er wisse, was das Patenamt beinhalte: Das Kind mit Gott vertraut zu machen und es als Freund, Helfer, Ratgeber unterstützend zu begleiten. Sein Problem angesichts der Anfrage sei, „dass ich komplett meinen Glauben an Gott verloren habe ... es fällt mir schwer, an etwas Unbegreifliches zu glauben.“ Sein Glaube beziehe sich eigentlich nur noch auf die Wirkung/Ursache, nämlich die Gemeinschaft der Kirche, die durch die unterschiedlichen Gottesbilder zusammengeführt sei. Diese Gemeinschaft sei ihm sehr wichtig, er liebe sie und wolle sie nicht verlieren. „Nun ist mein Problem, dass ich nicht weiß, ob ich die anderen, die anders, ‚richtig‘ glauben, ausnutze? Und das zweite, größere Problem, ob ich das moralische Recht habe, Pate zu werden? Die helfende Person kann ich bieten, das Annähern an Gott auch: durch Texte, Gespräche, meine eigenen Gedanken, auch wenn ich immer sagen würde, dass es nur meine sind ... ich möchte auf jeden Fall kein Kind zu Gott überreden bzw. zwingen. Mein Ziel wäre es, es zum Nachdenken zu bringen.“

I antwortet ihm ausführlich und schickt ihm als Lektüre zur Auseinandersetzung mit der Theismusfrage das Buch von John Shelby Spong, Was sich im Christentum ändern muss.

Elias Lebensmetapher (17,7): Nach Rückkehr aus dem Auslandsjahr

Damit, was ihn im Leben halte, nähre und trage, habe er sich im Auslandsjahr stark beschäftigt. Die Wiese stehe für die Grundlage, die Freunde. „Wie wichtig es ist, Freunde zu haben“, habe er neu erfahren. Die Lampe stehe für die Eltern, die ihm mit Rat, Gesprächen usw. immer zur Seite stünden. Auch sie entdecke er wieder neu. Er habe besonders

mit dem Vater viele interessante Gespräche. Die Uhr stehe für Ordnung. „Ich bin ein sehr durchgeplanter Mensch ... schreibe mir Listen, was ich noch machen muss ... hab' immer alles sehr ordentlich im Kopf.“ – Es liege zwar alles unordentlich herum, auch die Schrift sei unordentlich. „Aber meine Planung ist immer perfekt ... Strukturierung ist wichtig, dass ich weiß, was in den nächsten Tagen, Wochen, Monaten passiert ... weiß, dass ich meine Aufgaben erledigt habe ... Das gibt mir ganz viel Vertrauen, Sicherheit ... Dann weiß ich: Da kann mal schon nichts schief gehen.“ Er sichere sich ab, schaue z. B. mehrmals nach, ob er alles abgeschlossen habe, wenn er der Letzte sei. Einer selbst gestellten Pflicht nicht genügt zu haben, würde ihn – falls er versage – sehr belasten. Die schwarze Box stehe für die Zusammenfassung von allem, was er sei und habe, einschließlich seiner Werte und Erinnerungen. Alles ihm wirklich Wichtige sei da drin. Früher sei vieles verlaufen gewesen, im Auslandsjahr habe das Konturen gekriegt. „Man weiß, was man hat.“ Es sei wunderbar, alles wieder zu entdecken, die Räume neu zu sehen, sich zu erinnern, was da früher passierte. Im Austauschjahr „ist mir klar geworden, was ich alles habe und was das für ein Schatz ist.“ Es sei in X nicht schlecht gewesen, er habe auch viele Freunde gehabt dort. Aber jetzt zurück zu kommen und alle wieder zu treffen, auch in der Jungen Gemeinde, sei einfach toll. Es habe sich was verändert, aber die Leute seien noch da, das trage. Überhaupt habe er jetzt alles vielmehr in sich drin, es sei ihm viel mehr bewusst. – Elias findet es aber schwieriger, nach Hause zu kommen als es damals war, in die Fremde zu gehen. Für die Zurückgebliebenen sei mit seiner Rückkehr nur ein Element verändert. Aber für ihn sei fast alles neu. Wenn er in den Alltag der anderen einfach einbezogen werde, gehe das für ihn zu schnell.

Elias hat keine Gottesmetapher gestaltet, „weil das so schwierig ist. Ich weiß gar nicht, was ich von Gott halte. Ich weiß, was ich von der Kirche denke: Dass mir diese Gemeinschaft sehr wichtig ist. Aber inwieweit da Gott für mich eine Rolle spielt außer, dass das alles in seinem Namen geschieht, das weiß ich nicht. Ich weiß, dass ich die Kirche sehr schätze und dass das natürlich auch durch Gott passiert und durch die Gottesbilder, die bei jedem Menschen unterschiedlich sind.“ Er warte jetzt darauf, dass sein Vater das Buch von Spong lese, wolle es dann auch noch mal überfliegen. „Und dann freue ich mich über angeregte Diskussionen mit ihm und hoffe, dadurch weiter zu kommen.“ Der Vater stelle immer hintergründige Fragen, das helfe ihm im Denken.

Elias hat im Austauschjahr erkennbar seine Biografie aufgearbeitet. Die Fremde beförderte das Bewusstwerden des Eigenen wie dessen Wertschätzung. Er nimmt sich selbst wie sein Umfeld neu wahr. Aus seiner Mail spricht wie aus seinem Kommentar zur Lebensmetapher zum einen sein moralisches Ringen, sein ausgeprägtes Pflichtgefühl, zum anderen seine unablässige existenzielle Auseinandersetzung mit der Gottesfrage. Der von ihm in der Gemeinschaft von Christen gespürte Gott trägt ihn, ist aber trotz aller redlichen Bemühungen intellektuell nicht zu fassen. Elias leidet unter dieser Spaltung, empfindet sich mit seinem Glauben (der aus seiner Sicht kein ‚richtiger‘ Glaube ist) ein Stück weit als ‚unrechtmäßiger Nutzer‘ der christlichen Gemeinschaft, aus der er so viel Kraft schöpft. Elias erhofft sich Unterstützung in der gedanklichen Klärung seines Glaubensweges durch seinen Vater, dessen kritisch engagierter Haltung er sich nahe fühlt.

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person (17,7)

Am nächsten steht Elias „Gott als menschliche VERBUNDENHEIT ... Das ist das Wichtigste ((2x)), was ich von Gott denke und ein Bestandteil, den ich bemerke ... Das war schon immer dabei und wird wohl das Wichtigste bleiben auch bei der Veränderung von meinem Gottesbild zu einem grauen Etwas, wo ich nicht einschätzen kann, was es wirklich ist. Aber das hat sich als das einzig bleibende Element herauskristallisiert. Dann kommt die KRAFT, die diese menschliche Verbundenheit ja auch geben kann.“ Das LICHT als Orientierung sei auch wichtig, aber die KRAFT stehe ihm doch näher. Alle übrigen Symbole stehen unter dem dunklen Tuch. „Gott als URSPRUNG von allem kann ich nicht sehen ... Gott ist eher für die Persönlichkeit jetzt, hier in diesem Moment, eine Idee.“ Elias fragt nach, was mit URSPRUNG gemeint sei, Urknall oder seit es Menschen gebe? Den Hinweis, dass mit Ursprung kein Gegensatz zu naturwissenschaftlichen Weltentstehungstheorien gemeint sei, nimmt er auf, meint aber, er sei momentan so wenig sicher, was er von Gott halte, da könne er nicht sehen, „ob und inwiefern es da am Anfang etwas gab“. Die Vorstellung, dass Gott am Anfang stand und es antippte, liege ihm fern. I merkt an, sie habe keine Jenseitsfigur gemeint, eher das Geheimnis, aus dem alles erwuchs. „Für mich fängt der Glaube mit den Menschen an, die glauben. Da ist etwas passiert, was ich sehe, was man spürt. Damit fängt es für mich an. Deshalb kann es nicht vorher sein. Das schließt sich für mich aus ... weil ich nicht genau weiß, was Gott für

mich ist, sehe ich als Wichtiges diese menschliche VERBUNDENHEIT. Ob das etwas ist, was aus etwas resultiert, was es gibt oder was es nicht gibt, spielt erst einmal keine Rolle. Die menschliche Verbundenheit ist erst mal da im Namen von etwas Existierendem oder auch nicht. Das ist jetzt da und wichtig. Und das kann es nur geben, so lange es Menschen gibt.“ Gottes Existenz sei daher an die Existenz von Menschen gebunden. Elias zeigt auf die beiden personalen Symbole unter dem Tuch. „Darüber brauchen wir erst gar nicht zu reden. Aber die INNERE STIMME, die mich irgendwie leitet, passt auch nicht zu meinem Bild.“

Die Positionierung von Elias unterstreicht das abstrakte Gottesbild seines Kommentars zur Lebensmetapher. Sein starkes Bemühen um logische Konsistenz seines Konstrukts scheint ihm zu verbieten, Gottes Existenz jenseits der Existenz von Menschen für denkmöglich zu halten, abgesehen von dem ihm schulisch angedienten Konflikt zwischen naturwissenschaftlicher Weltentstehungstheorie und Schöpfungsglauben. Angesichts des in den beiden Dokumenten zuvor so hervorstechenden moralischen Ringens Elias' stellt sich die Frage, ob es eher ein Wunsch von ihm ist, die INNERE STIMME unter das Tuch zu stellen als dass er dies wirklich kann.

Positionierung zu Gottessymbolen: Vater (17,7)

Elias denkt, sein Vater glaube an Gott als die QUELLE DES LEBENS, „das ist ihm sehr wichtig, auch wenn er das nicht begründen kann oder genau weiß, aber er denkt, das ist so. Und ich denke, dass für ihn auch Gott als INNERE STIMME da ist, selbst wenn es vielleicht nicht Gott ist, aber das Beschäftigen mit Gott, das würde er vielleicht auch schon als INNERE STIMME deuten.“ Elias hat Gott als VERBUNDENHEIT zunächst nah zum Vater gelegt, rückt es dann nach hinten. Das LICHT sei ihm wichtiger. „Das hängt auch ein bisschen mit der INNEREN STIMME zusammen, die Orientierung, und die Wärme, die daraus resultiert und die KRAFT, die er bekommt ... Er war sein ganzes Leben immer religiös, auch wenn sich seine Bilder stark gewandelt haben, stärker als meine. Er hat es viel später verändert. Ich glaube, er hat nie alles abgelehnt. Aber sehr verändert. Und dann hat er trotzdem Theologie studiert.“ Mit der MUTTER NATUR könne der Vater vermutlich ebenso wenig anfangen wie mit „dem Mann auf der Wolke“.

Positionierung zu Gottessymbolen: Mutter (17,7)

Auch für die Mutter seien die QUELLE DES LEBENS und die INNERE STIMME am nächsten, aber sie denke aus seiner Sicht „theistischer als Vater. Sie wird auch nicht meinen, dass Gott das angetippt hat, aber das ist bei ihr bildlicher.“ Und bei der INNEREN STIMME sei es im Gegensatz zum Vater, der auch die Beschäftigung mit Gott darunter fasse, wohl eher so, dass sie wirklich davon ausgehe, „dass ihr da jemand etwas mitteilt“. Das höre sich jetzt doof an, aber seine Mutter glaube schon, dass etwas durch sie durchtöne. „Ich könnte mir gut vorstellen, dass sie auch an Engel glaubt.“ Er hält die Mutter für „ziemlich unsicher“, was sie vielleicht zu verstecken versuche. Es sei bestimmt schwer, sich in einer Gemeinde allein zurechtzufinden. Er denkt darum, „dass sie nach Orientierung sucht und nach Kraft als Pastorin.“ Sie suche das jetzt wohl gezielt. Aber die menschliche VERBUNDENHEIT sei für sie auch sehr wichtig; sie mache viel Jugendarbeit, habe viele Gruppen. Das Symbol menschlicher VERBUNDENHEIT repräsentiere, was für alle wichtig sei, die anderen Symbole mehr, was sie persönlich brauche. Elias denkt, seine Mutter sei ein Stück ‚frömmere‘ als sein Vater; das sei auch immer so gewesen. Dadurch, dass sie jetzt Pastorin sei, habe sich das noch mal verändert. „Ich weiß nicht, inwieweit sie glaubt, was sie glauben will“, eventuell auch etwas abblocke. Er habe das Gefühl, sie glaube gern so, wie es für eine Pastorin auch passe. „Ich stelle mir meinen Vater als Pastor vor. Das hätte nicht geklappt. Das hat er selbst auch schon so gesagt. Aber für mich war das schon vorher klar. Wie will jemand mit so einem Gottesbild predigen für ältere Leute, die wie meine Oma denken? Da würde er nicht lange in der Kirche bleiben können, wenn er das direkt macht. Oder er würde sich kaputt machen, Predigten zu schreiben, die zweideutig sind, die er mit sich vereinbaren kann, ohne gleich rauszufliegen. Es ist schwierig, sein Gottesbild mit dem Einheitsgottesbild zu vereinbaren. Und Mama hat das sehr gut geschafft. Und es ist jetzt die Frage, ob sie das bewusst gemacht hat, ob sie aufgehört hat, zu denken oder bewusst da hingedacht hat. Oder ob es wirklich schon so war. Aber ich denke eher, dass sie aufgehört hat, sich zu verändern. Und Papa ist so jemand, der sagt: ‚Glaube ist Zweifel‘. Das ist seine Basis. Und bei Mama habe ich das Gefühl, dass sich nicht viel verändert. Jedenfalls redet sie nicht darüber.“ Elias denkt, es müsse einen innerlich zerstören, wenn man Leuten etwas vom Glauben sagen soll, wie sie es hören wollen, ohne selbst dahinter zu stehen. – Austausch über das Buch von Spong – Elias meint, er könne

schwer einschätzen, wie es seiner Mutter beim Predigen gehe. „Es ist gefährlich, Pastor zu werden. Wenn sich das Gottesbild ändert, hat man ein Problem ... Was will man machen, wenn man es nicht mehr schafft, man selbst zu sein?“ Es sei mutig, Theologie zu studieren. – Sein Papa schreibe zuweilen Predigten, tue das vertretungsweise auch gern.

Elias hat für beide Eltern die personalen Symbole unter das Tuch gestellt, alle weiteren aber platziert und begründet die jeweilige Konnotation und Stellung differenziert. Die konfliktbehaftete religiöse Biografie seines Vaters scheint ihm vertraut, dessen fragend zweifelnde, zugleich aber auch engagierte Haltung überzeugend, auch plausibel als Beweggrund, nicht Pfarrer zu werden. Der weniger konfliktbehafteten grundsätzlich ‚frömmen‘ Haltung seiner Mutter ist er sich sicher, auch der besseren Passung dieser Haltung zum Amt einer Pastorin. Unsicher ist Elias sich jedoch, ob diese Passung von vornherein bestand oder ein – bewusster oder unbewusster – Anpassungsakt vorliegt.

Positionierung zu Gottessymbolen: Schwester (17,7)

Seine Vorstellungen zur Schwester seien derzeitig vage. Er wisse zu wenig von ihrem jetzigen Denken. Personifikationen seien ihr vermutlich unangenehm. Ob sie sich überhaupt Gedanken zu ihrem Gottesbild mache, wisse er nicht. Vermutlich sei ihr die QUELLE DES LEBENS nahe, weil man „das immer und überall hört. Das wird überall gepredigt. Und dann nimmt man so etwas auch an, ohne darüber nachzudenken.“ Das sei bei ihm früher auch so gewesen. Menschliche VERBUNDENHEIT sei ihr sicher auch sehr wichtig, wenn sie so wie er von Kirche denke, was er annimmt. INNERE STIMME, das finde er schwierig. Das Problem insgesamt sei die mögliche Schere zwischen dem, was sie denke und dem, was sie sage. „Denn inwieweit würde sie sagen, dass sie eine INNERE STIMME hat und weiß irgendwo, dass sie es nicht so glaubt und fühlt und würde es aber trotzdem so sagen, weil sie glaubt, sie müsste es fühlen, – ich weiß es nicht.“ Wie er sie kenne und erlebe, fühle sie das nicht. Sie mache sich seines Erachtens auch nicht so viele Gedanken über Gottesbilder wie er. Er denke, dass er das Nachdenken darüber eher von seinem Vater geerbt habe. „Es wäre interessant, mal alles zurückzuspulen und mich mein Leben leben zu lassen, ohne dass er mit mir darüber geredet hätte, was dann passiert wäre.“

Der Haltung seiner Schwester ist Elias unsicher. Er schreibt ihr die gleiche Wertschätzung von Kirche zu. Wenige Tage nach Rückkehr aus dem Ausland kenne er ihr aktuelles Denken kaum, vermutet aber, dass sie sich wenig mit Gottesbildern auseinandersetze, das, was sie im Umfeld höre, aufnehme und wiedergebe, weil sie das für angemessen halte. Dass sie eine INNERE STIMME wirklich erlebe, ist für ihn nicht vorstellbar.

Fragebogen Klasse 8/9 (Annika) bzw. Klasse 9/10 (Elias)

Der Fragebogen erscheint hier in der Fassung des letzten Untersuchungsjahres. Die meisten Items wurden bereits in Vorjahren erhoben und erscheinen entsprechend nummeriert. Die Geschwister sind durch die Buchstaben X (Annika) und Y (Elias) gekennzeichnet. Die letzte Eintragung ist durch Fettdruck markiert.

1. Impulsgeber

Der Bogen wurde von Annika viermal (Kl. 5, 2x in Kl. 7, Kl. 9), von Elias dreimal (Kl. 6, 8, 10) ausgefüllt.

Dinge/Personen, die meine Vorstellungen von Gott bzw. von Religion/Glaube beeinflusst haben	sehr stark	stark	etwas	gar nicht
Religionsunterricht	Y ₁		X ₁ , Y ₃	X₂₋₄ , Y ₂
anderer Unterricht			Y ₁₋₃	X ₁₋₄
Gemeindegruppe		X₄ , Y ₃	X ₁ , X ₃ , Y ₁₋₂	X ₂
Fernsehen			Y ₁	X₁₋₄ , Y ₂₋₃
Bücher, die ich lese		Y ₂	Y ₁ , Y ₃ , X ₂ , X₄	X ₁ , X ₃
Mutter		Y ₁₋₄ , X ₁ , X ₃	X ₂ , X₄	
Oma	Y ₁	X ₂ , Y ₃	X ₃ , Y ₂	X ₁ , X₄
Freundinnen/Freunde			Y ₂₋₃	X₁₋₄ , Y ₁

Opa	Y_1	Y_3	Y_2	X_{1-4}
Vater	Y_{2-3}	Y_1, X_{1-3}	X_4	
andere Personen		Y_{1-3}		X_{1-4}

Die Geschwister sind sich relativ einig: Von Schule, Fernsehen oder Freunden/ Freundinnen sind sie religiös kaum oder gar nicht geprägt worden, stark dagegen von der Gemeinde. Beide schreiben (Annika zeitweise, Elias durchgehend) der Mutter starken Einfluss zu. Dem Vater wird von Annika überwiegend starker, von Elias sogar sehr starker Einfluss zugeschrieben. Annika benennt durchweg weniger Impulsgeber: Die Großmütter (oder auch Bücher) kommen nur partiell vor, der Großvater gar nicht, auch keine anderen Personen. Elias sieht dagegen auch in den Großeltern bzw. anderen Personen (partiell auch Büchern) durchweg wichtige Impulsgeber. Erklären sich diese Unterschiede durch ein unterschiedlich stark ausgeprägtes religiöses Interesse?

2. Semantisches Differential

Annika füllte den Bogen dreimal aus (Kl. 5, 7, 9), Elias nur zweimal (Kl. 6, 10). Nur beim ersten Mal wurden die Konnotationen zu Mutter bzw. Vater parallel erhoben.

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark		X_{1-2}	X_3, Y_1	Y_2				schwach
gleichgültig		Y_1		Y_2		X_2	$X_{1,3}$	fürsorglich
vergebend	X_{1-3}	Y_1		Y_2				bestrafend
passiv	Y_2		X_3	X_2	X_1	Y_1		aktiv
streng			Y_1	$X_{1-2},$ Y_2	X_3			mild
Angst auslösend					Y_2		$Y_1,$ X_{1-3}	Sicherheit gebend
nah	X_{1-3}	Y_2	Y_1					fern
geduldig	X_{1-3}	Y_1		Y_2				ungeduldig

laut				$Y_{1-2},$ X_{1-2}			X_3	leise
fordernd				$X_{1-2},$ Y_2			$Y_1,$ X_3	schenkend
gerecht	$Y_1,$ X_{1-3}			Y_2				ungerecht
unklar	Y_2	X_3		X_2		Y_1	X_1	eindeutig

Die Eintragungen von Elias sind mit seinem abstrakten Gottesbild fast durchgehend auf der neutralen Mittellinie gelandet, die Konnotationen ‚sehr passiv bzw. sehr unklar‘ passen in das abstrakte Bild. Umso spannender erscheinen die verbleibenden Abweichungen: Trotz Abstraktion bzw. gedanklich erwogener Nicht-Existenz erscheint Gott als ‚mittel nah‘ und ‚etwas Sicherheit gebend‘, was auf das Vorhandensein des ‚gefühlten‘ Gottes verweist. – Annikas Eintragungen sind wesentlich konstant geblieben und geben hinsichtlich der Attributionen ein traditionelles Gottesbild wieder. Gott wird durchgehend als sehr fürsorglich, vergebend, Sicherheit gebend, nah, geduldig und gerecht konnotiert; Abschwächungen zeigen sich lediglich bezüglich Macht, Aktivität und Eindeutigkeit bzw. Lautstärke. Das konstante Bild – das eher zu traditionell theistischen Konzepten zu passen scheint als zu dem von ihr behaupteten non-personalen Konzept – wirkt ebenfalls sperrig zu dem von ihr aktuell geäußerten Erleben der Gottesbeziehung: Spiegelt sich in den Konnotationen von Annika ein Bild, das sie für kirchlich sozial erwünscht hält, so wie sie es von ihren Großeltern vermittelt bekam? Sind ihre Äußerungen in Richtung auf ein eher abstraktes Konzept nur dem elterlichen (vor allem dem väterlichen) Vorbild geschuldet und letztlich aufgesetzt?

3. Kernaussagen zu Gott

Kernaussagen zu Gott wurden in Variationen erhoben, zweimal in gleich lautenden Formulierungen in Kl. 7 bei Annika, einmal Kl. 8 bei Elias. Umfassendere Befragungen erfolgten in Kl. 8 und 9 (Annika) bzw. Kl. 9 und 10 (Elias): Die Items 2, 3, 5, 13, 14 fehlten in den Vorläufern, Item 6 und 8 bildeten eine Einheit. Item 7 erscheint nur im letzten Bogen. Wiedergegeben wird hier die letzte Fragebogenfassung. Die Anmerkungen der Geschwister erscheinen wie die Eintragungen in chronologischer Folge.

Sätze über Gott und die Welt, über die ich nachdenke	stimme zu	bin unsicher	den Satz lehne ich ab, weil
(1) Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt.		X_1	$X_{2,4}$ Gott ist keine Person, X_3 beeinflusst höchstens einzelne Menschen, Y_{1-3}
(2) Gott ist irgendwie im Himmel, hat aber mit der Erde/Menschen nichts zu tun.			X_{3-4} Gott überall, hat mit Menschen zu tun, Y_{2-3}
(3) Gott kann man nicht sehen oder hören, aber im Herzen spüren, wenn man das Herz dafür aufmacht.	X_{3-4}	Y_{2-3}	
(4) Gott belohnt die Guten und bestraft die Bösen.		X_1	X_{2-4} Gott keine Person, ist nett, bestraft nicht, Y_{1-3} Gott ist keine Person
(5) Gott kann ich denken als Kraft des Lebens, aus der Welt und Kosmos kommen; mit einem Urknall hat das wohl angefangen.		X_4	X_3 ist von allein entstanden, Y_{2-3} Gott ist kein Schöpfer, aber trotzdem Kraft
(6) Gott hat mich mit meinem Aussehen und meinen Fähigkeiten gewollt und hat mich lieb so, wie ich bin.	X_{2-4}	X_1, Y_1	Y_{2-3} passt nicht zu meinem Gottesbild
(7) Gott ist das Wort für das Geheimnis der Welt und Leben.		X, Y	
(8) Gott wünscht sich von jedem Menschen, die eigenen Fähigkeiten so zu nutzen, dass sich diese Welt weiter entwickelt und nicht zerstört wird.	X_{2-4}	X_1, Y_1	Y_{2-3} Gott ist eine Idee, keine Person; mein Gottesbild steht dagegen
(9) Gott gibt den Menschen Freiheit. Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott.		X_{1-4}, Y_1	Y_{2-3} passt nicht zu meinem Gottesbild
(10) Gott vergibt Menschen, die böse Taten ehrlich bereuen.	X_1	X_{3-4}, Y_1	X_2 weil G keine Person, Y_{2-3} passt nicht zu meinem Gottesbild
(11) Gott hat Schuld, dass es Hunger, Krieg und Verbrechen gibt auf der Welt.			X_{1-4} kein Zusammenhang, machen Menschen, Y_{1-3} Gott greift nicht ins Geschehen ein; leitet nicht die Welt; passt nicht zu meinem Gottesbild

(12) Gott gibt Menschen Kraft, Mut und innere Sicherheit. Das hilft ihnen.	$X_{1-4},$ Y_{1-3}		
(13) Gott zeigt sich immer wieder anders, als Menschen es erwarten.	X_{3-4}	Y_{2-3}	Y_1 G zeigt sich nicht
(14) Gott kann zu uns auf vielfältige Weise sprechen, z.B. durch andere Menschen, durch Ereignisse oder durch eine Stimme im Herzen.	X_{3-4}, Y_1		Y_{2-3} passt nicht zu meinem Gottesbild
(15) Gott wirkt durch die Liebe von Menschen: Menschen sind seine Hände. Wo die Liebe ist, da ist GOTT.	$X_{1-4},$ Y_{1-2}	Y_3	

Die Geschwister sind sich zu etlichen Items einig, überwiegend in der Negation, aber auch in Zustimmung bzw. Unsicherheit. Beide lehnen die Vorstellung eines Weltregiments (1) Gottes ab, daher auch dessen Verantwortlichkeit für Krieg, Hunger usw. (11) oder sein Einwirken mittels Lohn und Strafe (2). Damit wird aber keine deistische Haltung eingenommen. Denn für beide hat Gott mit Menschen zu tun (2), indem er (12) ihnen Kraft, Mut und Zuversicht gibt und damit hilft. Unsicher sind beide bezüglich der Vorstellung ‚Gott als Geheimnis des Lebens‘. Wittern sie hier eine kreationistische Welterklärungsformel, die sie in Konflikt bringen könnte mit ihrem naturwissenschaftlichen Weltbild? Wie unsicher Annika hinsichtlich des Schöpfungsaspektes ist, zeigt sich in ihrer Bejahung von (6) und (8) bei Unsicherheit zu (5). Schöpfungsglauben bezüglich der eigenen Existenz und des Kosmos fallen auseinander. Annika stimmt sehr viel mehr Items zu, die Gottes verborgene Präsenz in der Welt ansprechen (3, 12–15). Die Frage eines Zusammenhangs von menschlicher Freiheit, dem Bösen und Gott ist erkennbar ungelöst für sie. Elias will seine Eintragungen offensichtlich konsistent und logisch stringent zu seinem abstrakten Gottesbild vornehmen. Es fällt auf, dass er dort abweicht – statt Negation Unsicherheit bzw. einmal sogar Zustimmung ankreuzt – wo es um Gefühle geht (3, 12, 13, 15). Setzt sich hier ein ausgeprägtes religiöses Spüribewusstsein gegen ein ebenso ausgeprägtes Bemühen um intellektuelle Redlichkeit durch?

4. Gebetspraxis

Die Gebetspraxis wurde bei Annika fünfmal (Kl. 4, 5, 2 x 7, 9), bei Elias viermal (Kl. 5, 6, 8, 10) erhoben. Die Eintragungen sind chronologisch nummeriert.

Ich bete ...	häufig	manchmal	selten	nie
am Abend vor dem Einschlafen	Y ₁₋₂	X _{1,3} , Y ₃	X _{2,4}	X ₅ , Y ₄
vor dem Essen		X ₄	X ₂ , Y _{1,3}	X _{1,3,5} , Y _{2,4}
im Gottesdienst/Jugendkreis	X ₃ , Y ₃	X _{1-2,5} , Y _{1-2,4}	X ₄	
wenn ich mich sehr freue	X ₂₋₃	X _{1,4} , Y ₃	Y ₁	X ₅ , Y _{2,4}
wenn ich Angst habe	X ₁₋₃ , Y ₁₋₃	X ₄		X ₅ , Y ₄
wenn ich Sorgen/Kummer habe	X ₁₋₄ , Y ₁₋₃			X ₅ , Y ₄
wenn ich mich einsam fühle	X ₁₋₃ , Y ₁₋₃		X ₄	X ₅ , Y ₄
wenn ich mir etwas wünsche		X ₂₋₄	X ₁	X ₅ , Y ₁₋₄
weil ich mein ganzes Leben mit Gott besprechen möchte	X ₁	X ₂₋₄ , Y ₃	Y ₂	X ₄₋₅ , Y _{1,4}

Die Frage „In welchen sonstigen Situationen kann Beten dir wichtig sein?“ beantwortet Elias: „Nachdem ich mich mit Gott (Gottesbild) beschäftigt habe.“ Gebet sei eher selten.

Nach Jahren einer recht intensiven Gebetspraxis scheinen beide Geschwister aktuell – abgesehen von gemeindlichen Zusammenhängen – das Beten (fast) ganz aufgegeben zu haben. Ist es wirklich so? Oder entspricht ihr Gebetsverständnis nicht dem, was sie leben? Haben sie Anregungen zu einem erweiterten Gebetsverständnis erfahren? Wie könnte ein Gebetsverständnis aussehen, das dem religiösen Denken und Empfinden von Elias entspricht?

5. Bibel

Zu Bibelkenntnis und -verständnis wie zum komplementären Denken (anhand von Rettungsereignis) und Gotteskonzept wurde in Kl. 8 (Annika) bzw. Kl. 9 (Elias) ein Fragebogen vorgelegt, dessen letzte beide Teile im

Fragebogen des letzten Untersuchungsjahres (Kl. 9 Annika bzw. Kl. 10 Elias) erneut aufgenommen wurden. Um den Bibelkomplex nicht auseinanderzureißen, werden die Eintragungen hier kombiniert dargestellt. Die Überschriften zu den Items fehlten überwiegend im Fragebogen

I) Woher kenne ich die Bibel?

Beide Geschwister geben an, zu Hause gebe es die Bibel, man lese darin und spreche auch über Geschichten. Auch aus der Gemeinde, Gottesdiensten, seien ihnen biblische Geschichten bekannt. Elias gibt darüber hinaus als Quelle seiner Bibelkenntnis noch die Kinderbibel, Fernsehen und Bücher an.

II) Existenzieller Bezug:

Zur Frage, ob biblische Geschichten mit dem eigenen Leben, einem selbst, zu tun hätten, kreuzt Elias an „stimmt etwas“, während sich Annika für „stimmt eher nicht“ entscheidet.

Für Elias sind biblische Texte eher existenzbezogen als für Annika. Drückt sich darin sein stärker ausgeprägtes religiöses Interesse aus?

III) Bibelverständnis (biblizistisch? unsicher? säkular? integrativ bzw. symbolisch?)

Beide Geschwister deuten die Erzählungen zum Schilfmeer und zum Dekalog symbolisch, die zur Schöpfung nach P wissenschaftlich-säkular.

Die thematischen Auseinandersetzungen mit den Großeltern, die kreationistische Positionen vertreten, dürfte wesentlich beteiligt sein daran, dass beide Geschwister für die Schöpfungserzählung die naturwissenschaftliche Alternativhypothese wählen trotz ihrer vorhandenen Fähigkeit, biblische Texte auch symbolisch zu lesen.

IV) Komplementäres Denken?

Hinsichtlich des Uwe-Falls sind beide Geschwister von der Erklärung der Nachbarin am meisten überzeugt, halten die anderen Erklärungen aber nicht für falsch. Ihre Begründungen: Annika: „Das ist eine Einstel-

lung, ich z. B. würde auch A überzeugend finden, andere B.“ Elias: „Weiß ich nicht, kenne mich nicht so gut aus. B ist eine Meinung von diesen Leuten. Wenn sie es so sehen, ist es für sie gut.“ Für beide Geschwister können alle Meinungen richtig sein. Begründung: Annika: „Weil jeder anders darüber denkt.“ Elias: „Die einzig diskutierbare Meinung ist B. Es geht nicht um richtig/falsch, sondern darum, wer es so sieht. Und für diese Person ist es dann richtig.“

Die Standpunktbezogenheit jedes Urteils steht für die Geschwister im Mittelpunkt. Gottes Präsenz im hilfreichen Tun von Menschen zu sehen, kam – obwohl Elias dies schon mehrfach thematisierte, hier nicht in den Blick. Warum nicht? Ein komplementäres Denken im eigentlichen Sinne ist nicht gegeben.

V) Kenntnisse zur Bibel:

Für Elias besteht die Bibel aus vielen verschiedenen Büchern. Annika macht keine Angabe dazu. Beide meinen, die Bibel enthalte vor allem Erzählungen. Sie sei ein heiliges Buch für Juden und Christen. Elias fügt differenzierend hinzu, für die Juden gelte dies nur für das AT. Beide wissen, dass viele unserer Sprichwörter/Redensarten der Bibel entstammen. Annika denkt, die Verfasser der Bibel sind bekannt, während Elias ankreuzt, die Verfasser der Bibel seien z. T. unbekannt. Annika kreuzt an, dass es mündliche Vorstufen der Texte gab und die Bibel etwa 2.000 Jahre alt sei. Beide meinen: Die Texte der Bibel sind ganz unterschiedlich alt.

Zur Frage der Lieblingsgeschichten aus der Bibel äußert Annika: „Fällt mir jetzt keine ein.“ Elias meint: „Josefsgeschichte [Verkauf] und der verlorene Sohn.“ Besonders gut findet er daran, „dass der Vater den Sohn wieder aufnimmt. Die andere Geschichte hat mich zum Nachdenken angeregt.“

Beide Geschwister verfügen über Basiskenntnisse zur Bibel. Darin, dass Elias im Unterschied zu Annika Lieblingstexte einfallen, dürfte sich erneut sein ausgeprägteres religiöses Interesse zeigen.

VI) Konträre Meinungen zur Bibel:

Bibel: Die nachfolgenden Items wurden Annika in Kl. 8 und 9, Elias in Kl. 9 und 10 vorgelegt. Die Eintragungen sind chronologisch nummeriert.

Zu folgenden Sätzen kann man unterschiedlicher Meinung sein:	stimme zu	bin unsicher	das lehne ich ab, weil
(1) Die Bibel ist ein altes Buch, aus dem Menschen früher von Jesus und Gott etwas hörten, was ihnen für ihr Leben wichtig war.	X₂, Y₁₋₂		X₁
(2) Was in der Bibel steht, das sind eigentlich alles Märchen.		X₁₋₂	Y₁₋₂ Texte verfolgen lehrenden Zweck
(3) Die Texte der Bibel sind Gottes Wort, d. h. sozusagen von Gott dem/den Autor(en) diktiert.			X₁₋₂ G keine Person, Y₁₋₂
(4) Die Texte der Bibel spiegeln die Erfahrungen von Menschen früherer Zeiten mit Gott. Manches ist deshalb zeitgebunden ausgedrückt.	X₁₋₂, Y₂	Y₁	
(5) Bibeltexte können auch heute helfen, sich selbst und die Welt besser zu verstehen und Mut und Zuversicht zu bekommen für die Bewältigung des Lebens.	X₂, Y₁	X₁, Y₂	
(6) Alles, was in der Bibel steht, ist wortwörtlich wahr. Sie basiert auf Augenzeugenberichten.			X₁₋₂, Y₁₋₂
(7) Manches, was in der Bibel steht, muss man symbolisch lesen wie bei der Literatur auch.	X₁₋₂, Y₁₋₂		

Die Geschwister sind sich einig in der Ablehnung von Verbalinspiration und wortwörtlichem Verstehen, auch darin, dass manches zeitgebunden formuliert ist und Menschen früher für ihr Leben Wichtiges daraus schöpften. D. h. beide trauen der Bibel lebensförderliches Potenzial zu und suchen den Sinn der Texte nicht auf der historischen Ebene. Trotzdem bleiben Unsicherheiten. Annika scheint unklar, ob und was biblische Texte von Märchen unterscheidet, wenn beide im übertragenen Sinn verstanden werden sollen. Elias ist unsicher, ob biblische Texte heute – und d. h. auch für ihn selbst – ihr lebensdienliches Potenzial noch entfalten. Die Antworten spiegeln eine etwas kritisch distanziertere, aber durchaus zugewandte Haltung.

Religiöse Familiengeschichte: Fromme Eltern, ein ambivalentes Erbe?

Mit den Eltern von Annika und Elias wurden mehrfach Gespräche geführt, das letzte direkt vor Abschluss der Untersuchung. Die Eltern nahmen für ihre Kinder, für sich selbst und für ihre Eltern bzw. Schwiegereltern sowohl Positionierungen zu Gottessymbolen als auch zur Bibel vor und kommentierten diese. Aufgrund der dabei erhaltenen Informationen zu den ‚missionarischen Bemühungen‘ der Großeltern um ihre Enkel, wurden Annika und Elias (Sommerferien, Übergang zu Kl. 10 bzw. Kl. 11) ein weiteres Mal befragt, um ihre Sicht auf die religiösen Haltungen ihrer Großeltern zu erfahren. Die Informationen der Eltern werden in chronologischer Folge eingegeben. Mit der Mutter erfolgte das Erstgespräch im 6. Jahr der Untersuchung, mit dem Vater im 7. Jahr. Im 8. Jahr erfolgten mit beiden Eltern weitere Gespräche.

Mutter: Erstgespräch (6. Jahr der Untersuchung)

Frühe Erinnerungen: Die Geburt von Elias sei schwer gewesen. Die Hebamme habe gemeint, Elias werde vielleicht später Angst im Dunklen haben, dies habe sich auch eingestellt, – Elias habe insgesamt mehr Angst gezeigt als Annika, er habe sich stets hinter ihr versteckt. Elias habe früh und viel gesprochen. Vierjährig habe er abends im Bett gejammert, er sei so traurig, seine Eltern seien weg, Annika habe ihn getröstet, dass die doch nur in R. seien. Bei ihrer Taufe, 2,5 Jahre alt, habe Annika selbstbewusst nach der Ankündigung des Pastors, dass sie getauft werde, laut getönt: ‚Stimmt, ich werde getauft‘. Jetzt sei es umgekehrt, Annika habe mehr Angst als Elias.

Erste Begegnung mit Gott? Vermutlich über Lieder, denn die gab es statt der üblichen Tisch- und Abendgebete. Die ererbte Pflege der Gebete mochte die Mutter nicht fortsetzen, stattdessen Lieder wie „Lieber Gott, nun lass uns ruhig schlafen“, zu Tisch „So wie der kleine Vogel singt“, es gab auch ein Morgenlied. Für die Mutter war dies Singen leichter als das aufgesetzt und erzwungen empfundene freie Beten der Kindheit. Elias habe zweijährig bei einem Gang über den Friedhof wissen wollen, was auf den Steinen stehe, und nach mehreren Auskünften der Mutter wie „Hier ruht in Gott ...“ gemeint, dass auf dem nächsten Stein sicher stehe „Lieber Gott, nun lass uns ruhig schlafen“.

Riten: Lieder zu Tisch und am Abend, Tauftag immer besonders gefeiert, auch mit kleinem Geschenk, Taufkerze angezündet, in Advents- und Weihnachtszeit immer vorgelesen und gesungen, im Advent einen Krippenweg gelegt (Steine werden fortschreitend durch Teelichter ersetzt). Sie kriege Elias derzeitig nur noch über das Instrumentenspiel an Weihnachtslieder ran, Singen sei doof. – Zum ersten Advent kriege jeder einen Zweig, den er/sie selbst schmücken dürfe, Zweig müsse immer an derselben Stelle hängen. Auch der 15-jährige Elias bestehe noch darauf.

Elias meine derzeit, die Menschen hätten sich Gott ausgedacht, während Annika sage, Gott sei wie eine Hülle um sie; Elias versuche, das als Weiberkram abzutun, könne aber nicht die Rolle des Totalatheisten einnehmen, weil ihr neuer Lebensgefährte C diese schon inne habe. – Elias sei im Konfirmandenunterricht. Gottesdienstlich fühle er sich mehr im Hochschulgottesdienst angesprochen.

Welches Gottesbild sie anrege? Sie habe unterbewusst ganz lange am Vaterbild, orientiert an Jes 43,1 „Fürchte ...“, festgehalten. Ihr eigener Vater sei herzlicher und emotionaler als die Mutter. Sie habe zwar ab 17 das personale Bild des Elternhauses als zu eng, verquast und moralisch hinterfragt, aber in ihrem Reden als Kinderdiakonin habe das keine Rolle gespielt. Erst vor zehn Jahren im Studium sei sie in Bewegung gekommen. Ihr Mann habe damals schon ein abstrakteres Gottesbild gehabt. Sie habe wegen des Gebetes am personalen Antlitz festgehalten.

Was sie heute anders machen würde? Sie habe lange eine falsche Vorsicht gepflegt. Heute würde sie stärker ritualisiert Religion pflegen. Sie habe die Kirche den Kindern zu wenig zur Heimat gemacht; sie seien auch nie zur Christenlehre gegangen. Ihr eigener Vater habe sie morgens gesegnet, wenn sie zur Schule gingen, – sie würde auch solch ein Segensritual einführen, traute sich damals nicht. Solche Dinge würde sie als Hilfe gern ausbauen zur Selbststärkung; Man müsse die eigene spirituelle Form finden und das dann authentisch leben.

Vater: Erstgespräch (7. Jahr der Untersuchung)

Er habe selbst den „Weihnachtsmann-Glauben“ als einen das kindliche Vertrauen dauerhaft zerstörenden Akt empfunden, eine Täuschung mit

Signalwirkung für das Folgende; von daher Konsequenzen gezogen. Ihm lag viel daran, dass seine Kinder ihr Gottesbild selbst entwickelten.

Er sei als Pastorensohn sehr fromm erzogen worden. Der unter einer schrecklichen Kindheit leidende Vater, der eigentlich nie Liebe erfahren hatte, habe ständig die Liebe gepredigt, aber letztlich nur einen strengen Gott vermittelt. Er, der Sohn, habe über die selbst genossene Erziehung viel nachgedacht und bewusst anders erzogen. So sei er immer sachlich und symbolisch mit biblischen Geschichten umgegangen, habe dazu auch Hintergrundgeschichten erfunden – er habe versucht, einen ‚gegenständlichen‘ Gott zu vermeiden –, die Geschichte vom Blinden und dem Elefanten immer wieder eingebracht. Was die Großeltern als ihr Gottesbild in die Kommunikation mit den Enkeln einbrachten, habe er abzuarbeiten versucht. – Auch bezüglich des Gebetsverständnisses habe er bewusst Akzente gesetzt: Keine Bittgebete z. B., dass die Oma wieder gesund wird o. Ä., man könne nicht auf eine dritte Macht setzen bei Nöten. Wichtig sei aber, dass ein Kind sich dialogisch auszudrücken lerne im Gebet.

Umgang mit Traditionsgut: Da er selbst unter vielen Choraltexten sehr gelitten habe [will Satan mich verschlingen usw.], habe er mit den Kindern lieber Lieder von Gerhard Schöne gesungen, auch Choralumschreibungen von ihm [Nun danket alle Gott], z. T. habe er Strophen auch umgedichtet, z. B. bei „Der Mond ist aufgegangen“ die vierte Strophe, wo die Strafen vorkommen. Reinmar Tschirsch sei mit seinem Buch ‚Gott für Kinder‘ leitend gewesen. Den Kindern mehr zu erzählen als sie verstehen, sei in Ordnung, aber man dürfe nichts erzählen, wohinter man selbst nicht stehe.

Was er heute anders machen würde, könnte er von vorn beginnen? Gar nichts. Wichtig sei es, Feste bewusst zu gestalten [z. B. Krippengang, Adventszweig]: Rituale seien sehr wichtig. Annika habe geweint, weil der Zweig mit Stern im Advent an einer ‚falschen‘ Stelle hing. Das Tischgebet habe man irgendwann abgesetzt, weil die Kinder gefragt hätten, warum nur gebetet werde, wenn Oma da sei.

Die schwersten Krisen der Kinder? Die Trennung der Eltern vor allem durch das, was jeder Elternteil noch abarbeitete – aber auch das Begleiten des Sterbens vom Opa, dann auch der Umzug vom Dorf in die Stadt. Er meint, die Krisen seien inzwischen verarbeitet. – Schlimm sei auch gewesen, als

Kater Rudi ‚gestorben‘ sei, d.h. für immer verschwunden am Abend vor der geplanten Sterilisation. Elias habe zwei Jahre lang immer wieder mal geweint deswegen, vor allem auch, weil nicht mittels einer Beerdigung richtig Abschied genommen werden konnte.

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person, als Erwachsener

Die meisten Symbole sind unter dem schwarzen Tuch, weil sie so besetzt seien durch das, was er durch seine religiöse Erziehung vermittelt bekam. Besonders stark habe er die Fremdbestimmung durch die INNERE STIMME empfunden. Von Prädestination sei öfter gesprochen worden. Den alles bestimmenden ÜBERVATER lehne er ab. In Situationen von Schuld/Versagen (Knetfiguren) erlebe er ihn heute noch präsent. Gegen seinen Vater habe er nichts gehabt. Der habe ständig von Liebe geredet, sei aber auf das Gesetz fixiert gewesen. Gott als KRAFT schaue nur halb unter dem Tuch hervor, weil es nicht definiert wurde.

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person, als Kind

Zwischen seinen Eltern habe es viele Konflikte gegeben, deshalb stehe die Matrioschka als Mutter dem VATERGOTT gegenüber. Er habe den Reichtum der vielen Symbole ringsum immer irgendwie gehäht, aber alles sei überschattet gewesen vom VATERGOTT und vor allem von dieser INNEREN STIMME, die überall um ihn herum und unter ihm gewesen sei: ‚Führe mich, o Herr, und leite meinen Gang nach deinem Wort‘! Er habe sich seinen Konfirmationsspruch selbst sozusagen als eine Art Bollwerk gewählt; das DENNOCH darin sei extrem wichtig für ihn gewesen. ‚Dennoch bleibe ich stets bei dir, denn ...‘

Positionierung zu Gottessymbolen: Vater (Großvater väterlicherseits)

Sein Großvater, auch Pastor, sei in Bautzen interniert worden, als sein Vater neun Jahre alt war. Aus Solidarität mit dem Leidenden verletzte sich die Mutter selbst mit Nadelstichen. Sein Vater habe sehr darunter gelitten, von seinem Vater [= Urgroßvater von Elias/Annika] keine Wärme bekommen zu haben. Der sei zwar irgendwann aus Bautzen entlassen worden, aber bald danach gestorben. Bei seinem Vater sei die GOTTVATER-FIGUR sehr groß gewesen. Der berechnende, richtende Gesetzesgott habe immer unter der STIMME Gottes gesteckt. Immer habe er in Angst

gelebt, ob ihm auch vergeben werden könne. Er sei irrend zwischen den Symbolen umhergelaufen, nach der Liebe Gottes suchend wie nach einer MUTTERFIGUR, in die er am liebsten hineingekrochen wäre. Das LICHT stehe fern, das Netz der VERBUNDENHEIT fehle ganz. Sein Vater habe nie einen Freund gehabt.

Positionierung zu Gottessymbolen: Mutter (Großmutter väterlicherseits, als der Vater ein Kind war)

Seine Mutter habe sich damals mehr an die INNERE STIMME angelehnt, sich aber auch sagen lassen, wo es lang geht. Gott sei eine VATERFIGUR zum Aufschauen gewesen, LICHT und KRAFT dichter als beim Vater. Sie sei nicht so streng kirchlich aufgewachsen und daher wohl weniger geschädigt.

Den Vater von Annika und Elias beschäftigt das Trauma seiner eigenen religiösen Erziehung nachhaltig. Er sieht seinen Vater als eine Person, die durch biografische Momente wie durch die erfahrene religiöse Sozialisation massiv traumatisiert wurde, dies lebenslang nicht verarbeitete und die pathogenen Elemente der eigenen Religiosität an die nächste Generation weitergab. Er hat sich deshalb bemüht, die eigene religiöse Biografie aufzuarbeiten und setzt alles daran, dass seine Kinder Religion, Glauben als befreiende – nicht autoritär unterdrückende – Dimension des Lebens kennen lernen. Er reflektierte daher die eigene Vermittlung bezüglich des Gottes-, Gebets- und Bibelkonzepts sorgfältig und gestaltete den Umgang damit ganz bewusst.

Vater: Zweitgespräch (8. Jahr der Untersuchung)

Positionierung zu Gottessymbolen: geschiedene Frau

Ihr Gottesbezug habe s. E. zwei Seiten: Rechter Hand Symbole der Stärkung und Orientierung: QUELLE DES LEBENS, LICHT UND KRAFTQUELLE, „links das Richtende, Gebietende, Dunkle des manchmal unverständlichen VATERGOTTES, der den Weg weist, Ansprüche stellt ... neben der INNEREN STIMME“ [= Gewissen]. Beides spiele s. E. eine starke Rolle für sie. Der Engel mit dem Netz vorn, GOTT ALS LIEBE UND VERBUNDENHEIT sei sicherlich ihre Hauptbotschaft an die Gemeinde. „Soziales Leben [ist] für sie auch ein ganz starker Grundantrieb ihres Lebens und damit auch ihres Gottesbildes.“

Positionierung zu Gottessymbolen: Annika

Mit der INNEREN STIMME und MUTTER ERDE könne Annika vermutlich nicht viel anfangen. S. E. versucht Annika, „das Leben von der fröhlichen Seite her zu leben“, habe aber eine unerkannte Vatergottheit [deshalb im Rücken] bei sich, „die sie etwas verfolgt, da sie viel von dem, was die Großeltern sagen, noch gar nicht verarbeitet hat“. Deshalb stelle er sich vor, dass es in ihrem Hinterkopf eine Rolle spiele, „dass sie sich aber eigentlich wünscht, dass Gott für sie da ist als eine lebendige KRAFT, die in ihr steckt und die Vorstellung, dass sie begleitet ist und die QUELLE DES LEBENS, KRAFT, LICHT spürt, Hoffnungen sind. Der richtende Gott sei ihr sicher seitens der Großeltern nahe gebracht. Seine Eltern seien streng, der Vater auch sehr ängstlich gewesen. Das schleppe sie – denkt er – mit sich herum, vielleicht ebenso unverarbeitete Erfahrungen mit ihm. All dies fließe sicher in die Gottesbilder mit ein.

Positionierung zu Gottessymbolen: Elias

Die abstrakten Symbole um Elias herum seien eigentlich austauschbar. „Er ist auf der Suche, die Gottesvorstellungen in einer so vergleichenden Funktion als KRAFT, INNERE STIMME, LICHT und LEBENSQUELLE in sich zu sortieren und die Vorstellungen, die über den Alltag hinausgehen, darauf zu projizieren. Das Bild, dass Gott vielleicht das ist, was die Menschen untereinander verbindet und die Beziehung ausmacht“, sei ihm s. E. die Grundlage, ein Bild, „was ihm hilft, ihn stärkt und auch einen Ausblick offen lässt nach mehr als, was vor Augen ist“. Das habe Elias „schon sehr reflektiert“.

Positionierung zu Gottessymbolen: eigene Person

Alle Symbole stehen auf dem ausgebreiteten Netz. Es verflechte sie miteinander. Für ihn sei „das Gott-denken immer etwas Zwischenmenschliches“. Seine Figur stehe mit einem Bein drinnen, mit dem anderen draußen, „weil ich nicht immer mit diesen Gottesbildern so lebe ... ich denke, man kann auch ohne diesen Bezug leben, aber es ist eine Quelle, die mir total viel Kraft gibt.“ Deshalb stehe die Herzensseite, die Ebene der Gefühle, auf dem Netz. Er sei sehr verkopft veranlagt, nehme aber wahr, wie wichtig Empfindungen seien. Und das stecke in diesen Symbolen einfach drin, dass man solche Erfahrungen

machen könne. „Die kann man gottesbegrifflich belegen, muss man aber nicht.“ Wenn man sie belege, habe man Gesprächsanlässe. Vielleicht würden die Symbole unterschiedlich konnotiert, aber sie schafften Verbindungen. Er arbeite mit den Methoden der Langzeitstudie daher im Religionsunterricht.

Für sich wie für Elias stellt der Vater abstrakte, fast identische Bilder, betont zudem das starke reflexive Bemühen des Sohnes um die Gottesfrage. Auch die Bilder von Annika und der geschiedenen Frau ähneln sich, allerdings weniger stark. Annika wird als Ergebnis großelterlicher Einwirkungen eine unverarbeitete VATERGOTTHEIT zugeschrieben. Auch für ihre Mutter wird die eher randständige, aber im Blickfeld liegende Präsenz des VATERS IM HIMMEL angenommen. Annika wird Distanz zur INNEREN STIMME zugeschrieben, ohne jedoch auf mögliche Korrelationen mit großelterlichen Impulsen zu verweisen.

Positionierung zur Bibel: eigene Eltern (Großeltern väterlicherseits)

Die mittlere Bibel steht als Wand mit Dach hinter den Großeltern gestellt. Sie lehnen sich dort an, werden aber auch bedrückt durch die Bibel. Vor ihnen steht eine kleine Bibel. Die Eltern der Mutter seiner Mutter seien liberal gewesen, sie selbst erst durch die Studentengemeinde näher herangekommen. Seinen von ihm als schwach erlebten Vater habe die Bibel wie auch sein Amt erdrückt. Er habe es kaum ausfüllen können, stets in Angst gelebt, den moralischen Anforderungen nicht gerecht werden zu können. Indiz dafür seien seine ständigen Predigten von Gnade gewesen, an die er nie wirklich geglaubt habe. Er sei deshalb nie mit dem Thema Liebe zu Ende gekommen.

Positionierung zur Bibel: ehemalige Schwiegereltern (Großeltern mütterlicherseits)

Sein Schwiegervater habe immer mit beiden Beinen im Leben gestanden. „Die Bibel war seine Arbeitsgrundlage und seine Lebensleitlinie. Er ist damit selbstbewusst umgegangen ... Er konnte auch lustig damit umgehen.“ Während der Schwiegervater ein sehr emotionaler Mensch sei, habe die Schwiegermutter kritischer mit Texten gearbeitet, deshalb habe er ihr noch eine kleine Bibel unter den Arm geklemmt. Sie sei insgesamt die Bestimmende, die Fordernde gewesen.

Das Bibelkonzept der eigenen Eltern, besonders des Vaters, wird als enger und bedrückender als das der Schwiegereltern eingeschätzt. Das Bild, dass er insgesamt von seiner religiösen ‚Heimat‘ zeichnet, könnte trotz seiner Hochschätzung des ihm dadurch vermittelten biblischen Traditionshintergrundes holzschnittartig als ‚Brutstätte ecclesiogener Neurosen‘ bezeichnet werden.

Positionierung zur Bibel: geschiedene Frau

Für sie sei die Bibel, ähnlich wie bei ihrer Mutter, jetzt ihre Arbeitsgrundlage. Zur Gegenwart könne er wenig sagen angesichts der fast sechs Jahre zurückliegenden Scheidung. Man unterhalte sich nicht über dies Thema, „was eigentlich schade ist“. Sie habe wohl einen Schritt auf die Bibel zu gemacht. Er habe sie früher so erlebt, dass die Bibel relativ unbedeutend gewesen sei. Sie habe traditionelle Dinge eingebracht, aber nicht direkt mit der Bibel gearbeitet, – sei wohl in ihrem Beruf mit Geschichten umgegangen, aber es habe aus seiner Sicht nicht solche Lebensrelevanz gehabt.

Positionierung zur Bibel: eigene Person

Für sich selbst stellt der Vater alle drei Bibeln auf, die größte liegt aufgeschlagen in größerer Distanz. Er steht seitwärts dazu, verweist mit der rechten Hand darauf. Die Verschiedenheit der Bibeln bilde seinen Hintergrund, vor allem die Auseinandersetzung mit seinen Eltern habe viel damit zu tun. „Das ist für mich irre viel Hintergrund, von dem ich mich wegbewegt habe, aber zu dem ich unheimlich gern zurückschaue [bei der Puppenfigur sei das leider nicht darstellbar: eigentlich müsse die sich immer wieder umschauen]. Ich finde, es ist ein ganz großer Schatz, der sehr viel für mich ausmacht.“ Aber „wenn man Brecht liest oder gute Romanciers, kann man genauso gut verarbeitete Erfahrungen finden, die einem Gotteshorizonte eröffnen. Und deswegen würde ich mich nicht so direkt in körperlichen Kontakt dazu bringen, obwohl ich doch noch relativ oft damit zu tun habe, vor allem im Zusammenhang mit Kunst.“ Er erzählt von seiner Chagall-Bibel. Er empfinde eine Kommunikation mit einem gemeinsamen Traditionshintergrund sehr fruchtbar. Im Osten sei allerdings von der Tradition oft kaum noch etwas da. Aber wenn noch etwas da sei, gebe es einen lebendigen Austausch. „Das möchte ich nicht missen.“ Im Unterricht versuche er, Kindern Grundgeschichten der Bibel für Juden und Christen mitzugeben.

Der Vater vermutet bei seiner geschiedenen Frau eine beruflich bedingte gewachsene Nähe zur Bibel verglichen mit früheren Zeiten. Obwohl er außer-biblische Literatur als gleichberechtigten Weg des Erschließens von Gottes-horizonten ansieht, sieht er sich, dies sehr wertschätzend, von der biblischen Tradition breit gerahmt und versucht Kindern grundlegende Schätze der Tradition zu vermitteln. Trotzdem nimmt er – in Relation zu seinem Elternhaus – eine kritisch distanzierte Position ein. Er hat jenseits seines wissenschaftlichen Zugangs zur Bibel jedoch den über die Kunst für sich erschlossen und genießt die eher seltenen Kommunikationsmöglichkeiten mit anderen dazu.

Positionierung zur Bibel: Elias und Annika

Für Elias sei die Bibel zugleich etwas Fremdes und Vertrautes, „womit er groß geworden ist: Das Arbeitsgerät der Eltern und deutlich der Großeltern ... offen für ihn, aber nicht so, dass er täglich damit umgeht.“ Er gucke ab und zu mal hin. Annika gehe es wohl ähnlich. „Die gucken da hin, mögen sich damit beschäftigen, auch gerade, wenn das in einer anderen Sprache ist – in der Jungen Gemeinde haben sie jetzt die Bibel in gerechter Sprache ... Annika hat mir so begeistert davon erzählt, als hätte ich noch nie davon gehört, weil es ihr selber den Horizont geöffnet hat: ‚Man kann ja auch so von Gott reden! Und das steckt da ja auch drin!‘ Das hat ihr Spaß gemacht.“

Seine Kinder sieht der Vater in ähnlich kritisch-distanzierter, aber prinzipiell offener Haltung gegenüber der Bibel, die er selbst einnimmt.

Perspektive des Vaters auf das familiäre Beziehungsgeflecht

Er habe die Nähe seiner geschiedenen Frau zu den Kindern, besonders zu Annika, als symbiotisch erlebt, was auch zu Beziehungskonflikten geführt habe, weil sie ihm Eifersucht zugeschrieben habe, wenn er so einen Eindruck äußerte. Das sei Sprengstoff gewesen, weil jeder als autonom gelten wolle. Er glaube heute, dass sie mit ihrem Vorwurf „auch ein Stück Recht hatte.“ Ein Problem ihrer Ehe sei gewesen, dass die Paarbeziehung neben den Kindern nie einen angemessenen Raum bekommen habe. So hätten sich Konflikte zugespitzt. Als die Kinder alt genug gewesen seien, mehr Paarbeziehung zu realisieren, habe es auch nicht geklappt. Die Kinder, besonders Annika, hätten oft Bronchitis gehabt, die manchmal wie ein Hilferuf spontan auftrat, sowie sich die Mutter entfernte.

Elias habe immer eine ausgewogene Beziehung zu beiden Eltern gehabt. Das sei bei Annika anders, obwohl er durch den Erziehungsurlaub ein intensives Jahr mit ihr gehabt habe. Exemplarisches Vorkommnis: Als sich die 3-jährige wehtat, habe er sie tröstend auf den Schoß genommen. Alles sei gut gewesen. Dann sei die Mutter gekommen und habe sich in mitleidigem Ton erkundigt, was mit ihrem kleinen Mädchen sei. Daraufhin habe Annika wieder laut zu weinen begonnen, die Mutter habe sie vom Schoß des Vaters genommen. Der ganze Akt des Tröstens habe noch einmal stattgefunden. Er denke, jedes Kind versuche so etwas. Die Frage sei, ob eine Mutter das ablehne oder nutze, indem sie Verstärkung gebe i. S. von: ‚Ich mache es noch mal, ich bin doch ganz wichtig für dich‘. Annika habe frei entscheiden können, abwechselnd bei Mama und Papa zu leben nach der Trennung. Vielleicht habe sie sich aber nicht getraut, sich abzugrenzen, „weil ich so darum gekämpft habe, dass die Kinder auch bei mir leben“. Das ständige Pendeln stelle fraglos eine Belastung für die Kinder dar, während er die Regelung als positiv empfinde. Manche Einwirkungen seiner geschiedenen Frau habe er problematisch gefunden. ‚Morgen kannst du zu deiner Mama kommen und mit ihr die ganze Adventszeit verbringen. Das ist doch wunderschön für dich‘, habe es mal geheißen. „Wenn sie gesagt hätte: ‚Ich freue mich, dass du kommst‘! wäre es eine klare Ansage gewesen.“ Aber dem Kind zu sagen, was es jetzt fühlen soll oder wird, erlebe er als übergriffig. Für Annika sei es deshalb auch schwierig, mal ‚nein‘ zu sagen. „Man möchte ja auch gern so geliebt werden.“ Als Schritt einer Abgrenzung wertet der Vater Annikas Entscheidung für das Geigenspiel. Sie habe sich, angeregt durch die Freundin Petra, gegen die Mutter durchgesetzt. Inzwischen spielten Mutter und Tochter gut zusammen. Die Beziehung von Annika zu ihren Freundinnen sei jetzt lockerer. Es sei ein wichtiges Ziel für Annika, mit ihren Beziehungen – Freundinnen wie Eltern – flexibel umzugehen, sie zu nutzen, aber sich nicht total abhängig zu fühlen. Die Mädchenclique sei auch symbiotisch gewesen. – Seine geschiedene Frau habe zunächst den gleichen Beruf [Kindergärtnerin] wie ihre Mutter ergriffen und sei noch in der Verlobungszeit stets nach Hause geilt, wenn die Mutter sie gottesdienstlich [Gitarre, Orgel] brauchte. Sie habe sich s. E. äußerst spät (die Beziehung war dann sehr problematisch) von der Mutter gelöst. Annika praktiziere jetzt einen ähnlichen Geigeneinsatz im Gottesdienst ihrer Mutter.

Mutter: Zweitgespräch (8. Jahr der Untersuchung)

Positionierung zu Gottessymbolen, eigene Person

Der VATER IM HIMMEL stehe weit weg, sei aber nicht zugedeckt, „weil der immer eine Rolle spielt in Bibeltexten ... Er ist da. Aber er hat mit mir nicht viel zu tun. Ich empfinde diesen VATER IM HIMMEL als etwas so Distanziertes, dass er vielleicht andere anguckt oder für andere ein Gegenüber sein kann, aber für mich nicht.“ Er schaue bei ihr deshalb zur anderen Seite. Gott als MUTTER ERDE sei ihr in jüngster Zeit durch ihr Leben mit vielen Tieren in der Landpfarrei überraschend nah gekommen. „Manchmal sitze ich abends in meinem Garten, schaue den Tieren zu und denke plötzlich an Gott als Schöpferkraft, die das so wunderbar gemacht hat. Das ist noch nicht richtig integriert, aber rückt näher.“ Die Kreativität dieser Schöpfermacht begeistere sie. „Die INNERE STIMME gehört für mich zum INNEREN LICHT.“ In der DDR habe das eine noch stärkere Rolle gespielt. Aber auch in der säkularisierten Ostgesellschaft müsse vom Evangelium her Farbe bekannt werden gegen die verbreitete Beliebigkeit bzw. gegen die Haltung: ‚Da kann man sowieso nichts machen.‘ Das INNERE LICHT empfinde sie ähnlich als Orientierung: ‚Dahin geht es! Dass die KRAFT und die QUELLE DES LEBENS dichter stünden, habe mit ihrer Grundhaltung zu tun. „Gott als LEBENSKRAFT empfinde ich so, ebenso die QUELLE DES LEBENS.“ Weil das für sie so sei, müsse sie das weitersagen, deshalb sei sie Pastorin geworden. Schöpfungsglauben und naturwissenschaftliche Welterklärungstheorien stehen für sie nicht gegeneinander wie dies DDR-Tradition war. „Ich frage bei der Schöpfungsgeschichte nicht danach: Ist es so gewesen?“, sondern was bedeutet es heute, dass es so erzählt wird.“ Sie hüte sich, i. S. der Kreationisten Schöpfung und Evolution gegeneinander auszuspielen. Sie teile das Empfinden von Hermann Betzel: ‚Frömmigkeit ist der Entschluss, die Abhängigkeit von Gott als Glück zu begreifen.‘ „Ich glaube an etwas, das mich umgibt, umfängt und mehr ist, als ich denken kann. Und das ist ein anderes Thema als naturwissenschaftliche Erklärungen.“

Die LIEBE habe sie weggerückt. Leute, die nicht wissen, wie sie Gott beschreiben sollen, sagten oft: ‚Na, Gott ist eben die Liebe zwischen den Menschen.‘ Das sei ihr zu verwaschen. Das könne auch ein Nichtchrist sagen. Für sie gehöre die Nächstenliebe mit zur Gottesliebe. Sie höre oft: ‚An Gott glauben wir nicht. Aber an die Liebe glauben wir schon.‘ Das empfinde sie als Flucht aus der Religion, so: „Es reicht, wenn sich alle untereinander lieben. Dann muss Gott gar nicht sein. Das sagt jeder und weiß nicht, was er damit meint. Damit kann ich nicht richtig etwas anfangen.“

Gott als Kraft und als Quelle des Lebens zu erfahren, gibt die Mutter als ihre Grundhaltung an, welche auch die Berufswahl motiviert. In die Platzierung der übrigen Symbole gehen in differenzierter Form berufliche und biografische Aspekte mit ein. Als Christin in der Beliebigkeit der pluralen Gesellschaft für die Botschaft des Evangeliums einzustehen, ist ihr ein zentrales Anliegen.

Positionierung zu Gottessymbolen, für Tochter Annika

Sie habe mit ihr in letzter Zeit nie darüber geredet. Aber Annika sei konfirmiert und erlebe bei ihr Kirche und das Nachdenken über solche Themen. Vermutlich könne sie mit all den Metaphern etwas anfangen, „aber nichts davon ist ihr so nahe, dass sie sich existenziell damit auseinandersetzt.“ Jetzt seien andere Themen dran. Die LIEBE stehe ihr vielleicht näher, „weil sie das Gefühl von Geborgenheit braucht, Sicherheit und Aufgehoben-sein“. Diese Bedürfnisse seien sehr stark bei ihr. Deshalb hätte sie das NETZ als Sehnsucht gern näher, ebenso „das INNERE LICHT als Sehnsucht danach, dass man weiß, was man will.“ Eine INNERE STIMME als Orientierungspunkt, der „aber irgendwie von außen gefüttert wird, sich an etwas anderem misst, – ich glaube, dass sie so etwas überfordert“. Das stehe daher weiter weg. Dass Annika Natur und Schöpferkraft zusammen denke, glaube sie nicht, obwohl sie die Natur sicher genieße. Mit Gott bringe sie das aber nicht in Zusammenhang. Mit der KRAFT sei es vielleicht ähnlich wie mit der LIEBE, dass Annika sich wünsche, so etwas in sich zu haben. Sie fühle sich manchmal kraftlos und unsicher, ob sie auch gut genug sei. Vielleicht würde sie Gott gern als KRAFT, LIEBE, LICHT, QUELLE DES LEBENS erleben. „Aber dass sie Gott so erfährt, glaube ich nicht. Das sind so Wünsche, Sehnsüchte ... Beim Vatergott ist es ähnlich wie bei mir. Man kennt dieses Bild – ich denke, dass wir ihr dieses Bild nicht aufgedrückt haben als Eltern – aber sie hat das natürlich gehört. Es wird für sie, weil sie noch nicht so richtig reflektiert, was dieses Bild bedeuten kann, auch ‘ne andere Rolle spielen. Deshalb steht es weiter hinten.“ Annika habe weniger Selbstbewusstsein als ihr Bruder. Früher sei das umgedreht gewesen. Ihr Thema sei momentan die Frage: Wer bin ich? Was will ich? Bin ich so, wie ich bin, in Ordnung? Und die Antworten darauf seien sehr wechselhaft. Sie könne äußerst cool und witzig sein, habe tolle Ideen. Und dann wieder sei die Angst vor Versagen da. „Sie braucht mehr Bestätigung. Und sie ist auch träger als Elias. Das hat vielleicht auch mit der Trennung zu tun.“

Die Positionierungen der Mutter für Annika entsprechen wesentlich dem Arrangement, das Annika selbst für sich stellte. Sie geht – wie der Vater – davon aus, dass sich Annika derzeit nicht existenziell mit der Gottesfrage auseinandersetzt. Eine Gottesbeziehung i. S. eines Erfahrens von Gottes Präsenz als KRAFT, LICHT, LIEBE und QUELLE DES LEBENS hält sie daher für nicht gegeben, wohl aber, dass diese Bilder als Sehnsucht und Hoffnung eine Rolle spielen. Die Distanz der Tochter zur INNEREN STIMME wie zur SCHÖPFUNGSKRAFT ist der Mutter bewusst. Im Gegensatz zum Vater geht sie nicht von einer wesentlichen Prägekraft der großelterlichen Religiosität auf Annika aus.

Positionierung zu Gottessymbolen, für Sohn Elias

MUTTER NATUR und VATER IM HIMMEL stehen unter dem Tuch. Die Vorstellungen seien nicht weg, aber zugedeckt. Elias setze sich mit damit auseinander, „indem er sie bewusst ablehnt.“ Sie vermutet, dass für ihn auch der Konflikt Naturwissenschaft und Schöpfung dabei eine Rolle spiele. Er wehre sich seit Jahren gegen alles, was unerklärlich sei und wo Gott als Erklärung erhalten solle. Wahrscheinlich könne er schneller sagen, an welchen Gott er nicht glaubt als umgedreht. Elias kenne die Vorstellung einer INNEREN STIMME. Er setze sich häufig unter Druck von den eigenen Maßstäben her. Deshalb würde er die INNERE STIMME gern weiter weg stellen als Gewissen, das ihm sagt, was man tut oder nicht tut. „Aber weil er das so gern möchte, kriegt er es nicht los ... Er würde gern an vielen Stellen autonomer sein, ist aber dann doch stark gebunden an bestimmte Vorstellungen ... Das INNERE LICHT ist ihm sympathischer, weil das auch so eine Sehnsucht von ihm ist, etwas zu haben, von dem man sagen kann: ‚Das erfüllt mich!‘ Das hat auch was mit Sehnsucht zu tun. Ich glaube aber, dass er auch Momente erlebt, wo er dieses INNERE LICHT fühlt ((mehrmals wiederholt)), es spürt. Ich weiß bloß nicht, ob er das dann als Gott beschreiben würde. Aber das Gefühl, von etwas berührt zu sein, das kann ich mir bei Elias vorstellen, so ein Erfüllt-Sein.“ Elias sei jemand, der richtig aus sich heraus leuchten könne. Und bei Annika denke sie, dass mal jemand kommen müsste, sie anzuzünden, weil sie auch leuchten könnte. Sie sei noch mehr im Wandlungsprozess drin. Die LIEBE sei Elias nicht fern, sie wisse aber nicht, ob er sie mit Gott in Verbindung bringe. Die KRAFT, ja, Elias habe ein sehr abstraktes Gottesbild, lehne bewusst ein personales Gottesbild als naiv und infantil ab und denkt „Gott immer als etwas, das wie eine Kraft und eine Lebensquelle ist.“ Das komme ihm nahe. Er wehre sich gegen alles, was ihn zu manipulieren oder zu vereinnahmen versuche im Denken.

Für Elias sind die personalen Symbole zwar verdeckt, die übrigen aber deutlich näher zur Person gerückt als bei Annika, näher auch als für die Mutter selbst. Dem Sohn wird sowohl eine intensive Auseinandersetzung mit der Gottesfrage als auch das Erfahren tiefen Erfülltseins zugeschrieben. Während Elias für sich nur die Symbole LIEBE, KRAFT und LICHT als relevant ansieht, sieht ihn die Mutter als stärker von der INNEREN STIMME geleitet an, als der Sohn dies möchte, postuliert also einen disjunktiven Bezug. Dass Elias wie Annika keinen Zusammenhang zwischen Gott und Schöpfung sieht, ist ihr bewusst.

Positionierung zu Gottessymbolen, für den geschiedenen Mann

Trennung und Scheidung lägen Jahre zurück. Sie habe die Prozesse, die er als Religionslehrer durchlaufen habe, nicht mitbekommen. Seine eher kirchendistanzierte Freundin beeinflusse ihn vermutlich auch. Sie beginnt beim VATER IM HIMMEL. Ihr Mann sei „so erzogen, noch schlimmer als bei mir, dass dieser VATERGOTT nach dem Motto ‚Gib acht, kleines Auge, was du siehst‘ stets präsent war und – stelle ich mir vor – auch noch ist in der Ablehnung.“ Wenn man bei jedem Nachdenken über Gott „darüber nachdenke, dass man den [VATER] nicht will, dann ist es ja wieder eine Beziehung, wenn auch eine schlechte.“ Deshalb habe sie ihn zugedeckt, aber dicht rangerückt. Sie glaube, er trage da „ein schweres Erbe auch in der Auseinandersetzung mit dem eigenen [schwachen] Vater“, woraus dauernd Brüche im Gottvaterbild resultierten. – Sie hätten damals häufig theologisch diskutiert, was sie mitunter heute noch vermisse. Pantheismus sei ihnen beiden zu beliebig gewesen, was mit ihrer beider pietistischen Vergangenheit zu tun habe. Aber er habe sich mit Naturheilkunde, Homöopathie usw. angefreundet und einen Hang zur Esoterik entwickelt, der ihr völlig abgehe. Darum denke sie, dass er Gott auch in unerklärlichen Dingen der Natur sehen könne. Deshalb habe sie MUTTER NATUR genau gegenüber hingestellt. „Mit der INNEREN STIMME ist es – glaube ich – wie bei Elias ... Sie wären gern freier als sie sind, beide ... Er wird die STIMME ebenso wenig wie den VATER los.“ Das seien aber alles Mutmaßungen, weil sie nicht wisse, welche Entwicklung er inzwischen durchgemacht habe. Beim LICHT sei es vielleicht ähnlich wie bei Annika, dass er „eine Sehnsucht hat, Gott als ein LICHT in seinem Leben wahrzunehmen.“ Sie habe ihn früher „oft erlebt als jemanden, der unter der Dunkelheit leidet, unter den Zwängen seiner Kindheit“. Ebenso sei es Sehnsucht, „Gott als KRAFT und als QUELLE DES LEBENS zu erfahren.“ Bei der LIEBE stelle sie sich vor, „dass er das sagen könnte, dass Gott das für

ihn ist, wenn Menschen untereinander einen liebevollen Umgang haben.“ Dort, wo es ihr zu schwammig sei, fühle er sich gerade wohl, denke sie. Dass die LIEBE relativ weit weg steht von ihm, begründet sie damit, dass sie glaube, Religion, Glaube spiele insgesamt für ihn keine große Rolle, nur in der Arbeit. Sie habe den Verdacht, dass da ein Bruch bestehe. „Dass er sich mit Religion in seiner Arbeit auseinandersetzt, aber sonst mit Kirche keinen großen Kontakt hat, ... dass ihm Glaube in der Gemeinschaft der Christen, im Gottesdienst und im Vollzug seines Lebens abhandener gekommen ist als es früher war in der Auseinandersetzung mit seinem unerfreulichen Glaubensleben als Kind und in der Auseinandersetzung mit mir als Pastorin.“ Sie könne sich vorstellen, „dass ihn das auch weggetrieben hat“. Elias und Annika berichteten nur selten von Gottesdienstbesuchen mit ihm.

Gemessen an der relativen Nähe der Familienangehörigen zu den Gottessymbolen sieht die Mutter ihren geschiedenen Mann durchaus als religiösen Menschen, der – disjunktiv mit dem Vatergott wie der inneren Stimme verbunden – sein religiöses Erbe jedoch vor allem als belastendes Potenzial mit sich trägt und d. h. die erfüllenden Erfahrungen der Gottespräsenz ähnlich wie sein Vater nur als Sehnsucht, aber nicht als Realität kennt. Sie spricht dies nicht aus, aber der Gedanke stellt sich unwillkürlich ein. Sie vermutet, dass sich sein Gotteskonzept in Richtung auf Esoterik, seine religiöse Haltung von der ehemals ‚kirchlichen Heimat‘ weit entfernt habe und dass sowohl die neue Lebensgefährtin als auch ihr Weg als Pastorin an diesen Veränderungen mitgewirkt haben.

Positionierung zu Gottessymbolen, eigene Eltern

Ihre Eltern redeten häufig im ‚Wir‘. Ihr Vater kam nicht aus einem kirchlichen Elternhaus, sei „in die Fänge von einem evangelikalen Typen geraten“, habe irgendwann ein Bekehrungserlebnis gehabt und sei Pfarrer geworden. Für ihre Eltern ist „GOTTVATER das Schönste. Deshalb sitzen sie im Schatten dieses Monumentes und fühlen sich wohl, weil die Sache klar ist. Es kann nichts schief gehen. Es ist alles in Ordnung, alles geregelt. Es gibt keine Zufälle. Es wird nichts irgendwem überlassen. Immer kommt GOTTVATER. Der wird es schon machen. GOTTVATER kann man übrigens auch bitten, also direkt, z. B. fragen: ‚Lieber Gott, soll ich heute Nachmittag zu diesem Konvent fahren oder nicht? Gib mir ein Zeichen!‘ Kann passieren: Klappt. Entweder die Türklinke nach unten oder – na, ich werde jetzt zynisch. Also, es gibt

viele Sachen, wo man direkt eine Weisung erbittet und eine bekommt, die man dann dafür hält und dann zufrieden ist, dass Gott einen so gut geführt hat.“ Sie wolle das nicht nur lächerlich machen. „Meine Eltern pflegen in ihrer Frömmigkeit z. B. die Tradition der Fürbitte. Ich weiß, dass ich in den Gebeten meiner Eltern einen festen Platz habe und bin darüber sehr glücklich, weil ich diese fürbittende Haltung sehr schätze.“ Als sie z. B. „vor dem Gottesdienst in der Westpartnergemeinde Angst hatte, sagte mein Vater: ‚Wir werden für dich beten.‘ Es bleibt immer für mich ungreifbar, vielleicht bin ich auch zu wenig fromm, aber es ist ein schönes Gefühl, wenn die so an einen denken.“

Die INNERE STIMME sei riesig bei ihnen. „Man kann im Grunde nachschlagen in der Bibel, was im Einzelnen zu tun und zu denken ist.“ Über Diskrepanzen innerhalb der Bibel werde gern hinweg gesehen. Es gebe in frommen Kreisen irgendwie heimliche Verabredungen, was wortwörtlich zu nehmen sei und was nicht. Sie redeten zu Hause nicht über so etwas.

„Meine Eltern erleben Gott als KRAFT, und zwar auch in Form von Aggression. Sie können sehr wütend darüber sein, wenn jemand nicht richtig glaubt ... Dann kommt das LICHT, weil meine Eltern natürlich auch wissen: ‚Der Herr ist mein Licht und mein Heil.‘“ Sie denkt, wenn man so dogmatisch lebe, wünsche man sich „immer mal wieder ein erleichterndes LICHT, was einen hell und froh macht ... in dem Moment, wo sie jemanden treffen, der genauso glaubt, Gott genauso liebt wie sie, sind sie glücklich.“

Die QUELLE DES LEBENS habe sie weiter hinten hingestellt, weil ihre „Eltern das nie so sagen würden. Das ist denen zu metaphorisch.“ Aber sie würden zustimmen, dass Gott sie am Leben erhält. Ihr Vater sei Kreationist, obwohl er sehr klug sei. „Trotzdem glaubt er abstruses Zeug.“ Die Matrioschka stehe dafür. Die LIEBE habe sie zur Seite gestellt. Ihre Eltern seien „so damit beschäftigt, richtig zu glauben.“ Sie hätten eigentlich eine Menge Freunde, aber Mühe mit einer herzlichen Beziehung. „Die sind schnell verunsichert und denken, man kann sie nicht leiden ... Gottwelt und Menschenwelt ... ich empfinde es so, dass es für sie nicht immer ineinander fließt ... so, als ob es eine Glaubenswelt und eine Menschenwelt gibt. Das würden sie selbst natürlich niemals sagen.“

Innerhalb weniger Momente hat die Mutter die Positionierung der Gottessymbole für ihre Eltern fertig und kommentiert sie. Der evangelikale Charakter der elterlichen Frömmigkeit tritt klar zutage. In der Darstellung der Tochter mischt sich die Distanzierung von dem allzu schlichten religiösen Deutungsrahmen und seinem Dogmatismus mit einem Stück Wertschätzung der grundlegenden Frömmigkeitshaltung.

Positionierung zur Bibel, Schwiegereltern

Der Schwiegervater liegt darunter, nur der Kopf schaut hervor, die Schwiegermutter liegt zur Hälfte frei. „Sie hat noch ‘ne Chance, nach rechts oder links zu sehen.“ Ihr Schwiegervater sei praktisch zerquetscht worden. „Ich denke manchmal: ‚Die Bibel hat ihn das Leben gekostet. Der konnte sich gar nicht mehr bewegen.“

Die Mutter schätzt das Bibelkonzept der ehemaligen Schwiegereltern parallel ein zur Bewertung durch ihren geschiedenen Mann.

Positionierung zur Bibel, eigene Eltern

„Die stehen gut darauf, sind aber mit den Füßen ein bisschen eingeklemmt ... sie fühlen sich auf dem Boden der Bibel sehr sicher und haben da eine Souveränität ... Aber sie werden von der Bibel auch eingeklemmt, wenn auch nicht so schlimm wie die Schwiegereltern.“

Ähnlich wie ihr geschiedener Mann sieht sie trotz deutlicher Einschränkungen bei ihren Eltern größere Freiräume im Umgang mit der Bibel als bei den Schwiegereltern.

Positionierung zur Bibel, eigene Person, Annika, Elias, geschiedener Mann

„Bei mir wollte ich darstellen, dass ich immer noch auf dem Weg bin zur Bibel hin. Das hat mit meinem Beruf zu tun. Manchmal würde ich mich darauf auch gern sicher fühlen und Sicherheit ausstrahlen, so, dass Leute sagen: ‚Es muss toll sein, an Gott zu glauben. Die macht einen lebendigen Eindruck. Der scheint es gut damit zu gehen.‘ Also nicht wie meine Eltern, die darauf stehen und wissen immer Bescheid, sondern so, dass christlicher Glaube für andere Leute attraktiv ist als eine Form von Lebensbewältigung. Und dazu bin ich immer auf dem Weg.“ Früher habe sie sich für Predigten gern Lieblingstexte ausgesucht wie ‚Gott, du bist mein Hirte‘ oder ‚Ich bin das Licht der Welt‘ oder ‚In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen‘. Inzwischen setze sie sich viel mit Bibeltexten auseinander, die sie eigentlich nicht möge. – Sie denke, Annika sei näher dran an der Bibel, „weil die näher an mir ist in vielen Punkten ((zögert, bricht ab)), nee, das ist Quatsch. Ich glaube, dass Annika über die Gefühlsebene dichter an der Kirche dran ist

und Elias aber dichter auf der rationalen Ebene, dichter am Glauben, weil der sich mehr damit auseinandersetzt.“ Annika nehme Inhalte intuitiver auf ohne große Auseinandersetzung. Die Zugehörigkeit, in Beziehungen aufgehoben zu sein [Mutterbeziehung oder auch Junge Gemeinde] spiele für sie eine große Rolle. Elias gehe rational an alles heran. Er wolle auch als ein rational klärendes Individuum wahrgenommen werden. Sie habe den Unterschied zwischen den beiden einmal mehr bei der Anfrage, ob sie Taufpaten werden wollen, gemerkt. „Elias hat gesagt: ‚Ich weiß nicht, ob ich das darf, weil ich nicht weiß, ob mein Gottesbild zu dem passt, was der Junge glauben soll.‘ Während Annika einfach sagt: ‚Doch, ich möchte gern Pate werden.‘ Und die macht mit im Gottesdienst, spielt Geige, war jetzt auch beim Jugendgottesdienst dabei. Das gehört so für sie dazu, weil ich ihre Mama bin, ohne dass sie eine innere Auseinandersetzung hat ... Wie es für sie dazu gehört, weiß ich nicht. Elias ist da sehr kritisch und reflektiert an diesem Punkt.“ Sie meint, das sei eher eine Persönlichkeitsfrage als eine Altersfrage, er sei mit 15 Jahren auch schon so gewesen.

Sie habe ihren geschiedenen Mann etwas abgewandt von der Bibel hingestellt. Sie vermute, dass er sich trotz seiner Arbeit am wenigstens persönlich mit Glauben und Bibel auseinandersetze „in der Abgrenzung zu mir – vielleicht auch zum Schutz vor dem abgebrochenen Studium ... Da hat er etwas aufgegeben kurz vor dem Ziel ... das wird auch eine Hypothek in seinem Leben bleiben. Er hätte ja nicht Pfarrer werden müssen. Aber er hätte sich beweisen können: Ich kann das! Und er hätte das um Längen besser gebracht als ich ... Bei Bibel als Zeichen für die intellektuelle Auseinandersetzung, würde er näher dran stehen. Aber als Herzensangelegenheit empfinde ich ihn als am weitesten weg.“

Die Mutter sieht sich als Lernende auf dem Weg zur Bibel. Person zu sein, durch die das Evangelium hindurchtönt (per sonare) und Menschen zu sich zieht, ist ihr Wunsch – eine zu ihrem Amt funktionale Hoffnung? Sie stellt sich verstärkt den Herausforderungen sperriger Texte. Zunächst schreibt sie Annika eine größere Nähe zur Bibel zu. Dann scheint ihr bewusst zu werden, dass Annikas Mittun in Gottesdiensten wesentlich zugehörigkeitsmotiviert geschieht, während Elias sich auch bezüglich der Bibel stärker auseinandersetzt. Bei ihrem geschiedenen Mann vermutet sie, dass er – mitbedingt durch sein abgebrochenes Studium wie ihren Weg als Pastorin – existenziell eher abgewandt von der Bibel stehe.

Perspektive der Mutter auf die Beziehungen zu Annika und Elias

„Ich war mir früher der Nähe zu Annika immer viel sicherer als der zu Elias. Ich wusste einfach, dass sie mich braucht und liebt. Die war immer kuscheliger und anschmiegsamer. Ich kann sie nicht vergleichen. Ich halte bei Elias manches mehr aus, wo mir Annika schneller auf den Geist geht. Die vitale Art von Elias ist mir irgendwie vertrauter. Der ist schnell, kann reagieren, ist vielseitig interessiert, – ich bin darüber sehr glücklich.“ Als kleiner Junge sei er oft unsicher gewesen, wenn er was nicht schaffte, und sie „habe oft gedacht: ‚Ich wünsche ihm nicht, dass er wird wie sein Vater. Ich wünsche ihm Lebenskraft und Selbstbewusstsein.‘ Und die hat er jetzt. Es ist gut gegangen. Da haben wir Glück gehabt auch mit unserer schwierigen Familiengeschichte.“ – Annika sei deutlich anders als die Mutter als Mädchen war. „Damit habe ich manchmal Mühe ... So einen Zickenalarm hatte ich nicht, ich war immer eher burschikos. Und da merke ich meine eigenen Grenzen. Ich glaube, dass Annika mich immer noch viel mehr braucht als Elias.“ Elias fühle sich überall wohl, sei „loyal bis zum Umfallen gegenüber seinen Eltern, äußert sich nie über einen Elternteil gegenüber einem anderen.“ Annika erzähle dagegen episch breit, was sie in R blöde finde. „Ich glaube, dass sie das bei ihrem Vater umgekehrt nicht tut, weil wir wirklich ein gutes Verhältnis zueinander haben.“ Sie sei ihr gegenüber auch manchmal sehr frech, was sich ihr Vater vermutlich nicht gefallen lassen würde. „Ich glaube, dass mir Elias an manchen Stellen mehr Partner ist.“ Eine Parallele zur eigenen Mutterbindung sieht sie nicht. „Ich glaube, meine Tochter ist mir deshalb unähnlich, weil ich so stark bin. Sie muss ganz anders sein. Ich möchte mich nicht als Mutter haben. Ich bin sehr explorativ, gehe sehr nach außen. Annika muss Plätze finden, die sie besetzen kann, und die sind eben Shoppen usw., lauter Sachen, die mir nicht liegen. Dass sie so ganz anders ist, ist Programm der Ablösung.“ Es gebe öfter Streit, weil sie ihr viele Sachen nicht erlaube, die der Vater gestatte, z. B. bis 23:30 irgendwo in einer Kneipe mit einer Freundin zu sitzen. Sie sei strenger, aber für Annika ‚durchschaubarer‘. „Wenn C [Partner der Mutter] nicht da ist, schläft sie immer bei mir [im Ehebett]. Ich vermute, dass sie weiß, dass sie sich immer auf mich verlassen kann, dass ich sie überall heraushole. Es ist ein gutes Verhältnis. Aber wir zicken auch rum ... Es ist nicht immer einfach mit uns beiden. Aber es ist immer vertraut.“ Sie habe zu ihrer Mutter kein gutes Verhältnis gehabt. Ihre Mutter sei bereits mit 13 Jahren Vollwaise gewesen und in der Verwandtschaft herumgeschubst worden. Die harte Kindheit bzw. Jugend habe sie nachhaltig geprägt. Sie habe ihre drei Töchter als Konkurrenz empfunden gegenüber dem Ehemann,

der fröhlicher und herzlicher im Umgang sein könne. Sie habe ihre Kinder nie allein bei den Großeltern gelassen, auch aus Furcht vor deren religiöser Einflussnahme. Ihre Mutter sehe inzwischen, dass in ihren Beziehungen zu ihren Töchtern etwas schief gelaufen sei. „Die beneidet mich auch um die Beziehung zu meiner Tochter.“

Befragt nach der Entwicklung von Annika auf dem Hintergrund der Partnerschaft: Sie habe ihren um zwei Jahre älteren Mann 16-jährig bei einer evangelikalen Rüste kennen gelernt. Die Abnabelung von den jeweiligen Elternhäusern mit ihren engen theologischen [und sexualmoralischen] Vorstellungen hätten sie gemeinsam im Verlauf ihrer Beziehungsgeschichte durchgestanden, wobei der Hintergrund der Studentengemeinde unterstützend gewesen sei. Ihr evangelikales Umfeld hätten sie zunehmend als unaufrichtig erlebt. Während es bei ihm während seiner Diakonen Ausbildung zum bewussten Bruch mit der religiösen Heimat seiner Eltern kam, sei ihr ‚Ausstieg‘ ohne Krach zu Hause erfolgt. Sie sei auch weniger mit der religiösen Haltung ihrer Eltern verwoben gewesen, habe den schuldbehafteten Druck weniger erlebt. Sie erinnere nur drei Situationen, in denen sie Angst vor einem straffenden Gott gehabt habe. Den Richtergott habe sie ihren Eltern zugeschoben. Zur Kirche zu gehören, sei für sie wesentlich politisch motiviert gewesen. Man war gemeinsam widerspenstig zum System. Sie sei selbstbewusst aktiv gewesen, habe immer gute Positionen in Gruppen besetzt. Ihr Mann habe ihre extrovertierte Art zugleich bewundert und gefürchtet, sei oft eifersüchtig gewesen.

Während Elias als kleiner Junge oft unsicher war und bei Kritik weinte, sei Annika bis zur Kl. 2 sehr viel sicherer und autonomer gewesen als er, auch gründlicher und sorgfältiger in der Erarbeitung von Inhalten. Ab Kl. 3 – die Eltern waren noch in Paarberatung, die Scheidung nicht sicher – habe Annika angefangen zu klammern, habe von da an auch bei ihr im Bett schlafen wollen. Zugleich habe der ‚Zickenalarm‘ mit den Mitschülerinnen begonnen.

Annika

Positionierung zu Gottessymbolen: Großeltern (15,6)

Annika meint, dass alle drei ähnlich denken. Bei ihnen gehöre LIEBE, URSPRUNG DES LEBENS usw. alles dazu „als Äußerungszeichen von Gott, aber sie sehen Gott doch als Person.“ Der VATER IM HIMMEL dominiere. Sie habe sich

mit ihren Großeltern nie dazu unterhalten, aber aus ihren Briefen entnehme sie das so. Die Oma [väterlicherseits] sei auch ziemlich aufdringlich. „Da fühle ich mich schon etwas missioniert. Dann schreibt sie bestimmte Wörter immer ganz groß, ER, IHN, VATER, und das finde ich dann manchmal schon ein bisschen anstrengend.“

Annika ist sich der Dominanz des Vatergottes im Gotteskonzept ihrer Großeltern bewusst, empfindet dies manchmal auch als störend, aber misst dem für ihr Denken keinen wesentlichen Einfluss zu.

Positionierung zur Bibel: Familie (15,6)

Die Großeltern hätten zur Bibel einen engen Bezug, der Vater weniger. Bei ihrer Mutter, „na ja, vielleicht hat sie auch einen näheren Bezug dazu, weil sie ja auch damit arbeitet.“ Sie wisse es nicht wirklich. Elias und sie sähen das eher moderner. „Ich finde das so ganz interessant. Aber im Konfirmandenunterricht hatten wir auch nicht so viel damit zu tun. Es ist mir nicht so wichtig.“

Annika ist sich der Nähe ihrer Großeltern zur Bibel sicher, ebenfalls der geringeren Nähe des Vaters. Wie lässt sich die Unsicherheit hinsichtlich der realen Nähe der Mutter zur Bibel erklären? Sich selbst und Elias sieht sie distanzierter. Relevanz hat die Bibel für sie derzeit nicht.

Elias

Positionierung zu Gottessymbolen: Großeltern mütterlicherseits (17,8)

Oma denke vermutlich wie Opa. Ob das aufgedrückt sei, wisse er nicht. „Oma würde immer nur von der liebenden Seite Gottes reden, aber niemals diskutieren. Opa hat mit mir diskutiert. Ich habe eine Facharbeit zum Darwinismus geschrieben. Und das fand er nicht so gut. Für die ist das Bild da, dass GOTT IM HIMMEL ist – nicht so wirklich auf der Wolke – aber doch sehr personifiziert.“ Die QUELLE DES LEBENS stehe da, weil der Opa zwar nicht den biblischen Schöpfungsbericht wörtlich nehme, aber doch „eine gewollte Entwicklungsgeschichte“ in der Evolution sehe i. S. der Kreationisten. „Gott hat es angestoßen, und ihm die Richtung

gegeben, und er wusste genau, dass es auf uns Menschen hinausläuft.“ Die LIEBE und vor allem die INNERE STIMME seien auch wichtig: „Ja, Gott will dies, und er will das.“ Die LIEBE spiele auch in Briefen immer eine Rolle: „Behüte dich Gott!“ Von Oma kämen immer solche Sachen, wo es um die Güte Gottes gehe, viel um ‚Behüten‘, aber sie habe bisher nie mit ihm diskutiert. Der Opa habe ihn zuerst fertig geredet. „Ich hatte Angst, dass ich mich fertig machen lasse und dass, wenn ich zu doll rede, er dann enttäuscht ist. Bei ihr hätte ich noch mehr Angst, dass sie dann zusammenbricht und sagt: ‚Oh, was ist mit meinem Enkel los?‘ Und das ist bei der Mutter von Papa noch schwieriger.“ Mit dem Opa habe er hart diskutiert. Mama habe ihm für den Notfall Unterstützung zugesichert, sein Onkel habe sich dazu gesetzt, was ihm Kraft gegeben habe, das durchzustehen. „Bei meinem Papa wundere ich mich, dass es nicht nach hinten losgegangen ist. Der ist ja richtig in das Religiöse reingepresst worden.“ Ihn wundert, „dass er trotzdem noch Theologie studiert, ... sich nicht ganz abgewendet hat ... trotzdem seinen Weg gefunden hat!“ Wenn er eine Linie zeichne, wo auf der einen Seite ein non-theistisches Bild, in der Mitte die Null und auf der anderen Seite ein theistisches Bild sei, dann sei sein Vater vom einen Ende zum anderen übergewechselt, „aber meine Mama ist irgendwo in der Mitte hängen geblieben.“ Seine Mutter habe sich von ihren Eltern nicht so total abgegrenzt wie sein Vater. Er denkt, von der Mutter würde Contra kommen, wenn der Vater ihr erzählen würde, wie er heute zu Gott denkt. „Wir haben jetzt lange nicht darüber geredet. Aber was ich von ihr mitkriege, das ist doch sehr ((kurze Pause)) fromm für mich. Für meinen Opa ist es wahrscheinlich nicht sehr fromm.“

Elias kennt den religiösen Deutungsrahmen seiner Großeltern genauer, insbesondere durch die intensive Diskussion seiner Facharbeit mit dem Großvater. Die Tatsache dieser Diskussion rechnet Elias dem Opa hoch an, fühlt sich zugleich verantwortlich für die etwaigen Folgen beim Gegenüber, wenn er seine Position authentisch und hartnäckig vertritt. Die inhaltliche Füllung der Metaphern INNERE STIMME und QUELLE DES LEBENS durch die Großeltern ist ihm bewusst. Er sieht seine Mutter stärker in der Tradition ihrer Eltern stehen als den Vater bezüglich seiner Eltern. Dass sein Vater trotz der erlittenen autoritären religiösen Erziehung keine vollständige Abkehr vom Christentum vornahm, verwundert ihn.

Positionierung zu Gottessymbolen: Großeltern väterlicherseits (17,8)

Opa hatte „ein personifiziertes Gottesbild. Einen, der alles ausgelöst hat und für alles verantwortlich ist“. Die LIEBE sei ihm wohl sehr wichtig gewesen, „hat er mir immer gesagt ... Und er ist immer sehr ehrfürchtig gewesen ... Ehe er gestorben ist, hat er mich als ältesten Enkel noch zu sich gerufen, mir gesagt, dass er mich sehr gern hat und jeden Abend für mich betet. Ich glaube, Opa hat sich sehr von seinem Gottesbild unterdrücken lassen.“ Das schwarze Tuch um die ENERGIE und das LICHT solle signalisieren, dass die KRAFT und die WÄRME „für ihn verloren gegangen ist, dass er so hilflos war.“ Die LIEBE steht im Schatten von Gott, „aber sie war trotzdem wichtig.“ Er habe das Gefühl gehabt, dass der Opa gelitten habe, „sich fertig gemacht, ob er auch alles richtig macht“. MUTTER ERDE und INNERE STIMME packt er unter das schwarze Tuch, weil er nicht wisse, wie der Opa dazu stand.

Er denke, die Oma habe eigentlich das gleiche Bild, sie war „auch immer sehr ehrfürchtig, fragt, ob der liebe Gott das jetzt auch gut findet. Aber für sie ist auch die LIEBE so wichtig, dass sie die immer in den Mittelpunkt stellt. Alle sollen ganz lieb zueinander sein“, die Liebe Gottes werde dauernd erwähnt. Bei ihr sei kein Tuch um die WÄRME und das LICHT. Er habe das Gefühl, dass sie auch lockerer geworden sei. Sie sei aber immer noch sehr fromm. Das höre man immer aus allen ihren Worten: „Ja, der liebe Gott hält dich in der Hand.“ Elias erzählt vom liebevollen Weihnachtspäckchen mit Selbstgebackenem, das die Oma ihm ins Ausland schickte. Er habe ihr gesagt, wie gut ihm das getan habe, und das habe sie sehr gefreut. „Für sie ist das sehr wichtig, dass sie die Wärme, die von Gott ausgeht, weitergibt.“ Aber er habe das Gefühl, dass sie immer versuche, „ihn zu missionieren, auch wenn Papa ihr das schon mal verboten hat“. Es komme dauernd was von Gottes Güte und Behütung, in Bezug auf Gott oder Jesus werde immer alles groß geschrieben: ER lässt SEINE Güte walten o.Ä., dann kommen biblische Verse und „dass Gott mich unterstützt, so als wäre er ein Tutor für mich.“ Früher habe er sich richtig darüber geärgert; jetzt störe es ihn einfach. „Ich möchte, dass sie einsieht, dass ich es nicht so sehe, dass es für mich etwas anderes ist. Aber ich sehe darüber hinweg, weil, ich möchte ihr jetzt nicht ihr Lebensende versauen ... Wenn ich jetzt aus der Kirche austräte – was ich ja nie machen würde – dann würde ich ihr damit ihr Leben zerstören. Ich habe Angst, wenn

man jetzt was Falsches sagt, dass sie dann komplett zerbricht, sich Sorgen macht, abends noch länger für mich betet.“ Er wolle das nicht. Irgendwie stimme ihn „das Ganze melancholisch. Weil ich das Gefühl habe, dass sie was verpasst hat, dass sie das ganze Leben in Trauer und Angst gelebt hat wie mein Opa. Und weil ich das nicht gut finde, wenn sie versucht, mir das aufzudrücken. Weil, das ist mein Leben!“ Wenn er versucht habe, ihr das vorsichtig anzudeuten, sei sie gleich eingeschnappt gewesen.

Dass die Oma liege, drücke ihre niedrigere Stufe zum Opa aus. Sie habe immer mit ihrer Hausfrauenrolle im Schatten gestanden. Opa war eben der Pastor. So erzähle sie es immer. Und ob sie die Rolle freiwillig nahm oder vom Opa aufgedrückt bekam, wisse er nicht.

Elias hat – seinem Alter geschuldet – mehr vom Leben und Sterben seines Großvaters miterlebt. In sein Bild mischen sich fraglos auch Erzählungen bzw. Einschätzungen seines Vaters. KRAFT und LICHT sind für den Opa – anders als bei der Oma – nicht zugänglich gewesen, die LIEBE überschattet vom VATER-GOTT, der zugleich die alles bestimmende SCHÖPFERMACHT darstellt. Macht die von beiden Großvätern dogmatisch postulierte enge Verbindung von personalem Gott und Schöpfung es für Elias so schwer, Gott und Schöpfung zusammen zu denken? Elias ist bewusst, welche Relevanz seine religiöse Haltung für die Lebenszufriedenheit, die Seelenruhe seiner Großeltern hat. Er empfindet das als belastenden Erwartungsdruck, dem er sich auf keinen Fall beugen will. Der antizipierten Verletzlichkeit seiner Großeltern in religiösen Fragen wegen argumentiert er jedoch ihnen gegenüber mit besonderer Vorsicht.

Positionierung zur Bibel: Großmutter väterlicherseits

Die Bibel bilde die Brücke zu Gott. Oma habe Angst gehabt, dass er im Ausland seinen christlichen Glauben verliere und ihm deshalb ein französisches NT geschenkt. Vermutlich nehme sie an, dass er darin lese, was er aber noch nicht getan habe. Um etwas zu suchen, benutze er lieber Sekundärliteratur. Sie schätze seinen Cousin hoch wegen seiner Aktivität, die Bibel durchzulesen. „Für die Oma ist das, was die Bibel sagt, Gottes Wort. Sie macht auch regelmäßig Bibelarbeit.“ Ob sie nur hingehört oder es noch selbst veranstaltet, wisse er nicht. Insgesamt denke er, dass Oma und Opa dasselbe Gottesbild gehabt hätten und auch zur Bibel in gleicher Weise standen.

Elias sieht das Bibelkonzept seiner Großeltern als sehr eng verknüpft mit dem Gotteskonzept an. Als Gottes Wort habe die Bibel absolute Autorität.

Positionierung zur Bibel: Großeltern mütterlicherseits

Die Brücke der Großeltern mütterlicherseits von der Bibel zu Gott sei etwas wackliger, weil für Opa zwar klar sei, dass die Bibel zu Gott führe und insofern bleibender Maßstab, aber doch nicht immer eindeutig sei. „Die Oma [väterlicherseits] sieht es auch nicht komplett wörtlich. Aber es gibt für Oma klare Interpretationsregeln. Man könnte Oma und ihren Leuten ein Stück der Bibel geben, und sie würden immer das Gleiche da raus interpretieren, weil sie das so oft gehört haben, dass sie einfach in diesen Interpretationsregeln denken.“ Eigene Interpretation sei daher unmöglich. „Bei dem Opa kann ich mir vorstellen, dass er auch mal etwas anders interpretieren könnte. Deshalb so eine wackligere Brücke, weil er vielleicht sagen würde: ‚da kann ich auch mal was anderes denken. Das kann auch mal falsch sein. Aber vielleicht will Gott das ja. Ja, ((lacht)) Opa macht sich das sehr einfach, habe ich das Gefühl.“

Der Umgang der Großeltern mütterlicherseits wird als etwas offener gesehen. Etwaige ‚Fehler‘ in der Interpretation bzw. der Entwicklung würden jedoch stets durch den göttlichen Heilsplan sozusagen abgedeckt, eine Denkbewegung, welche Elias als allzu schlicht in Frage stellt.

Vergleichender Blick auf die ‚religiösen Heimaten‘ von Annika, Elias, ihren Eltern und Großeltern

Die Geschwister wachsen – trotz Trennung und Scheidung – in einer (unterschiedlich) engen Beziehung zu beiden Eltern auf. Beide Eltern haben ihre religiöse Biografie bearbeitet, sind theologisch gebildet und gesprächsbereit. Die Kinder haben bei Mutter wie Vater Raum zur Kommunikation religiöser Fragen. Dieser Raum wird jedoch von den Geschwistern unterschiedlich genutzt. Annika befasst sich eher zugehörigkeitsmotiviert mit religiösen Inhalten und orientiert sich dabei zunehmend an der Mutter. Elias, stärker intrinsisch motiviert, nutzt von klein auf in religiösen Fragen vor allem die Kommunikationsmöglichkeiten mit dem Vater.

Blick auf die religiöse Heimat der Großeltern

Beide Eltern verstehen sich religiös, sehen sich aber in (unterschiedlich großer) Distanz zur religiösen Heimat der eigenen Eltern. Die evangelikale ‚Heimat‘ der Großeltern trägt in Einzelheiten unterschiedliche Züge, hat aber viele Gemeinsamkeiten. Die Eltern von Annika und Elias erlebten beide eine religiöse Atmosphäre, die von der permanenten Dominanz des Vatergottes geprägt war, beim Vater kombiniert mit der (real nicht ausfüllbaren) überhöhten Männlichkeitsrolle als Folge des Erwartungsdrucks an den Pfarrer. Beide wuchsen mit einem Dogmatismus auf, in dem die ‚Richtigkeit‘ des Glaubens Priorität besaß vor der Herzlichkeit von Beziehungen. Beide wurden mit einer Fülle von (teils unverständenen, teils auch belastenden) Bibel-, Choral- und Gebetstexten groß, die für ihre (Groß-) Eltern hochbedeutsam und nicht hinterfragbar waren in ihrer Auslegung. Biblizistische Auslegung und dogmatische Enge dominierten. Die Rede von Gottes Führung und Heilsplan (Prädestinationsgedanke inklusive), von Sünde, Schuld, Gericht, Jesu Erlösungstat usw. durchzog einem Sauerteig gleich das gesamte Leben. Die Gewissensängste der Erwachsenen wurden weitergegeben, vor allem beim Vater. Die Frömmigkeitshaltung der (Groß-) Eltern bestimmte erkennbar die Existenz total, entfaltete dabei aber eher unterdrückende, abgrenzende Züge als befreiendes Potenzial, das auch zu anderen Menschen eine Brücke gebildet hätte. Für eigenes religiöses Denken gab es in dieser ‚Heimat‘ kaum Raum, beim Vater von Annika und Elias deutlich weniger als bei der Mutter.

Der Blick des Vaters auf seine Eltern ist differenziert, entsprechend der Dichte der Kommunikation zwischen Vater und Sohn (zusätzlich durch sein altersbedingt deutlicheres Miterleben des verstorbenen Großvaters) auch der Blick von Elias. Der Großvater wird als stärker religiös ‚verkrümmt‘, eingeengt und bedrückt wahrgenommen. Wie nachhaltig der Vater (aber auch seine geschiedene Frau) die ihm aufgedrückte Prägung einschätzt, wird in den Positionierungen sichtbar. Als Kind unentrinnbar an eine INNERE STIMME gefesselt und auf einen richtenden Gott mit Schöpfermacht im Hintergrund fixiert, postuliert der Vater der Geschwister für die Gegenwart zwar für sich wiederholt ein ganz abstraktes Gotteskonzept, räumt jedoch ein, in Situationen von Angst und Wut immer noch als fernes Gegenüber den VATERGOTT zu haben. Und in Situationen von Schuld bzw. Versagen spüre er noch deutlicher Reste des früheren Konzeptes. GOTTVATER sei als INNERE STIMME und in seiner richtenden (Taschenrechner!) Funktion dann wieder präsent. Die Vermutung der geschiedenen Frau, dass die Bindung an den bedrohlichen Vatergott nicht wirklich habe aufgelöst werden können, wird insofern vom Vater der Kinder selbst bestätigt. Die-

ser kann zwar den durch die großelterliche religiöse Heimat mitgegebenen Traditionsschatz wertschätzen, distanziert sich jedoch sowohl von deren theologischem Denken als auch von ihrer Frömmigkeitshaltung. Entsprechend seiner schmerzvoll erfahrenen ‚Gottesvergiftung‘³⁷ stellt er die Weichen bezüglich der religiösen Erziehung seiner Kinder radikal anders und würde dies bei einem Neubeginn wieder tun.

Die Großeltern mütterlicherseits werden übereinstimmend als religiös weniger rigide eingeschätzt. Die Fixierung auf den VATERGOTT erlebte die Mutter der Kinder aufgrund ihrer herzlichen Vaterbeziehung nicht als traumatisierend. Sie distanziert sich zwar deutlich von der religiösen Heimat ihrer Eltern hinsichtlich des theologischen Denkens, weniger jedoch von deren Frömmigkeitshaltung. Einen Teil dieser Frömmigkeit spürt sie als rational nicht begründbares ‚Heimatgefühl‘ und bringt dies in die Ausgestaltung ihres Pfarramts mit ein. Die Mutter bemühte sich wie der Vater, den religiösen Denk- und Empfindungsraum für ihre Kinder offener zu gestalten als sie ihn selbst erfuhr und stellte entsprechende Weichen. Aus der Distanz urteilt sie selbstkritisch, dabei zu viel von der eigenen Tradition abgeschnitten zu haben. Sie habe hinsichtlich der religiösen Beheimatung ihrer Kinder zu wenig eingebracht (z. B. Segnungsrituale o. Ä. nicht gepflegt).

Der Blick der Kinder auf die Großeltern

Elias benennt die Großeltern durchgängig als starke oder gar sehr starke Impulsgeber seiner religiösen Haltung, wobei die Impulsgebung wesentlich darin zu sehen sein dürfte, dass sich Elias zu den Positionen der Großeltern hinsichtlich Bibel- wie Gotteskonzept und Schöpfungsverständnis negativ abgrenzt, d. h. die Großelternposition als Negativfolie zum eigenen Denken verwendet. Annika negiert durchgängig den Einfluss des Opas. Hinsichtlich der großmütterlichen Impulse schwankt sie zwischen stark und gar nicht, wobei letzteres überwiegt. Während Elias die religiöse Haltung seiner beiden Großelternpaare und hier wiederum getrennt nach Geschlecht differenziert wahrnimmt einschließlich des von ihnen ausgehenden Erwartungsdrucks, nimmt Annika die religiöse Haltung der verbliebenen drei Großelternpaare pauschal wahr. Die ‚missionarischen‘ Impulse stören sie (wie ihren Bruder) etwas, lösen bei ihr – anders als bei Elias, der sich sorgt, die Großeltern durch seine Haltung aus dem seelischen Gleichgewicht zu bringen – aber weder positiv noch negativ große Resonanzen aus.

37 Vgl. Moser 1976.

Der wechselseitige Blick von Kindern und Eltern aufeinander

Die vielfältige Übereinstimmungen der Positionierungen und deren Kommentierungen weisen insgesamt auf ein recht genaues wechselseitiges ‚Wissen‘ um einander hin, das sich teils der Kommunikation zu religiösen Fragen verdanken dürfte, teils dem Erspüren der Haltungen. Die wenigen Differenzen dürften sich durch je unterschiedliche Konnotationen der Symbole, durch ‚blinde Flecken‘ bezüglich der Selbstwahrnehmung bzw. Projektionen erklären lassen. Die Platzierungen der inneren Stimme, die Elias selbst ausblendet, die durch beide Eltern aber für ihn eingetragen wird, erscheint unter diesen Gesichtspunkten plausibel, nachvollziehbar auch die verdeckte nahe Platzierung des Vatergottes für ihren geschiedenen Mann durch die Mutter. Der Vatergott im Rücken von Annika, den ihr Vater dort als Ergebnis großelterlicher Impulse sieht – eine Projektion? Viele Fragen bleiben offen: Wie erklärt sich z. B., dass der Vater der Kinder seiner ehemaligen Schwiegermutter einen in Ansätzen historisch-kritischen Umgang mit der Bibel zuschreibt, den deren Tochter offenbar nicht wahrnimmt? Hat er den kritischen Blick der Schwiegermutter auf ihn als Schwiegersohn verschoben? Und wie ist es zu verstehen, dass die geschiedenen Eltern für sich selbst mit der Wahl der jeweils größten Bibel deren Lebensrelevanz für sich selbst betonen, dem Partner aber eher nur eine Arbeitsbeziehung zur Bibel zuschreiben? (Dass dies beide vorsichtig und unter Betonung des Vermutungscharakter äußern, ist in Hinblick auf die interessante Parallelität der Zuschreibungen zweitrangig.)

Bilanz

Annika und Elias sind von Kl. 1 an fähig, Metaphern zu Gott zu gestalten und die Gestaltungen nachvollziehbar zu verbalisieren. Dass es eine Vielfalt von ‚Bildern‘ für Gott geben kann, erscheint ihnen normal.

Spuren von physischem Anthropomorphismus im Gottesbild fehlen ganz; bei Annika tauchen in Kl. 2 vorübergehend Indizien für psychischen Anthropomorphismus auf, bei Elias fehlt auch dieser.

Beide Geschwister verknüpfen Gott von Beginn an mit ihrer gesamten Lebenswelt, speziell mit Situationen, wo es um Ermutigung, Konflikte, Versöhnung, Problemlösungen geht. Das Wirken Gottes bzw. seine Präsenz wird von Beginn an als intrapsychisches verstanden; Gott handelt durch und in Menschen. Probleme sind vom Menschen selbst zu bewältigen, statt Hilfe von außen zu erwarten. Sofern Gott in Belastungssituationen als Beistand erfahren wird, kann dies nur als Bekenntnis, aber nicht als Tatsachenbehauptung formuliert werden.

Zwischen den Formen und Inhalten der Metaphergestaltungen der Geschwister finden sich in den ersten Jahren auffällige Parallelen, die darauf hindeuten, dass die Geschwister religiöse Fragen kommunizieren. Annika lehnt sich inhaltlich wie formal offenkundig an den älteren Bruder an. Sie greift entsprechend der unterschiedlichen Reife zeitversetzt die gleichen Aspekte auf. Während Annika in Kl. 1 sich sowohl in der Gottesmetapher als auch in der Lebensweltzeichnung ausschließlich auf positive Aspekte beschränkt, wird von Elias (Kl. 2) das Böse/Dunkle sowohl in der Gottesmetapher als auch in der Lebensweltzeichnung sichtbar, aber durch Gott bewältigt. Das bewältigte Böse/Dunkle taucht im Folgejahr mit parallelem Material (schwarzes Tuch) in Annikas Gestaltung (Kl. 2) auf, während Elias (Kl. 3) sein Gotteskonzept in zwei Richtungen erweitert. Zum einen bezieht Elias die gesamte Lebensspanne, den Tod und eine nachtodliche Existenz in sein Konzept mit ein, zum anderen tritt die Verborgenheit Gottes in den Blick. Das Böse/Dunkle wird nicht weggeräumt von Gott. Den gleichen Schritt der Erweiterung kann man bei Annika zwei Jahre später beobachten.

Ihr vorübergehendes ‚Steckenbleiben‘ in einem Gottesverständnis, welches davon ausgeht, dass Gott das Böse im Leben fraglos zunichte macht, verweist auf die Problematik einer mangelnden Passung zwischen Gottesverständnis und existenzieller Erfahrung. Annikas Gottesbeziehung bricht vorübergehend zusammen. Im dritten Untersuchungsjahr (Kl. 3/4/5) sind die Belastungen der Geschwister durch die familiären Turbulenzen offenbar auf ihrem Höhepunkt. Beide zeichnen innerhalb der Unterrichtseinheit zum Symbol Weg für sich einen Lebensentwurf, der durch Unfalltod früh endet, etwa in dem Alter, in dem sich ihre Eltern gerade befinden. Das Leben eines Erwachsenen erscheint nicht lebenswert. In ihrer kurz danach angefertigten Lebensweltzeichnung ist Gott für Annika nur noch in der Zuwendung spendenden Katze präsent. Annika gestaltet bald darauf zu Gott ein in Form, Inhalt und Deutung zum Vorjahr fast identisches Gebilde, negiert jedoch einen Gottesbezug bzw. je gebetet zu haben. In der darauf folgenden Lebensweltzeichnung ist gar kein Bereich mehr mit Gott verknüpft. Zerbrach die Gottesbeziehung an dem Gottesverständnis von Annika, das nicht mit ihren Erfahrungen kongruent war? Auch Elias baut in dieser Phase eine dem Vorjahr ähnliche Metaphergestaltung, die jedoch den verborgenen Gott bereits integriert hat und sich insofern nicht sperrig zu seinen schmerzhaften Erfahrungen verhält. Elias nimmt (den manchmal auch verborgenen) Gott in seiner Lebenswelt wahr und nutzt dies als Ressource. In Kl. 4 gestaltet Annika eine Gottesmetapher, die – wie Elias in Kl. 3 – die Aspekte des verborgenen Gottes wie der Erweiterung auf die gesamte Lebensspanne und über den Tod hinaus in das Konzept integriert. Die nachfolgenden Äußerungen deuten darauf hin, dass Annika ihre Gebetspraxis wieder aufgenommen hat und Gott mit ihrer Lebenswelt verknüpft.

Beide Geschwister sehen zu Beginn einen Zusammenhang zwischen Gott und Natur, Schöpfung. Dieser Zusammenhang nimmt bei beiden allmählich ab, wird ab Kl. 7 eher bestritten, vor allem hinsichtlich der Weltentstehung, die offensichtlich für beide legitim nur aus der Perspektive der Naturwissenschaft betrachtet werden kann. Hat der großelterliche Schöpfungsdogmatismus der DDR-Tradition, in biblischer Schöpfungslehre und naturwissenschaftlicher Welterklärung einen unüberbrückbaren Gegensatz zu sehen, geradewegs in die Hände gearbeitet?

Beide Geschwister beginnen mit einem nicht gegenständlichen, nicht anthropomorphen Gott, dem man sich im Gebet trotzdem mitteilen kann. Dass man mit Gott verhandeln könne i. S. einer Do-ut-des-Beziehung, dafür finden sich keine Anzeichen bei den Geschwistern. Während das Gotteskonzept von Elias jedoch schon früh ganz abstrakt wird und in seinem Bemühen um intellektuelle Redlichkeit auch durchgängig konsistent bleibt, sozusagen systematisch ‚sauber‘, finden sich bei Annika Brüche im Verlauf und z. T. auch Widersprüche im Konzept.

Annika scheint in den frühen Jahren wesentlich durch die väterliche religiöse Erziehung geprägt zu sein. Eine Personifikation Gottes wird strikt abgelehnt, in den Kl. 6/7 der VATERGOTT noch konsequent für sich wie für die ganze Familie unter das schwarze Tuch gesteckt. Offenbar fällt die MUTTER ERDE, die Matrioschka nicht unter die Kategorie der abzulehnenden Personifikation. Sie bleibt für alle Familienangehörigen im Bild. Im Untergrund scheinen bei Annika jedoch Elemente eines personalen Gotteskonzeptes vorhanden, die erst in Kl. 9 in ihren Positionierungen explizit zutage treten. Welche Anteile der erlebte Konfirmandenunterricht, die in diese Richtung weisenden großelterlichen Impulse bzw. die häufige Mitwirkung in den von der Mutter gestalteten Gottesdiensten an dieser Veränderung haben mögen, ist kaum zu klären. Die Vermutung, dass schon vorher neben dem postulierten non-personalen ein eher traditionelles Gottesbild mitlebte, stützt sich auf die Kontinuitäten ihres semantischen Differentials. In ihrer letzten Positionierung drückt sie visuell wie verbal die Nähe zur mütterlichen religiösen Haltung aus und begründet die Beibehaltung des VATERGOTTES mit der Notwendigkeit eines ‚extra-nos‘ für sich. Annika definiert sich selbst aktuell nicht als religiös besonders engagierte Person. So wird sie auch von den Eltern und dem Bruder gesehen. Annikas Religiosität scheint ihnen wenig durchgearbeitet und derzeit kaum existenzbezogen, ihre Mitwirkung an Gottesdiensten vor allem zugehörigkeitsmotiviert. – Liest man die Äußerungen von Annika zu ihrem religiösen Denken und Empfinden auf dem Hintergrund der mütterlichen Beschreibung ihrer eigenen religiösen Haltung, so entdeckt man erstaunliche Parallelen. Die Mut-

ter beschreibt ihr religiöses Grundempfinden als Umfangensein von Gott, als Gehalten-, Getragenwerden. Dies Motiv taucht bei Annika verschiedentlich auf. – Ihr Festhalten am (wenn auch randständigen) Vatergott begründet die Mutter mit der dialogischen Grundstruktur des Gebets. Annika beschreibt ihr Beten als eine Art von Nachdenken, was mittels einer Personifikation besser gelinge, wobei es den Anschein hat, als ob Annika zu dieser Zeit das Gebet kaum als Ressource für sich ansieht und nutzt. Letztlich orientiert sich Annika offenbar am Gotteskonzept ihrer Mutter. Diese Einschätzung wird – vgl. die Parallelität der Positionierungen – offenkundig von der ganzen Familie geteilt. Gewisse Differenzen und Unsicherheiten bleiben. Was drückt sich darin aus, dass Vater und Bruder für Annika aufgrund der von ihnen gefühlten Distanz von Annika zur INNEREN STIMME diese unter das schwarze Tuch verbannen, während Mutter und Tochter das Symbol zwar in Distanz, aber doch im Blickfeld belassen? Was hat es auf sich mit den Zweifeln von Elias an den tatsächlichen Haltungen von Schwester und Mutter, mit seinen Zuschreibungen von Unsicherheit? Spüren tatsächlicher Brüche? Projektionen? Fantasien aufgrund vorübergehender Kommunikationsdefizite?

Die Entwicklung von Elias zeigt große Kontinuität. Er beginnt bereits ungegenständlich und wird in seinem Gotteskonzept zunehmend abstrakter, und dies noch radikaler als sein Vater, an dessen Denken und Empfinden sich Elias erkennbar anlehnt. Gott als personales Gegenüber hat sich – ohne erkennbaren emotionalen Bruch – bereits in Kl. 5 aufgelöst in menschliche Verbundenheit, Solidarität. Dem daraus resultierenden Bruch im Gebetsverständnis folgt zunächst kein Abbruch der Gebetspraxis. Ist ein dialogisches Sich-Mitteilen letztlich unabhängig von der Imagination eines Gegenübers? Wie fiktiv darf der Andere sein? Elias scheint Gottes Präsenz – insbesondere in der Gemeinschaft der Glaubenden (= Kirche) – so stark zu erfahren, dass die Virulenz der Frage nach der Wirklichkeit Gottes dahinter zurücktritt. Die Unbegreiflichkeit Gottes kann aufgrund der Kraft spendenden Erfahrungen (insbesondere von Gemeinde) ausgehalten werden. Elias nimmt die Impulse seines religiösen Umfelds, besonders die des Vaters, wach auf und reflektiert sie, grenzt sich aber – vermutlich durch den Vater sensibilisiert – überall dort ab, wo Überfremdung bzw. Manipulation zu drohen scheint, z.B. seitens der Großeltern. Die Autonomie seines religiösen Denkens und Empfindens ist ihm ebenso wichtig wie die Konsistenz seines Konstrukts. Dass er sich – seinem Vater in der radikalen Ablehnung des Theismus folgend und sich damit wie dieser disjunktiv auch daran bindend – weit vom Glauben anderer Kirchenmitglieder entfernt, ist ihm schmerzlich bewusst. Er empfindet sich partiell als Verräter und Ausbeuter der Gemeinschaft. Insgesamt ist – parallel zur Nähe von Annikas Haltung zu der

ihrer Mutter – eine große Nähe der Haltung von Elias zu der seines Vaters zu konstatieren. Verdanken sich religiöse Haltungen wesentlich der Gefühlsansteckung, der Identifikation mit dem Modell?

Die Retrospektion der Geschwister auf ihre Metaphergestaltungen verläuft recht unterschiedlich. Während Elias fast durchweg die Gestaltungen und die vorgenommenen Bedeutungszuweisungen der Vorjahre präzise benennen kann, erinnert sich Annika überwiegend ungenau und projiziert aktuelle Bedeutungen retrospektiv in frühere Gestaltungen hinein. Ist dies ein Effekt der unterschiedlichen Intensität des religiösen Interesses?

3 Bündelnde Ergebnisse zu ausgewählten Aspekten (Anna-Katharina Szagun)

3.1 Vorwort

Die Fülle der Aspekte, die im Nachzeichnen der Entwicklung von neun bzw. siebzehn (KET I und II) Heranwachsenden über den Zeitraum von 4–8 Jahren angesprochen wurde, kann hier nicht aufgenommen werden. Fragen, zu denen bereits ein Folgeband von KET vorbereitet wird, werden hier nur in Erinnerung gerufen: In Vorbereitung für KET ist eine Studie von Astra Dannenfeldt zur Korrelation von Selbstkonzept und Gotteskonzept, ebenso eine Studie von Ina Bösefeldt zu genderspezifischen Aspekten und eine Studie von Michael Fiedler zum Wirkungsverhältnis von Struktur und Freiheit in der religiösen Entwicklung von Kindern, die im konfessionslosen Kontext aufwachsen. Nachfolgend werden vor allem Aspekte thematisiert, die sich aus dem für diesen Band gewählten Titel ‚Religiöse Heimaten‘ ergeben. Dabei wurde versucht, aus der Zusammenschau der Einzelfälle aus KET I und II Muster herauszuarbeiten unter Einbeziehung von weiteren Daten aus Sample A und B. Aufgrund der zentralen Bedeutung des Bibelkonzepts für das Gotteskonzept wird diesem Aspekt besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Schließlich werden in Thesenform zentrale Ergebnisse der Rostocker Studie ins Blickfeld gerückt, die möglicherweise gemeinsames Nachdenken über die Theologie von, mit und für Kinder in Schule und Gemeinde anstoßen. Abschließend werden Fragen in den Raum gestellt, deren Beantwortung – die Möglichkeiten einer empirischen Studie sprengend – nur im gemeinsamen Ringen verschiedener Fachdisziplinen geleistet werden kann.

3.2 Blickpunkt generationsübergreifende Wirkungszusammenhänge

Die Rostocker Langzeitstudie begann zwar vor der Tübinger Familienstudie und wurde unabhängig von ihr durchgeführt. Aber infolge des sich anbahnenden Dialogs mit Klaus Kießling ergaben sich im Verlauf Schnittmengen³⁸, die es interessant erscheinen lassen, zentrale Ergebnisse der Tübinger Forschungsgruppe ‚Wirkungen religiöser Familienerziehung‘ vergleichend zu Rostocker Befunden in den Blick zu nehmen. Welche Übereinstimmungen bzw. Abweichungen zeigen sich? Spiegeln sich die unterschiedlichen Kontexte der Untersuchungen darin?

Die religiöse Entwicklung des Kindes wird auf seinem Weg der Subjektwerdung wesentlich von der je spezifischen religiösen Heimat der Familie geprägt. Die in KET II nachgezeichneten Biografien bestätigen, deutlicher noch als die Einzelfälle aus KET I, was Biesinger/Sautermeister für die Tübinger Familienstudie in Anknüpfung an die Untersuchungen von Schwab³⁹ konstatieren: „Religiöse Tradierungsprozesse lassen sich sowohl bei religiösen Familien als auch bei solchen Familien erkennen, die sich selbst nicht als religiös bezeichnen.“⁴⁰ Nicht nur die Eltern, sondern auch die Großeltern spielen in den Tradierungsprozessen eine eminent große Rolle, wie sich an den Entwicklungsverläufen der Geschwisterpaare – insbesondere an Annika und Elias – ablesen lässt. Die engsten Bezugspersonen bilden (in der Regel) auch heute bis in die Adoleszenz hinein positiv wie negativ die wichtigsten Modelle für das religiöse Denken und Empfinden der Heranwachsenden.

Im vorliegenden Band wurden vier verschiedene ‚Grundtönungen‘ von religiösen Heimat(en) exemplarisch dargestellt: eine dezidiert a- bzw. antichristliche ‚Färbung‘, eine christlich-konventionelle, eine theologisch-reflektierte und eine konfessionslos-offen-ambivalente. Jede der vier Heimaten hat ihre inhaltlichen und formellen Selbstverständlichkeiten, ihre besonderen Gefühlswelten und Bedeutungshorizonte, die einen je spezifischen gemeinsamen Kosmos bilden, den man teilt. Aber innerhalb dieses geteilten Raums des Denkens und Empfindens, dieser gemeinsamen Grundtönung gibt es Schattierungen, Pluralität und d. h. eine Vielfalt von Modellen, die zur Wahl stehen und für kurze oder längere Phasen prägend wirken. Welche unterschiedlichen Faktoren sind bedeutsam bei der Wahl von Modellen?

38 Der in Tübingen verwendete Leitfaden zur Befragung der Eltern zur praktizierten religiösen Erziehung wurde in modifizierter Form auch in Rostock eingesetzt.

39 Schwab 1995.

40 Biesinger/Sautermeister 2005, 66–79, hier 68.

Die Rostocker Ergebnisse belegen – ebenfalls parallel zur Tübinger Familienstudie – welche zentrale Bedeutung der Übereinstimmung von geäußerten Grundeinstellungen und dem praktizierten Verhalten, mithin der Authentizität der Modelle, zukommt. Heranwachsende scheinen – sichtbar in den Positionierungen ihrer ‚Modelle‘ zu Gottessymbolen bzw. Bibel – fast seismographisch die ‚wahre‘ Nähe/Distanz bzw. Haltung von Eltern/Großeltern zu religiösen Inhalten zu erfassen. Mindestens spricht die Stimmigkeit der kommentierten Visualisierungen für ein ausgeprägtes Spürbewusstsein der Heranwachsenden hinsichtlich der tragenden (oder eben nicht tragenden) weltanschaulichen Grundhaltung ihrer Bezugspersonen. Allerdings ist die Authentizität von Personen keineswegs die Gewähr dafür, dass sie tatsächlich als Modell wirksam werden (vgl. die Großväter mütterlicherseits von Horst und Reinhard bzw. die Großeltern von Annika und Elias).

Übereinstimmung mit der Tübinger Familienstudie gibt es auch in der Aussage, dass sich religiöse Erziehung unter Zwang negativ auf die religiöse Entwicklung der Kinder auswirkt. Wie nachhaltig bedrückend sich Zwang in der religiösen Erziehung generationsübergreifend auswirkt, ist an der Familie von Annika und Elias abzulesen. An Lianas Entwicklung wird anschaulich, wie Indoktrination (sei sie christlich oder atheistisch) auf die Verarbeitung von Inhalten wirkt. Die aufgezwungenen Denkinhalte liegen wie Krusten über den Knospen des Denkens und Empfindens, so dass sich nichts Neues entwickeln kann.

Die religiöse Pluralität heutiger Familien – so die Tübinger Studie – führe „häufig zu Unsicherheit bei der religiösen Erziehung ..., da es den Beteiligten an angemessenen Bearbeitungsstrategien fehlt und über strittige ... religiöse Fragen in der Familie lieber geschwiegen wird.“⁴¹ Es ist angesichts des konfessionslosen Umfelds nicht verwunderlich, wenn die Gespräche mit Heranwachsenden und mit deren Eltern in Rostock fast durchweg die o. g. Unsicherheit und eine fast völlige Ausklammerung von religiösen Inhalten aus der familiären Kommunikation erbrachten. Kritik an Kirche, an Religion ist kommunikel, nicht aber persönliches Ringen um Glaubensfragen. Religion ist Privatsache. Nur im geschützten Raum kann die religiöse Thematik kommuniziert werden. Im agnostischen Umfeld verschließt der drohende Spott, falls man sich als ‚religiös‘ outet, den Mund. Für den ostdeutschen Kontext (Rostock: ca. 10% Christen) gilt in verstärktem Maß, was Biesinger/Sautermeister für Tübingen konstatieren:

41 Anhang zu Biesinger 2005, 156.

„Das gesellschaftliche Umfeld lehnt Religiosität ab.“⁴² Für die meisten Eltern spielt – wie in Tübingen – „Religiosität keine oder eine nur untergeordnete Rolle“⁴³. Aber selbst in kirchlichen Familien, ablesbar an Horst, Reinhard oder Joel, herrscht verbreitet Schweigen, weil wie in Tübingen „die Eltern ihre eigene Religiosität als unsicher-ambivalent (erleben)“ und sie daher in den Inhalten und Formen, in denen sie selbst religiöse Erziehung erfuhren, nicht weiter geben mögen. Eltern wie Heranwachsende ‚sitzen‘ so auf aufbrechenden Glaubensfragen und -zweifeln zumeist ohne ‚Adresse‘. Vielleicht lag hier die Motivation zu der (die Verfasserin mit Dank erfüllenden) überraschend großen Offenheit von Eltern und Heranwachsenden, sich auf Gespräche zu Leben und Glauben einzulassen. Die seltene Gelegenheit, im geschützten Raum zu religiösen Fragen auszutauschen, wurde genutzt⁴⁴.

„Religiöse Erziehung ist in aller Regel Frauensache“, konstatiert die Tübinger Studie⁴⁵ und fragt nach den Folgen dieser Einseitigkeit für die Identifikationsmöglichkeiten von Jungen, aber auch von Mädchen. An den Biografien von Elias, Horst und Reinhard (KET I: Franziska) ist ablesbar, welche Ausstrahlungskraft männliche Vorbilder (auch generationsübergreifend) haben können.

Die Tübinger Studie weist den Eltern in mehrfacher Hinsicht eine Schlüsselrolle in der religiösen Erziehung zu. „Die Gottesbeziehung vermittelt sich über die Elternbeziehung – zum einen über die bei der religiösen Erziehung erfahrene Nähe (insbesondere bei Abendritualen), zum zweiten dadurch, dass die Eltern gleichsam Modell für das Gottesbild stehen (positiv, aber auch negativ oder ambivalent), zum dritten, indem die in der Familie gelebten Beziehungsstrukturen die Gottesbeziehung prägen (sichere oder unsichere Bindung usw.).“ Die zentrale Rolle der Eltern bezüglich der Entwicklung einer Gottesbeziehung bei Kindern lässt sich empirisch auch für Rostock belegen. Allerdings ist fraglich, ob die o.g. drei Aspekte (Abendrituale, Entsprechung von Elternbild und Gottesbild, Beziehungsgeschehen) in gleicher Weise in Rostock vorkommen und von ebenso ausschlaggebender Bedeutung sind. Dem Gewebe von familiären Faktoren, die sich in Rostock als bedeutsam herauschälen, soll unter dem Begriff ‚religiöse Heimat‘ nachgegangen werden.

42 Biesinger/Sautermeister 2005, 73.

43 Ebd., 72.

44 Vgl. Fiedler 4.2.2.c

45 Anhang zu Biesinger 2005, 156.

3.3 Blickpunkt religiöse Heimat: familiäre Subkultur

Ein vergleichender Blick auf die neun Heranwachsenden von KET II, ergänzend die Einzelfälle aus KET I (sowie Ergebnisse aus bisher nicht veröffentlichten Biografien), zeigt, dass es jenseits der individuellspezifischen Verarbeitung des ‚heimatlichen‘ Kontextes auch Gemeinsamkeiten im Gottes- bzw. Bibelkonzept und Gebetsverständnis gibt, die sich mithin der familiären Subkultur verdanken dürften.

3.3.1 Beim Schuleintritt ist schon vieles gebahnt

Ein Großteil der Kinder brachte – vgl. die entsprechenden Befunde bei Bucher (1994) und Hanisch (1996) – bei Schuleintritt ein anthropomorphes Gottesbild mit, allerdings mit erheblichen Nuancen. Ganz unmittelbar zeigte sich das anthropomorphe Konzept im ‚Missverstehen‘ der Aufgabe, eine Metapher zu Gott zu gestalten. Statt eines Vergleichs wurde Gott als menschliche Figur dargestellt (Petra Kl. 1 und 2, Liane Kl. 5, Torsten Kl. 2; KET I: Nora Kl. 1, Erwin Kl. 2, 3, 4, 5, Lilli Kl. 3, 5, 6). Dass sich andere Kinder Gott unsichtbar anthropomorph vorstellten, war ‚Pseudometaphern‘ zu entnehmen: Die Kinder gestalteten das Zuhause bzw. ein Fahrzeug von Gott, den sie unsichtbar dort imaginierten (Torsten Kl. 3, 4, 5, Katharina Kl. 4, Horst Kl. 4, 5, Norbert Kl. 1; KET I: Joel Kl. 1, 2, 3, 4, Nora Kl. 2). Dabei traten geschlechtsspezifische Besonderheiten auf: Die Jungen wählten unter vornehmlicher Verwendung von Elektro- und Plastikschratt fast ausschließlich technische ‚Gehäuse‘ für Gott, vor allem Raumschiffe oder -stationen, aber auch Autos. Die Mädchen gestalteten Gottes ‚Gehäuse‘ vornehmlich aus Naturmaterialien in Form von Wohnungen, Inseln oder Schiffen. Als Flugmobil, auf dem Gott sitzend imaginiert wurde, wählten Mädchen eher Vögel. Die Wahl einer Insel war mit dem Gedanken unverfügbaren Zugangs verbunden, der auch in der Gestaltung eines bewegten, häufig weit oben verorteten ‚Gehäuses‘ bzw. Flugmobils für Gott eine Rolle spielte. Auch der erhöhte Ort spiegelte ansatzweise Transzenzenzbewusstsein. Gott stehe über allem, könne von Menschen nicht einfach erreicht werden, habe den Überblick über die Welt und könne schnell helfend zur Stelle sein. Verbunden mit diesem anthropomorphen Konzept fand sich bei einigen Kindern die Vorstellung eines direkten Eingreifens Gottes in Geschehnisse der Welt und damit verbunden – allerdings nur teilweise – ein Gebetskonzept, das von handgreiflichen Erwartungen von

Schutz und Hilfe durch den jenseitigen Übervater getragen war. Solche Vorstellungen von Gottes Wirken vertrat aber nur eine Minderheit.

Physischer Anthropomorphismus dominierte vor allem bei Kindern aus dezidiert antichristlichen Familien⁴⁶ (Petra, Liane), fand sich aber auch bei Kindern aus konfessionslosen oder -gebundenen Familien vor, bei denen sich die ‚religiöse Bildung‘ mehr oder minder auf die Weitergabe der ‚kulturellen Tapete‘ beschränkte, wenn auch mit Schattierungen. Bei konfessionslosen Kindern, die nicht aus dezidiert antichristlichen Familien stammten, waren in das anthropomorphe Konzept überwiegend bereits transzendenzbewusste Züge integriert, z. B., dass Gott unsichtbar ist, ohne Essensbedürfnisse, mit dem Flugzeug nicht erreichbar usw. Viele Kinder waren offen, ihr Konzept in Richtung auf ein stärkeres Transzendenzbewusstsein zu verändern.

Gerade Kinder aus konfessionslosen Familien, die religiös durch die Eltern wenig festgelegt wurden, nahmen bei Vorliegen eines positiven Beziehungsklimas bereitwillig Impulse zur Erweiterung ihres religiösen Horizontes auf (Norbert; KET I: Nora, Damian, Aaron). Fehlten solche Impulse (kein Religionsunterrichts), so blieben mit dem Weltbild kaum verträgliche anthropomorphe Konzepte – als Parallelwelt quasi eingekapselt – trotz vorhandener kognitiver Reife lange erhalten. Torsten und Erwin, die früh eine persönliche Gottesbeziehung aufgebaut hatten, konnten kognitive Dissonanzen möglicherweise emotional ausbalancieren durch den Gewinn an Halt und Sicherheit, den sie aus diesem Beziehungsgeschehen zogen. Die gedanklichen Konstrukte waren nur sekundär bedeutsam gegenüber der Vertrauensbeziehung.

Für konfessionell gebundene Kinder treten Veränderungsimpulse des Religionsunterrichts u. U. in Konkurrenz zu den familiär vermittelten Konzepten. Sofern sie traditionell christlich erzogen werden bzw. ‚mitlaufen‘ im Kirchenjahr bzw. bei Kasualien, begegnen sie christlichen Ritualen und Sprachspielen in der Regel früher und häufiger als konfessionslose Kinder. D. h. sie sind durch die Häufigkeit wie durch die hinter den traditionellen Sprachspielen (vermeintlich) stehende Autorität der Eltern bzw. Großeltern stärker auf die ihnen weitergegebenen Konzepte fixiert. Durch die familiären Einflüsse, ergänzt und bestätigt durch das ‚Mitlaufen‘ im Kirchenjahr, verfügen sie über ein (u. U. schlichtes) bereichsspezifisches

46 Von Kindern aus dezidiert atheistischen Familien wurden in der Eingangsstufe trotz Aufgabe einer Metaphergestaltung ganz überwiegend menschliche Figuren oder das ‚Gehäuse‘ Gottes (Wohnung, Raumschiff o. ä.) gestaltet.

Begriffssystem, an dem sie erst einmal festhalten. Die Rostocker Befunde zeigen, dass Kinder, welche eine Schlichtform traditioneller (christlicher Mythenhimmel) religiöser Erziehung genossen hatten, häufig weniger offen für eine Erweiterung ihres religiösen Horizonts waren als Kinder aus konfessionslosem Umfeld. Traditionell religiös sozialisierte Kinder schienen auch relativ resistent gegenüber Medieneinflüssen zu sein. So integrierte kein Rostocker Kind aus kirchlich geprägter Familie Science-Fiction-Elemente in sein Gotteskonzept.

Sofern Kinder aus konfessionsgebundenen Familien im Alltag keine Lebensrelevanz der vermittelten Konzepte für deren Träger spür(t)en, wurden die nur qua Fremdsozialisation angenommenen Rituale und Vorstellungen – eine persönliche Gottesbeziehung wurde nicht aufgebaut – als Kindheitsrelikte abgelegt (Horst). In einer Atmosphäre von Kirchlichkeit ohne erkennbare Lebensrelevanz fehlen die Anreize, sich überhaupt mit religiösen Inhalten intensiv auseinanderzusetzen. Entsprechend blieben auch hier naive Gottes-, Gebets- und Bibelkonzepte lange erhalten. Dass eine mehr oder minder gleiche ‚gebrochene‘ Familienatmosphäre mit kirchlicher Tradition ganz unterschiedlich verarbeitet wird, zeigt sich an Horst, Reinhard und dem ältesten Bruder. Jeder entwickelte – auch religiös – ein eigenes Profil. Vieles dürfte daran mitgewirkt haben, endogene Faktoren ebenso wie die unterschiedlichen Entwicklungsphasen, in welchen die familiären Turbulenzen verarbeitet werden mussten, die Geschwisterkonstellation und damit auch die je individuelle Beziehungsgeschichte mit Eltern bzw. Großeltern, die unterschiedlichen Anregungsmilieus im schulischen Umfeld oder in Peergroups, nicht zuletzt der Wunsch nach Abgrenzung. Horst ließ aus seiner Sicht radikal die Religiosität seiner Familie hinter sich. Das ‚Wissen‘ um die Tragfähigkeit eines religiösen Deutungsrahmens für andere blieb jedoch selbst in der Phase provokanter Negation des christlichen Glaubens bei ihm präsent. Für beide Brüder könnte dieses ‚Wissen‘ als schlummerndes Potenzial in einer Phase selbst bestimmter Wiederannäherung an christliche Inhalte die Tür öffnen für eine existenzielle Relevanz von Glauben. Machte für Horst in der Phase seiner radikalen Abkehr möglicherweise gerade die Akzeptanz seines ‚Abfallens‘ vom Glauben durch gläubige Familienangehörige (besonders der Opa) diese Personen glaubwürdig?

Für Kinder aus dezidiert antichristlichen Familien scheint eine Konzeptveränderung deutlich am schwierigsten zu sein. Der Grund dürfte darin liegen, dass am engen Gotteskonzept das familiär einigende Bekenntnis

zum Nichtglauben hängt. Das naive Gottes-, Gebets- und Bibelkonzept (physischer Anthropomorphismus und Bibelverstehen im Wortsinn) – verbunden mit einer Geschichtskonzeption, die in Religionen (insbesondere im Christentum) in erster Linie infantilisierende, wissenschaftsfeindliche Unterdrückungsinstanzen sieht – bildet den Begründungszusammenhang für die eigene weltanschauliche Position. Christlicher Glaube und naturwissenschaftliches Weltbild werden als schlechthin inkompatibel gesehen, Christen auf das wörtliche Verstehen der Schöpfung nach P fixiert, ihnen unterstellt, diesen Text als verbindliches Welterklärungsmodell anzusehen. Gegenüber solch rückständiger Sicht kann man sich mit einer wissenschaftlichen Weltsicht trefflich als aufgeklärt profilieren und abgrenzen (vgl. Tabelle Bibelkonzept). An der Häufigkeit, mit der Liane ihre ‚Salzwasserhypothese‘ gegenüber dem vermeintlichen Welterklärungsmodell der Schöpfung nach P vorträgt, lässt sich ermessen, welche zentrale Rolle dieser Text in der Begründung der atheistischen Position ihrer Familie einnimmt. Sich von der Perspektive der Familie auf Religion zu lösen, wäre ein Akt von Verrat, würde das familiäre Beziehungsgeschehen stören. Das familiäre Verbot, religiös zu sein, zeigt sich an den Standardbekenntnissen von Petra und Liane zum Unglauben wie an den wechselseitigen Zuschreibungen von religiösem Desinteresse. Jede spielt offenbar erfolgreich den Familienangehörigen gegenüber die Rolle als Atheistin. Beide outen sich jedoch im geschützten Raum als religiös (Positionierungen) und bekennen sich (mehr oder weniger verschämt) als praktizierende Beterinnen. Das offensichtlich tief eingravierte und negativ besetzte Konstrukt des ‚richtigen‘ Gottes, der seiner Bestimmung nach schützend und helfend direkt das Geschehen der Welt lenken muss, dies aber – die familiäre Position bestärkend – erkennbar nicht tut bzw. tun kann, blockiert beide. Sie schließen sich – insoweit sind sie synthetisch-konventionell i. S. Fowlers einzuordnen – weitgehend der mütterlichen esoterischen Haltung an, die als Art Brücke und relativer Freiraum zwischen den beiden dogmatisch akzentuierten Extrempositionen Katholizismus (Kindergarten, Schule) und Atheismus (Großeltern) fungiert. Die non-personalen Symbole LICHT, KRAFT, QUELLE DES LEBENS und INNERE STIMME für das Göttliche werden auch der Mutter zugeschrieben: Hier können sich Petra und Liane mit ihren religiösen Suchbewegungen – christliches Gedankengut wie auch eine schmale Gebetspraxis bewahrend – ohne Loyalitätskonflikt ansiedeln.

Die in KET I (Franziska, Hella) und KET II (Annika, Elias) nachgezeichneten Kinder aus theologisch reflektierten Elternhäusern brachten schon bei Schuleintritt ein ungegenständliches Gotteskonzept mit, das

sie gleichwohl zu tragen schien, d.h. eine persönliche Gottesbeziehung in sich schloss. Das Wirken Gottes wurde als inter- bzw. intrapersonelles Geschehen verstanden, ein grundsätzlich unverfügbares Heilswirken, das Angebotscharakter hat und dem Menschen Entscheidungsraum gibt, es anzunehmen oder abzulehnen. Ihr Gebetsverständnis war erkennbar nicht wunschfixiert bzw. erfüllungsmotiviert. Beten war nicht mit Erwartungen einer Hilfe von außen verknüpft. Schon im Grundschulalter stellten die Kinder ihre Eigenverantwortung für Problemlösungen heraus. Die Kinder erlebten den vom christlichen Glauben geprägten Lebensvollzug ihrer Eltern mit und kommunizierten ihre religiösen Fragen und Antwortversuche in einem Denkraum, der unterschiedliche Perspektiven auf Glaubensaussagen zuließ, aber keine Beliebigkeit beinhaltete. Sie erfuhren durch die Haltung ihrer Modellpersonen den Gewinn eines persönlich verantworteten religiösen Deutungsrahmens, der Glaubensaussagen als Bekenntnis formuliert, ohne andere damit festzulegen. Diese Haltung zu Glaubensfragen wurde erkennbar von den Kindern übernommen. Der offene Denk- und Kommunikationsraum, gepaart mit Anregungsimpulsen führte – mit individuellspezifischen Unterschieden in Abhängigkeit von anderen Faktoren – zu einer für diese Altersstufe ungewöhnlichen religiösen ‚Reife‘.

3.3.2 Entspricht das Gottesbild dem Elternbild?

Bezüglich der drei Aspekte, welche die Tübinger Studie hinsichtlich der Schlüsselrolle der Eltern für die Ausbildung einer Gottesbeziehung als besonders bedeutsam herausstellt (Abendrituale, Entsprechung von Elternbild und Gottesbild, Beziehungsgeschehen), lässt sich Folgendes feststellen: Hinsichtlich der Abendrituale lassen sich für Rostock (Befragung der Mütter) keine grundsätzlichen Unterschiede zwischen Kindern aus konfessionslosen und konfessionsgebundenen Familien ausmachen. Nähe vermittelnde Abendrituale (Vorlesen, Singen, Schenken von Zärtlichkeit) wurden sowohl in konfessionsgebundenen als auch in konfessionslosen Familien praktiziert. Traditionelle christliche Abendrituale (vorformulierte Gebete) kamen in kirchlichen Familien (fast) gar nicht vor; an Stelle von Gebeten wurden – auch bei Mahlzeiten – eher Lieder gepflegt. Die Häufigkeit und Intensität von Nähe stiftenden Abendritualen korreliert nach den Rostocker Befunden – eher inhaltsneutral – mit der Beziehungsdynamik zwischen Eltern und Kindern. Dass das sich auch in Ritualen ausdrückende positive Beziehungsgeschehen die Entfaltung und Aufrechter-

haltung einer Gottesbeziehung fördert, lässt sich an Torsten und Norbert (beide konfessionslos, sicher gebunden, familiäre Rituale ohne religiösen Inhalt) exemplarisch ablesen. Insgesamt lässt sich durch die Rostocker Befunde bestätigen, dass das Beziehungsgeschehen eine zentrale, wenn nicht gar die wichtigste Grundlage für das Entstehen einer Gottesbeziehung ist. Insofern fließen Elternrepräsentanzen ganz sicher in Gottesbilder mit ein.

Zu fünfzehn der siebzehn Kinder aus KET I und II liegen aus den Kl. 5/6 Testwerte zum Bindungstyp vor, für Annika und Petra auch aus Kl. 4. Nur sechs Kinder sind zu diesem Zeitpunkt sicher gebunden, acht unsicher-vermeidend, eins desorientiert (Annika, im Vorjahr noch im Grenzbereich sicher gebunden). Beide Bindungstypen finden sich gleichmäßig auf die ‚religiösen Heimaten‘ verteilt, auch auf Familienkinder (acht, davon drei sicher gebunden) und Scheidungskinder (sieben, davon drei sicher gebunden), nicht aber auf das Geschlecht: Fünf der sicher gebundenen Kinder sind Jungen, ein Zufall der Probandenauswahl? Die Bindungsproblematik spiegelt sich z. T. deutlich in den Traumhauszeichnungen (vgl. Elias, Annika, Petra, KET I: Franziska, Erwin), z. T. auch in den Lebensmetaphern oder Familienpositionierungen (vgl. Annika, Norbert, Torsten), wenig oder gar nicht jedoch (vgl. KET I, S. 363f) im Gottesbild. Ein strafend-versagendes Gottesbild, das etwa in Korrespondenz zu schmerzlich erlebten Beziehungserfahrungen hätte stehen können, trat überhaupt nicht auf. Auch hinsichtlich der Gottesbeziehungen bzw. Gebetspraxis sind keine (verallgemeinerungsfähigen) Korrelationen ablesbar.

Schlichtmodelle der Verknüpfung von Elternbildern und Gottesbildern dürften sich aus vielerlei Gründen verbieten. Zum einen: Rizzutos Annahme, jedes Kind im westlichen Kulturkreis bilde im Alter von zwei bis drei Jahren eine wesentlich von Elternrepräsentanzen geprägte erste Gottesvorstellung als Übergangsobjekt aus, dürfte für Kinder aus konfessionslosen Familien kaum generell gelten. Kinder erfinden Gott nicht. Sie benötigen inhaltliche Impulse, die sie dann ohne Zweifel – kreativ-eigensinnig – weiterentwickeln können. Konfessionslose Eltern werden ihren Kleinkindern nur in seltenen Ausnahmen (Torsten) Anregungsimpulse für ein Gottesbild geben, dezidiert atheistische Eltern gar nicht. Weiter: Die Behauptung, dass die Eltern positiv, negativ oder auch ambivalent Modell stünden für das Gottesbild, fußt auf der (nicht ausgesprochenen) Annahme, dass Gott von Kindern zunächst stets anthropomorph gedacht werde und Gott auch grundsätzlich nur in personalen Kategorien zu denken sei. Dies ist aber erkennbar nicht der Fall. Manche Kinder hatten bereits in Kl. 1

nichtgegenständliche Gottesvorstellungen. Die Positionierungsübungen zeigten ebenso wie die Metaphergestaltungen, dass Heranwachsende für Gott – mit dem Alter zunehmend – non-personale Vergleiche bevorzugten. Manche Kinder (Elias, Hella) endeten bei völlig abstrakten Gottesbildern. Zum anderen: Es ist nicht davon auszugehen, dass ein Mensch jeweils nur ein Gottesbild hat, welches sich im Lebenslauf allmählich wandelt. Bei den Positionierungsübungen wählten die Heranwachsenden (ebenso wie Erwachsene in Kontrollgruppen⁴⁷) für unterschiedliche Lebenssituationen ganz unterschiedliche Gottessymbole und signalisierten unterschiedliche Distanzen und Haltungen dazu. Die Visualisierungen der Kinder wie ihre Kommentierungen dazu verweisen darauf, dass Menschen zu einem gegebenen Zeitpunkt vielfältige Gottesbilder in sich tragen, die je nach der aktuellen Lebenssituation in den Vordergrund treten oder im Hintergrund bleiben.

Der Frage, ob und wie Elternbild und Gottesbild zusammenhängen, wurde in Sample A in Rostock mittels eines Semantischen Differentials nachgegangen (vgl. die Einzelfallstudien von KET II). Bei der ersten Erhebung des Semantischen Differentials waren die Kinder in Kl. 5/6. Die Ergebnisse sind disparat, was partiell mit den spezifischen Familienkonstellationen zu tun haben könnte. Insgesamt zehn Kinder aus KET I (Erwin, Franziska, Hella, Lilli) und KET II (Annika, Elias, Horst, Liane, Petra, Torsten) füllten den Bogen aus, acht davon hatten die Trennung bzw. Scheidung ihrer Eltern im Rücken. Nur Torsten und Franziska werden in ‚heilen‘ Familien groß. Der sicher gebundene Torsten konnotiert seine Eltern weitgehend ähnlich und ganz überwiegend positiv. Gottes- und Elternbild korrelieren bei ihm. Die unsicher-vermeidend gebundene Franziska konnotiert ihre Eltern dagegen recht unterschiedlich, den Vater deutlich kritischer als die Mutter. Ihr Gottesbild korreliert kaum mit dem Elternbild: Nur hinsichtlich Fürsorge, Aktivität und Sicherheit gibt es Schnittmengen. Gott wird als absolut mächtig, vergebend, geduldig, mild, schenkend, gerecht und eindeutig gesehen, ein an die traditionelle Gotteslehre erinnerndes Bild, hinter dem die Eltern zurückbleiben (müssen). Ähnlich verhält es sich bei der unsicher-vermeidend gebundenen Hella, deren Konnotationen von Vater und Mutter dichter beieinander sind. Auch der unsicher-vermeidend gebundene Erwin hat ein der Tradition entspre-

47 Die Rostocker Methoden der Materialcollagen und Positionierungsübungen wurden wiederholt in Fortbildungsveranstaltungen für Lehrkräfte und kirchliche Mitarbeiter/innen eingesetzt.

chendes Gottesbild („allgütiger, gerechter Vater“). Bei ihm korreliert dies jedoch überwiegend (8 von 12 Polaritäten) mit dem Eltern-, vor allem mit dem Mutterbild. Bei Annika, Elias und Petra finden sich relativ ähnliche positive Elternbilder, die wiederum teilweise mit dem Gottesbild korrelieren. Lilli konnotiert ihren sie vernachlässigenden Vater äußerst negativ, die Mutter moderat positiv. Gott wird überwiegend positiv konnotiert in wechselnder Distanz zur Mutter; von einer Korrelation ist kaum zu sprechen. Auch Liane sieht ihren abwesenden Vater durchgehend negativ im Kontrast zur sehr positiv bewerteten Mutter. Der Vater wird überwiegend, Gott dagegen durchgehend auf der ambivalenten Mitte eingetragen, was eine Entsprechung von Gottes- und Vaterbild ausdrücken könnte, aber nicht muss. Horst wertet die Mutter ab und konnotiert seinen fernen Vater quasi göttlich, d.h. schreibt ihm die positiven Extremwerte zu, die andere Kinder vornehmlich Gott vorbehalten. Der als sehr schwach und sehr gleichgültig konnotierte Gott – Gegenbild zum Vater – wird im Übrigen auf der ambivalenten Mitte eingetragen. Die Rostocker Befunde lassen für die Alterststufe Kl. 5/6 insgesamt bei der reichlichen Hälfte der Kinder aus KET I/II gewisse Korrelationen zwischen Elternbild und Gottesbild im Semantischen Differential erkennen. Es fällt auf, dass bei Torsten und Erwin, die am längsten an einem anthropomorphen Gottesbild festhielten, die Korrelation am stärksten ausgeprägt ist, bei Franziska und Hella, die früh ein abstrakteres Gottesbild entwickelten, am wenigsten. Ist es zufällig, dass die starken Korrelationen bei Jungen, die schwachen bei Mädchen liegen? Insgesamt spiegeln die in Kl. 5/6 (Reinhard Kl. 8) erhobenen Befunde zum Semantischen Differential eine weitgehende Orientierung der Kinder an der traditionellen Gotteslehre, wobei die Mädchen den fürsorglichen und vergebenden Aspekt etwas stärker betonen als die Jungen. Gott wird vor allem zugeschrieben⁴⁸ Sicherheit (6,1) zu geben, gerecht (6) und geduldig (5,3) zu sein, mit abnehmender Tendenz auch eindeutig (5,1), fürsorglich (4,2), leise (5), mächtig (3,3) und vergebend (2,3) zu sein. Die Eintragungen zu den Polaritäten passiv/aktiv, streng/mild, nah/fern und laut/leise sind disparat. Die Zahl der Eintragungen auf der ambivalenten Mittelachse ist schon in Kl. 5/6 vergleichsweise hoch und offenbart die Schwäche dieses zu Vergleichszwecken von Tamminen übernommenen Erhebungsinstruments. Die Doppeldeutigkeit der Mittelachse macht präzise Aussagen zum vom Kind mit der Eintragung Gemeinten unmöglich. Es lassen sich lediglich Tendenzen aufzeigen dergestalt, dass mit der zunehmenden Abstraktion

48 Erster Wert in der Klammer ‚sehr‘, zweiter ‚mittel‘.

des Gottesbildes auch die Zahl der Eintragungen auf der Mittelachse stark zunimmt (vgl. Tabelle unten), was dafür spricht, dass mittels dieses Erhebungsinstruments non-personale Gottesbilder kaum angemessen erfasst werden können. Das in Kl. 5/6 noch relativ konsistente Bild ist in Kl. 9/10 – hier wurde nur das Gottesbild erhoben – zerbrochen, bestenfalls Reste der vorher mehrheitlich Gott zugeschriebenen Eigenschaften finden sich noch. Das Bild von einem relativ mächtigen, aktiven und eindeutigen Gott, der sich potenziell freundlich zuwendet, ist verblichen zugunsten eines eher schwachen, passiven und unklaren Gegenübers.

Das Semantische Differential bot mit seinen Befunden zum einzelnen Kind (bzw. Geschwisterpaaren) in der Zusammenschau mit durch andere Erhebungsinstrumente gewonnenen Befunden ergänzend oder auch korrigierend durchaus wertvolle Informationen. Für sich allein genommen wird die Ergiebigkeit und Verlässlichkeit dieses Instrumentes zur Erfassung des religiösen Denkens und Empfindens als eher gering eingeschätzt.

Die Rostocker Ergebnisse aus Metaphergestaltungen, Positionierungsübungen und Semantischem Differential bestätigen die Tübinger These einer engen Korrelation zwischen Elternbild und Gottesbild nur eingeschränkt. Nach Rostocker Befunden trifft dies nur bei Kindern mit einem anthropomorphen Gotteskonzept zu. Die Positionierungen verweisen auf eine mit dem Alter zunehmende (z. T. von vornherein vorhandene) Bevorzugung non-personaler Symbole zur Charakterisierung ihrer je Lebenssituationen z. T. stark differierenden Gottesbilder. Ein Semantisches Differential erscheint durch seine Vorgaben bei einer zunehmenden Abstraktion des Gotteskonzeptes nur bedingt geeignet, zu einer Klärung des Sachverhalts beizutragen.

**Semantisches Differential der Kinder zu Gott aus KET I/II in Kl. 5/6
(bzw. 8), J = Junge, M = Mädchen**

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark	J J M	MMM	J M	M			J	schwach
gleichgültig	J	J		J M	M	J M	J MMM	fürsorglich
vergebend	MM	J J M	M	J J M M				bestrafend
passiv	M			J M M	MM	J	J J M	aktiv
streng			J	J M M M M	J	J M	M	mild
Angst auslösend				J M	M	M	J J J M M M	Sicherheit gebend
nah	J M		J M	J M M M M		J		fern
geduldig	J J M M M	J M M		J M				ungeduldig
laut				J J M M M	M		J J M M	leise
fordernd				J M M		J M	J J M M	schenkend
gerecht	J J J M M M		M	J M M				ungerecht
unklar	M		J	J M M		J	J M M M	eindeutig

**Semantisches Differential der Kinder zu Gott aus KET II in Kl. 9/10
(bzw. 12), J = Junge, M = Mädchen**

	sehr	mittel	etwas	weder noch, teils teils	etwas	mittel	sehr	
mächtig/ stark			J M	J M M	J J			schwach
gleichgültig		J		J M	M	J	J M	fürsorglich
vergebend	M	J		J J J M	M			bestrafend
passiv	J	J	M	J J M M				aktiv
streng			M	J J J M	M	J		mild
Angst auslösend				J J M	J M		M	Sicherheit gebend
nah	M M	J	J	J		J	M	fern
geduldig	J M	J	J	J M M				ungeduldig
laut				J M M	J	J	J M	leise
fordernd				J J J M	M	J	M	schenkend
gerecht	M M		J	J J J M				ungerecht
unklar	J	J M	J M	J M				eindeutig

3.3.3 Die Erstbegegnung entscheidet viel

Tabellarische Übersicht zu den Kindern aus KET I und KET II

Name Geschwister- position und -zahl	Religiöse Heimat Familie: Vertikale Übermittlung			
	Bindungstyp Beziehungsklima	Biogra- fische Brüche	Rel. (christl.) Deutungsrahmen plausibel in Herkunftsfamilie?	Rel. Deutungs- rahmen lebensrelevant für Bezugspersonen?
Annika 2. Kind v. 2 Kindern	Bindung instabil sicher, desorientiert, warme Atmosphäre, enge Mutterbindung,	Scheidung Tod von Opa	Ja, generations- übergreifende Modellpersonen	Ja, generations- übergreifende Modellpersonen
Elias 1. Kind v. 2 Kindern	Bindung sicher, warme Atmosphäre, gute Beziehung zu beiden Eltern	Scheidung Tod von Opa	Ja, generations- übergreifende Modellpersonen	Ja, generations- übergreifende Modellpersonen
Petra 2. Tochter v. 2 Töchtern, Halbbruder	Bindung sicher, warme Atmosphäre, gute Beziehung zu beiden Eltern (Beziehung zum Vater lässt nach)	Scheidung	Generations- übergreifende Modellpersonen der Ablehnung von christl. Deutungs- rahmen, Mutter esoterisch	Mutter esoterisch, Großeltern gegen relig. Deutungs- rahmen
Liane 1. Tochter v. 2 Töchtern, Halbbruder	Bindung??, warme Atmosphäre, gute Beziehung zur Mutter	Scheidung	Generations- übergreifende Modellpersonen der Ablehnung von christl. Deutungs- rahmen, Mutter esoterisch	Mutter esoterisch, Großeltern gegen relig. Deutungs- rahmen
Horst 3. Sohn, drei Halbge- schwister	Bindung sicher, nach fam. Turbulenzen gute Beziehung zu beiden Eltern	Scheidung, Tod v. ungebore- nem Halb- bruder	Ja, teils genera- tionsübergreifende Modellpersonen	ungewiss, teils teils, generations- übergreifende Modellpersonen

Name	Religiöse Heimat Familie: Vertikale Übermittlung	Religiöse Wahlheimaten: Diagonale Übermittlung		Peergroups: Horizontale Übermittlung
	Spezielle religiöse Sozialisation in der Familie?	Gemeinde	Religions- unterricht	Wahlgruppen, soziale Bezüge
Annika 2. Kind v. 2 Kindern	Erstbegegnung durch Eltern, Rituale, Kommunikation v. religiös. Fragen	Kl. 3–4 ev. Kantorei, KU, Beteiligung an Godi	Kl. 1–4 ev.	KU Junge Gemeinde, Freundinnen, zeitweise Reiten, Musik
Elias 1. Kind v. 2 Kindern	Erstbegegnung durch Eltern, Rituale, Kommunikation v. religiös. Fragen	KU, Beteiligung an Godi	Kl. 2–4 ev.	KU Junge Gemeinde, Freunde, Musik
Petra 2. Tochter v. 2 Töchtern, Halbbruder	Rituale (Mutter), dezidiert atheisti- sche Impulse von Großeltern	Erstbegegnung im kath. Kiga, Kl. 3–4 ev. Kantorei Kantorei mit Godi-besuch	Kl. 1–4 ev. Kiga kath.	Kantorei Kl. 3–4, Freundinnen, Theatergruppe, Reiten, Orchester
Liane 1. Tochter v. 2 Töchtern, Halbbruder	Rituale (Mutter), dezidiert atheisti- sche Impulse von Großeltern	Erstbegegnung im kath. Kiga, Weiterführung in kath. Schule	Kl. 1–4 kath. Kiga u. kath. Grund- schule	Keine Gruppe, Freundinnen? Musik
Horst 3. Sohn, drei Halb- geschwister	Erstbegegnung durch Eltern, Mitlaufen in Kirchenjahr, Rituale?	bis Kl. 6 gelegentliche Godi-besuche	Kl. 3–4 ev.	keine Gruppe, ab Kl. 8 Rüste, Freunde, Musik

Name Geschwister- position und -zahl	Religiöse Heimat Familie: Vertikale Übermittlung			
	Bindungstyp Beziehungsklima	Biogra- fische Brüche	Rel. (christl.) Deutungsrahmen plausibel in Herkunftsfamilie?	Rel. Deutungsrah- men lebensrelevant für Bezugspersonen?
Reinhard 2. Sohn von 3 Söhnen, drei Halb- geschwister	Bindungstyp??, ausgewogene Be- ziehung zu beiden Eltern, zur Mutter näher	Scheidung Tod v. ungebore- nem Halb- bruder	Ja, teils genera- tionsübergreifende Modellpersonen	ungewiss, teils teils, generations- übergreifende Modellpersonen
Katharina 2. Kind v. 3 Kindern, wächst in Mehrgenera- tionenfamilie auf	Bindung unsicher- vermeidend, Beziehung wird ambivalent erlebt	???	Generationsüber- greifende Modellpersonen der Distanz, verbunden mit gewissem intellek- tuellen Interesse	Nein (vermutlich)
Norbert Einzelkind	Bindung sicher, warme Atmosphäre, gute Beziehung zu beiden Eltern	Tod von Opa, eigene Erkrankung	Generationsüber- greifende Modellpersonen der Distanz,	Nein
Torsten 2. Sohn	Bindung sicher, gute Beziehung zu beiden Eltern, zur Mutter näher	Unfalltod von Tante,	Ja (Mutter), Vater und Großeltern eher nein	Mutter vermutlich ja, aber unausge- sprochen
Aaron 3. Kind, Nachzügler	Bindung unsicher- vermeidend, Beziehung wird ambivalent erlebt	Junge ist körper- behindert	Nein (vermutlich)	Nein (vermutlich)
Nora 2. Kind	Bindung unsicher- vermeidend, Beziehung wird ambivalent erlebt, näher zum Vater	???	Nein (vermutlich)	Nein (vermutlich)
Damian 1. Kind v. 2 Kindern	Bindung sicher, gute Beziehung zu beiden Eltern	drohende Arbeitslo- sigkeit	Nein (vermutlich)	Nein (vermutlich)

Name	Religiöse Heimat Familie: Vertikale Übermittlung	Religiöse Wahlheimaten: Diagonale Übermittlung		Peergroups: Ho- rizontale Über- mittlung
Geschwister- position und -zahl		Gemeinde	Religions- unterricht	Wahlgruppen, soziale Bezüge
Reinhard 2. Sohn von 3 Söhnen, drei Halb- geschwister	Erstbegegnung durch Eltern, Mit- laufen in Kirchen- jahr, Rituale?	gelegentliche Godi-besuche, KU	Kl. 4 ev., ab Kl. 9 ev.	KU, Sportfreunde
Katharina 2. Kind v. 3 Kindern, wächst in Mehrgener- ationen- familie auf	Rituale, aber keine religiöse Soziali- sation	ab Kl. 1 mit Schwester ev. Kantorei mit Godi-besuch, Erstbegegnung in Kantorei	Kl. 3–4 ev.	ab Kl. 1 ev. Kantorei, zeitweise Theatergruppe, Freundinnen
Norbert Einzelkind	Rituale, aber keine religiöse Sozialisation	ab Kl. 3 ev. Kantorei Kantorei mit Godi-besuch	Kl. 1–7 ev., Erstbegeg- nung in Schule	ab Kl. 3 Kantorei, dort Freunde
Torsten 2. Sohn	Erstbegegnung durch Mutter, Rituale, aber keine explizite religiöse Sozialisation	Godi-besuch mit Mutter zu beson- deren Anlässen	Kl. 2–4 ev.	keine Gruppe, Freunde, Musik, enge Bin- dung an Katzen
Aaron 3. Kind, Nachzügler	Erstbegegnung durch Oma (kath.?)	keine Gemeinde- erfahrung	Kl. 1–4 ev.	keine Gruppe, kaum Freunde
Nora 2. Kind	Rituale?? keine religiöse Sozialisation	keine Gemeinde- erfahrung	Kl. 1–4 ev. Erstbegeg- nung in Schule	keine Gruppe, wenige Freundinnen, sehr viele Tiere
Damian 1. Kind v. 2 Kindern	Rituale?? keine religiöse Sozialisation	keine Gemeinde- erfahrung	Kl. 2–4 ev. Erstbegeg- nung in Schule	keine Gruppe, Freunde

Name Geschwister- position und -zahl	Religiöse Heimat Familie: Vertikale Übermittlung			
	Bindungstyp Beziehungsklima	Biogra- fische Brüche	Rel. (christl.) Deutungsrahmen plausibel in Herkunftsfamilie?	Rel. Deutungsrah- men lebensrelevant für Bezugspersonen?
Joel 2. Sohn v. 3 Söhnen	Bindung unsicher- vermeidend, Be- ziehung wird ambi- valent erlebt, mehr Nähe zur Mutter	Unfalltod von Patentante	Ja, teils genera- tionsübergreifende Modellpersonen	ungewiss, teils teils,
Lilli Einzelkind	Bindung unsicher- vermeidend, Be- ziehung zur Mutter wird ambivalent er- lebt, enge Bindung an Oma	Trennung der Eltern, Leiden am mangelnden Kon- takt zum Vater	Nein, kath. Vergangenheit der Großmutter konfliktbehaftet	Nein
Erwin 1. Sohn v. 2 Söhnen, 2 Halb- geschwister	Bindung unsicher- vermeidend, Be- ziehung wird teils ambivalent erlebt, mehr Nähe zur Mutter,	Scheidung, plötzlicher Tod eines neuen Partners	Ja, weitgehend (Oma, im Verlauf Mutter), Vater distanziert positiv	ungewiss, teils teils
Franziska 3. Tochter v. 4 Töchtern	Bindung unsicher- vermeidend, Be- ziehung wird teils ambivalent erlebt, mehr Nähe zur Mutter	Tod von Oma	Ja, generations- übergreifende Modellpersonen	Ja
Hella 1. Kind v. 2 Kindern, 4 Halb- geschwister	Bindung unsicher- vermeidend, Be- ziehung wird teils ambivalent erlebt	Scheidung, Trennung v. nächsten Lebens- gefährten	Ja, generations- übergreifende Modellpersonen	Ja

Name Geschwister- position und -zahl	Religiöse Heimat Familie: Vertikale Übermittlung	Religiöse Wahlheimaten: Diagonale Übermittlung		Peergroups: Horizontale Übermittlung
	Spezielle religiöse Sozialisation in der Familie?	Gemeinde	Religions- unterricht	Wahlgruppen, soziale Bezüge
Joel 2. Sohn v. 3 Söhnen	Rituale?? Erst begegnung durch Eltern, Mitlaufen in Kirchenjahr,	ab Kl. 2 ev. Kantorei mit Godi-besuch	Kl. 1–4 ev.	ev. Kantorei, Freunde, Musik, Sport
Lilli Einzelkind	Erstbegegnung durch Oma (ehemals kath.)	keine Gemeinde- erfahrung	Kl. 3–4 ev.	keine Gruppe, (fast) keine Freundinnen
Erwin 1. Sohn v. 2 Söhnen, 2 Halb- geschwister	Rituale, Erstbegeg- nung durch Oma	gelegentliche Gottesdienst- besuche	Kl. 2–4 ev. ab Kl. 9 ev.	keine Gruppe, kaum Freunde,
Franziska 3. Tochter v. 4 Töchtern	Erstbegegnung durch Eltern, Rituale Kommunikation v. religiös. Fragen	ev. Kiga, ev. Kantorei mit Godi-besuch, KU	Kl. 2–4 ev., ab Kl. 9 ev.	Kantorei, KU, Schach- und Sportfreunde,
Hella 1. Kind v. 2 Kindern, 4 Halb- geschwister	Erstbegegnung durch Mutter, Ritu- ale, Kommunikation v. religiös. Fragen	KU, verbunden mit Gottesdiens- terfahrung,	Kl. 4 ev., ab Kl. 9 ev.	KU, Junge Gemeinde, Freund/innen

Die tabellarische Übersicht zu den Kindern aus KET I und II deutet darauf hin, dass ein ganzes Gewebe von Faktoren an der religiösen Entwicklung mitwirkt. Den Sozialisationseinflüssen scheint ein weit höheres Gewicht zuzukommen, als dies bisherige Theorien zur religiösen Entwicklung annahmen. Offenbar ist die emotionale Tönung des erstmalig in den Blick des Kindes gerückten religiösen Deutungsrahmens zentral. Die Erstbegegnung wirkt sichtlich dauerhaft, sowohl emotional als auch kognitiv: Die emotional besetzten primären Wahrnehmungs- und Verarbeitungsraster bilden nachhaltige Türöffner oder auch Sperrgitter für die Aufnahme bereitgestellter Anregungsimpulse bzw. auch für selbst initiiertes Suchen nach religiösen Bildungsinhalten.⁴⁹ Dies lässt sich an den Biografien der Kinder aus den unterschiedlichen religiösen ‚Heimaten‘ mit den je unterschiedlichen Startbedingungen und Wachstumsanreizen ablesen. Die Nachhaltigkeit von Erstbegegnungen wird an der unterschiedlichen Rezeption der Kantoreierfahrungen besonders anschaulich. Sechs der siebzehn Kinder singen im gleichen Zeitraum in derselben Kantorei. Drei von ihnen (Annika, Franziska, Joel) brachten familiär einen religiösen Deutungsrahmen mit, der ihnen den Zugang zur religiösen Sprache der geistlichen Musik und der Gottesdienste ermöglichte. Petra wird durch ihr familiär festgezurrt Vorverständnis der Zugang zum Gehalt der Musik und insbesondere zu den gottesdienstlichen Vollzügen quasi verbarrikadiert. Dass ihre Kantoreimitgliedschaft von kurzer Dauer war, kann so nicht verwundern. Katharina stößt als Erstklässlerin vom Vorverständnis her weniger festgelegt zur Kantorei als Petra. Sie scheint bereit, sich auf einen religiösen Deutungsrahmen einzulassen und schöpft emotional aus der Musik, fühlt sich zugehörig, wirkt über acht Jahre mit. Die Kantorei ist die einzige außerschulische Aktivität, die Katharina durchhält, insofern muss die Kantorei eine Art religiöser ‚Heimat‘ bilden. Aber es ist eine gesplittete Heimat, denn Katharina bleibt in ihrem anfänglich mitgebrachten naiven Zugang zu religiösen Sprachspielen quasi stecken trotz deutlich entwickelter Symbolfähigkeit in anderen Bereichen. Die Metaphorik im religiösen Bereich scheint ihr ebenso wie ein Existenzbezug religiöser Inhalte dauerhaft verschlossen durch ihre anfängliche Rezeption. Gab es keine angemessenen Erschließungshilfen in der sensiblen Phase der Erstbegegnung? Wenn ja, warum kamen sie nicht an? Norberts Erstbegegnung mit einem existenzbezogenen religiösen Deutungsraaster fand im Religionsunterricht statt. Er war geübt im aktiven und passiven Umgang mit metaphorischer religiöser

49 Vgl. Hüther 2004, 2006a, 2006b.

Sprache, ehe er zur Kantorei stieß, konnte entsprechend geistliche Inhalte für sich erschließen. Die Kantorei wurde ihm, der im familiären Umfeld überhaupt kein Modell gelebten Glaubens hatte, zur religiösen ‚Heimat‘. Sechs (fast) altersgleiche Rostocker Kinder erleben dieselbe Kantorei, singen dieselben Musikwerke, gestalten dieselben Gottesdienste mit, aber rezipieren sie diametral unterschiedlich.

Zwar stammen nur sieben der siebzehn Kinder KET I/II aus konfessionsgebundenen Elternhäusern. Deutlich mehr, nämlich elf von ihnen, begegneten durch Familienangehörige erstmalig dem christlichen Deutungsrahmen (Auskünfte der Mütter bzw. erkennbar vorhandene Prägungen bei Schuleintritt): Das ihnen familiär mitgegebene Gotteskonzept unterscheidet sich jedoch diametral und nimmt auf die weitere Entfaltung ihres religiösen Denkens und Empfindens höchst unterschiedlichen Einfluss. Ebenso ambivalent wirkt sich das mit ihrem Gotteskonzept verbundene Vorverständnis zum Gebet aus, das nur partiell mit eigenen Gebetserfahrungen verbunden war (keine Erfahrungen bei Torsten, wahrscheinlich keine bei Aaron, Lilli und Erwin). Die konfessionsgebundenen Kinder brachten eine gewisse Gebetspraxis mit. Dies dürfte auch für Petra und Liane zutreffen, deren Erstbegegnung mit dem christlichen Glauben im katholischen Kindergarten erfolgte, was flankierende familiäre Abwehrmaßnahmen auslöste. Eine in Abendrituale eingebundene habitualisierte Gebetspraxis mit traditionellen Inhalten und Formen war möglicherweise ansatzweise bei Joel, Horst und Reinhard gegeben. Um einem erfüllungsmotivierten Gebetskonzept entgegenzuwirken wurde in den Familien von Annika, Elias und Franziska (vermutlich auch bei Hella) bewusst auf traditionelle Gebetsformen und -inhalte verzichtet, Nähe und Geborgenheit stiftende Abendrituale aber beibehalten. Ein Vergleich der Rostocker Entwicklungsverläufe zeigt, dass die Aufrechterhaltung einer Gebetspraxis bis ins Jugendalter hinein jedenfalls nicht mit einer frühkindlich habitualisierten Gebetspraxis in traditioneller Form korreliert. Wirkt sich ein schon im Vorschulalter übernommener christlicher Deutungsrahmen bzw. eine früh angebahnte Gebetspraxis insgesamt positiv auf die religiöse Entwicklung aus? Die facettenreichen Rostocker Verläufe verweisen darauf, dass sich hier einfache Antworten verbieten. Ein familiär eingeführter christlicher Deutungsrahmen scheint per se kaum positiv etwas zu bewirken, kann im Gegenteil aufgrund seiner Ausrichtung (z. B. Gott als Angst- oder Wunschfantasie, erfüllungsmotiviertes Gebetsverständnis) u. U. eine Barriere darstellen, die persönliche Gottesbeziehung als Ressource für die Lebensbewältigung wahrzunehmen. Eindeutig positiv scheint sich auszuwir-

ken, wenn Kinder früh in Formen der Stille, Andacht, inneres Schauen, Hören und sich Mitteilen eingeführt und eingeübt werden (Stilleübungen, Fantasiereisen usw.); für Norbert (KET I: Nora, Aaron, Damian) bildeten diese im RU geübten Formen der inneren Wahrnehmung und des inneren Sprechens eine Brücke zur nachfolgend aufgenommenen Gebetspraxis. Es ist zu vermuten, dass Petra und Liane ähnliche Meditationserfahrungen im katholischen Kindergarten machten und sie so als Ressource erlebten, dass sie trotz der familiären Abwehrmaßnahmen wenigstens partiell an einer Gebetspraxis festhielten. Die Eltern aus theologisch reflektierten Familien bemühten sich, ein Gebetsverständnis anzuregen, welches statt einer Fixierung auf materielle Wunscherfüllung Kraft, Mut und Zuversicht aus dem ‚Mit-Teilen‘ des Lebens bezüglich des umgreifenden DU bezieht. Sie experimentierten dabei – eingebettet in Nähe, Geborgenheit und Gemeinschaft stiftende Rituale – mit verschiedenen Formen und Inhalten jenseits der traditionellen Gebetspraxis im Umgang mit Kindern. Die Entwicklungsverläufe belegen, dass Kinder offenbar schon in frühem Alter zu einem nicht erfüllungsmotivierten Gebetsverständnis und einer entsprechenden Gebetspraxis angeregt werden können.

3.4 Blickpunkt Sprachformen

Thematisiert werden zum einen Auffälligkeiten im verbalen Ausdruck im Zusammenhang mit der Darstellung der eigenen Haltung zu Gott. Zum anderen soll dem schon in KET I angesprochenen Aspekt von der begrifflichen Mitteilung vorausliegenden Bildmitteilungen religiöser Konstrukte weiter nachgegangen werden.

3.4.1 Neutralisierende Ausdrucksformen

Während die Mehrzahl der Kinder kein Problem darin sah, ihre persönliche Nähe bzw. Distanz zu Gott in der Ich-Form auszudrücken, d. h. sie quasi bekenntnismäßig zu formulieren, fanden sich bei einigen Heranwachsenden deutliche Auffälligkeiten im Sprachverhalten. Die eigene Person herausziehende Formulierungen⁵⁰ wie ‚man‘, ‚jemand‘ oder ‚einem‘ wurden gewählt: Torsten sprach von ‚man‘ bei der Beschreibung seiner Distanz bzw. Phasen des Nichtglaubens bei Angst, während er seine Nähe mit deutlichem ‚ich‘

50 Vgl. Fiedlers Thematisierung paralleler Ergebnisse neuerer Studien in Ostdeutschland in 4.2.2.c.

bekannte. Katharina nutzte in Kl. 5 das ‚man‘, um Gebetsmöglichkeit für sich nicht auszuschließen. Reinhard versteckte seine religiöse Deutung von persönlichen Erfahrungen fast durchweg hinter neutralisierenden Formulierungen (Kl. 6: „Manchmal hat man Glückseligkeit ... Tennisschläger ... man denkt manchmal daran.“; Kl. 10: „Wenn man jetzt sehr religiös ist, kann man sich Gott als KRAFT (denken) ... wenn man mal in einer schwierigen Situation ist, hilft einem Gott da vielleicht raus.“) Horst verfährt parallel zur Kennzeichnung seiner Haltung (Kl. 5: Es seien paradiesische Momente, „wenn jemand betet ... dass man mit Gott vielleicht spricht in Gedanken ... man hofft und glaubt, dass Gott antwortet ... Gott schickt jemand Gedanken.“) Drücken solche Formulierungen Bekenntnisse eines religiösen Deutungsrahmens oder gar religiöser Praxis aus, die man weder sich selbst noch anderen wirklich eingestehen mag? Verdanken sich die vorsichtigen Formulierungen partiell auch dem familiär erlebten Umgang mit einem religiösen Deutungsrahmen? Empfanden sie die Deutungen des Lebens auf Gott hin als so vollmundig und vereinnahmend, dass sie im Gegenzug ganz besonders zurückhaltend sind hinsichtlich religiöser Deutungen?⁵¹ Reinhard berichtet in Kl. 8 von einer lebensbedrohlichen Operation seiner Säuglingszeit. Er deutet seine Bewahrung vorsichtig religiös. In Kl. 8, Kl. 10 und Kl. 12 baut er jeweils Fundamente in seine Gestaltungen ein, ohne sie explizit mit Gott in Verbindung zu bringen. In Kl. 12 formuliert er, das Glas sei der Boden, auf dem er imaginär stehe. „Ich weiß nicht, was der Boden ist. Irgendetwas erhält mich, aber ich weiß nicht, was es ist.“ Elias berichtet in Kl. 4 von heftigem Streit und Versöhnung. Auf die Frage, ob Gott an der Versöhnung mitgewirkt habe, antwortet er: „Gott war für mich da!“ Offensichtlich können Kinder früh den Unterschied zwischen einer bekennenden Rede und einer Tatsachenbehauptung wahrnehmen und sensibel damit umgehen. Was bedeuten die o.g. Beobachtungen für den Umgang mit religiösen Deutungen in Schule und Gemeinde, insbesondere auch für die Gestaltung von Liturgie und Predigt?

3.4.2 Standardbekenntnisse

Sprachlich auffällig sind auch die zahlreichen Bekenntnisse zum Nicht-Glauben. Katharina (Kl. 8 und vorher: „Ich glaub’ ja nicht so an Gott.“), Petra (Kl. 2: „weil ich eigentlich gar nicht an Gott glaube“, dies mehrfach

51 Vgl. Szagun 2006 (KET I): Franziska, Gottesmetapher Kl. 4 (9,10) wehrt sich vehement gegen vereinnahmende religiöse Deutungen von Ereignissen.

auch in Kl. 3, Kl. 7: „Ich denke anders an Gott. Bei mir heißt es nicht Gott.“ Kl. 8: „So richtig Gott, weiß ich nicht.“) und vor allem Liane werden nicht müde, ihre Distanz zum christlichen Gott zu betonen, wobei gerade an Lianes ‚Bekenntnissen‘ anschaulich wird, wie stark sie von der so heftig abgelehnten Jenseitsfigur infiziert ist. Liane (Kl. 5: „eigentlich gibt es gar keinen Gott ... für mich gibt es so richtig keinen Gott“; in Kl. 7 soll ihre göttliche Gestalt nicht Gott heißen, aber Person sein und ein Jenseits für alle bieten; Kl. 8/Wdh. „Ich glaube nicht ((2x)) direkt an Gott. Und ich glaube auch nicht, dass Gott irgendwas gemacht hat ... An Gott, genau an diese Person, glaube ich nicht wirklich, aber ich denke, dass es irgendwo Kräfte gibt, na, nicht Zufall sondern ... Bestimmung ... aber ich würde es nicht Gott nennen. Und dann glaube ich an das Schicksal: Das, was wir tun, ist vorbestimmt ... Ich würde nicht sagen, dass diese Kraft Gott heißt. Und ich würde nicht sagen, dass dieser Gott der ist, dem wir das Leben zu verdanken haben. Also ich glaube nicht an den kirchlichen Glauben.“ Kl. 9: „Ich glaube zwar nicht, dass es Gott gibt, aber dass es jemanden gibt, der über uns wacht und der uns bestimmt. Und ich bete auch manchmal ... wenn ich Sorgen hab ... Und darum habe ich mich am nächsten von meiner Familie zur Bibel hingezogen gestellt ... da ist schon irgendwie eine Kraft.“ Kl. 10: „Gott ((zeigt auf den VATER IM HIMMEL)) ist für immer verdeckt, weil ich nicht an ihn glaube ((lacht kurz auf)) ... [Es gibt] eine Kraft auf der Erde. Aber ich würde sie nicht als GOTT bezeichnen ... sondern eher als das SCHICKSAL betiteln.“ Sie bestätigt, eine Kraft zu meinen, die sich in der LIEBE, der INNEREN STIMME, der Natur, der sich immer wieder erneuernden ENERGIE äußert bzw. auch im inneren LICHT, das neue Zuversicht gebe. Der abgelehnte ‚Gottvater‘ füllt Lianes Vorstellungswelt so nachhaltig aus, dass sich nichts Neues entwickeln kann, sie ist wie besessen von dem, was sie negiert. Was könnte Erlösung bei ihr bewirken? Der Begriff ‚Gott‘ scheint für etliche Heranwachsende so besetzt zu sein, dass er keine positiven Denk- und Empfindungsräume mehr zu erschließen vermag. Braucht Gott einen neuen ‚Namen‘ wie die kindliche Kaiserin in Michael Endes ‚Unendliche Geschichte‘?

3.4.3 Wissen, von dem das Bewusstsein nichts weiß

In KET I fielen besonders an Aaron und Damian, aber auch an Hella u. a. visuelle Mitteilungen religiöser Konstrukte auf, die erst Monate oder gar Jahre später bewusstseinsfähig und damit auch sprachlich zugänglich wurden. Mittels der Visualisierungen drückte sich eine Art ‚intuitiver Theo-

logie' aus. Dies zeigt sich erneut und vielfältig an Einzelfällen von KET II, und zwar in allen Altersstufen. Petra nimmt in Kl. 2 ein (angeblich bedeutungsloses) Ei als Körper Gottes, findet in Kl. 3 dann zu Schöpfung, Lebenskraft mit Gott als Schale, aus der Leben kommt. Norbert gestaltet seine Gottesmetapher in Kl. 3 zunächst ganz intuitiv-absichtslos. Er entfaltet seine Metapher eines lebenslangen Trainingslagers, in dem der verborgene Gott Kraft und in Situationen des Scheiterns Ermutigung schenkt, erst in der Elaboration. Katharina baut in Kl. 4 einen völlig fluguntauglichen Vogel, der Gott ihrer Intention nach als Rettungsflieger dient, spricht dann in Kl. 5 ihre (in Kl. 4 visualisierten) Zweifel an Gottes Rettungshandeln offen aus. Horsts Gestaltungen in Kl. 3 und 4 sind wesentlich von seiner Faszination bezüglich Kettenreaktionen bestimmt. Aus der Distanz deutet er sie als Visualisierung von Weltentstehung bzw. Evolution. Torsten baut in die Gestaltung von Kl. 8 ein festes Fundament ein, ohne dies zunächst als solches zu bemerken und wählt die Schnecke als Symbol für sich und seine ihm Unterstützung schenkenden (gelassenen) Freunde. Im Gespräch erst entdeckt er die ihn tragende Fundamente und beschreibt Gottes Präsenz in seinem Leben als mitgehende Umhüllung. Dass dies Erleben seiner Gottesbeziehung im Symbol der Schnecke schon enthalten ist, verblüfft ihn augenscheinlich. Elias baut in seine Lebensmetapher von Kl. 6 ein Ei ein, von dem ihm wichtig ist, dass es sowohl aufruhrt als auch an einem Faden hängt. Einen Grund für die doppelte Befestigung vermag er nicht zu nennen. Erst im Verlauf der Elaboration erfolgt eine Bewusstwerdung. Die Aufzählung könnte um viele Beispiele erweitert werden. In Metapher-collagen können sich ganz offensichtlich dem Bewusstsein (noch) nicht zugängliche intensive existenzielle Auseinandersetzungen und intuitive religiöse Einsichten ausdrücken. Die sprachlich-begriffliche Erfassung hinkt u.U. Jahre nach. Hinsichtlich der sprachlich-begrifflichen Erfassung scheint die kognitive Reife eine wichtige Rolle zu spielen, nicht aber hinsichtlich der in Bildmitteilungen verschlüsselten intuitiven Einsichten. Die (abstrakte) Weisheit der Kinder liegt auf der Ebene konkreter Bilder, in denen sie argumentativ gefangen bleiben⁵². Da junge Kinder aus ihrer Bildebene begrifflich (noch) nicht aussteigen können, muss die Kommunikation ihrer Einsichten auf der Bildebene erfolgen. Elias hat in Kl. 5 bereits ein ganz abstraktes Gottesbild, das er aber konkret ausdrückt. Im Mo-

52 Norbert bleibt z. B. in Kl. 4 (9,11) in seiner Drachenmetapher (er sieht sich mit seiner Familie als Schatz in der Brust des Drachens geborgen) argumentativ stecken auf die Frage nach der eigenen Aktivität in bedrohlichen Situationen.

ment des Problemlösens (Frage: Wer oder was kann Adressat von Gebeten sein, wenn sich Gott zwischenmenschlich ereignet?) greift er auf konkretes Material (Gummi) zurück für seine gedanklichen Operationen. Genau diese Fähigkeit, im theologischen Gespräch mit Kindern aktiv wie passiv mit konkreten Bildern handelnd umzugehen, benötigen Erwachsene, wenn sie die in Bildern verschlüsselten religiösen Einsichten von Kindern verstehen und kommunizieren wollen.

3.5 Blickpunkt Entwicklungsmodelle und reale Verläufe

3.5.1 Kaum Schnittmengen zu Stufenmodellen

Religiöse Entwicklung kann korrespondierend zur Entwicklung insgesamt – vgl. die entsprechenden Diskurse in entwicklungspsychologischer Literatur – mittels unterschiedlicher Modellvorstellungen beschrieben werden. Strukturgenetische Theorien gehen von qualitativ verschiedenen Stufen aus, die strukturierte Ganzheiten⁵³ bilden, in unumkehrbare Reihenfolge angeordnet sind und eine hierarchische Differenzierung aufweisen. Ent-

53 Vgl. Oser/Gmünder ⁴1996, 19 und 80.

In **Stufe 1** orientiert sich der Mensch an einem Letztgültigen (Gott), das direkt in die Welt eingreift, alles ‚macht‘, straft, belohnt, schützt, führt und leitet. Während sich der Mensch nur *reaktiv* zum Letztgültigen verhält, wirkt das Letztgültige aktiv. Der Wille des Letztgültigen muss stets erfüllt werden, sonst zerbricht die Beziehung zu ihm.

In **Stufe 2** dagegen sieht sich der Mensch dazu in der Lage, Gott durch Gebete, Opfer und Einhalten von religiösen Riten zu beeinflussen und dadurch für sich in Anspruch nehmen zu können. *Aktiv* und *präventiv* wirkt der Mensch auf Gott hin, um dafür in gleichem Maße die liebende Zuwendung Gottes zu erhalten und bei Verfehlungen mögliche Sanktionen abzuwenden oder zu mildern. Die religiöse Person vermag den Sinn von Ereignissen und Handlungen sowie die eigene Person und die Macht des Letztgültigen zu koordinieren, oder sie kann dies verpassen. Das hängt von ihren Bedürfnissen und ihrem freien Willen ab. Sie pflegt mit dem Letztgültigen auf der Grundlage bipolarer Reziprozität ein „Do-ut-des-Verhältnis“.

Die **Stufe 3** ist durch die subjektive Sichtweise gekennzeichnet, dass der Mensch vollständig für sein Leben und das Geschehen in der Welt selbstverantwortlich ist. Er fällt seine Entscheidungen bezüglich Sinn, Freiheit, Glauben und Hoffnung selbstständig. Dieser ‚weltliche Verantwortungsbereich‘ ist von dem Entscheidungs- und Aktionsbereich des Letztgültigen strikt getrennt. Es handelt sich dabei um eine Art ‚Zwei-Reiche-Lehre‘. Der Mensch steht in einem „Deismus-Verhältnis“ zum Letztgültigen: Obwohl das Transzendente sich außerhalb des Individuums befindet, repräsentiert es die Grundordnung des Lebens und der Welt.

In **Stufe 4** genügt es dem Menschen nicht mehr, sich nur solipsistisch an seiner Eigenverantwortung und Freiheit zu orientieren; vielmehr bedenkt er darüber hinaus das Letztgültige als transzendentalen Grund. Er erfährt sich als entscheidungssträchtiges Selbst, das seinen Anspruch, alles aus sich selbst leisten zu können, aufgibt und innerhalb eines universellen göttlichen Planes steht, der als die Möglichkeit der Bedingung

wicklung wird hier als lineare Abfolge von inhaltlich verschiedenen Stadien beschrieben, die wesentlich mit der kognitiven Reife korrelieren. Spiegelt sich dieses Vorstellungsmodell von Entwicklung in den Rostocker Befunden? Die von Oser/Gmünder behauptete strukturierte Ganzheit der Gotteskonzepte wird durch die Rostocker Befunde nicht bestätigt, was kaum verwundert bei einem Kontext, in dem manches Kind dem Wort ‚Gott‘ erstmalig in der Schule begegnete. Die Rostocker Kinder brachten bei Schuleintritt kein systematisches Gotteskonzept mit, wie es die Annahme einer religiösen Mutterstruktur postuliert (Oser/Gmünder). Feststellbar waren (je nach religiöser Heimat, d.h. familiärer Subkultur) hinsichtlich Zahl, Inhalt, emotionaler Konnotation und Vernetzungsgrad variierende Teilbegriffe. Es gab auch Kinder, die gar nichts mit dem Wort ‚Gott‘ verbanden, was die Übertragbarkeit der Annahmen von Rizzuto auf konfessionslose Kontexte in Frage stellt. Je nach vorhandenem oder gewecktem religiösen Interesse und angebotenen Wachstumsanreizen sowie Kommunikationsräumen wurden sie im Zeitverlauf ergänzt, geklärt und vernetzt. Die Bombe, mit der Horst (Kl. 3) beginnt, kann als einbrechende Kontingenz verstanden werden. In Kl. 4 symbolisiert er kausales Ineinandergreifen von Geschehen im Zeitablauf, erweitert in Kl. 5 sein Konzept um die nachtodliche Dimension. In Annikas Konzept aus Kl. 1 kommt die dunkle Seite des Lebens noch nicht vor. In Kl. 2/3 integriert sie diese Dimension in ihr Konzept. In Kl. 4 wird ihr Konzept um die Aspekte der Verborgenheit Gottes sowie Gerichts- und Jenseitsvorstellungen ergänzt. Ähnlich schrittweise Entwicklungen des Gotteskonzeptes sind fast durchgehend zu beobachten. D.h. bei den Kindern der Rostocker Langzeitstudie

(„a priori“) von Leben, Hoffnung, menschlicher Begegnung, Verantwortung und Freiheit angesehen wird. Diese werden jetzt auch als immer schon Vorgegebenes erfahren. **Stufe 5** ist durch religiöse Autonomie und unbedingte Intersubjektivität gekennzeichnet. Der Mensch nimmt einen ganz und gar religiösen Standpunkt ein, ohne sich dabei an einen göttlichen Heilsplan beziehungsweise eine religiöse Gemeinschaft zurückzubinden. Vielmehr erfährt er sich als immer schon unbedingt angenommen. Er orientiert sich an einem interaktiven Handeln, in dem das Letztgültige stets intersubjektiv aufscheint und dort seine Transparenz erhält, also als transzendent-immanent erfahren wird. Die göttliche Wirklichkeit kann ohne den Menschen nicht gedacht werden. Selbst und Letztgültiges vermitteln sich relational so, dass kein Heilsplan (Wille Gottes, kosmische Evolution, göttliche Vorsehung, Gottesreich) mehr die Richtung weist, sondern der Ort des Letztgültigen als *norma normans* in die menschliche Kommunikation hineinverlegt wird. Gott trauert beispielsweise mit den Menschen. Mitten in der Trauer ist die Liebe Gottes gegenwärtig. Denn nur Menschen, die zueinander in einer liebenden Beziehung stehen, können trauern.“

fanden sich zwar einzelne Elemente der von Oser/Gmünder beschriebenen Stufen, aber kaum i. S. der Stufentheorie systematisierte mehrdimensionale Denkkonstrukte. Neben Heranwachsenden, die durchgängig inkonsistente Konstrukte vertraten, ohne dies als störend zu empfinden (z. B. Liane, Lilli, Erwin) standen solche, die sich mit zunehmendem Alter mehr um logische Stringenz ihres Konzeptes bemühten (z. B. Norbert, Reinhard, besonders Elias). Aus den teils dünnen und häufig inkonsistenten Versatzstücken durch Ausblenden ‚störender‘ Elemente bzw. (nicht durch Kinderäußerungen belegbare und d. h. durch theoretische) Ergänzung fehlender Elemente ein systematisches Konstrukt i. S. einer vorgegebenen Stufenbeschreibung herauszulesen, erscheint logisch nicht statthaft. Die für Osers Stufe 1 zentrale Vorstellung, die Beziehung zum ‚Ultimaten‘ zerbreche bei fehlendem Gehorsam, fand sich bei keinem Kind. Ein Do-ut-des-Konstrukt, das an die Vorstellungen einer direkt in das Weltgeschehen eingreifenden Jenseitsfigur wie der Möglichkeit menschlicher Einflussnahme auf Gott gebunden ist, fand sich nur bei sehr wenigen Kindern. Ausnahmslos handelte es sich dabei um solche, die durch Erwachsene entsprechende Anstöße des Denkens und Handelns (Gebetsverständnis und -praxis) erfahren hatten. Bei etlichen Kindern aus KET I und II (Annika, Elias, Norbert, Franziska, Hella, Nora) wurde Gottes Wirken von Beginn an als inter- bzw. intrapersonelles Geschehen verstanden.

Zu den Stufen 1 und 2 von Oser/Gmünder fanden sich kaum Schnittmengen. Bei manchen Kindern schienen diese Stufen überhaupt nicht aufzutauchen, d. h. Kinder begannen bei der Ausbildung ihres Gottesverständnisses gleich jenseits der von Oser/Gmünder beschriebenen Stufen 1 und 2. Dies steht in deutlichem Widerspruch zur klassischen Stufenlehre. Denn es bedeutet, dass die Stufen 1 und 2 nicht notwendig durchschritten werden müssen, um zu anderen Denkkonstrukten zu gelangen. Wenn die Stufen 1 und 2 anderswo in konfessionell gebundenen Kontexten – in den Untersuchungen von Oser/Gmünder – regelmäßig bei Kindern/Heranwachsenden auftauch(t)en, so ist dies als Effekt der vorgängigen religiösen Sozialisation zu sehen und damit sozialisationstheoretisch und nicht entwicklungstheoretisch zu erklären. Inkompatibel zu den klassischen Stufentheorien sind auch die Befunde (vgl. die Positionierungen zu Gottessymbolen), dass Kinder/Heranwachsende in unterschiedlichen Lebenssituationen unterschiedliche Gotteskonzepte aktualisieren. D. h. im Denken und Empfinden scheint nicht ein in sich geschlossenes Konstrukt vorhanden zu sein, sondern verschiedene Konstrukte und Muster von Beziehungen nebeneinander, auf die

je nach Lebenssituation zurückgegriffen wird. Gott wird so je nach Situation anders wahrgenommen, emotional wie kognitiv. Diese Befunde stehen im Kontrast zur klassischen Stufentheorie, die annimmt, ein Mensch bewege sich in seiner Beziehung zum Letztgültigen jeweils mehr oder minder vollständig auf einer bestimmten Stufe.

Partielle Schnittmengen der Rostocker Befunde zeigen sich zu Wagener (2002), der mit Einbeziehung der Affektlogik eine Fortentwicklung des Ansatzes von Oser/Gmünder vornahm. Er hält zwar explizit am Stufenschema fest, überschreitet es aber mit seinen Erweiterungen und Differenzierungen implizit vielfältig. Wagener geht davon aus, dass latent unterschiedliche Konzepte (aus seiner Sicht: bereits durchlaufener Stufen) vorhanden sind, die situativ aktualisiert werden können i. S. von Regressionen. Regressionen haben in der Theorie von Oser/Gmünder keinen Raum, obwohl sie sich de facto in seinen empirischen Befunden spiegeln. Elemente der von Wagener zur Stufe 3 herausgearbeiteten Differenzierung⁵⁴ fanden sich auch in Rostocker Daten. Eine zunehmende Fragmentarisierung des Glaubens (3a)

54 „**Stufe 3a** orientiert sich an der Vorstellung, der Mensch fühle sich souverän und wähle Inhalte aus seinem religiösen Bezugssystem. Der Glaube wird als bewegend und bedeutsam erfahren, wenn oder weil dieser den persönlichen Zustand des Menschen und seinen Lebensstil *narzisstisch bestätigt*. So lebt der Mensch auf der Basis der *Fragmentarisierung* des Glaubens ein sektoral akzeptierendes Verhältnis mit dem Letztgültigen. Der Gottesbezug separiert den inakzeptablen (nicht-selbstbestätigenden) Bereich ‚Gott – Welt/Mensch‘ vom akzeptablen, lebensbejahenden Sektor. Dabei definiert sich der Bezug des Ultimativen zur Welt wesentlich von der narzisstischen Bestätigung des Subjektes her. Innerhalb der narzisstisch-religiösen Identität empfindet das Subjekt *konträre Emotionen* wie Nähe und Ferne zu Gott. Es dankt und zweifelt zugleich. Sein Denken kennzeichnet sich durch eine *affirmative Antinomie*. Das Subjekt lehnt seine bisher übernommene Religiosität ab und bejaht zugleich die Existenz eines personalen Gottes. Das Fragen nach Gott und der Religiosität wird erstmals als unwichtig erachtet, da das Erlernen der Autonomie narzisstisch im Vordergrund steht.“ Wagener Hermann-Josef, *Entwicklung lebendiger Religiosität*, Ostfildern 2002, 47.

„**Stufe 3b**: Indem das Subjekt sich selbst aktiv zum Letztgültigen bezieht und zugleich dessen ‚Hilfe‘ (Rückwirkung) negiert, konstruiert es seine *religiöse Ich-Demarkation* (Abgrenzung) auf eine *disjunktive* Art und Weise. Dadurch hält das Subjekt seine narzisstische Autonomie und solipsistische Ich-Struktur aufrecht und erlebt folglich seinen Glauben als unwirksam und sinnlos. Würde es die Rückwirkung des Letztgültigen erfahren, wäre zugleich seine eigene Selbständigkeit und Souveränität angegriffen beziehungsweise infrage gestellt. Dementsprechend lehnt das Subjekt seine übernommene, traditionell reglementierende Religiosität und den personalen Gott ab. Es bezieht sich affekt- und emotionslos zu einem abstrakten Letztgültigen, in dem es sich bei aller existenziellen Grenzerfahrung (durch Hoffnungs- und Sinnlosigkeit) Gott gegenüber autonom fühlt. Die Selbstidentität wird nicht mehr von außen (durch Fremdattribution), sondern von sich selbst her mittels *Metakognition* und Selbstattribution konstruiert, wobei das Subjekt seine eigene Ich-Abgrenzung zu Gott bewusst setzt.“ Ebd. 54.

konnte zwar – da vorher kaum je ein geschlossenes Konstrukt vorlag – nicht als durchgängiges Merkmal beobachtet werden, wohl aber eine mit dem Alter zunehmende Negierung eines personalen Gottes und dessen Rückwirkung auf das eigene Leben bzw. auf das Geschehen in der Welt.⁵⁵

Gewisse Schnittmengen finden sich in den Rostocker Befunden auch zu Teilaspekten der Stufentheorie von James Fowler.⁵⁶ Z. B. traten intuitiv-projektive Entwürfe von Gotteskonzepten auf, waren aber weder mit einem magisch-numinosen Symbolverständnis noch mit einem Lohn-Strafe-Mechanismus im moralischen Urteil verknüpft. Grundschulkinder tendierten bezüglich verbaler Inhalte häufig primär zu einem buchstäblichen Verstehen im Sinne von Fowlers mythisch-wörtlichen Glauben, waren aber durchaus zu wechselseitiger Rollenübernahme und Mehrperspektivität fähig bei geeigneten Settings. Die Tendenz, sich im Sinne der synthetisch-konventionellen Stufe von Fowler bezüglich des eigenen Gotteskonzeptes an wertgeschätzten Einzelpersonen oder Gruppen zu orientieren, fand sich von Kl. 1–11 und korrelierte weder mit der kognitiven Entwicklung noch mit dem moralischen Urteil oder dem Symbolverstehen. Individuierend-reflektierender Glaube im Sinne Fowlers trat jedoch in der Tat nur bei Heranwachsenden auf, die zu formalen Operationen fähig waren. D. h. die Rostocker Befunde bestätigen partielle Beobachtungen von Fowler, nicht jedoch seine als kohärentes Ganzes verstandenen Stufen.

Übereinstimmend mit Befunden anderer Untersuchungen lässt sich auch bei den Rostocker Kindern eine Tendenz mit dem Alter zunehmender Abstraktion des Gotteskonzeptes beobachten. Kinder, denen durch ihr Umfeld kein anthropomorphes Bild nahegelegt worden, entwarfen z. T. von Beginn an non-personale Vorstellungen (z. B. Damian). Die Neigung und Fähigkeit, Gott non-personal bzw. abstrakt zu denken scheint weit stärker von Sozialisationseinflüssen als von der logisch-begrifflichen Kompetenz abzuhängen, wie sich an den z. T. ganz abstrakten Gehalten von Collagen zeigte, die von teils kognitiv wenig entwickelten Kindern im Grundschulalter gebaut wurden und zunächst auch nicht verbalisiert werden konnten. Die Klassische Stufentheorie mit ihrer Korrelation des Niveaus der kognitiven Entwicklung mit dem Niveau der religiösen Vorstellungen scheint kaum kompatibel mit der Häufigkeit und den teils tiefgehenden religiösen Gehalten der visualisierten Abstrakta von Rostocker Kindern im Grundschulalter. Kann die Differenziertheit und

55 Den Schnittmengen mit den Untersuchungen von Wagener wird a. a. O. gesondert nachgegangen.

56 Fowler 1991.

Reife eines religiösen Konstrukts vernachlässigt werden, nur weil dem Kind die Fähigkeit einer begrifflichen Explikation seiner Visualisierung (noch) fehlt? Die Fähigkeit zur Symbolisierung differenzierter religiöser Konstrukte hängt offensichtlich stärker von einer Begleitung ab, die solche Fähigkeiten bereichsspezifisch anbahnt und im übenden Vollzug kommuniziert als von der formalen kognitiven Reife. Torsten (und KET I: Erwin), denen beiden weder zu Hause noch institutionell Wachstumsanreize und ein Kommunikationsraum für religiöse Inhalte zur Verfügung standen, hielten trotz ihrer gut entwickelten kognitiven Fähigkeiten und ihres religiösen Interesses lange an ihren Sicherheit und Geborgenheit vermittelnden naiven Konzepten fest. Die zum Selbstschutz praktizierte Geheimhaltung hemmte die Weiterentwicklung ihrer Konstrukte. Die kognitiven Dissonanzen wurden durch den emotionalen Gewinn, den sie aus ihrem gespürten Gottesbezug zogen, ganz offensichtlich abgedefert.

3.5.2 Was bleibt vom Gebet bei non-theistischen Gotteskonzepten?

Für Heranwachsende, die eine ‚gespürte‘ Gottesbeziehung einschließlich einer Gebetspraxis signalisierten, wurde mit zunehmender Abstraktion ihres Gottesverständnisses die Frage des Gebets virulent (Annika, Elias, Franziska, Hella). Selbst wenn die in der Familie erfahrene Gebeterziehung eine Wunschfixierung vermieden und das angeregte Gotteskonzept von Beginn an Gottes Wirken in der Welt als inter- bzw. intrapersonelles Geschehen (Kraft, Zuversicht, Ermutigung, Ideen) in den Denkhorizont gebracht hatte, stellte sich die Frage nach der Adresse wie dem Sinn und Inhalt von Gebeten neu. Während die beiden Mädchen (Annika, Franziska) zu diesem Zeitpunkt das vorher ausgeblendete Symbol eines VÄTERS IM HIMMEL wieder in ihre Positionierungen einbezogen (Annika begründete diese Einbeziehung des personalen Aspekts als Halt gebendes ‚extra nos‘ ausdrücklich), beschränkte sich Elias auf verbales Signalisieren, dass zum abstrakten Bild komplementär noch ein Bild gesetzt sein müsse, das als Adresse im Dialog fungiere. Dem Bemühen um Konsistenz seines Gotteskonzeptes wie auch seiner Abgrenzung gegenüber seinen Großvätern geschuldet, blieb für Elias das personale Symbol jedoch unter dem schwarzen Tuch. Die Gebetspraxis der Geschwister ist (aktuell) auf gemeindliche Situationen reduziert. Welche Modelle des Betens jenseits theistisch geprägter Sprachspiele könnten helfen, einen existenzbezogenen Dialog mit einem Gott, ‚den es so nicht gibt‘, zu wagen?

3.5.3 Wechselnde Vorreiterrolle von Gottesbeziehung und Gottesverständnis

Insofern jede religiöse Sozialisation (vgl. Grom 2000, S. 89ff.) zunächst Fremdsozialisation ist, ehe sie zur Selbstsozialisation wird, unterscheidet sich die religiöse Entwicklung offensichtlich erheblich je nach den Erfahrungen, die ein Kind in seinem frühen Umfeld macht: Das erlebte Beziehungsgeschehen und die mit Religion/Glauben verbundenen emotionalen Konnotationen scheinen dabei gewichtiger zu sein als kognitive Faktoren. Nach den Rostocker Befunden bildet für einen Teil der Kinder erkennbar die Gottesbeziehung das Primäre (Annika, Elias, Torsten, KET I: Franziska, Hella, in Abschattung auch Joel). Bis auf Torsten stammen sie alle aus dezidiert christlichem Kontext. Ob bei Horst und Reinhard primär der Zugang über die Gottesbeziehung erfolgte, ist mangels ausreichender Daten nicht entscheidbar, aber zu vermuten. Die Rostocker Befunde bestätigen insoweit mindestens partiell die durch ausgedehnte Untersuchungen in den 90er Jahren belegte These Groms: „Die Familie, in der jemand heranwächst, ist, trotz ihres sozialen Wandels in den letzten Jahrzehnten und trotz mächtiger außerfamiliärer Einflüsse, entscheidend für den Zugang zu christlichen Glaubensüberzeugungen, persönlichem Beten und Teilnahme am kirchlichen Leben.“⁵⁷

Erlebt ein Kind zugewandte Eltern, die selbst aus ihrer Gottesbeziehung Kraft und Orientierung schöpfen und ihren Glauben im Alltag leben, so wird es quasi durch ‚Gefühlsansteckung‘ (vgl. Annika, Elias, in Abschattung auch Torsten, in KET I: Franziska und Hella) in deren Gottesbeziehung mit hinein genommen. Die Bezugspersonen sind ihm modellhafte Garanten für die das Leben tragende Relevanz des vom Kind mehr gefühlten als gedachten Gottes. Die Gottesbeziehung bildet hier das Primäre. Sekundär erst geht es um Verstehen. Zur Vermeidung religiöser Sackgassen ist hier vor allem bei der Klärung des Gottesverständnisses zu helfen. An Annika wird dies beispielhaft deutlich. Ihre Gottesbeziehung war verbunden mit einem Gottesverständnis, in dem die dunkle Seite Gottes, seine Verborgenheit, fehlte. Als sie in eine lang anhaltende Krise geriet, dringlich Hilfe von Gott erwartete und nichts Hilfreiches eintrat, standen ihre schmerzlichen Erfahrungen quer zu ihrem Gottesverständnis. Die Dissonanz störte die Gottesbeziehung. D.h. Wenn ein Kind die dunkle Seite Gottes nicht in seine Denkwelt integriert,

57 Ebd.

wird es die Gottesbeziehung in Lebenskrisen irgendwann enttäuschungsmotiviert aufgeben.

Als Modelle wirken auch religiös gleichgültige Bezugspersonen oder solche, die sich zwar religiös verstehen, bei denen sich die Tragfähigkeit ihres Glaubens aber für die Kinder nicht erkennbar im Lebensvollzug spiegelt oder die eher ambivalente als bergend-liebevolle Beziehung zum Kind herstellen. Das Kind ‚lernt‘ an solchen Modellen, dass Gott etwas ist, was offenbar nichts positiv zum Leben beiträgt. Entsprechend wird es zwar durch Impulse der ‚kulturellen Tapete‘ oder auch (u. U. familiär intendierte) religiöse Unterweisung ein mehr oder weniger differenziertes Gottesverständnis entwickeln, aber kaum eine Gottesbeziehung, die das Leben bewältigen hilft. Ein Gott-Denken ohne Gottesbeziehung bleibt jedoch ‚kaltes‘ Wissen. Diese Kinder brauchen vor allem Hilfen zum Aufbau einer Gottesbeziehung.

Für Kinder aus konfessionslosen Familien liegt der Zugang – sofern ihn keine emotionale Barrikade versperrt – primär beim Gottesverständnis (Norbert, Katharina, KET I: Damian, Nora, Erwin). Aufgabe der Begleitung ist hier, aufzunehmen, was das Kind bereits an Vorstellungen mitbringt und diese Vorstellungen in einen Dialog mit biblischen Gottesbildern (= verdichtete Erfahrungen der biblischen Erzähler mit Gott) und den Erfahrungen des Kindes selbst (bzw. Menschen von heute) zu bringen. Eine Gottesbeziehung scheint nach den Rostocker Befunden da zu beginnen, wo ein Kind in Bezug auf seine dringliche Lebensthematik Gott als Bewältigungshilfe wahr- und in Anspruch nimmt (vgl. Norbert, partiell Petra, in KET I: Nora, Aaron, Damian, Erwin)⁵⁸. Für Petra bildete das Verlieren und Finden den Ankerpunkt, für Norbert die Einsamkeit durch die Abwesenheit der Eltern und die mangelnde Akzeptanz seitens der Klassenkameraden. Indem Norbert Gott als Ansprechpartner entdeckte, dem er seine Nöte und Ängste anvertrauen konnte und diesen Akt als Ressource erlebte, bildete sich der Kristallisationspunkt einer Gottesbeziehung heraus, die auf weitere Lebensbereiche übergriff. Dieser Prozess dürfte durch seine selbstmotivierte Mitgliedschaft in der Kantorei ab Kl. 3 gefördert worden sein: Der neu erschlossene religiöse Deutungsrahmen wurde – intrinsisch, aber sicher auch zugehörigkeitsmotiviert – gestützt und gefestigt. An Norbert wird deutlich: Das Kind ist, tendenziell zunehmend mit wachsendem Alter, wesentlich als Akteur der eigenen religiösen Entwicklung zu

58 Mangelnde Akzeptanz als Lebensproblematik kam in den Rostocker Befunden häufiger vor, ebenfalls Versagensängste, daneben u. a. Aggressionsbereitschaft und die Frage nach dem Sinn des Lebens.

sehen. Das unterschiedlich starke, phasenweise schwankende religiöse Interesse (vgl. Annika, Elias bzw. Petra, Horst) führt zu je spezifischem Aufmerksamkeits- und Kommunikationsverhalten (auch evokativ) im familialen Umfeld wie zu unterschiedlichen Wahlen hinsichtlich der außerfamilialen sozialen Kontakte und Bildungsangebote.

3.6 Blickpunkt Bibelkonzept – eine Ergänzungsperspektive mit quantitativen Akzenten

3.6.1 Vorwort

Das nachfolgende Kapitel zum Bibelkonzept in Verknüpfung mit dem Gotteskonzept stützt sich vornehmlich auf Befragungsdaten, die – weit über die siebzehn Einzelfälle aus KET I und II hinausgehend – in einem Großteil von Sample A und dem gesamten Sample B gewonnen wurden. Die Befragungsbögen entstanden in Sample B überwiegend im Zusammenhang mit dem Unterrichtsgeschehen und wurden zu Vergleichszwecken und zusätzlicher Informationsgewinnung auch in Sample A eingesetzt. Innerhalb des primär mittels visualisierender Erhebungsverfahren arbeitenden heuristischen Designs haben die Fragebögen eine ergänzende bzw. korrigierende Funktion. Sie werden hier mit dem Ziel eingebracht, einen Vergleich der nachgezeichneten Einzelfälle mit dem Spektrum ihrer Bezugsgruppen zu ermöglichen. In die Einzelfalldarstellungen sind die Befragungsergebnisse als eine Perspektive unter vielen eingearbeitet und in Korrelation zu vielfältigen Faktoren reflektiert. Der Blick auf die Befragungsergebnisse des gesamten Samples liefert eine Hintergrundzeichnung des Spektrums von Haltungen und Sichtweisen, die insgesamt im Sample vertreten waren. Das, was in Übereinstimmung oder auch Abgrenzung zu Gleichaltrigen die Individualität der Einzelfälle ausmacht, wird auf diese Weise plastisch.

3.6.2 Das Bibelkonzept eröffnet oder verbaut ein ‚mitwachsendes‘ Gotteskonzept

Das tradierte Gottesbild unserer Kultur ist wesentlich biblisch geprägt, eine unterrichtliche Thematisierung der Gottesfrage ohne Bezugnahme auf biblische Gottesbilder kaum denkbar. Die in biblischen Texten verdichteten Gotteserfahrungen von Menschen mit heutigen Erfahrungen der Nähe oder auch Verborgenheit Gottes ins Gespräch zu bringen, bildet ein Zentrum des Religionsunterrichts. Zwischen Bibelkonzept und Gotteskonzept

besteht von daher eine enge Korrelation. Die Bibel enthält eine Fülle unterschiedlicher Gottesbilder. Neben Texten mit anthropomorphen Bildern stehen solche, die Gottes Unverfügbarkeit und Bildlosigkeit betonen. Soll die Vielfalt der biblischen Gottesbilder für ein Denk- und Empfindungshorizonte erschließendes Gotteskonzept von Heranwachsenden fruchtbar gemacht werden, erscheint es notwendig, ein Textverständnis bei Kindern anzubahnen, das biblische Bilder auch als Bilder zu lesen vermag. Anders kann der metaphorische Charakter der Gottesrede nicht erfasst werden. Zur Notwendigkeit einer religiösen Sprachlehre (Einführung in Symbole, Metaphern) ist u. a. von Symboldidaktikern wie Hubertus Halbfas, Peter Biehl usw. viel Lesenswertes geschrieben. Strittig ist – vgl. u. a. die Kontroverse zwischen Bucher und Grom um die erste bzw. zweite Naivität⁵⁹ – ob und wann Kinder zu einem verstehenden Umgang mit Metaphern bzw. Symbolen fähig sind und welche Konsequenzen daraus für die Kommunikation von biblischen Texten und christlichen Symbolen mit Kindern zu ziehen sind. Entscheidend für die Beantwortung der strittigen Frage scheint zu sein, welches Entwicklungsmodell als Basis weiterer Überlegungen dient. Klassische Stufentheoretiker sehen Entwicklung im Modell einer linearen, unumkehrbaren Abfolge von gänzlich verschiedenen Stadien.



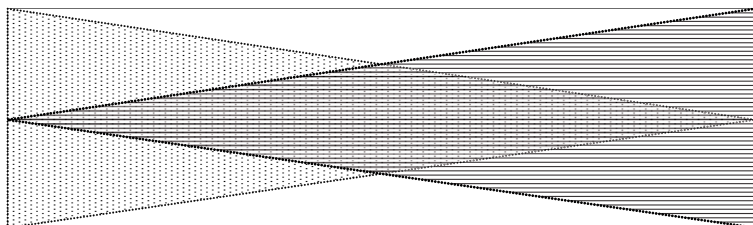
Bezüglich religiösen Sprachverstehens unterschied man a) die Stufe der ersten Naivität (= Symbole werden im Wortsinn verstanden, d. h. nicht als Symbole wahrgenommen), b) die Stufe der Symbolkritik: (= Symbole werden ‚entzaubert‘, ihr Bedeutungsgehalt rational erklärt, Symbole abgelehnt), c) die Stufe der zweiten Naivität (= im Bewusstsein, dass es sich um Symbole handelt, kann neu unbefangen mit Symbolen umgegangen werden). Konsequenz zur Basisannahme einer entwicklungsbedingten linearen Ab-

59 Bucher KatBl9/89 „Wenn wir immer tiefer graben ... kommt vielleicht die Hölle“, 654–662; Oberthür, KatBl3/90 Die ‚erste Naivität‘ ist in der ‚Zweiten‘ aufgehoben, 176–179.

folge sollten Kinder jeweils ihrer Stufe entsprechend angesprochen und gefördert werden. Man ging davon aus, mehr oder weniger von selbst werde sich mit dem Fortgang der Entwicklung auch ein neues Denken einstellen. Junge Kinder wurden (hinsichtlich Gottes-, Bibel-, Gebetskonzept usw.) primär oder ausschließlich auf dem Niveau der ersten Naivität angesprochen. Ob dieses Entwicklungsmodell inhaltlich und altersmäßig klar abgegrenzter Stufen dem tatsächlichen Verlauf religiöser Entwicklung gerecht wird, war und ist strittig. Das in Anlehnung an Erikson alternativ von Rainer Oberthür eingebrachte Modell (s. u.) geht eher von fließenden Übergängen zwischen erster Naivität, Symbolkritik und zweiter Naivität aus. In der Phase der ersten Naivität seien Symbolkritik wie zweite Naivität keimhaft enthalten.

Modell verschränkter Übergänge zwischen erster Naivität, Symbolkritik und zweiter Naivität

Erste Naivität = gepunktetes Dreieck, Symbolkritik = weiße Dreiecke, zweite Naivität = schraffiertes Dreieck



Kleine Kinder setzen zwar meistens bei einem wörtlichen Verstehen an, stellen es aber auch bereits in Frage⁶⁰ und überschreiten es intuitiv in Richtung einer zweiten Unmittelbarkeit. Momente wörtlichen und symbolischen Verstehens stehen bei Kindern (und Erwachsenen) häufig nebeneinander. Legt man das zweite Entwicklungsmodell der fließenden Übergänge von Verstehensformen zugrunde, so ist die Aufgabe begleitender Erwachsener neu zu formulieren: Es gilt zwar weiterhin, Mitgebrachtes auf dem Niveau der ersten Naivität vorbehaltlos zu akzeptieren, nicht aber, Kinder durch (angeblich kindgerechte) naive Vorgaben seitens

60 Bereits Vorschulkinder fragen nach, ob eine Geschichte ‚in echt‘ passiert sei ebenso wie viele Kinder die Existenz von Weihnachtsmann und Osterhasen kritisch hinterfragen.

der Erwachsenen auf diesem Niveau zu fixieren. Vielmehr gilt es, beim Kind bereits vorhandene Ansätze zu Symbolkritik aufmerksam wahr- und aufzunehmen und behutsame Anstöße in Richtung auf die Entfaltung einer zweiten Naivität zu geben. Dies kann – über den religiösen Bereich hinaus – z. B. auch durch den Umgang mit poetischen Bildern und Texten geschehen, durch alles, was aktiv wie passiv den Umgang mit Metaphern und Symbolen einübt und pflegt. Kinder in den für ihre religiöse Entwicklung unverzichtbaren symbolkritischen Fragen und Suchbewegungen zu unterstützen, eröffnet ihnen Horizonte, ohne Abspaltung der rationalen Weltsicht in eine die Seele beheimatende zweite religiöse Unmittelbarkeit hineinzuwachsen.

Indem die Rostocker Langzeitstudie flankierenden Religionsunterricht–Sample B wurde von Kl. 1–4 von der Verfasserin einstündig unterrichtet, die Unterrichtsentwürfe und Arbeitsergebnisse der Kinder dokumentiert – wurde versucht, im Sinne des zweiten Entwicklungsmodells Wachstumsanreize zu geben. Grundprinzip unterrichtlicher Kommunikation von Inhalten bildete eine Symbolisierungsdidaktik, die den passiven und aktiven Umgang mit Metaphern/Symbolen dialogisch zwischen den von Kindern gestalteten Gottesmetaphern (bzw. ihren Positionierungen) und den biblischen Gottesbildern pflegte. Bereichsspezifisches Wissen wurde spielerisch vermittelt über Zeitreisen (z. B. in die literarische Ursprungssituation) und Rollenspiele. Texte kamen als Bilder in den Blick, in denen sich die Erfahrungen von Menschen anderer Zeiten verdichteten. Der Wandel des Gottesbildes innerhalb der Bibel (und damit auch die Zeitgebundenheit von Vorstellungen) wurde wiederholt herausgearbeitet, biblische Kernaussagen zu Gott anhand von Geschichten verglichen, der Umgang mit heutigen und biblischen Metaphern gepflegt. Durch szenisches Spiel, Fantasiereisen, aktualisierende Fortschreibungen, Statuentheater usw. erfolgten Impulse, Kinder biblische Texte aus unterschiedlichen Perspektiven erleben zu lassen. Welche Wirkungen zeigten sich im Verlauf der vier Jahre der Begleitung? Wie steht es mit der Nachhaltigkeit der Bemühungen um die Anbahnung eines sachgerechten und existenzbezogenen Bibelkonzepts? Wie stabil sind Positionen zu anhand von biblischen Texten erarbeiteten und (durchaus auch strittig) kommunizierten Kernaussagen zu Gott? Was findet sich von dem, was im Grundschulunterricht angeregt wurde, ein paar Jahre später im Gotteskonzept noch wieder?

Der Entwicklungsverlauf von Norbert (ebenso KET I: Nora, Joel) verweist darauf, dass bereits bei Grundschulkindern ein Bibelkonzept ange-

bahnt werden kann, das die Wahrheit von biblischen Texten nicht in ihrer Historizität sucht und bei Texten das Gesagte vom Gemeinten unterscheidet. Grundschulkinder können dies nicht abstrakt reflektieren und formulieren, aber auf der Ebene von Geschichten ausdrücken entsprechend ihrem Umgang mit nichtbiblischen Texten und Bildern. Die Kontexte, aus denen die Geschichten stammen bzw. in die hinein sie erzählt wurden, können in die Auseinandersetzung mit Form und Gehalt eines Textes einbezogen werden, sofern dies elementar und spielerisch-konkret erfolgt. D. h. die Kontexte müssen im konkreten Erleben erschlossen werden. Literarische Ursprungssituationen sind qua Zeitreisen von Kindern elementar nachvollziehbar. Grundschulkinder sind offenkundig auch in der Lage, Texte multiperspektivisch zu verstehen, sofern man ein Setting arrangiert, das ihnen ermöglicht, sich durch Rollenübernahme (unterstützt durch Requisiten) ganz konkret in jeweils unterschiedliche Zeiten und Perspektiven zu versetzen. Sie können spielerisch ganz verschiedene Sichtweise quasi durch ‚Hineinschlüpfen‘ erproben und äußern, benötigen zum Vergleich der verschiedenen Sichtweisen jedoch unbedingt unterstützende Moderation, die auch für Strukturen, rote Fäden sorgt, um das bereichsspezifische Wissen zu festigen und zu vernetzen. Es schien/scheint möglich, auf diese Weise ein sachgerechtes und existenzbezogenes Bibelkonzept aufzubauen. Bereits in Kl. 2 waren die Kinder in der Lage, die Schöpfungserzählung nach P auf dem Hintergrund des damaligen Weltbildes wie im Kontext des (elementarisierten) babylonischen Schöpfungsmythos als ‚Gegengeschichte‘ der Israeliten in babylonischer Gefangenschaft zu verstehen. Die spielerisch-kontextbezogene Ersterschließung der Schöpfungserzählung nach P wirkte bis zum Ende der Grundschulzeit erkennbar nach. Die Dokumentation der Arbeitsergebnisse weist in die Richtung, dass beim überwiegenden Teil der Kinder am Ende der Grundschulzeit ein multiperspektivisches Verstehen biblischer Texte angebahnt war. Von keinem Kind dieser Klasse wurde die unterrichtlich wiederholt aufgenommene Schöpfungserzählung nach P in der Grundschulzeit als aktuell verbindliches christliches Weltentstehungsmodell in Konkurrenz zu naturwissenschaftlichen Weltentstehungstheorien missverstanden. Das ließ vermuten: Eine Spaltung zwischen ‚religiöser‘ und ‚rationaler‘ Weltdeutung ist nicht entwicklungsbedingt und damit quasi naturgegeben, sondern möglicherweise wesentlich sozialisationsbedingt. Und es hieß auch: Eine altersangemessen spielerisch-konkrete, kontext- und existenzbezogene Ersteinführung von zentralen biblischen Texten kann schon in frühem Alter ein Bibelkonzept anbahnen, das einem ‚mitwachsenden Gotteskonzept‘ nicht

im Weg steht. An den Entwicklungsverläufen von Norbert, Joel, Nora, Aaron und Damian bis Kl. 4 scheint in der Tat ablesbar (alle erlebten denselben Religionsunterricht), dass der Aufbau eines solchen Bibelkonzepts im Grundschulalter prinzipiell möglich ist, dass schwächer begabte Kinder dazu aber deutlich mehr Unterstützung benötigen. Die durchgängige Symbolisierungsdidaktik wie die vielfältig geübte Praxis eines mehrperspektivischen Umgangs mit biblischen Texten dürfte wesentlich diese Ergebnisse mitbestimmt haben. Einflussreich dürften auch folgende Faktoren gewesen sein. Zum einen: In dieser (staatlichen) Grundschule lag im Untersuchungszeitraum die Akzeptanz des RU überdurchschnittlich hoch trotz mehrheitlich konfessionsloser Kinder und Lehrkräfte. Nur zwei Kinder der Versuchsklasse waren vom Religionsunterricht abgemeldet, nahmen aber (wie auch die konfessionslose Klassenlehrerin) interessiert an speziellen mit Studierenden zusammen gestalteten Projekten des Religionsunterrichts teil (z. B. Pessachfeier, Kirchenerkundung, Schulandacht usw.). Zum anderen: Infolge der über vier Jahre neben dem wöchentlichen RU regelmäßig stattfindenden Einzelgespräche baute sich zwischen den Kindern und der Lehrperson eine dichte Beziehung auf. Von Kindern eingebrachte persönliche wie sachliche Fragen hatten in diesen (teils auch seelsorgerlich akzentuierten) Einzelgesprächen einen über Unterrichtssituationen hinausgehenden Ort. Zum dritten: Die Tatsache, dass eine erwachsene Person über vier Jahre hinweg so viel Zeit und Interesse in die Erkundung des religiösen Denkens und Empfindens und der Lebenswelt jedes einzelnen Kindes widmete, wertete die Frage nach Gott wie auch die Bedeutung von Bibel, Religion mit Sicherheit auf. Vergleichbare Aufmerksamkeit erhielten die Kinder in anderen Themenbereichen nicht. Alle diese Faktoren zusammen dürften bezüglich der Entwicklung des Gottes- und Bibelkonzepts der Kinder von Sample B einen stützenden Rahmen geboten haben. Wenn auch familiär ein christlicher Deutungsrahmen weder relevant noch plausibel war, am Lebensort Schule schien das Fach Religion relevant zu sein. Die aufgebaute dichte Beziehung dort wie der erlebte Unterricht, der über die Einbeziehung von Studierenden Aktionen ermöglichte, die über den Schulalltag deutlich hinausgingen und entsprechend wertgeschätzt wurden, verlieh den unterrichtlich angebahnten Konzepten vermutlich eine stützende Plausibilität.

3.6.3 Religionsunterricht – ein Fach mit Nachhaltigkeit?

Nach Kl. 4 wechselten die Kinder von Sample B auf verschiedene weiterführende Schulen. Einige nahmen weiter am Religionsunterricht teil, andere wählten Philosophie. Neue Fächer, neue Lehrkräfte mit anderen Konzeptionen, neue Peergroups, neue Autoritäten, neue Relevanzfilter und Plausibilitäten. Wie steht es mit der Nachhaltigkeit des Erreichten unter solchen Bedingungen? Welches Bibelkonzept ist vorfindbar, wenn Kinder nur in der Grundschule religiöse Bildungsangebote bekommen, in der Sekundarstufe I aber nicht?

Für die Kinder aus Sample A traf dies durchgehend zu. Ab Kl. 5 gab es kein religiöses Bildungsangebot mehr im Stundenplan. Einige von ihnen hatten aufgrund ihres späten Wechsels in die Privatschule nur 1–2 Jahre am einstündigen Religionsunterricht der Grundschule teilgenommen. Ihre schulische religiöse Bildung war äußerst schmal. Gemeindliche Angebote wurden nur von wenigen Kindern wahrgenommen (vgl. Tabelle). Die Befragung von Sample A zum Bibelverständnis in Kl. 8/9 sollte Einsichten dazu erbringen, welches Bibelkonzept trotz fehlenden Religionsunterrichts erhalten blieb bzw. sich durch familiäre oder gemeindliche Anregungen entwickelte und welche Korrelationen sich zu ihrem Gotteskonzept zeigten. Durch Positionierungen der Heranwachsenden und ihrer Familie sollten die Nähe und Distanz bzw. die Relevanz der Bibel im familiären Kontext ermittelt werden. Der von mir zu Vergleichszwecken unter Rückgriff auf Tamminen⁶¹ entwickelte Befragungsbogen hatte nur ergänzende Funktion: Zu Punkten, die Heranwachsende nicht von sich aus ansprachen, sollten Informationen gewonnen werden. Die gleichzeitig erhobenen Items zur Gottesfrage sollten wie die Befunde aus den Metaphergestaltungen und Positionierungen zu Gottessymbolen zu Korrelationen zwischen Bibelkonzept und Gotteskonzept Einsichten ermöglichen.

3.6.4 Ergänzungsinstrument Fragebogen

Der Fragebogen (Wortlaut vgl. Einzelfallstudie Katharina) erhob folgende Aspekte:

- I Die Quellen des Bibelkonzepts (Wo, wie und durch wen und was wurde der Zugang zu biblischen Texten vermittelt und geprägt?)

61 Tamminen 1993.

- II Den existenziellen Bezug (Haben Bibeltexte potenziell für die eigene Existenz Relevanz?)
- III Verständnis von Bibeltexten, die sich sperrig verhalten zum modernen Weltbild (Welche Deutungsmuster werden bevorzugt: biblistische? wissenschaftliche? symbolische bzw. integrative? unsichere?)
- IV Komplementäres Denken (Sind sie in der Lage, religiöse und nicht-religiöse Deutungen zu integrieren in der Sicht auf dasselbe Ereignis?)
- V Sachkenntnisse zur Bibel (Alter und Verfasserschaft von Texten, Literaturgattungen, Bedeutsamkeit für Juden, Christen, Muslime und persönliche Vorlieben (Lieblingstexte))
- VI Abstraktes (d. h. von Einzeltexten abgelöstes) Bibelkonzept
- VII Kernaussagen zu Gott

Das Augenmerk richtete sich bei der Erhebung (ebenso bei Unterrichtsversuchen) besonders auf die Aspekte des Bibelkonzepts, von denen vermutet wurde, dass sie sich fördernd oder aber hindernd auf ein mit den körperlichen, emotionalen und kognitiven Veränderungen bzw. neuen Entwicklungsaufgaben Schritt haltendes Gotteskonzept auswirken könnten, d. h. insbesondere auf den Existenzbezug und ein mehrperspektivisches Bibelverstehen, das – entgegen der DDR-Ideologie – mit einem wissenschaftlichen Weltbild kompatibel ist. Der verbreiteten Vorstellung, Christen seien auf ein buchstäbliches Verstehen biblischer Texte festgelegt, sollte entgegen gewirkt werden.

Die in Sample A ermittelten Ergebnisse zum Aspekt III waren irritierend. Es zeigte sich eine erhebliche Differenz zwischen der Deutung der Schöpfungserzählung nach P und den Deutungen der Erzählungen zum Schilfmeer und zum Dekalog. Die Schere der bevorzugten Deutungsmuster in Sample A führte zur Entscheidung, mittels einer ergänzenden Querschnittsuntersuchung zu klären, ob diese Schere in Sample A ein Zufallsprodukt oder ein für den konfessionslosen Kontext typisches Phänomen sei. Der in Sample A bereits eingesetzte Bogen wurde deshalb unverändert in vier Lerngruppen der Kl. 5/6 in Schweriner Schulen eingesetzt (95 Kinder, 55 Jungen, 40 Mädchen). Außerdem wurde mittels des Bogens eine Nachuntersuchung von Sample B versucht. Elf von zweiundzwanzig Kindern (inzwischen in Kl. 6) waren auf weiterführenden Schulen noch erreichbar.

3.6.5 Irritierende Befunde – Suchbewegungen und neue Fragen

Den nur als Ergänzungsinstrument für Einzelgesprächssituationen in Kl. 8/9 konzipierten Bogen unverändert in Kl. 5/6 einzusetzen, erwies sich als nicht unproblematisch. Dieser ‚Fehler‘ bildete jedoch den Türöffner zu neuen Einsichten.

Die in KET I und II enthaltenen Einzelfälle zeichnen individuelle Entwicklungsverläufe von Gottes- bzw. Bibelkonzepten nach. Was lässt sich den Befragungen weiterer Kinder aus Sample A bzw. Sample B zum Spektrum des Bibel- bzw. Gotteskonzeptes in verschiedenen Altersstufen entnehmen? Wie deuten andere (bisher nicht veröffentlichte) Kinder des Samples biblische Erzählungen? Welche Facetten eines biblisch akzentuierten Gotteskonzeptes erscheinen ihnen bedeutsam, zustimmungs- oder ablehnenswert?

Vergleich von Tamminens⁶² Daten zur Deutung der Schöpfung nach P in unterschiedlichen Klassenstufen mit Rostock bzw. Schwerin in unterschiedlichen Klassen (in %)

Rostocker Sample in Kl. 6: elf Kinder, in Kl. 8/9: 24 Heranwachsende; Schweriner Sample in Kl. 5/6: 95 Kinder. Die Schweriner Werte⁶³ erscheinen jeweils in Klammern unter den Rostocker Werten. Die Rostocker Ergebnisse in Prozentwerten zeigen nur Tendenzen auf, erheben also keinen Anspruch darauf, statistische Aussagen zu machen.

62 Ebd., 137. Items und Deutekategorien bei Tamminen: „Unsicher“: „Mir fällt es schwer, etwas darüber zu sagen, es war doch niemand dabei, der zugehört hätte.“ „Religiöse“ Deutung: „Die Bibel sagt, dass Gott den Himmel und die Erde geschaffen hat, und daran glaube ich.“ „Wissenschaftliche“ Deutung: „Ich glaube, dass die Welt von alleine entstanden ist und sich selbständig entwickelt. Gott hat damit nichts zu tun.“ „Integrative“ Deutung: „Ich glaube, dass Gott eine Welt erschaffen hat, die sich ständig weiterentwickelt.“ Um die Trennschärfe zwischen Item 2 und 4 zu erhöhen, war in der Rostocker Fassung in Item 2 hinter Himmel und Erde ‚in sieben Tagen‘ eingefügt, wodurch hier eine biblizistische Deutung abgefragt wurde. Item 3 enthielt zur Verdeutlichung das Stichwort ‚Urknall‘, das allerdings im neu formulierten Item 4 auch auftauchte. Insofern sich die Items von Tamminen und vom Rostocker Erhebungsbogen (identisch mit Schwerin) in einigen Punkten unterscheiden, sind auch die Ergebnisse streng genommen nicht vergleichbar. Es lassen sich nur Tendenzen aufzeigen.

63 Berechnet von Karsten Jung.

Deutungsmuster	Ta. Kl. 3	Ta. Kl. 5	Ta. Kl. 7	Ta. Kl. 9	Ta. Kl. 11	Rostock/ Schwerin, Kl. 5/6 Schöpfung	Rostock/ Schwerin, Kl. 5/6 Schiffmeer	Rostock/ Schwerin, Kl. 5/6 Dekalog	Rostock Kl. 8/9 Schöpfung	Rostock Kl. 8/9 Schiff- meer	Rostock Kl. 8/9 Dekalog
religiös bzw. bibli- zistisch	62	47	30	21	18	18 (25)	18 (40)	9 (24)	4	12	–
wissen- schaftlich	4	7	17	22	24	63 (34)	– (4)	36 (13)	42	22	20
integrativ bzw. symbolisch	25	30	26	28	39	18 (17)	45 (44)	54 (63)	46	58	80
unsicher	9	16	28	29	20	– (23)	36 (11)	keine Vorgabe	8	8	–

Ein vergleichender Blick zeigt: Bei den von Tamminen untersuchten finnischen Kindern geht der Anteil „religiöser“ Deutungen der Schöpfungserzählung von einem sehr hohen Niveau kontinuierlich zurück. Der Anteil wissenschaftlich-säkularer Deutungen beginnt schmal und wächst kontinuierlich. Der Anteil der integrativen Deutungen beginnt relativ hoch, schwankt mit leichtem Anstieg auf hohem Niveau bis Kl. 9 und steigt dann erheblich bis Kl. 11. Unsichere Deutungen finden sich zunächst wenige. Sie steigen dann rapide, verharren auf relativ hohem Niveau in Kl. 7–9, um dann wieder abzusinken. – Die Rostocker Ergebnisse sind deutlich anders. Biblizistische Deutungen liegen für beide Altersstufen deutlich unter den Werten aus Schwerin bzw. Tamminens Werten zur „religiösen“ Deutung. Bezüglich der Schiffmeer erzählung findet sich in Kl. 6 eine erhebliche, in Kl. 8/9 eine Tamminen unterschreitende Unsicherheit, hinsichtlich der Schöpfung nach P jedoch gar keine unsichere Deutung in Kl. 6 und nur 2 (8%) in Kl. 8/9. Fast zwei Drittel der Kinder in Kl. 6 und 42% der Jugendlichen in Kl. 8/9 votieren für die wissenschaftliche Deutung der Schöpfung. In Kl. 6 ist der Anteil der integrativen Deutungen mit einem knappen Fünftel entsprechend schmal. In Kl. 8/9 liegt er mit knapp der Hälfte der Voten deutlich über den Werten von Tamminen. Dass schon in Kl. 6, vermehrt in Kl. 8/9 ein Großteil der Rostocker Heranwachsende biblische Erzählungen integrativ bzw. symbolisch deutet, zeigt der Vergleich der Eintragungen zu allen drei Erzählungen: Der Anteil integrativer (bzw. symbolischer)

Deutungen bei den Erzählungen vom Schilfmeer bzw. dem Dekalog liegt erkennbar hoch, tendenziell deutlich höher als bei Gleichaltrigen der Studie von Tamminen.

Die auffällige Differenz des bevorzugten Deutungsmusters bei der Schöpfungserzählung nach P im Vergleich zu den beiden anderen biblischen Texten findet sich auch in den Schweriner Daten. Insofern bestätigen die Schweriner Ergebnisse den in Rostock zutage getretenen Sachverhalt einer Schere zwischen den Deutungsmustern statistisch. Die Schweriner und Rostocker Werte für die Kl. 5/6 zeigen neben dieser Übereinstimmung aber auffallende Unterschiede: Die Bevorzugung der wissenschaftlichen Deutung der Schöpfungserzählung ist in Rostock viel stärker ausgeprägt. Und in der Deutung dieser Erzählung fühlt man sich im Gegensatz zu Schweriner Kindern sicher. Der Anteil der biblizistischen wie auch der wissenschaftlichen Deutungen ist in Schwerin – klammert man die Schöpfungserzählung aus – annähernd so hoch wie bei Gleichaltrigen der Tamminen-Studie. Biblizistische Deutungen sind in Rostock dagegen selten.

Welche Faktoren die Kinder von Sample B in den zwei Jahren nach Ende der von der Verfasserin begleiteten Grundschulzeit im Einzelnen beeinflusst haben, ist kaum zu rekonstruieren. Die elf Kinder, die nachuntersucht werden konnten, gingen auf zwei verschiedene Schulen. Eine Gruppe wurde vor Fertigstellung des Fragebogens für Sample A befragt. Dabei wurde eine Vorform des endgültigen Bogens eingesetzt, in dem die Aspekte IV und V fehlten und zu VI eine geringere Anzahl von Kernaussagen zu Gott vorgelegt wurden, zu deren subjektiver Bedeutsamkeit Stellung genommen werden sollte. Andererseits enthielt die Vorform einen Gebetsfragebogen sowie Items zur Erhebung der familiären Kommunikation von religiösen Fragen. Durch das gestufte Vorgehen liegen nicht für alle elf Kinder dieselben Datensätze vor. Lassen sich Muster aufzeigen bezüglich des familiären Kontextes in Korrelation zum Bibel- und Gotteskonzept?

Nachuntersuchung von elf Kindern von Sample B in Klasse 6

Legende: Den Namen ist ein Kürzel nachgestellt, das in der nachfolgenden Übersicht zum Gotteskonzept genutzt wird.

Kenntnis von Bibel durch: a = Vollbibel zu Hause, b = Bibel ist zu Hause in Gebrauch, c = Kinderbibel, d = nur aus RU, e = durch RU,

Fernsehen, Bücher, Gottesdienste, Biblische Geschichten haben etwas mit mir zu tun: stimmt voll und ganz = ja, stimmt etwas = etwas, stimmt eher nicht = eher nicht, stimmt ganz und gar nicht = nein

Name (Alter)	Religiöse Heimat (Familie bzw. sekundäre Sozialisations- instanzen)	Kenntnis von bibl. Texten durch	Familie zuge- schriebene Einstellung zur Bibel	Relevanz von Bibel f. eigene Existenz	Schöpfung nach P	Schiff- meer- erzählung	Text zum Dekalog
Aaron = A (12)	konfessionslos (kirchl. Oma), ohne RU, ohne Gemeindebezug, Gebet??	c, e, spricht selten m. Großmutter ü. Glauben	unwichtig für d. Eltern, positiv für die Oma	etwas	wiss.- säkular	unsicher	biblizis- tisch
Claus = C (12)	konfessionslos (kirchl. Oma), ohne RU, ohne Gemeindebezug, Gebet??	c, e, spricht nie m. Groß- mutter ü. Glauben	Eltern distanziert positiv, Oma positiv	eher nicht	biblizistisch	unsicher	integrativ bzw. sym- bolisch
Elena = E (12)	konfessionslos (russ. orthodoxe Großeltern), RU, ohne Gemeinde- bezug, Gebet??	e, kaum Kontakt zu Großeltern, E hat (ein- drücklich) orthodoxe Taufe miterlebt	für Vater unwichtig, Mutter??, ferne Großeltern positiv!	eher nicht	wiss.- säkular	biblizis- tisch	säkular
Pavel = P (12)	konfessionslos (russ. orthodoxe Großeltern), RU, ohne Gemeinde- bezug, Gebet??	d, kaum Kontakt zu Großeltern	für Eltern unwichtig, ein Opa ableh- nend, ferne Großeltern positiv	nein	wiss.- säkular	integrativ bzw. symbolisch	säkular
Joel = J (12)	ev. lutherisch, kein RU, mehrjährig in ev. Kantorei, Gemeindebezug, Gebet??	a, c, e, spricht manchmal m. Vater, Bruder ü. Glauben	Mutter? Vater, Großeltern u. Bruder positiv	etwas	integrativ	integrativ bzw. symbolisch	integrativ bzw. sym- bolisch
Norbert = N (12)	konfessionslos, RU, mehrjährig in ev. Kantorei, intensive Gebets- praxis	c, e, spricht selten mit Eltern ü. Glauben	schreibt Eltern u. Großeltern (kontrafaktisch) positive Einstel- lung zu „span- nend, cool“	ja	integrativ	integrativ bzw. symbolisch	integrativ bzw. sym- bolisch
Monika = Mo (12)	konfessionslos (kath. Oma), RU, ohne Gemeinde- bezug, Gebets- praxis	c, e, spricht selten m. Großeltern u. Eltern ü. Glauben	Mutter?, für Vater unwichtig, Großeltern positiv!	etwas	wiss.- säkular	unsicher	Integrativ bzw. sym- bolisch

Thorben = T (11)	ev. lutherisch, RU, gelegentlich in ev. Kantorei, intensive Gebets- spraxis	b, c, e, spricht häufig m. Großmutter, manchmal m. Eltern u. Bruder ü. Glauben	Eltern, Groß- mutter und Bruder positiv	ja, etwas	biblizistisch	biblizis- tisch	Integrativ bzw. sym- bolisch
Jochen = Y (13)	konfessionslos, RU, ohne Gemeindebezug, Gebet selten, b. Angst, Kummer	e, spricht selten m. Eltern ü. Glauben	keine Angaben	nein	wiss.- säkular	integrativ bzw. sym- bolisch	säkular
Marvin = M (13)	konfessionslos, RU, ohne Geme- indebezug o. Gebetspraxis	d, e, spricht häufig m. Eltern, manchmal m. Groß- eltern ü. Glauben	für Eltern un- wichtig, Groß- eltern??	etwas	wiss.- säkular	integrativ bzw. sym- bolisch	integrativ bzw. sym- bolisch
Bodo = B (12)	konfessionslos (Gm u. Stiefvater ev.), RU, ohne Gemeindebezug o. Gebetspraxis	d und Stiefvater, spricht mit Stiefvater manchmal ü. Glauben	Eltern u. Groß- vater unwichtig, Großmutter u. Stiefvater positiv (für Prüfung!)	etwas, eher nicht	wiss.- säkular	unsicher	säkular

Das Bild ist disparat. Finden sich Muster von Korrelationen zwischen der ‚religiösen Heimat‘, der existenziellen Relevanz von biblischen Texten und den bevorzugten Deutungsmustern? Zwei der elf Kinder haben konfessionell gebundene Eltern, weitere sechs ein bis zwei Großelternteile, die einer Kirche angehören. Kirchlich gebundenen Familienangehörigen wird zwar eine positive Einstellung zur Bibel zugetraut. Aber dies wirkt offenbar nur dort, wo auch zu religiösen Fragen ausgetauscht wird, was jedoch z. T. ebenso in konfessionslosen Familien geschieht. Nur dort, wo es im Umfeld des Kindes eine Kommunikation zu Glaubensfragen gab, findet sich die Angabe, dass die Bibel etwas oder volle Relevanz für die eigene Existenz habe. Korrelationen zwischen der kirchlichen Bindung der Herkunftsfamilie und dem bevorzugten Deutungsmuster sind nicht erkennbar. Durchgängig integrativ bzw. symbolisch deuten nur die beiden langjährigen Kantoreisänger Joel und Norbert, Marvin zweimal. Korreliert das kognitive Niveau mit der Fähigkeit zu integrativen Deutungen? Für Joel, Norbert und Marvin könnte die These zutreffen. Aber der überwiegend durch die Großmutter religiös sozialisierte Thorben wählt trotz hohen formalen Niveaus zweimal das biblizistische Deutungsmuster. Und Monika – ebenfalls kognitiv weit entwickelt – wählt gar drei verschiedene Deutungsmuster. Biblizistische bzw. unsichere Deutungsmuster finden sich vor allem zum Schilfmeer und

vornehmlich bei Kindern, die eine Kinderbibel erwähnen (welche allerdings auch bei Joel und Norbert vorhanden ist). Überlagerte die Rezeption von Geschichten über Kinderbibeln die unterrichtliche Rezeption? Oder wurde die elementare historisch-kritische Arbeit am Schilfmeertext⁶⁴ so abgespeichert, dass die Erzählung in der Rückschau zu einem ‚unsicheren Text‘ wurde? Befähigten die Kantoreierfahrungen Joel und Norbert zu durchgängig integrativen bzw. symbolischen Deutungen? Ist überwiegende Bevorzugung der wissenschaftlich-säkularen Deutung schlicht darauf zurückzuführen, dass im weitgehend wissenschaftsgläubigen konfessionslosen Kontext zum biblischen Schöpfungsglauben eine Konkurrenzhypothese mit hohem Prestigewert zur Verfügung steht? Hat der Alleinanspruch der Naturwissenschaft auf gültige Weltentstehungserklärungen im religiösen Denken und Empfinden der Kinder den in der Grundschule angebahnten religiösen Deutungsrahmen bezüglich des Schöpfungsglaubens sozusagen ausstrahlt? Statt verallgemeinerungsfähiger Muster zu Korrelationen stehen offene Fragen im Raum, denen weiter nachzugehen ist.

3.6.6 Bibelkonzept – Gotteskonzept – religiöse Heimat: Finden sich überindividuelle Muster?

Was ist aus anderen Datensätzen der Studie zum Bibelkonzept bzw. zu den stets im Zusammenhang mit biblischen Texten thematisierten Aspekten der Gottesfrage zu entnehmen? Gibt es im Bereich der in der Grundschulzeit erarbeiteten biblisch fundierten Kernaussagen zu Gott eine gewisse Nachhaltigkeit? Finden sich Muster, die Korrelationen zur jeweiligen religiösen Heimat zulassen?

Die Gottesfrage war in Sample B über die Grundschulzeit hinweg durch die regelmäßigen Metaphergestaltungen wie auch unterrichtlich stets begleitend präsent. Eine gesonderte Unterrichtseinheit, die sich wesentlich an aktuellen Fragen der Kinder orientierte, fand in Kl. 4 statt. Sie enthielt – entsprechend den Anfragen der Kinder – auch religionsgeschichtliche Aspekte und bezog die Fülle der während der Grundschulzeit behandelten biblischen Texte zwecks Vernetzung und Festigung der bisher erworbenen Kenntnisse ein. Am Ende der Unterrichtseinheit wurde den Kindern ein Bogen mit (aus-

64 Die Kinder hatten beide Versionen der Schilfmeerdurchquerung kennen gelernt, sich als Redaktoren versucht, überlegt, ob das, was beide Versionen übereinstimmend ausagen, das Wichtigere an der Geschichte sei oder die Unterschiede daran. Diskutiert wurde auch, warum die Redaktoren wohl beide Versionen der Schilfmeerdurchquerung in ihren Text einbauten.

nahmslos unterrichtlich thematisierten) biblisch fundierten Kernaussagen vorgelegt, zu dem sie aus der Position von gleichgeschlechtlichen Projektionsfiguren (fiktive Klassenkameraden/innen) Stellung nehmen sollten. Dies Verfahren⁶⁵ wurde gewählt, um Gefälligkeitsvoten vorzubeugen.

Karin/Martin nehmen Stellung, Sample B (12J, 10M) in Kl. 4 (Kürzel der in Kl. 6 noch einmal befragten Kinder in Kleinbuchstaben)

(die Eintragungen aller Kinder erscheinen getrennt nach Geschlechtern in Klammern)

Sätze über Gott, die ich im Unterricht hörte: Karin/Martin (= Projektionsfiguren) haben sich im RU mit der Gottesfrage beschäftigt. Manches ist jetzt klarer. Aber es gibt auch neue Fragen. Sie/er denkt noch mal über alles nach, was dran war und überlegt, was ihr/ihm davon wichtig ist.	mir wichtig bzw. sehr wichtig	mir weniger wichtig	mir unwichtig	den Satz lehne ich ab
a) Es gibt viele unsichtbare und unhörbare Kräfte, z. B. Schwerkraft, Magnetkraft, die man aber spüren kann. Auch Gott kann man sich als Kraft denken, als Kraft des Lebens.	a, b, c, e, j, m, mo, n, t (9J 9M)	p, y (3J 1M)		
b) In ganz frühen Zeiten schon haben Menschen die Kraft des Lebens als etwas Göttliches verehrt. Für sie war die Mutter Erde mit ihrer Fruchtbarkeit göttlich. Sie sagten: Gott ist für mich wie eine schwangere Frau.	a, b, c, j, n, t (7J 1M)	e, mo (7M)	y, (2J 1M)	m, p, (3J 1M)
c) Die Israeliten sagten: Gott ist noch viel größer. Aus Gott als Kraft des Lebens kommen auch Sonne, Mond und Sterne und alles, was lebt auf der Erde. Weil Menschen Verstand haben, sollen sie als Stellvertreter Gottes auf die Erde aufpassen. (Schöpfungserzählung)	c, e, j, n, t, y (8J 9M)	a, b, mo (2J 1M)	m, p, (2J)	
d) Gott zeigt sich immer wieder anders als Menschen es erwarten. (Geschichte vom Dornbusch oder Elija am Berg)	a, b, c, e, j, m, mo, n, t (10J 4M)	(4M)	y (1J 2M)	p, (1J)

65 Dies Verfahren wurde auch vor Beginn der Unterrichtseinheit gewählt, um Fragen, Zweifel, Unsicherheiten, aber auch die von den Kindern ihren nächsten Bezugspersonen zugeschriebene Haltung zum Thema ‚Gott‘ zu ermitteln.

e) Weil sich Gott Menschen immer wieder neu zeigt, darum finden Menschen auch immer wieder neue Vergleiche für Gott, z.B. als Adler, der einen trägt, als Mutter oder Vater, als strenger Richter oder guter Hirte, als Hebamme oder als feste Burg, in die man sich flüchten kann usw.	a, b, c, e, j, m, mo, t (9J 5M)	n, p, y, (3J 4M)		(1M)
f) Vor Gott kann man nicht fliehen. Es gibt keinen Ort, wo Gott nicht ist. (Jona)	a, b, c, e, j, m, mo, n, t, (10J 7M)	(3M)	p, y (2J)	
g) Wenn Menschen ihre bösen Taten wirklich bereuen und es besser machen wollen, vergibt Gott ihnen. (Geschichten von Zachäus, Jona, Jakob auf der Himmelsleiter)	a, b, c, e, j, m, mo, n, t, y, (11J 9M)		(1M)	p, (1J)
h) Menschen fühlen sich innerlich von Gott angesprochen. Sie bekommen neue Hoffnung und Mut und lassen sich in ihren Entscheidungen von Gottes Stimme leiten. (Geschichten von Abraham, Mose am Dornbusch)	a, c, e, j, mo, n, t, (8J 7M)	b, p, y (3J)	m, (1J 1M)	(2M)
i) Mit Jesus ist Gott in Menschengestalt in die Welt gekommen. Deshalb feiern wir Weihnachten. An Jesus können wir sehen: Gott will als Kraft der Liebe und des Lebens bei uns wohnen. Wo die Liebe ist, da ist Gott.	b, c, e, j, mo, n, p, t, (7J 8M)	y, (2J 2M)	(1J)	a, m (2J)
j) Wo Menschen Liebe leben, da geschehen wunderbare Veränderungen. (Geschichten von Rut oder Speisung der Fünftausend)	b, c, e, j, mo, n, p, t, (7J 8M)	y, (2J 2M)	(1J)	a, m (2J)

Das Feld der Antworten der elf Kinder bzw. des gesamten Samples B liegt bei fast allen Items erstaunlich dicht beieinander, was dafür spricht, dass die Kinder den entsprechenden Sätzen ganz überwiegend aus ehrlicher Überzeugung zustimmen. Gespalten sind die Meinungen zur Verehrung von Mutter Erde. Marvin und Pavel lehnen den Satz ab, Jochen ist er unwichtig, Elena und Monika weniger wichtig, eine Ambivalenz, die für das gesamte Sample gilt. Gott und Weiblichkeit zusammen zu denken, erscheint beiden Geschlechtern irritierend. Insgesamt ist die Zustimmung zur Schöpfungserzählung hoch (17 von 22). Aber es gibt eine reservierte

Fraktion von fünf Kindern, die alle in Kl. 6 nachuntersucht werden konnten. Sie alle entscheiden sich in Kl. 6 für eine säkulare Deutung. Pavel, Marvin, Jochen, teils auch Aaron nehmen insgesamt eine distanziertere Haltung ein als die übrigen Kinder des Samples. Sie stellen erkennbar auch bei den anderen Items mit höherer Streuung der Voten den Großteil der Abweichler (D/E: Vielfalt von Gottesbildern; H: Gotteserfahrung/-weisung; I/J: Gott als Kraft der Liebe). Insgesamt belegt die Übersicht jedoch eine relativ starke Übereinstimmung der Haltung der Kinder zu explizit biblisch fundierten Kernaussagen zu Gott.

Wenige Wochen später wird den Kindern im Rahmen des Einzelgesprächs zur Metaphergestaltung ein variiertes Bogen (identisch mit Vorform des Bogens aus Kl. 6) mit Kernaussagen zu Gott zur Stellungnahme vorgelegt. Ende von Kl. 4 wird ein weiterer Bogen im Einzelgespräch vorgelegt, welcher drei von den fünf (1, 4, 11) Items enthält, die im Fragebogen für Sample A/Schwerin und Sample B Kl. 6, zweite Gruppe vorkommen (B, M, Mo, N, T, Y). Entsprechen die für Karin bzw. Martin vorgenommenen Eintragungen wesentlich den persönlichen? Wie sehen die Eintragungen zu den gleichen Items zwei Jahre später aus? Die nachfolgende Tabelle lässt Einsichten dazu gewinnen.

Kernaussagen zu Gott: Voten von elf Kindern in Kl. 6 im Vergleich zu 22 Kindern in Kl. 4

Die unterschiedlichen Eintragungsvorgaben⁶⁶ werden verschränkt dargestellt. Die Items 1, 2, 4, 7 und 11 fehlten im Befragungsbogen von B, M, Mo, N, T und Y in Kl. 6. Die für die eigene Person eingetragenen Voten aus Kl. 4 erscheinen in Kürzeln und Kleinbuchstaben, die zur Verdeutlichung von Kontinuitäten zusammengeschrieben werden (z.B. Aaaa = Aaron hat in Kl. 6 und dreimal in Kl. 4 identisch votiert). Nicht explizit im Bogen von Kl. 6 erscheinende Items aus Kl. 4, die thematisch benachbart liegen, werden ohne Zählung den entsprechenden Items aus Kl. 6 nachgestellt. Die Vergleichswerte des gesamten Samples B (22 Kinder, 12J, 10M) erscheinen in Klammern, getrennt nach Geschlechtern.

66 Die Vorform gab vor: Mir sehr wichtig; mir wichtig; mir weniger wichtig; mir unwichtig; den Satz lehne ich ab. Der endgültige Fragebogen gab vor: stimme zu; bin unsicher; den Satz lehne ich ab. In der kombinierten Darstellung werden die zwei ersten Vorgaben „mir (sehr) wichtig als Zustimmung eingetragen, die übrigen Vorgaben getrennt dargestellt.

Sätze über Gott, die Welt und mich, über die ich nachdenke	stimme zu, bzw. ist mir (sehr) wichtig	mir weniger wichtig	mir unwichtig	bin unsicher	den Satz lehne ich ab
(1) Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt. (Juni Kl. 4)	Cc, j, (5J, 2M)			E, J, P, (2J, 2M)	Aa, e, p (5J, 6M)
(2) Gott ist irgendwie im Himmel, hat aber mit der Erde/Menschen nichts zu tun. (nur Kl. 6)	C, P,			E, J	A
(3) Gott kann man nicht sehen oder hören, aber im Herzen spüren, wenn man das Herz dafür aufmacht. (Januar Kl. 4)	Aa, Cc, Jj, Mm, Momo, N, P, Tt, b, e, (8J, 9M)	n, p, (4J, 1M)	B, Yy (1J)		E
(4) Gott belohnt die Guten und bestraft die Bösen. (Juni Kl. 4)	A, C, P, e (3J 3M)			E, c, j, p (7J 4M)	J a (2J 3M)
(5) Gott kann ich denken als Kraft des Lebens, aus der Welt und Kosmos kommen; mit einem Urknall hat das wohl angefangen. (Januar Kl. 4)	Aa, Ee, Momo, N, P, Tt, b, c, j, (7J 6M)	B, Mm, Y n, p, (3J 3M)		C, J	y (2J 1M)
Die Israeliten sagten: Aus Gott als Kraft des Lebens kommen Sonne, Mond und Sterne und alles, was lebt auf der Erde ... Menschen sollen als Stellvertreter Gottes auf die Erde aufpassen. (Dezember Kl. 4)	(8J 9M)	(2J 1M)	(2J)		
(6) Gott hat mich mit meinem Aussehen und meinen Fähigkeiten gewollt und hat mich lieb so, wie ich bin. (Januar Kl. 4)	Aa, Cc, Jj, Momo, Nn, Pp, Tt, e, m, (10J 10M)	M b, (1J)	B, Yy (1J)	E	
Gott hat jedem Menschen andere Begabungen gegeben. Jeder soll aus seinen Talenten etwas machen. (Dezember Kl. 4)	(12J 10M)				

(7) Gott ist das Wort für das Geheimnis von Welt und Leben. (nur Kl. 6)	P			C, J	E, A: weiß viel von Gott
(8) Gott wünscht sich von jedem Menschen, die eigenen Fähigkeiten so zu nutzen, dass sich diese Welt weiter entwickelt und nicht zerstört wird. (Januar Kl. 4)	Aa, Ee, Jj, Mm, Momo, Nn, Tt, b, c, p, (11J 9M)	B, y (1J)	Y (1M)	C, P,	
(9) Gott gibt den Menschen Freiheit. Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott. (Januar Kl. 4) (Bezüglich der 11 Kinder der Nachuntersuchung sind die Werte vom Juni Kl. 4 als Kürzel hier eingefügt, die tiefgestellte 2 kennzeichnet den Juniwert)	Aaa ₂ , Eee ₂ , Jjj ₂ , Mmm ₂ , Momo- mo ₂ , Nn ₂ , Ttt ₂ , bb ₂ , cc ₂ , p, (10J 10M)	B, Y n, (1J)	y (1J)	C, P, p ₂ , y ₂	
Dasselbe Item im Juni Kl. 4	(7J 6M)			(5J 4M)	
(10) Gott vergibt den Menschen ihre bösen Taten, wenn sie sie ehrlich bereuen. (Januar Kl. 4) (Bezüglich der 11 Kinder der Nachuntersuchung sind die Werte vom Dezember und Juni Kl. 4 als Kürzel hier eingefügt, die tiefgestellte 2 kennzeichnet den Juniwert)	Aaaa ₂ , Cccc ₂ , Jjjj ₂ , Mmmm ₂ , Momo- momo ₂ , Nnnn ₂ , Tttt ₂ , bb ₂ , ee, pp ₂ , y (10J 10M)	B, Y (1J)	y, (1J)	E, P, e ₂	Y ₂ , p
Dasselbe Item im Juni Kl. 4	(10J 6M)			(4M)	(2J)
Wenn Menschen ihre bösen Taten wirklich bereuen und es besser machen wollen, vergibt Gott ihnen. (Dezember Kl. 4)	(11J, 9M)			(1M)	(1J)
(11) Gott hat Schuld, dass es Hunger, Krieg und Verbrechen gibt auf der Welt. (Juni Kl. 4)	e ₂ (1M)			C, Jj, P, (4J 3M)	Aa, E, c, p, (8J 6M)

(12) Gott gibt Menschen Kraft, Mut und innere Sicherheit. Das hilft ihnen, schwere Situationen durchzustehen. (Januar Kl. 4) (Bezüglich der 11 Kinder der Nachuntersuchung sind die Werte vom Juni Kl. 4 als Kürzel hier eingefügt, die tiefgestellte 2 kennzeichnet den Juniwert)	Aaa₂, Mm₂, Momomo₂, Nnn₂, Ttt₂, b, cc₂, j, pp₂, y₂ (10J 8M)	B, e, m, (1J 1M)	Y (1M)	C, Ee₂, Jj₂, P, b₂	y (1J)
Dasselbe Item im Juni Kl. 4	(10J 8M)			(2J 2M)	
(13) Gott zeigt sich immer wieder anders, als Menschen es erwarten. (Januar Kl. 4)	Aa, Jj, N, P, Tt, b, c, e, mo (7J 9M)	Mm, Mo, Y (2J)	B, n, y (2J)	C, E,	p, (1J 1M)
Dasselbe Item im Dezember Kl. 4	(10J 4M)	(4M)	(1J 2M)		(1J)
(14) Gott kann zu uns auf vielfältige Weise sprechen, z. B. durch andere Menschen (Boten Gottes nennt d. Bibel Engel), durch Ereignisse oder durch eine Stimme im Herzen. (Januar Kl. 4)	Aa, Ee, Jj, N, P, Tt, b, c, mo (7J 9M)	Mm, Mo, Y (2J)	B, n, y (2J)	C	p, (1J 1M)
(15) An den Geschichten von Jesus kann man sehen: Gott will als Kraft des Lebens und der Liebe bei uns wohnen. Wo die Liebe ist, da ist Gott. (Januar Kl. 4)	Aa, Cc, Mm, Momo, N, Pp, Tt, b, e, j, (9J 9M)	n, (2J 1M)	B, Yy (1J)	E, J	
(In Vorform v. Kl. 6) Wo Menschen auf die Stimme Gottes hören und Liebe leben wie Jesus, da werden wunderbare Veränderungen möglich. (Januar Kl. 4)	M, Momo, Tt, a, c, e, j, n (9J 8M)	N b, m, p (2J 2M)	B, Yy, (1J)		
Dasselbe Item kombiniert mit Item (15) Dezember Kl. 4	(7J 8M)	(2J 2M)	(1J)		(2J)
Gott wirkt durch die Liebe von Menschen: Menschen sind seine Hände. (Juni Kl. 4)	b, c, j, m, mo, n, p, t, y (9J 8M)			(2J 1M)	a, e (1J 1M)

Die Eintragungen aus Kl. 6 wirken auf den ersten Blick disparat. Allerdings ist deutlich erkennbar, dass die Voten je nach Item unterschiedlich streuen. Es gibt Items, die stark zu verunsichern bzw. zu polarisieren scheinen und solche, zu denen man relativ ähnliche Positionen vertritt. Erkennbar ähnlich sind die Positionen überall dort, wo sie nicht in Konkurrenz stehen zu Klischees der ‚kulturellen Tapete‘. Reichlich die Hälfte bis Zweidrittel der Kinder in Kl. 6 stimmt den Items 3, 5, 6, 8, 9, 10, 14 und 15 zu. Dass hinter diesen Voten durch die Grundschulzeit geprägte Positionen stehen, zeigt sich, wenn man die Eintragungen zu identischen Items aus Kl. 4 (Kürzel in Kleinbuchstaben) mit in den Blick nimmt. Ganz überwiegend vertreten die Kinder Positionen, die sie bereits in Kl. 4 vertraten, d. h. die Positionen der Mehrheit der Kinder sind erkennbar stabil. Ihre Positionen entsprechen überwiegend den Überzeugungen, die zu den entsprechenden Items insgesamt in Kl. 4 geäußert wurden (Zahlen in Klammern). Der Vergleich der Voten aus Kl. 6 mit denen aus den verschiedenen Befragungen aus Kl. 4 lässt allgemeine wie auch individuelle Muster erkennen.

Allgemein: Die Zustimmung zu unterrichtlich erarbeiteten Positionen nimmt überwiegend im Zeitverlauf leicht ab und weist unterschiedliche Formen auf, die auf unterschiedliche Ursachen hindeuten. Extreme Schwankungen zwischen Zustimmung und Ablehnung finden sich nur selten, einmal bei Elena und Aaron, zweimal bei Pavel. Häufiger ist die Distanzierung von Überzeugungen, ohne ihnen jedoch zu widersprechen, was auf sinkende Relevanz der Items hindeutet. Bodo verhält sich im Zeitverlauf bei 10 der 15 Items nach diesem Muster. Das häufigste Muster: Statt Zustimmung wird Unsicherheit artikuliert. Elena und Pavel praktizieren dies je fünf Mal, Claus sogar sieben Mal. Pavel und Elena besuchen – vermutlich den fernen russisch-orthodoxen Großeltern geschuldet, ihre Mütter sind Schwestern – zwar weiter den schulischen Religionsunterricht, haben im nahen Umfeld aber niemanden zur Kommunikation religiöser Themen. Pavel spricht die Verfasserin mehrfach bei zufälligen Begegnungen auf neue Zusammenkünfte hin an, artikuliert auch telefonisch Wünsche nach Klassentreffen. Ist seine Unsicherheit (auch die Extremschwankungen dürften Unsicherheit spiegeln) bedingt durch Plausibilitätsverluste wegen fehlender Bezugsgruppe, fehlender Begleitung? Claus nimmt seit Kl. 5 nicht mehr am Religionsunterricht teil. Er gibt an, seine Eltern seien ‚vielleicht früher‘ Christen gewesen, jetzt merke man aber nichts mehr davon. Zur kirchlich gebundenen Großmutter bestehe scheidungsbedingt kein Kontakt mehr. Bodo hat sich, vermutlich biografisch motiviert, von seiner in Kl. 4

– sowohl persönlich wie für die Projektionsfigur geltenden – überwiegend positiven Haltung⁶⁷ entfernt. Er bringt seinen Stiefvater zwar als gelegentlichen Dialogpartner zu religiösen Themen ein, schreibt ihm allerdings nur berufliches Interesse an Bibel und Glauben zu. Auch er scheint – wie Pavel, Elena und Claus – ohne nahe Bezugsperson zu sein, die für die Relevanz von christlichem Glauben Modell steht. Jochen, in dessen familiären Umfeld Religion überhaupt nicht vorzukommen scheint, vertritt schon in der Grundschule eine deutlich distanzierte Position und hält an ihr prinzipiell fest, wobei sich leichte Tendenzen in Richtung auf Relevanzsteigerung zeigen. Offensichtlich kann eine so distanzierte Haltung durchaus mit einer Gebetspraxis in Belastungssituationen verbunden werden.

Die zu Tamminen analoge Erhebung des Bibeldeutungsmusters fand nur bei elf Kindern in Kl. 6 statt. Ihre Bevorzugung des wissenschaftlich-säkularen Deutungsmusters schien darauf hinzudeuten, dass sie den biblischen Schöpfungsglauben in der Konkurrenz zu naturwissenschaftlichen Welterklärungsansprüchen hatten fahren lassen. Vergleicht man ihre Eintragungen zu Item (5) mit ihrem bevorzugten Deutungsmuster zur Schöpfung nach P, stellt sich Verblüffung ein. Beide Voten wurden (2 Seiten voneinander getrennt) innerhalb desselben Fragebogens abgegeben. Die Voten scheinen einander zu widersprechen. Sechs Kinder stimmen Item (5) uneingeschränkt zu bzw. halten es für wichtig oder sehr wichtig. Vier von ihnen (Aaron, Elena, Monika und Pavel) bevorzugen aber gleichzeitig die rein wissenschaftliche Deutung, Thorben die biblizistische. Bodo, Marvin und Jochen, die ebenfalls die wissenschaftliche Deutung bevorzugten, ist Item (5) zwar weniger wichtig. Aber sie lehnen diesen Satz keinesfalls ab, was die Bejahung der wissenschaftlich-säkularen These eigentlich erfordert hätte. Bei Claus und Joel zeigen sich ebenfalls Scheren: Claus kombiniert sein unsicheres Votum zu Item (5) mit der Bevorzugung von Biblizismus, Joel mit einem integrativen Deutungsmuster. Nur Norbert votiert konsistent. Bei zehn von elf Kindern sind also deutliche Inkonsistenzen in ihrer Perspektive auf die biblische Schöpfungserzählung zu konstatieren. Wie ist dies Phänomen zu erklären?

War den Kindern möglicherweise die (auf Kl. 8/9 hin abgestellte) Formulierung des ‚integrativen‘ Items so fremd und unverständlich, dass sie sich deshalb für die ihnen leichter verständliche und vom schulischen Umfeld

67 In den ersten Monaten nach der Geburt seiner Halbschwester zeigte sich Bodo – offenkundig aus der Beziehung zum Baby Nähe und Zuwendung schöpfend – sehr aufgeschlossen für die religiöse Dimension des Lebens.

geläufige wissenschaftlich-säkulare Deutung entschieden? Gott mit ‚Kraft des Lebens‘ zu konnotieren, war ihnen vertraut: Einleitend zur Gottesfrage waren unsichtbare Kräfte (Schwerkraft, Magnetismus, Elektrizität, Wärme, Wind, Fruchtbarkeit, Liebe usw.) ausführlich thematisiert worden auch in Zusammenhang mit den Fragen der Kinder nach möglichen frühgeschichtlichen Anfängen des Gottesglaubens. Dass man sich das Göttliche nicht nur im Bild einer Person, sondern auch im Bild eines Tieres oder einer Kraft denken kann (bzw. frühgeschichtlich gedacht hat), war als Vorstellung vorhanden, diese Facette offenbar fest ins Begriffsnetz integriert. In der revidierten Tamminen-Fassung zum integrativen Deutungsmuster kamen mit ‚Grund‘ und ‚Geheimnis‘ jedoch zwei Begriffe vor, die nicht vom Grundschulunterricht her vertraut waren und auch anders konnotiert werden als der Begriff Kraft. Vorgekommen waren diese Facetten, aber in anderen Sprachbildern. War diese Irritation, diese Überforderungssituation, letztlich ursächlich für die Bevorzugung der ‚gottlosen‘ wissenschaftlichen Deutung von Schöpfung? Die Schere wäre dann Effekt einer mangelhaften Itemvorgabe, d.h. Resultat einer Fehlreaktion. Ist es so?

Oder haben die Kinder tatsächlich nebeneinander widersprüchliche Konstrukte im Kopf, ohne dies selbst zu bemerken oder sich gar daran zu stören? Hätte die eine Befragung im Biologieunterricht im Rahmen einer Thematisierung der Evolutionslehre stattgefunden, die andere im Religionsunterricht, könnte man vermuten, dass sich die Kinder den aus ihrer Sicht verbindlich erscheinenden Plausibilitäten und Erwartungshaltungen der jeweiligen Fachkultur anpassten und entsprechend unterschiedlich votierten. Dieser ‚Konflikt‘ entfiel hier. Hätten sie umgekehrt einer antizipierten Erwartungshaltung der Interviewerin entsprechen wollen, hätten sie sich kaum für eine ‚gottlose‘ Deutung von Schöpfung entschieden. An den Voten zu den Items (6) und (8) (und ergänzend Dezember Kl. 4: Begabungen) wird zudem deutlich, dass die Kinder bezüglich eines biblisch fundierten Schöpfungsglaubens recht stabile Positionen vertreten. D.h. der in der Grundschule angebahnte religiöse Deutungsrahmen bezüglich eines biblischen Schöpfungsglaubens ist mitnichten einfach weggebrochen. Die überwiegende Mehrheit hält daran fest, folgt aber daneben – in ‚Versuchung geführt‘ – den Plausibilitäten des gesellschaftlichen Mainstreams, der mehrheitlich von Erwachsenen vertreten wird. Kann dies als eine Variante der von Fowler beschriebenen synthetisch-konventionellen Haltung angesehen werden?

Eine ähnliche Widersprüchlichkeit im Zusammenhang mit gesellschaftlich induzierten Irritationen fällt am Tun-Ergehen-Zusammenhang auf, wenn auch mit weniger Fällen, da die entsprechenden Items nur fünf Kin-

dern vorlagen. Aaron und Claus vertreten hier konträre Positionen. Sie halten wie die überwiegende Mehrheit an der schon in der Grundschule vertretenen Zustimmung zu Item (10) fest, votieren aber (mit Pavel, der zu Schuld und Vergebung schon in Grundschulzeiten unsicher erscheint) gleichzeitig für Item (4), eine Position der ‚kulturellen Tapete‘, die bereits in der Grundschule die Klasse polarisiert bzw. verunsichert. Deutliche Irritationen lösen auch Item (1) und (11) aus, Positionen, die zu unterrichtlich erarbeiteten Inhalten sperrig stehen, die aber in der ‚kulturellen Tapete‘ der Kinder präsent sind. Item (1) spaltet schon in Kl. 4 die Klasse, in Kl. 6 votieren drei von fünf Kindern für ‚unsicher‘. Item (11) wird zwar in der Grundschule von der Mehrheit abgelehnt, aber die Fraktion der Unsicheren ist auch dort schon hoch, was sich in Kl. 6 fortsetzt. D.h. Botschaften der allgegenwärtigen ‚kulturellen Tapete‘ konkurrieren permanent mit dem religiösen Deutungsrahmen, den schulische Bildungsangebote anbieten. Dass die Botschaften der ‚kulturellen Tapete‘ auf die kindlichen Vorstellungswelt mehr Einfluss erlangen, sobald der schützende Rahmen einer unterrichtlichen Begleitung im Schwinden ist oder ganz fehlt, kann nicht verwundern.

Der Irritationsfaktor ‚kulturelle Tapete‘ stiftete erkennbar Unsicherheit. Die höchste Unsicherheit findet sich in Kl. 6 jedoch zu Item (12), das nicht in Konkurrenz zur ‚kulturellen Tapete‘ steht. Hier dürfte eine Zustimmung – wenn sie kein bedeutungsloses Nachplappern beinhaltet – daran gebunden sein, dass das Kind selbst oder aber eine Modellperson im Nahfeld die in Item (12) beschriebene Erfahrung auch tatsächlich macht. Es scheint so, als ob die erfahrene oder nicht erfahrene Lebensrelevanz von Glauben die Schlüsselrolle für die Gewissheit bzw. Unsicherheit in religiösen Fragen bildet. Alle vier Kinder, die auch bei anderen Items für ‚unsicher‘ votierten, finden sich hier versammelt. Alle Kinder, drei rudimentär, eins deutlich, haben konfessionell gebundene Familienangehörige im Rücken, die als Modellpersonen aber offensichtlich nicht überzeugten, was bei Joel und Elena schon Ende der Grundschule in Erscheinung trat.

3.6.7 Fehlende Konsistenz und Irritation durch die kulturelle Tapete – ist das altersabhängig?

Sind die o.g. Phänomene altersspezifisch oder übergreifend anzutreffen? Was ist den entsprechenden Daten von Sample A in Kl. 8/9 zu entnehmen? Neben den zwölf Kindern, die aus Sample A in KET I und II dargestellt wurden, werden Daten von zwölf weiteren Kindern einbezogen.

Existenzielle Relevanz und bevorzugte Deutungsmuster in Kl. 8/9 (Sample A: 24 Kinder)

Legende: Den Namen ist ein Kürzel nachgestellt, das in der nachfolgenden Übersicht zum Gotteskonzept genutzt wird.

Kenntnis von Bibel durch: a = Vollbibel zu Hause, b = Bibel ist zu Hause in Gebrauch, c = Kinderbibel, d = nur aus RU, e = durch RU, Fernsehen, Bücher, Gottesdienste, Biblische Geschichten haben etwas mit mir zu tun: stimmt voll und ganz = ja, stimmt etwas = etwas, stimmt eher nicht = eher nicht, stimmt ganz und gar nicht = nein

Name (Alter) Kürzel	Religiöse „Heimat“ (Familie bzw. sekundäre Sozialisations- instanzen)	Kenntnis von bibl. Texten durch:	Familie zuge- schriebene Einstellung zur Bibel	Relevanz von Bibel f. eigene Existenz	Schöp- fung nach P	Schiff- meer	Dekalog
Annika (14) = An	ev. luth., Mutter u. Großväter Pfarrer, Vater Religionspäd- agoge, konfir- miert, Junge Gemeinde	a, b, e	durch- gängig positiv, interessiert	eher nicht	wiss.- säkular	integrativ bzw. symbo- lisch	integrativ bzw. symbo- lisch
Petra (15) = P	konfessionslos, kath. Kinder- garten, sang 2 Jahre in ev. Kantorei	Kinder- garten, Chor, e	über- wiegend distanziert oder ab- lehnd	eher nicht	wiss.- säkular	säkular	säkular
Liane (16) = La	konfessionslos, kath. Kindergar- ten u. 3 Jahre kath. Grund- schule	Kinder- garten, kath. RU, e	über- wiegend distanziert oder ab- lehnd	etwas	wiss.- säkular	unsicher	integrativ bzw. symbo- lisch
Lilli (16) = Li	konfessionslos, Großmutter früher kath.	a, e	Bibel als ,Talisman', aber kein Umgang damit	nein	integrativ	unsicher	integrativ bzw. symbo- lisch
Franziska (15) = Fa	ev. luth., Groß- väter Pfarrer; ev. Kantorei, konfirmiert	a, b, c, e	durch- gängig positiv, interessiert	etwas	integrativ	integrativ bzw. symbo- lisch	integrativ bzw. symbo- lisch

Hella (17) = He	ev. luth., konfirmiert, Junge Gemeinde	a, c, e	über- wiegend positiv, interessiert	ja	integrativ	integrativ bzw. symbol- isch	integrativ bzw. symbol- isch
Katharina (15) = K	konfessionslos, seit Kl. 1 ev. Kantorei	e	offen, aber distanziert	etwas	wiss.- säkular	integrativ bzw. symbol- isch	integrativ bzw. symbol- isch
Erwin (15) = Er	konfessionslos, kirchl. Großmut- ter, Mutter ließ sich taufen nach Ende von Untersuchung	a, b, c	teils positiv, teils distanziert	ja	integrativ	integrativ bzw. symbol- isch	integrativ bzw. symbol- isch
Torsten (15) = To	konfessionslos, Mutter offen für Christentum	a, c, e	teils positiv, teils distanziert	etwas	integrativ	integrativ bzw. symbol- isch	integrativ bzw. symbol- isch
Horst (16) = H	ev. luth., Vater Diakon, Großva- ter Pfarrer, nicht konfirmiert	a, e	teils (sehr) positiv, teils distanziert	eher nicht	wiss.- säkular	säkular	säkular
Reinhard (17) = R	ev. luth., Vater Diakon, Groß- vater Pfarrer, konfirmiert	a, b, e	teils (sehr) positiv, teils distanziert	etwas	unsicher	integrativ bzw. symbol- isch	integrativ bzw. symbol- isch
Elias (16) = El	ev. luth., Mutter u. Großväter Pfarrer, Vater Religionspäd- agoge, konfir- miert, Junge Gemeinde	a, b, c, e	durch- gängig positiv, interessiert	etwas	wiss.- säkular	integrativ bzw. symbol- isch	integrativ bzw. symbol- isch
Merlin (14) = Me	konfessionslos, Eltern religiös interessiert,	a, e	positiv, interessiert als Literatur	etwas	integrativ	integrativ bzw. symbol- isch	integrativ bzw. symbol- isch
Frieder (15) = Fr	konfessionslos, Großmutter konfessionell gebunden	e	teils positiv, überwie- gend distanziert	nein	wiss.- säkular	säkular	säkular

Joachim (15) = Jo	konfessionslos, Großvater ehemals Zeuge Jehovas	e	teils distanziert positiv, teils ablehnend	eher nicht	wiss.- säkular	integrativ bzw. symbo- lisch	integrativ bzw. symbo- lisch
Jason (14) = Ja	konfessionslos, Eltern offen	a, c, e	offen	eher nicht	integrativ	bibilis- tisch	integrativ bzw. symbo- lisch
Ferdinand (16) = F	konfessionslos, Familie dezidiert atheistisch	a, e	Bibel ab- gelehnt als Glaubens- gut, interessiert als Literatur	etwas	wiss.- säkular	säkular	säkular
Ruben (15) = Ru	ev. luth., kon- firmiert, Vater Religionspäd- agoge, Junge Gemeinde,	a, b, c, e	durch- gängig positiv	ja	integrativ	integrativ bzw. symbo- lisch	integrativ bzw. symbo- lisch
Kerstin (15) = Ke	ev. luth., konfirmiert	a, e	positiv, distanziert	etwas	unsicher	integrativ bzw. symbo- lisch	integrativ bzw. symbo- lisch
Saskia (14) = Sa	Eltern ev. luth. bzw. kath. konfirmiert,	a, b, e	positiv, aber dabei distanziert	eher nicht	integrativ	säkular	integrativ bzw. symbo- lisch
Thaddäus (16) = Th	konfessionslos	Fern- sehen, Bücher	sehr distanziert	nein	wiss.- säkular	integrativ bzw. symbo- lisch	säkular
Sabrina (15) = Sb	Familie seit Generationen Mormonen	a, b, Ge- meinde	positiv	etwas	integrativ	bibilis- tisch	integrativ bzw. symbo- lisch
Joshua (15) = Js	Familie in Freikirche	a, b, Ge- meinde	durch- gängig positiv	etwas	bibilis- tisch	bibilis- tisch	integrativ bzw. symbo- lisch
Miriam (15) = Mi	konfessionslos, Mutter religiös interessiert	RU, Fern- sehen, Bücher	offen	eher nicht	integrativ	integrativ bzw. symbo- lisch	integrativ bzw. symbo- lisch

Knapp die Hälfte (11) der Eltern der Heranwachsenden gehört zum Befragungszeitpunkt der ev. Kirche an, teils engagiert, teils distanziert. Unter den konfessionslosen Eltern reicht das Spektrum von dezidiert ablehnenden über sehr distanzierte, distanziert offene bis zu positiv offenen Haltungen. Die Frage nach der existenziellen Relevanz biblischer Texte ließ eindeutige und abgestufte Antworten zu. Drei Heranwachsende bejahen die existenzielle Relevanz biblischer Texte voll, zwei davon aus kirchlicher Familie. Drei Heranwachsende verneinen die Relevanz, alle aus konfessionslosen Familien. Bei den abgestuften Antworten verteilen sich die Voten je zu Hälfte auf Heranwachsende aus konfessionslosen bzw. – kirchlichen Familien. Für ‚etwas‘ Relevanz (davon fünf konfessionslos) entscheiden sich elf Heranwachsende, für ‚eher nicht‘ sieben (vier konfessionslos). D.h. für die eindeutigen Antworten zur existenziellen Relevanz lassen sich gewisse Korrelationen zur ‚religiösen Heimat‘ aufzeigen, nicht jedoch zu den abgestuften. Wie steht es mit Korrelationen der bevorzugten Deutungsmuster zu ‚religiösen Heimaten‘?

Bevorzugte Deutungsmuster in Klasse 8/9 in Korrelation zur Konfessionszugehörigkeit der Eltern

k = konfessionell gebunden, l = konfessionslos

Bevorzugtes Deutungsmuster	Schöpfung nach P	Schiffmeer	Dekalog
biblizistisch	1 (k)	3 (2k,1l)	–
wissenschaftlich bzw. säkular	10 (3k, 7l)	5 (2k, 3l)	5 (1k, 4l)
integrativ bzw. symbolisch	11 (6k, 5l)	14 (7k, 7l)	19 (10k, 9l)
unsicher	2 (2k)	2 (2l)	–

Das säkulare Deutungsmuster kommt insgesamt häufiger bei Heranwachsenden aus konfessionslosen Familien vor (bei 20 Voten 14x). Fünf der sechs säkularen Voten von Heranwachsenden aus kirchlichem Haus lassen sich vom biografischen Kontext her erklären. Annika und Elias grenzen sich gegenüber dem dezidierten Kreationismus der Großeltern ab, Horst gegenüber der religiösen Tradition seiner Familie insgesamt. Drei der vier biblizistischen Voten sind vom gemeindlichen Kontext her verständlich.

Die Schere zwischen den bevorzugten Deutungsmustern für die verschiedenen biblischen Erzählungen ist deutlich erkennbar, fällt aber nicht so extrem aus wie in Kl. 6. Dass die Schöpfungserzählung nach P – weil sie im ostdeutschen Kontext über Jahrzehnte als Konkurrenzhypothese zur naturwissenschaftlichen Weltentstehungserklärung gehandelt wurde – ein Konfliktfeld darstellt, zeigt sich nicht nur an der doppelten Zahl der säkularen Deutungsmuster gegenüber den beiden anderen biblischen Erzählungen, sondern auch an den zwei unsicheren Voten: Bei den beiden Heranwachsenden aus kirchlichem Kontext, die unsicher votieren, scheinen die ehemaligen Fronten nachzuwirken.

Vier Heranwachsende votieren durchgängig säkular (davon drei konfessionslos), sieben durchgängig integrativ bzw. symbolisch (davon vier konfessionslos). Die Zahl der integrativen bzw. symbolischen Deutungen insgesamt ist etwa gleich hoch bei Kindern aus konfessionslosen und konfessionell gebundenen Familien, ein überraschendes Phänomen. Vorhandene oder fehlende Konfessionszugehörigkeit per se scheint kein wichtiger Faktor zu sein. Das Phänomen wird erhellt, wenn die (zu allen Kindern vorliegenden) Positionierungen zur Bibel und deren Kommentierungen in die Analyse miteinbezogen werden (vgl. Spalte: Der Familie zugeschriebene Einstellung zur Bibel). Bei den durchgängig integrativ bzw. symbolisch deutenden Heranwachsenden aus konfessionslosen Familien ist durchgängig eine positive oder mindestens offene Haltung gegenüber der Bibel im Elternhaus vorhanden. Auch bei konfessionslosen Heranwachsenden, die zweimal integrativ bzw. symbolisch deuten, sind im Nahfeld wenigstens partiell Bezugspersonen mit positiver Haltung auszumachen. D. h. ausschlaggebend für die Bevorzugung eines integrativen bzw. symbolischen Deutungsmusters scheint wesentlich die emotionale Dimension zu sein. Die kognitive Reife von Heranwachsenden von 14–17 Jahren zu mehrperspektivischer Wahrnehmung dürfte insgesamt vorhanden sein. Ob in die Perspektive auf ein Geschehen aber auch ein religiöser Deutungsrahmen mit einbezogen wird (bzw. werden kann) oder nicht, scheint wesentlich davon abzuhängen, welche familiären Erlaubnisse bzw. Blockaden zu diesem Bereich jeweils vorliegen.

Entsprechen die zu den drei biblischen Erzählungen gewählten Deutungsmuster zum ‚abstrakten‘, d. h. von Texten abgelösten Bibelverständnis? Die nachfolgende Übersicht gibt Aufschluss dazu.

Bibelverständnis in Klasse 8/9 (Sample A: 24 Kinder)

Der Gesamtzahl der Voten zu einem Item wird jeweils in Klammern der Anteil von konfessionslosen Kindern nachgestellt.

Zu folgenden Sätzen kann man unterschiedlicher Meinung sein:	stimme zu	bin unsicher	das lehne ich ab, weil
(1) Die Bibel ist ein altes Buch, aus dem Menschen früher von Jesus und Gott etwas hörten, was ihnen für ihr Leben wichtig war.	El, Ja, Js, Li, Ru, Sb, 6 (2)	Fa, K, Ke, Mi, Th, To, 6 (4)	An, Er, F, Fr, H, He, Jo, La, Me, P, R, Sa, 12 (7)
(2) Was in der Bibel steht, das sind eigentlich alles Märchen.	Fr, Sa, 2 (1)	An, F, H, He, Ja, Jo, La, Me, P, Th, 10 (7)	El, Er, Fa, Js, K, Ke, Li, Mi, R, Ru, Sb, To, 12 (6)
(3) Die Texte der Bibel sind Gottes Wort, d. h. sozusagen von Gott dem/den Autoren) diktiert.	Js, Sb, 2 (-)	Fa, Ja, K, Ke, Li, R, Ru, 7 (3)	An, El, Er, F, Fr, H, He, Jo, La, Me, Mi, P, Sa, Th, To, 15 (10)
(4) Die Texte der Bibel spiegeln die Erfahrungen von Menschen früherer Zeiten mit Gott. Manches ist deshalb zeitgebunden ausgedrückt.	An, Er, Fa, Js, K, Ke, Li, Me, R, Ru, Sa, Sb, Th, To, 14 (6)	El, Fr, H, Ja, Jo, La, Mi, P, 8 (6)	F, He, 2 (1)
(5) Bibeltexte können auch heute helfen, sich selbst und die Welt besser zu verstehen und Mut und Zuversicht zu bekommen für die Bewältigung des Lebens.	El, Er, Fa, He, Ja, Jo, Js, K, Ke, Li, Me, Mi, R, Ru, Sa, Sb, To, 17 (8)	An, F, Fr, H, La, P, Th, 7 (5)	
(6) Alles, was in der Bibel steht, ist wortwörtlich wahr. Sie basiert auf Augenzeugenberichten.	Js, 1 (-)	H, Sb, 2 (-)	An, El, Er, F, Fa, Fr, He, Ja, Jo, K, Ke, La, Li, Me, Mi, P, R, Ru, Sa, Th, To, 21 (13)

(7) Manches, was in der Bibel steht, muss man symbolisch lesen wie bei der Literatur auch.	An, El, Er, Fa, He, Ja, Jo, Js, K, Ke, Li, Me, Mi, R, Ru, Sa, Sb, To, 18 (9)	F, Fr, H, La, P, Th, 6 (5)	
--	--	-------------------------------------	--

Die Zahlenergebnisse zu Item (1 bzw. 2) geben ohne die begründenden Zusätze ein falsches Bild: Etliche Ablehnungen von Item (1) waren gekoppelt mit der Anmerkung, die Bibel sei auch heute noch aktuell. Ablehnungen zu Item (2) wurden z. T. damit begründet, dass die Geschichten so nicht passiert seien, aber trotzdem hilfreich, dass es um Lehre gehe usw. Insofern der Aussagegehalt nur durch Einzelanalyse erfasst werden kann, an dieser Stelle aber dafür kein Raum ist, werden die ablehnenden Voten zu Item (1 und 2) übersprungen. Zum Märchencharakter biblischer Texte gibt es jedenfalls erhebliche Unsicherheit. Der Verbalinspiration stimmen nur die Mormonin und der Freikirchler zu, weitere vier Kinder aus kirchlichen Familien sind unsicher, die überwiegende Mehrheit (Zweidrittel konfessionslos) lehnt dies ab. Zu Item (4) wird von Kindern aus kirchlichen Familien mehr Zustimmung und weniger Unsicherheit signalisiert. Davon, dass Bibeltexte auch heute relevant sein können, ist die große Mehrheit überzeugt. Noch einmütiger ist man bei der Ablehnung eines buchstäblichen Verstehens biblischer Texte. Nur der freikirchlich geprägte Joshua hält daran fest. Unsicher sind Horst und die Mormonin. Zum konträren Item (7) ist man sich nicht ganz so einig. Immerhin stimmen Dreiviertel der Heranwachsenden zu. Die Zahl der (mehrheitlich konfessionslosen) Unsicheren ist aber deutlich höher.

Vergleicht man die Eintragungen in die Tabelle mit den bevorzugten Deutungsmustern der einzelnen Kinder, so stößt man insgesamt auf weitgehende Konsistenz der Voten. Auffallend häufig votierten die Kinder mit durchgehend säkularen Deutungsmustern unsicher, zu Item (7) sind sie alle unsicher. Ist ihre durchgehende Option für eine säkulare Deutung wesentlich auch unsicherheitsmotiviert neben der (der ‚religiösen Heimat‘ geschuldeten) Distanz? Insgesamt begegnet die Mehrheit der Heranwachsenden (trotz fehlenden Religionsunterrichts in den Kl. 5–8) in Kl. 8/9 aber erkennbar biblischen Texten mit einem sachgerechten Vorverständnis und eher positiv als ablehnend. Wie ist das erklärbar? Nachhaltigkeit des Religionsunterrichts in der Grundschule? Effekte eines guten Literaturunterrichts? Teils auch Wirkung der regelmäßigen Einzelgespräche zu Glaubensfragen? Die Frage ist nicht entscheidbar.

Was kann auf dem Hintergrund des skizzierten Bibelkonzepts aus Sample A zu den Gotteskonzepten der Heranwachsenden festgestellt werden? Sind die zu Kindern aus Kl. 6 beschriebenen Phänomene mangelnder Konsistenz des Konzeptes und starker Irritation durch Botschaften der ‚kulturellen Tapete‘ in Kl. 8/9 ebenso anzutreffen? Von 17 der 24 zur Bibel befragten Heranwachsenden aus Sample A liegen zeitgleiche Stellungnahmen zu Kernaussagen zu Gott vor; auch hier gab es die o.g. Differenzen in den Bögen, Item (7) fehlte bei einigen.

Kernaussagen zu Gott: Sample A Daten in Kl. 8/9

Sätze über Gott, die Welt und mich, über die ich nachdenke	stimme zu, bzw. ist mir (sehr) wichtig	mir weniger wichtig	mir unwichtig	bin unsicher	den Satz lehne ich ab, weil
(1) Gott ist groß und mächtig und regiert die Welt.	La (Kraft), Sb,				An, El, F, Fr, H, He, Ja, Jo, K, Li, Me, Mi, P, R, Th
(2) Gott ist irgendwie im Himmel, hat aber mit der Erde/ Menschen nichts zu tun.		Me,	Fr,	Ja,	An, El, F, H, He, Jo, K, La, Li, Mi, P, R, Sb, Th
(3) Gott kann man nicht sehen oder hören, aber im Herzen spüren, wenn man das Herz dafür aufmacht.	An, Ja, H (bei anderen), He, K, Li, R, Sb,	Fr, Me, Mi		El, Jo, La, P,	F, Th
(4) Gott belohnt die Guten und bestraft die Bösen.	La (Kraft), Sb,		Fr, Me	Ja,	An, El, F, H, He, Jo, K, Li, Mi, P, R, Th
(5) Gott kann ich denken als Kraft des Lebens, aus der Welt und Kosmos kommen; mit einem Urknall hat das wohl angefangen.	He, Li, Me, Mi,		Fr, Jo, K,	F, Ja, La (Kraft), R;	An, El, H, P, Sb, Th

(6) Gott hat mich mit meinem Aussehen und meinen Fähigkeiten gewollt und hat mich lieb so, wie ich bin.	An, He, Ja, Jo, K, La (Kraft), Li, Mi, R, Sb,		Fr, Me		El, F, H, P, Th
(7) Gott ist das Wort für das Geheimnis von Welt und Leben.	He, Ja, Li, R, Sb,			Th	F, H, Jo,
(8) Gott wünscht sich von jedem Menschen, die eigenen Fähigkeiten so zu nutzen, dass sich diese Welt weiter entwickelt und nicht zerstört wird.	An, Ja, Li, Me, R, Sb,	Fr, K, Mi,		La (Kraft),	El, F, H (vielleicht), He, Jo, P, Th
(9) Gott gibt den Menschen Freiheit. Daran, dass die Menschen Böses tun, leidet Gott.	Ja, Li, Sb,	K, Me	Fr, Mi,	An, La, P,	El, F, H, He, Jo, R, Th
(10) Gott vergibt den Menschen ihre bösen Taten, wenn sie sie ehrlich bereuen.	Ja, K, Li, Sb,		Fr, Me,	An, La (Kraft), P, R,	El, F, H (in Gedanken), He, Jo, Mi, Th
(11) Gott hat Schuld, dass es Hunger, Krieg und Verbrechen gibt auf der Welt.	Fr,	Me,		Ja, Jo, La (Kraft), R, Th,	An, El, F, H, He, K, Li, Mi, P, Sb,
(12) Gott gibt Menschen Kraft, Mut und innere Sicherheit. Das hilft ihnen, schwere Situationen durchzustehen.	An, El, F, Fr, H, He, Ja, Jo, K, Li, Me, Mi, R, Sb,			La (Kraft), P, Th,	
(13) Gott zeigt sich immer wieder anders, als Menschen es erwarten.	An, H, He, Li, Me, Mi, R, Sb,	K,	Fr,	El, Ja, Jo, La (Kraft), P,	F, Th
(14) Gott kann zu uns auf vielfältige Weise sprechen, z. B. durch andere Menschen (Boten Gottes nennt d. Bibel Engel), durch Ereignisse oder durch eine Stimme im Herzen.	An, H (einige sehen es so), He, K, Li, Me, Mi, R, Sb,		Fr,	Ja, Jo, P,	El, F, La (Kraft)Th
(15) Gott will als Kraft des Lebens und der Liebe bei uns wohnen. Wo die Liebe ist, da ist Gott.	An, El, Li, R, Sb,	Me,	Fr, K,	H, Ja, Jo, La (Kraft)	F, He (Gott überall), Mi, P, Th

Die Ergebnisse unterscheiden sich deutlich von denen aus Kl. 6. Da der Religionsunterricht in Kl. 5–8 entfiel, gemeindliche Angebote aber nur von wenigen wahrgenommen wurden, gab es hinsichtlich der religiösen Bildung erhebliche Niveauunterschiede. Es zeigen sich jedoch erstaunlich viele Übereinstimmungen in den Konzepten. Item (1) wird – mit Ausnahme der Mormonin und Liane, die an Stelle Gottes eine Schicksalsmacht setzt – mit überwältigender Mehrheit abgelehnt, allerdings auch kein Deismus vertreten, wie sich an der fast ebenso großen Ablehnung von Item (2) zeigt. Gespalten ist man zu Item (3), wenn auch noch mehrheitlich zustimmend, wobei einige hinzufügen, dass die Zustimmung bezüglich des Erlebens anderer gelte, nicht für sie persönlich. Item (4) wird, wieder mit o. g. Ausnahmen, aber nicht ganz so häufig abgelehnt. Zu dem mit Item (4) korrespondierenden Item (10) ist man gespalten. Zwar gibt es deutlich mehr Ablehnung als Zustimmung (7:4), aber auch Unsicherheit und Reserve. Die acht zustimmenden bzw. unsicheren Voten stammen ausnahmslos von Kindern, denen früh das Konzept eines vergebenden Gottes nahe gebracht wurde. Item (5) ist offensichtlich im Sinne der integrativen Vorgabe zur Schöpfung nach P verstanden worden. Die zustimmenden Voten stammen ausnahmslos von denen, die auch die integrative Deutung wählten. Das Stichwort Urknall führt bei der Mormonin, die auch integrativ votierte, zur Ablehnung. Das nicht auf Weltentstehung fokussierte Item zum Schöpfungsglauben (6) erhält deutlich mehr Zustimmung, vermutlich weil es weniger konfliktbehaftet ist. Item (7) lag nur neun Heranwachsenden vor. Wer hier ablehnt oder unsicher votiert, wählte zuvor die säkulare Deutung von Schöpfung, wer zustimmt (4 von 5) die integrative Deutung (1x unsicher). D. h. die Voten der Heranwachsenden zu den Aspekten Lohn/Strafe bzw. Schöpfung/Weltentstehung sind ganz überwiegend konsistent. Weniger konsistent wird zu den nicht auf Weltentstehung bezogenen Aspekten von Schöpfungsglauben votiert. Zum Aufgabencharakter der mitgegebenen Fähigkeiten ist man gespalten. Sechs Zustimmungen und drei reservierte Haltungen stehen sieben Ablehnungen gegenüber. Die Ablehnung speist sich jedoch nicht aus mangelndem Verantwortungsgefühl, sondern – dies zeigt sich an begründenden Zusätzen – aus dem vorherrschenden Konzept eines nicht personal gedachten Gottes. Bei den Ablehnungen zu den Items (1, 4, 8, 9, 10, 11) finden sich häufig derartige Begründungen. Konsistent zur Ablehnung von Item (1) wird auch Item (11) mehrheitlich abgelehnt, allerdings gibt es hier auch eine unsichere

Fraktion. Überraschend hoch ist die Zustimmung zu Item (12). Nicht einmal Heranwachsende, die zu anderen Items ihre Leugnung Gottes bekunden, lehnen dieses Item ab. Allerdings fügen etliche ihrem Votum bei, dies gelte für andere Personen, nicht für sie selbst. Hella definiert dies Geschehen als zwischenmenschliches. Bezüglich der Items (13, 14) ist man ähnlich gespalten wie zu Item (3). Auch zu (14) finden sich z. T. Verweise auf andere Personen (Modellpersonen), die Ereignisse auf Gott hin deuten.

Von wenigen Ausnahmen (z. B. Liane) abgesehen spiegeln die Befragungsergebnisse zum Bibel- und Gotteskonzept aus Kl. 8/9 der Privatschule – verglichen mit den Ergebnissen aus Kl. 6 – recht konsistente Konzepte. Die zum Gotteskonzept befragten siebzehn Heranwachsenden (11 davon konfessionslos) scheinen sich weniger leicht von der ‚kulturellen Tapete‘ irritieren zu lassen als die Kinder in Kl. 6. Mehrere Jungen präsentieren sich zwar als bekennende Atheisten (F, Fr, H, Th), bei zwei von ihnen beinhaltet dies jedoch eine Ablehnung des theistischen Gottesbildes. In anderen Bildern können sie sich – mindestens partiell – wieder finden. Das theistische Konzept wird mehrheitlich abgelehnt. Es liegt aber auch kein Deismus vor. Vorstellungen von Gott als einem allmächtigen Weltversorger, der lohnend, strafend oder durch direkte Nothilfe in Geschehnisse der Welt eingreift und daher auch verantwortlich ist für Hunger, Krieg und Verbrechen, werden von den meisten zurückgewiesen. Sie halten aber mehrheitlich an der Vorstellung fest, dass Gott mit Menschen etwas zu tun hat, dass sie in ihrer Besonderheit bejaht sind und vor allem, dass Gott Glaubenden Kraft, Mut und innere Sicherheit gibt. D. h. sie sehen mehrheitlich den Glauben als eine Ressource für die Lebensbewältigung an. Einige haben dies selbst erfahren, andere machen dies an Modellpersonen ihres nahen Bezugsfeldes fest. Wo solche Modelle fehlen (Petra, Liane, Thaddäus), ist man unsicher, ob Glaube wirklich Ressource sein kann.

3.6.8 Bibel- und Gotteskonzept im Spiegel der quantitativ akzentuierten Ergänzungsperspektive

Die Befragungsdaten aus Sample A und B umreißen das Spektrum der Einstellungen der Gleichaltrigengruppe, zu denen die siebzehn Einzelfälle aus KET I und II gehören. Wie sieht das Spektrum aus?

Hinsichtlich der Deutung biblischer Texte lässt sich festhalten: Biblische Texte können – vorausgesetzt, dass eine solche Perspektive eröff-

net wurde – von Kindern relativ früh (wie poetische Texte auch) mehrperspektivisch, d.h. integrativ bzw. symbolisch gelesen werden, sofern einer solchen Lesart keine konkurrierenden Lesarten (Biblizismus bzw. wissenschaftlich-säkulare Deutungen) entgegenstehen. Biblizismus bzw. starke Unsicherheit bezüglich einer mehrperspektivischen Lesart zeigte sich da, wo Heranwachsenden durch Personen/Gruppen ihres engen Bezugsfeldes eine literale Lesart quasi normativ vorgegeben bzw. mit Vehemenz nahe gelegt wurde. Rein säkulare Deutungen fanden sich gehäuft zum Thema ‚Schöpfung/Weltentstehung, Evolution‘, einem während der DDR-Zeit bevorzugten Feld ideologischer Grabenkämpfe, welches durch die Diskussion um den Kreationismus neu belebt wurde. Offenkundig hatten viele Heranwachsende, vermittelt durch ihren Kontext, die angebliche Alternative zwischen einer wissenschaftlichen und einer christlich-biblischen Welterklärungshypothese im Kopf und entschieden sich deshalb überdurchschnittlich häufig für eine wissenschaftlich-säkulare Deutung bei dieser Thematik. Kinder aus Kl. 6 ließen sich durch konkurrierende Sichtweisen ihres Kontextes – geschuldet der dahinter vermuteten Autorität von Erwachsenen? – leichter verunsichern als Heranwachsende aus Kl. 8/9. Integrative bzw. symbolische Deutungen kamen insgesamt bei Heranwachsenden in Kl. 8/9 (Sample von 24 Kindern) deutlich häufiger vor als bei denen aus Kl. 6 (Sample von elf Kindern), was z. T. mit der Zusammensetzung des jeweiligen Samples zu tun haben mag, insgesamt aber (übereinstimmend mit anderen Untersuchungen) dafür spricht, dass die Fähigkeit zu integrativen bzw. symbolischen Deutungen auch mit der kognitiven Entwicklung korreliert. Der Faktor ‚Konfessionszugehörigkeit‘ scheint per se hinsichtlich der bevorzugten Deutungsmuster keine Rolle zu spielen, wohl aber die in der Familie vertretenen Einstellungen und Sichtweisen der Bibel.

Was ist zum Gotteskonzept bzw. zum Aspekt Gottesverständnis aus den Befunden zu erschließen? Was bedeutet dies für unterrichtliches Handeln?

Unterscheiden wir mit Augustinus das, was geglaubt wird von dem Glauben, durch den geglaubt wird, so heißt dies in Anknüpfung an Luther: Glaube im Sinne des Vertrauensaktes (und d.h. i.S. des Stiftens einer Gottesbeziehung) ist nicht lehrbar. Was kann oder soll Unterricht leisten, wenn das zentrale Geschehen, der Akt des Vertrauens, unverfügbar ist? Das Ringen um diese Frage und eine Vielfalt von Antwortversuchen durchzieht die Geschichte der Religionspädagogik. Relative Einig-

keit bestand darin, dass gewisse Kenntnisse notwendig seien, um dem Gegenstand des Vertrauens eine inhaltliche Basis zu geben, und dass die Zustimmung zu vermittelten Inhalten eine wichtige Voraussetzung (wenn auch keinerlei Gewähr) dafür sei, dass eine Vertrauenshaltung entstehen könne. Unterricht kann durch Vermittlung von Kenntnissen, Einsichten und vielfältigen Anregungen zu existenziellen Auseinandersetzungen lediglich den Boden bereiten für das Entstehen von Glauben als Vertrauenshaltung. Kernziel der das Forschungsprojekt flankierenden unterrichtlichen Bemühungen war, die von Kindern mitgebrachten Gotteskonzepte mit christlich-biblischen Konzepten in einen Dialog zu bringen. Ein sachgerechtes und existenzbezogenes Bibelkonzept sollte dazu verhelfen, das eigene erfahrungsbezogene Gottesverständnis im Dialog mit biblischen Texten immer wieder zu überdenken und gegebenenfalls zu erweitern. In den Einzelgesprächen sollten nicht nur die Konstrukte der Kinder erfasst werden, sondern – sofern situativ erforderlich – auch Prozessbegleitung hinsichtlich einer (biblische Bilder als Angebote einspielende) Horizont-erweiterung des Gotteskonzeptes geleistet werden. Was spiegeln die Befunde zu den Wirkungen der Bemühungen?

Die Befunde aus Kl. 6 deuten darauf hin, dass in der Grundschule auf-gebaute Bibel- und Gotteskonzepte durchaus nachhaltige Wirkungen haben (können), sofern eine positive emotionale Konnotation des Bereichs und der damit verbundenen Beziehungen vorliegt. Auch wenn Einzelheiten der erarbeiteten bereichsspezifischen Kenntnisse verloren gegangen sein mögen, wird überwiegend an unterrichtlich vertrauten Perspektiven und Formulierungen festgehalten bis hin zu ‚stabilen‘ Stellungnahmen zu Kernaussagen über Gott. Die Begriffsforschung zeigt: „Der Erwerb und die Modifikation von Begriffen ist ein Prozess der Eigenkonstruktion. Die Umwelt stellt lediglich ‚Angebote‘ (Informationen, Anleitungen, Erfahrungen) bereit, die das Individuum mehr oder weniger nutzt.“⁶⁸ Trotz dieses Sachverhaltes scheint es möglich, Kindern im Grundschulalter ein vergleichsweise stabiles Gerüst biblischer Gottesbilder auch und gerade in ihrem Wandel mit auf den Weg zu geben als Ermutigungspotenzial für die Auseinandersetzung mit eigenen Erfahrungen der Nähe oder der Verborgenheit Gottes.

Die elf Kinder in Kl. 6 ließen sich, verglichen mit den siebzehn Heranwachsenden in Kl. 8/9, in ihren Positionen zur Gottesfrage leichter durch konträre Botschaften der ‚kulturellen Tapete‘ (die durch die Autorität der

68 Hanisch/Hoppe-Graff 2002, 10.

Erwachsenen gestützt scheint) irritieren. Ihre Konzepte enthielten häufiger Inkonsistenzen. Dies mag partiell an der spezifischen Zusammensetzung der beiden Samples⁶⁹ liegen, spricht in der Tendenz aber dafür, dass mit zunehmendem Alter die eingenommenen Positionen stärker auf Konsistenz hin reflektiert wurden.

Die o. g. Ziele von unterrichtlichen Bemühungen und Einzelgesprächen galten auch für Sample A. Infolge des Wegfalls von Religionsunterricht ab Kl. 5 beschränkte sich der ‚Input‘ bezüglich einer Horizonterweiterung von Bibel- und Gotteskonzept auf (in Transkripten festgehaltene) gelegentliche inhaltliche Einschübe im Rahmen der Einzelgespräche. Ab Kl. 5/6 trat an die Stelle der Metapheraufgabe⁷⁰ ‚Gott ist für mich wie ...‘ die Metapher ‚Mein Leben und was es hält, nährt und trägt‘. Diese offenere Variante ermöglichte ein Mittun von Heranwachsenden, die sich vom Gottesgedanken distanzieren. Die Gestaltung einer ‚Lebensmetapher‘ bot Raum für ein Überdenken von Alltagserfahrungen auf ein sie überbietendes Sinngefüge hin, ohne sich dabei des traditionell christlichen Vokabulars bedienen zu müssen. Non-theistische Konzepte konnten ohne Irritation durch ‚besetzte‘ Begriffe gestaltend ausgedrückt werden. Möglicherweise erleichterte diese Variante der Auseinandersetzung mit dem, ‚woran das Herz hängt, dem, ‚was uns unbedingt angeht‘, für die Heranwachsenden eine relativ offene Haltung auch gegenüber (biblisch fundierten) Kernaussagen zu Gott. Dass die über 7–8 Jahre währende offenbar positiv erlebte Gesprächsbeziehung rund um die Gottesfrage mitgewirkt haben mag an der überwiegend aufgeschlossenen Haltung auch konfessionsloser Heranwachsender gegenüber der religiösen Dimension des Lebens, ist denkbar.

3.7 Thesenartige Bilanz

Eine im mehrheitlich konfessionslosen Kontext durchgeführte phänomenologisch orientierte Langzeitstudie, die über Einzelfallstudien die Pluralität kindlicher Vorstellungswelten sichtbar zu machen versucht, tritt hinsichtlich ihrer Beobachtungen nicht mit dem Anspruch auf, bundesweit verallgemeinerbare Ergebnisse vorzutragen. Die nachfolgenden Thesen

69 Die Schulkultur der reformpädagogisch ausgerichteten Privatschule, welche die Kinder von Sample A besuchen, fördert bewusst die eigenständigen Positionen von Heranwachsenden.

70 Vgl. ausführlich Szagun 2006 (KET I), 70.

stellen zentrale Befunde bzw. daraus gewonnene Einsichten der 4–8 Jahre währenden Begleitung von Rostocker Heranwachsenden (einschließlich der Elterngespräche) vor Augen. Welche Reichweite die Rostocker Ergebnisse haben, inwieweit sie ‚typisch‘ nur für ostdeutsche oder aber für Kinder und Jugendliche in der BRD insgesamt sind, wird zu diskutieren bzw. durch weitere Forschungsvorhaben zu klären sein.

3.7.1 Traditionen sind mitten in der Kirche abgebrochen:

Spuren des Traditionsabbruchs finden sich bis in die Kerngemeinden hinein:

- *Sprachlosigkeit herrscht bei Bezugspersonen:* Bei Eltern/Erzieher/innen ist Sprachlosigkeit bezüglich religiöser Inhalte weit verbreitet. Inhalte und Formen, die ihre eigene religiöse Erziehung prägten, wollen sie nicht weitergeben, weil sie innerlich in Distanz gegangen sind dazu. Die inhaltlich bedingte Sprachlosigkeit fordert wesentlich zu (gemeinde-)theologischen Klärungen heraus, ist also nicht methodisch behebbar.
- *Inhaltliche Neubestimmungen sind vor der Methodik zu fördern:* Vereinzelt findet sich Bemühen um inhaltliche Neubestimmungen und ihnen gemäße neue Formen religiöser Erziehung. Solche konstruktiven Versuche bedürfen ermutigender Resonanz im Raum Kirche.
- *Erneuerungspotenziale in Kommunikationsprozesse einspielen:* Kinder sind theologisch produktive Subjekte. Sie fragen neu, verunsichern durch ihr Querdenken konstruktiv und können vielfältige Impulse für die Glaubensentwicklung von Erwachsenen geben.

3.7.2 Die Varianz der Gotteskonzepte ist groß:

Innerhalb derselben Altersstufe von Kindern ist von großer Varianz der Gotteskonzepte auszugehen (inhaltlich wie bez. des Abstraktionsniveaus). Es zeigen sich gravierende Unterschiede auf drei Ebenen:

- *Unterschiede nach familiär erlebtem Beziehungsgeschehen* (z. B. Elternrepräsentanzen, Bindung, Geschwisterkonstellation),
- *Unterschiede nach familiärer Subkultur* (emotionaler Konnotation von Religion → Gefühlsansteckung, Modellpersonen, erworbenes Repertoire an Werten, Normen, Perspektiven, Grundwissen),

- *Unterschiede nach Anregungsmilieu in sekundärer Sozialisation:* Beziehungserleben (Modellpersonen), Denk- und Kommunikationsräume, emotionale und kognitive Wachstumsanreize einschließlich bereichsspezifischen Wissens.

D.h. die Varianz der Gotteskonzepte scheint stärker durch Sozialisationseinflüsse (vertikal, diagonal, horizontal) und bereits ausgeprägte individuelle Merkmale wie Bindungstyp, Wahrnehmungsweisen, Bedürfnisse, Einstellungen usw. bestimmt als durch generelle altersbedingte Entwicklungstrends.

3.7.3 Am Anfang steht kein konsistentes Gotteskonzept:

Kinder bringen in der Regel Bruchstücke mit statt eines geschlossenen Gotteskonzepts, manche nicht einmal Bruchstücke. Je nach familiärem Hintergrund gestaltet sich die Entfaltung des Gotteskonzeptes hinsichtlich der Vorreiterrolle der beiden Aspekte ‚Gottesverständnis‘ und ‚Gottesbeziehung‘ unterschiedlich. Während für Kinder aus religiös geprägten Elternhäusern zumeist die Gottesbeziehung das Primäre bildet, tasten sich Kinder aus religiös neutralen oder indifferenten Elternhäusern primär über das Gottesverständnis heran.

- *Vorgaben von Erwachsenen fördern anthropomorphe Konzepte:* Bei Schuleintritt bringen viele Kinder ein anthropomorphes Gotteskonzept mit, das wesentlich durch Vorgaben von Erwachsenen bzw. der ‚kulturellen Tapete‘ induziert scheint. Kinder aus dezidiert atheistischen Familien zeigen sich (ebenso Kinder aus evangelikaler Subkultur) besonders nachhaltig auf ein anthropomorphes Konstrukt fixiert. Auf ein anthropomorphes Konzept fixierte Kinder stellen in der Regel Gott figürlich dar, was nur in gebrochener Form als Metapher zu sehen ist.
- *In frühen Bildern findet sich schon Transzendenzbewusstsein:* Die anthropomorphen Konzepte von Kindern enthalten überwiegend bereits transzendenzbewusste Elemente, die sich sehr unterschiedlich ausdrücken. Der anthropomorphen Figur wird etwa überdimensionierte Größe, Durchsichtigkeit o.ä. zugeschrieben, um anzudeuten, dass Gott anders und größer als ein Mensch ist. Andere Kinder drücken Gottes Anderssein dadurch aus, dass sie ein ‚Gehäuse‘ gestalten (Wohnungen, Schiffe, Inseln, Jungen meist Raumschiffe), wo sie sich Gott unsichtbar und unverfügbar vorstellen, geschützt durch Zäune, Schleusen, Radar

oder auch einem Schlüssel, den nur Gott hat. Erstaunlich häufig wird Gott verletzlich vorgestellt.

- *Vorgaben von Erwachsenen ermöglichen auch alternative Konzepte:* Kinder, bei denen familiär eine ungegenständliche Gottesvorstellung angebahnt wurde, sind bereits bei Schuleintritt fähig, sich in Bezug auf Gott vielfältig metaphorisch auszudrücken (d. h. nicht beschränkt auf eine Person bzw. deren Wohnung/Gehäuse).
- *Gottes Heil schaffende Macht erscheint begrenzt:* Kinder sehen Gott überwiegend als moralische Instanz, die alles wahrnimmt und speichert. Von oben habe Gott guten Überblick. Sein ‚Gehäuse‘ ist z. B. mit Fernrohren, Antennen, Radar und Computern ausgestattet, manchmal auch mit Vorratsbehältern zur Aufbewahrung menschlicher Gedanken und Gefühle. Zuweilen finden sich eingebaute Waschanlagen zur Reinigung des menschlichen Wesens. Als Wächter über die Erde wird Gott eher als traurig und ohnmächtig angesehen als mächtig und zornig. Ein strafender Gott kommt selten vor. Gott wirkt eher über menschliche Scham, vielleicht auch über Naturkatastrophen dort, wo der Mensch die Umwelt zerstört. Eine Do-ut-des-Haltung ist äußerst selten.
- *Kinder haben früh ein Autonomiebewusstsein:* Nur selten wird Gott als Manipulator gesehen. Der Mensch kann die Impulse Gottes, seine reinigende Stimme, auch überhören.
- *Enttäuschung wird projiziert:* Bei Kindern aus christlichen Familien mit emotional gestörter Atmosphäre finden sich teils massiv aggressive Elemente im Gotteskonzept.
- *Angelernte Gotteskonzepte tragen nicht zur Lebensbewältigung bei:* Bei manchen Kindern aus christlichen Familien wirkt Gott als angelerntes Konzept ohne Erlebnisverwurzelung. Formelhaft äußern sie, Gott schütze und helfe, können aus ihrem Leben aber nichts nennen, wo dies zu spüren gewesen sei. Manche bringen überhaupt keinen Lebensbereich mit Gott zusammen bzw. verorten Gott ganz bereichsspezifisch (Weihnachten). Wo eine existenzbezogene Gottesbeziehung besteht, wird sie vom Kind als Ressource in Belastungssituationen genutzt. Wenn ein Kind keine Verknüpfung sieht zwischen seiner Lebenswelt und Gott, so hat es entweder noch keine Gottesbeziehung oder aber die Gottesbeziehung ist aktuell gestört.

- *Individuelle Kernproblematik kann den Kristallisationspunkt einer Gottesbeziehung bilden:* Es scheint so, als ob die Anbahnung einer Gottesbeziehung zusammen mit der Entfaltung des Gotteskonzepts von einem existenziell bedeutsamen Kernthema her erfolge: Dies Kernthema lässt sich häufig bereits Jahre vorher im Denken des Kindes ausmachen. Wenn das Kind ein religiöses Deutungsangebot seiner Kernthematik als persönliche Ressource für sich wahr- und in Anspruch nimmt, scheint dies den Kristallisierungspunkt einer Gottesbeziehung zu bilden. Von diesem Kristallisationspunkt aus wird – sofern das Kind die dialogische Beziehung zu Gott als hilfreich für seine Problembewältigung erlebt – die Verknüpfung von Gott mit der eigenen Lebenswelt ausgeweitet. Sofern dies stattfindet, wertet das Kind die Gestaltungsaufgaben ‚Gott ist wie ...‘ und ‚Mein Leben und was es hält, nährt und trägt ist wie ...‘ als identische Aufgabenstellungen.
- *Gottesverständnis und Lebenserfahrung müssen stimmig zueinander sein:* Ursache für die Störung der Gottesbeziehung eines Kindes kann sein, dass sein Gottesverständnis einem Fortbestehen seiner Gottesbeziehung im Wege steht. Wenn ein Kind z. B. die Verborgenheit Gottes nicht in sein Gotteskonzept integriert hat, sondern am Konzept des ‚lieben Gottes‘, der stets das Schlimme wegräumt, festhält und in Lebenskrisen gerät, scheitert es an seinen Erwartungen: Gottesverständnis und Lebenserfahrung passen nicht zueinander. Ein Beziehungsabbruch ist wahrscheinlich. Die Begleitung von Kindern muss daher sowohl deren Lebensthemen als auch ein mit den Veränderungen des Lebens Schritt haltendes Gottesverständnis im Blick haben.
- *Die Kommunikation religiöser Erfahrung braucht geschützte Räume:* Religiöse Erfahrung wird mitten im konfessionslosen Umfeld gemacht, ist aber ein Tabu. Besonders Jungen halten innere Erfahrungen untereinander geheim. Ihre nicht kommunizierten und daher oft unverarbeiteten dynamischen Konstrukte entfalten sich – unter Aufnahme von Versatzstücken aus Medien – eingekapselt z. T. zu bizarren Systemen. Mädchen bzw. Frauen zeigen sich vergleichsweise offener, religiöse Inhalte zu kommunizieren. Ihnen wird eher zugetraut, religiöse Menschen zu akzeptieren als Jungen bzw. Männer das tun.
- *Die Fähigkeit zu innerer Wahrnehmung eröffnet Zugänge:* Eine existenzbezogene dialogische Gottesbeziehung ist nicht an klassische Formen der Gebetserziehung gebunden. Hilfreich erscheinen Erfahrungen mit

Stille und Geborgenheit und Verlässlichkeit vermittelnden Ritualen des Tages und Jahres. Verborgene Gebetspraxis ist auch mit einem zur Schau getragenen Atheismus vereinbar.

- *Persönlichkeitsbildung (Selbstsozialisation) braucht die Erlaubnis und Anstöße von anderen (Fremdsozialisation):* Kinder erweitern und korrigieren bei vorhandenen Wachstumsanreizen und Kommunikationsräumen schrittweise ihr Gottes- und Bibelkonzept, sofern keine emotionalen Barrieren entgegenstehen. Im Grundschulalter aufgebaute, biblisch fundierte Gotteskonzepte (Aspekt Gottesverständnis) können relativ stabil sein. Fehlen Modellpersonen, welche für das Kind die Plausibilität und Relevanz der Konzepte authentisch repräsentieren, verbreitet sich Unsicherheit.

3.7.4 Die Übergänge zwischen erster Naivität, Symbolkritik und zweiter Naivität sind fließend:

Kinder zeigen bereits im Schuleintrittsalter neben einer Tendenz zu buchstäblichem Verstehen Ansätze zu Symbolkritik wie auch Ansätze echten Symbolverstehens (im Sinne einer zweiten Unmittelbarkeit). Diese Ansätze können (und müssen) didaktisch konstruktiv aufgenommen werden:

- *Kinder können früh Metaphern bilden:* Schon Grundschulkinder sind fähig zum aktiven und passiven Umgang mit Metaphern. Im üübenden Vollzug erfassen sie, dass sich in Metaphern jeweils unterschiedliche Erfahrungen mit einem Ereignis/einer Person/einem Gegenstand verdichten.
- *Kinder haben je nach Lebenssituation (und Sozialisation, vgl. 2) unterschiedliche Gotteskonzepte:* Bereits Grundschulkinder können visualisierend ausdrücken, dass ihr Empfinden und Denken bezüglich Gott je nach Lebenssituation ganz unterschiedlich sein kann.
- *Der Wandel von eigenen und biblischen Gottesbildern kann dialogisch erschlossen werden:* Schon mit Grundschulkindern kann auf der Basis ihrer eigenen unterschiedlichen Gottesbilder die Vielfalt biblischer Gottesbilder (einschließlich solcher von der Verborgenheit Gottes) erschlossen werden. Durch bewusste Pflege des Dialogs zwischen selbst gefundenen und biblischen Gottesbildern können Grundschulkinder den existenzbezogenen Wandel von Gottesvorstellungen in Situation

und Tradition als Ausdruck lebendigen Glaubens erleben. Kinder können so ermutigt werden, auch problematische Erfahrungen auf Gott hin zu bedenken.

- *Mehrperspektivität braucht ein kindgerechtes Setting:* Bei einem für konkretes Denken geeigneten Setting sind Grundschulkinder in der Lage, biblische Texte mehrperspektivisch zu deuten.

3.7.5 Funktion und Bedeutsamkeit des Faktors ‚Kognition‘ sind neu zu formulieren:

Die kognitive Entwicklung spielt in den verschiedenen Dimensionen von Religiosität eine unterschiedliche Rolle:

- *Die Intuition fungiert unabhängig vom kognitiven Niveau als Quelle religiöser Einsichten:* Schon bei Grundschulkindern sind aus der Intuition heraus gestaltete abstrakte Gottesbilder von tiefem Aussagegehalt zu finden. Sie können ihre Vorstellungsgehalte jedoch oft kaum verbalisieren: Ein Gott-Wissen, das dem Bewusstsein (noch) nicht zugänglich ist.
- *Sprachliche Verarbeitung ist an kognitive Entwicklung gebunden:* Während die intuitive Produktion abstrakter Konzepte in visualisierter Form unabhängig von der kognitiven Reife erfolgt, scheint die verbale Explikation abstrakter Konstrukte an die kognitive Entwicklung gebunden.
- *Kognitive Möglichkeiten und deren Realisation können auseinander klaffen:* Bei familiär gesetzten Denkblockaden, religiösem Desinteresse oder fehlenden Kommunikationsräumen können sich naive religiöse Konzepte trotz der Fähigkeit zu formalen Operationen in anderen Bereichen quasi eingekapselt erhalten.
- *Die kognitive Reife begünstigt Konsistenz:* In der Regel wächst mit zunehmender kognitiver Reife bei Vorliegen von religiösem Interesse das Bemühen um Konsistenz des eigenen Konzeptes.

3.7.6 Theistisch-vergegenständlichende Bilder und Sprachformen können blockieren:

Die Bilder und Sprachformen, denen Heranwachsende allgemein in der Kultur, insbesondere aber in der Kirche und (oftmals) im Religionsunterricht begegnen, erweisen sich zunehmend als problematisch:

- *Glaubensaussagen (auch biblische) als Bekenntnisse formulieren*: Kinder können schon in frühem Alter zwischen einer bekennenden Rede und Tatsachenbehauptungen unterscheiden. Entsprechend erleben sie im Gewand von Tatsachenbehauptungen daher kommende religiöse Deutungen für Ereignisse als vereinnahmend und wehren sich dagegen.
- *Gebete können von Gott entfernen*: Theistische Konzepte fördern wunschfixierte und erfüllungsmotivierte Gebetshaltungen und führen häufig in Enttäuschungsatheismus.
- *Abschied vom Übervater ist nötig*: Theistische Konzepte werden mit wachsender Weltwahrnehmung wie mit der Begegnung mit wissenschaftlichen Welterklärungsmodellen zunehmend abgelehnt. Dies beginnt bereits im Grundschulalter. Kinder mit traditioneller christlicher Sozialisation scheinen durch ihr naives Bibelverständnis wie ihre Fixierung auf einen „allmächtigen Vater“, welcher Schutz und Hilfe bietet und Wünsche erfüllt, quasi programmiert für die von Nipkow beschriebenen ‚Einbruchsstellen‘ des Glaubens⁷¹: Nach einer Übergangsphase, in der sie – um am Übervater festhalten zu können – kreativ nach Gründen suchen, warum Gott in speziellen Fällen nicht eingriff, setzen sich Unwirklichkeitsverdacht und Enttäuschungsatheismus durch.
- *Sprachspiele auf Engführungen hin überdenken*: Liturgische Sprachspiele mit Engführung der Gottesbilder auf die Vatermetapher in Gebeten und Bekenntnis bilden verknüpft mit theistisch-vergegenständlichenden Liedtexten und Ansprachen für Heranwachsende eine Barriere, die sie hindert, sich auf christliche Inhalte einzulassen. Gottesdienste werden so zu Stolpersteinen des Glaubens statt für den Glauben zu öffnen.
- *Non-theistische Bilder zulassen*: Heranwachsende sind – sofern familiär/institutionell keine Denkverbote vorliegen – offen und fähig zu non-theistischen Gotteskonzepten.

71 Vgl. Nipkow 1986.

- *Die Balance zwischen non-theistischen und personalen Bildern fördern:* Mit der Krise des theistischen Gotteskonzeptes und dem Übergang zu non-theistischen Konzepten wird die Frage des Gebets virulent; die Gebetspraxis wird häufig aufgegeben. Vereinzelt verbinden Heranwachsende eine non-theistische Vorstellung mit einer personalen, um an einem Gegenüber und damit an einem Beziehungsgeschehen zwischen Gott und Mensch festhalten zu können. Hilfestellungen zu einer Balance der Bilder erscheinen dringlich, ebenso Liturgien/Gebetstexte, die einer solchen Balance entsprechen.
- *Kommunikationsräume schaffen, in denen Gott neu gedacht werden darf:* Heranwachsende (und Erwachsene) mit non-theistischen Gotteskonzepten finden (fast) keine Ansprechpartner zur Kommunikation ihrer religiösen Fragen im Raum Kirche.

3.7.7 Traditionelle Themen werden ausgeblendet:

Manche in der Wirkungsgeschichte des Christentums bedeutsame Aspekte theologischen Denkens kommen bei den Heranwachsenden der Rostocker Studie nur vereinzelt oder gar nicht vor. Der ‚christliche Mythenhimmel‘ spielt eine relativ geringe Rolle:

- *Dualismus findet sich selten:* Ein dualistisches religiöses Weltbild wird nur vereinzelt vertreten und ist überwiegend erkennbar durch Anregungen von außen induziert.
- *Engel- und Jenseitsvorstellungen scheinen nicht virulent:* Jenseits- bzw. Engelvorstellungen werden kaum von sich aus angesprochen. Wenn vorhanden, sind sie bei Konfessionslosen häufig stark von Medien (Matrix usw.) beeinflusst, während Heranwachsende aus kirchlich geprägten Familien keine Versatzstücke aus Medien in ihre Konzepte integrieren.
- *Die Frage nach Leid und Schuld bedrängt nicht:* Die Theodizeefrage wird nur in Ausnahmefällen gestellt. Mit der Ablehnung eines theistischen Gotteskonzeptes verschwindet bei Heranwachsenden offenbar auch die Frage nach dem Leid bzw. nach dem Bösen. Gott kommt in seiner Verborgenheit zwar noch vor. Aber seine Präsenz wird in der Regel nur mit dem Schönen und Guten in der Welt zusammengedacht (Schlimme Zeiten sind Zeiten der Ferne des ausschließlich ‚lieben Gottes‘). Die Frage nach der Ursächlichkeit des Bösen bzw. des Leidens wird fast völlig ausgeblendet.

3.8 Schlussanmerkungen

Die Ergebnisse der Rostocker Langzeitstudie stellen Annahmen in Frage, die lange als gesichertes Wissen galten und weitgehend didaktische Überlegungen für Schule und Gemeinde bestimmten. Die Annahmen von Rizzuto, Fowler und Oser/Gmünder zur religiösen Entwicklung basieren sämtlich auf Untersuchungen, die in konfessionsgebundenen Kontexten und vor dem rasant fortschreitenden Traditionsabbruch durchgeführt wurden. Die Rostocker Langzeitbefunde widersprechen der Übertragbarkeit ihrer Annahmen auf konfessionslose Kontexte. Es finden sich bestenfalls partielle Schnittmengen zu Aussagen der Stufentheorien. Insgesamt läuft dies für den konfessionslosen Kontext auf den Abschied von ‚klassischen‘ Stufentheorien zur religiösen Entwicklung hinaus. Der auch im Westen fortgeschrittene Traditionsabbruch mit zunehmender Individualisierung und Pluralisierung von Lebenswelten lässt insgesamt fragen, ob die genannten Theorien den Blick auf die heterogene Wirklichkeit der religiösen Entwicklungsverläufe von Heranwachsenden tatsächlich noch erhellen oder vielleicht eher verstellen. Die Vorstellung von unterschiedlichen, aber inhaltlich konsistenten Ganzheiten des Denkens, die notwendig in stufenartiger Abfolge durchschritten werden müssen, verführt dazu, bei Kenntnis einzelner Elemente des Denkens Adressaten/innen unter stillschweigender Ergänzung des ‚theoretischen Restes‘ einer bestimmten Stufe zuzuordnen, so als ‚wüsste‘ man hinlänglich über das Gegenüber Bescheid. Die in der Rostocker Langzeitstudie zu Tage getretene Varianz der von Kindern aus unterschiedlichen ‚religiösen Heimaten‘ mitgebrachten Konzepte und die Varianz der Fortentwicklungen des Mitgebrachten unter je unterschiedlichen Bedingungen belegt, dass ein genaueres Hinsehen ebenso notwendig wie auch lohnend ist. Lohnend ist dies nicht nur, weil Erwachsene damit dem einzelnen Kind besser gerecht werden und Unterrichtsprozesse besser gesteuert und begleitet werden können. Lohnend ist es auch, weil sich dadurch das reiche Potenzial theologischen Denkens von Kindern in ihrem Anregungscharakter für Erwachsene erschließt.

Der zweite durch die Rostocker Befunde nahe gelegte Abschied: Unser Bild vom naiven, an gegenständlichen Vorstellungen festklebenden Kind muss revidiert werden. Die Rostocker Studie belegt, dass Kinder einen intuitiven Zugang zu theologisch fruchtbaren Einsichten haben und in visualisierter Form z. T. hoch abstrakte Vorstellungen ausdrücken, ohne sie verbal explizieren zu können (was Erwachsenen bei der Visualisierung von religiösen Inhalten oft nicht anders geht). Kindern ist theologisch sehr viel

mehr zuzutrauen, auch im Umgang mit biblischen Texten. Ihr kreatives (Quer-)Denken und Fragen kann Erwachsenen Anstöße zu eigenen theologischen Klärungen und Neuformulierungen geben. Das Bild des naiven, zu mehrperspektivischem Erfassen unfähigen Kindes verführt(e) Erwachsene, (angeblich kindgerechte) Vorstellungen an Kinder heranzutragen, die sie persönlich längst als nicht weiterführend abgelegt hatten. Die Revision des Bildes vom Kind befreit Erwachsene so einerseits und fordert sie andererseits heraus, anstehende theologische Klärungen vorzunehmen und die Versuche inhaltlicher Neubestimmungen mit Kindern bzw. Heranwachsenden zu kommunizieren. Vielleicht können Kinder in solch einen Prozess generationsübergreifender Selbstvergewisserung des Glaubens mit ihrem Querdenken konstruktive Impulse einspielen.

Die Rostocker Langzeitstudie versteht sich als Beitrag zur Klärung offener Fragen der religiösen Entwicklung. Zu verschiedenen Bereichen wurden bereits Antwortversuche vorgelegt. Andere Fragen bleiben offen bzw. haben sich neu ergeben. Die Befunde der Rostocker Langzeitstudie belegen die auch in neueren Querschnittsuntersuchungen⁷² zu Tage getretene Theismuskrisis bei Heranwachsenden (wie deren Eltern) und machen die daraus erwachsenen Fragen und Suchbewegungen von Heranwachsenden vielfältig sichtbar. Die Rostocker Daten belegen auch, dass bereits Grundschulkinder offen und fähig sind, Denkvorstellungen aufzunehmen, die den Theismus transzendieren. Antworten auf die Fülle der im Zusammenhang mit der Theismuskrisis aufbrechenden Fragen können nicht im Rahmen der Darstellung einer empirischen Studie erwartet oder gar geleistet werden. Hier sind Vertreter/innen verschiedener Fachdisziplinen (insbesondere der Systematischen und Praktischen Theologie sowie der Religionspädagogik) und der Kirche(n) herausgefordert, nach Lösungswegen und Antworten zu suchen.

72 Vgl. Ziebertz/Kalbheim/Riegel 2003; vgl. Ritter/Hanisch/Nestler/Gramzow 2006.

4 Grundlagen für einen religiösen Dialog in Ostdeutschland – Begriff und Wirklichkeit von Religiosität (Michael Fiedler)

Anliegen dieses Aufsatzes ist es, Grundlagen in Hinblick auf Religion und Religiosität zu erarbeiten, die im Rahmen der „Rostocker Langzeitstudie zur Entwicklung von Gottesverständnis und Gottesbeziehung von Kindern, die in einem mehrheitlich konfessionslosen Kontext aufwachsen“ (vgl. Szagun 2006) leitend waren und sind. Ziel ist es, das weite Feld von Religion und Religiosität abzugrenzen, innerhalb dessen wir uns mit dieser Studie bewegen. In dieser Hinsicht ist dieser Aufsatz als eine Art Selbstverortung zu verstehen. Eine begriffliche Annäherung, wie sie hier im ersten Kapitel geführt wird, erachte ich aber auch aus forschungstheoretischen Gesichtspunkten als notwendig. Die Diskussion dieser Begriffe, besonders der Religiosität, ist m. E. fortwährend als ein „Desiderat religionspädagogischer Grundlagenforschung“ (Angel 2002, 4; ders. 2002a, 8f.) anzusehen. Denn es hängt maßgeblich von diesem Verständnis ab, ob und auf welche Weise überhaupt ein Dialog über Religion und Religiosität möglich ist (in diesem Sinne ist die Wendung ‚religiöser Dialog‘ aufzufassen). – Welche Annahmen sind vorauszusetzen und zu begründen in Hinblick auf die Religiosität der Kinder selbst wie deren Umwelt? – Wie weit sind die begrifflichen Kreise um Religion und Religiosität zu ziehen, um keine der vielfältigen (u. U. religiösen) Weltansichten vorzeitig auszuschließen, aber auch keine religiös zu vereinnahmen? – Welche empirischen Untersuchungen zeigen sich einerseits theoretisch anschlussfähig und ermöglichen es andererseits, die gesellschaftliche wie individuelle Wirklichkeit angemessen zu erfassen? – Möglichen Antworten auf solche Fragen wird stärker im zweiten Kapitel nachgegangen.

Religion und Religiosität

Bevor ich mich dem Problem der begrifflichen Fassung von Religion selbst zuwende, sei dieser einleitend von dem der Religiosität abgegrenzt.

Gemeinhin – damit nehme ich eine zeitgenössische wissensorganisatorische Perspektive ein – werden mit ‚Religion‘ zunächst alle Phänomene um-

fasst, die im Besonderen auch unter ‚Religiosität‘, ‚Spiritualität‘, ‚Glauben‘ oder ‚Kirche‘ und unter allem wahrgenommen werden, was hier in philosophischen, theologischen, gesellschaftlichen oder individuellen Bereichen noch assoziiert werden könnte. Beispielsweise finden sich die angedachten Themen im universitären Fächerkanon, wie etwa in der *Religionssoziologie*, *Religionspsychologie* und *Religionspädagogik*, wieder. Dieser Grundstruktur ist, zumindest in Deutschland, nur noch die der Fakultäten (der Philosophischen oder Theologischen) übergeordnet. Ebenso heißt das Schulfach, in dem der oben assoziierte Phänomenkreis am ehesten zur Sprache kommen sollte, ‚Religion‘ (und eben nicht ‚Glauben‘). Aber auch in populärwissenschaftlichen Kategorisierungen, z. B. in journalistischen Ressorts, Wissensspielen, oder Bibliotheken zeichnet sich ‚Religion‘ gleichsam als begriffliche Einstiegsstelle einer Universalenzyklopädie aus. In dieser wissensorganisatorischen Hinsicht ist Religion (wie Politik, Medizin oder Geschichte) ein weiterer Oberbegriff, der allenfalls noch von Kategorien wie ‚Kultur‘ oder ‚Leben‘ (so z. B. in der Wochenzeitung *DIE ZEIT*) umfasst werden kann.

Gleichzeitig aber wird ‚Religion‘ in den Wissenschaften, die sich mit ihr beschäftigen, häufig auch als ein Unterbegriff verwendet. Dieser bezeichnet dann jegliche religionsgeschichtlich oder wissenschaftlich (eher normativ) ausgeformte inhaltliche und funktional-strukturelle Elemente des Universalbegriffes Religion, sei es in organisatorischer, ritualisierter oder in textlicher Form, z. B. ‚das Christentum als Religion‘ oder ‚Religion bei Niklas Luhmann‘. – Davon lässt sich ‚Religiosität‘ unterscheiden, worunter eher individuelle Haltungen, also persönlich je unterschiedliche Religionsphänomene zusammengefasst werden, die – ebenso methodisch, aber weniger normativ – so etwas beschreiben wie z. B. ‚Gottesvorstellungen von Konfessionslosen‘ oder ‚das Gebetsverhalten Einzelner‘.⁷³ – Ist im Folgenden von Religion bzw. Religiosität die Rede, dann – sofern nicht anders vermerkt – in diesem, hier zuletzt dargelegten Sinne. Das Eigenschaftswort ‚religiös‘ ist nicht eindeutig einem der bislang erwähnten Begriffe zuzuordnen. Es lässt sich nur aus seinem jeweiligen Kontext erschließen.

73 Vgl. Zwergel 1976, 14; Beile 1998, 25; Ziebertz (u. a.) 2003, 18; indirekt auch Pollack 2003, 12f. und im Rahmen seines Typologisierungsvorwurfs: ebd., 51f.; vorausgesetzt auch bei der Messung von Religiosität bei Pollack/Pickel 2003, 4; Grom 2000, 16 (Grom parallelisiert aus seiner Sicht die Begriffe Religiosität/Religion mit Glauben/Glaubensgemeinschaft; vgl. ebd.; zur Alltagssprache und Begriffsgeschichte von Religiosität vgl. Hemel 2002).

Von den Begriffen ‚Spiritualität‘ bzw. ‚spirituell‘ lässt sich ‚Religiosität‘ insofern abgrenzen, als sie zwar beide in dieselbe Richtung weisen, aber der Begriff Spiritualität religiöse Phänomene stärker aus (geist-)theologischer Perspektive zur Sprache bringt. (vgl. dazu auch Pirner 2002, 67f. [mit Bezug auf Tremml 1997]⁷⁴) Um mit dem Begriff Spiritualität zu arbeiten, ist also m. E. eine systematisch-pneumatologische Grundlegung notwendig.⁷⁵ Zwar kann Spiritualität dann auch mindestens so eine begriffliche wie phänomenologische Tragweite wie Religiosität entfalten, aber sie bleibt damit zumindest in unserem Diskursraum derzeit noch wenig anschlussfähig, besonders für die Religionssoziologie.⁷⁶

4.1 Zur Bestimmung von Religion – ein Ebenen differenzierender Ansatz

Mit der folgenden Darstellung möchte ich in einen theoretischen Diskurs über Religion eintreten.⁷⁷ Religion soll hier auf verschiedenen Ebenen mit je eigenem Wirklichkeitsverständnis wahrgenommen werden. Denn (das sei vorausgreifend gesagt) Religion stellt nicht nur ein umfassendes Instrumentarium zur Wirklichkeitsdeutung bereit – sondern sie ist selbst Gegenstand unzähliger, im stetigen Wandel begriffener Deutungen geworden.⁷⁸ Die Idee, Religion auf einen Begriff zu bringen, gilt nach Franz-Xaver Kaufmann als „eine europäische Erfindung nachaufklärerischer Proveni-

74 Hubert Tremml beschreibt den Spiritualitätsbegriff noch stärker reflexiv als „Verhalten zur eigenen Religiosität und ihre Integration in die eigene Biografie“ (ders. 1997, 123).

75 Etwa auf Basis von Paul Tillichs Systematischer Theologie, Bd. III (Stuttgart 1966).

76 Aktuell versucht Anton A. Bucher, den Spiritualitätsbegriff, der im angelsächsischen Raum, wesentlich etablierter ist, auch hier im Rahmen der Kindertheologie einzuführen. Ohne sich auf eine Definition festlegen zu wollen, sieht er mit Spiritualitätsforschern den Kern von Spiritualität im ‚Beziehungsbewusstsein‘ (‚Gefühl der Verbundenheit‘) und der ‚Selbsttranszendenz‘, was sich vor allem in mystischen Erlebenskategorien (‚Intensiverfahrungen‘) äußert. (vgl. ebd., 22ff.) – Bucher scheint es „angemessen, ‚Religiosität‘ und ‚Spiritualität‘ als sich überlappende Konstrukte aufzufassen“ (ebd., 22). Bei dem Konstrukt von Religiosität, von dem er ausgeht, sei der Spiritualitätsbegriff phänomenologisch umfassender und erfahre auch populär eine breitere Akzeptanz. (vgl. ebd., 21)

77 Vgl. Schieder 2001, 75–81 „Religion als diskursiver Tatbestand“ (mit Bezug auf Arbeiten von Joachim Matthes und auf Michel Foucault [Archäologie des Wissens, Frankfurt/M. 1992]): Es sei sinnvoll, Religionsdefinitionen „– seien sie theologischer, philosophischer, soziologischer oder psychologischer Provenienz – als Religionszuschreibungspraktiken zu verstehen, die von bestimmten Diskursräumen, von bestimmten Aussage- und Verstehensgewohnheiten bestimmt werden“ (ebd., 80).

78 So auch Ziebertz (u. a.) 2003, 13.

enz“ (ders. 1989, 65), die bislang nicht zu einem, sondern zu vielen Begriffen – und damit verbundenen Problemen – geführt hat. Religion wird hier mit Kaufmann zunächst als „problemanzeigender Begriff“ (Kaufmann 1999, 82)⁷⁹ verstanden. Die einzelnen Definitionsansätze von Religion werden deshalb hier nicht nur vorgestellt, sondern sie sollen auch kurz problematisiert werden. – Jedoch aufgrund der sich ergebenden Probleme eine allgemeinere Bestimmung von Religion abzulehnen, wie etwa Kaufmann selbst es tut (vgl. ebd., 74; 1989, 82f.), stellt für das Anliegen der vorliegenden Untersuchung keine weiterführende Option dar.⁸⁰

Auf der je eigenen Ebene der verschiedenen Ansätze sollen deshalb zentrale Begriffe für Religion bestimmt werden. Die Gültigkeit dieser Begriffe erhebt aber keinen Anspruch auf eine universale Normativität, sondern sie erstreckt sich innerhalb der für die jeweilige Ebene charakteristischen Grenzen, die sich aus dem je spezifischen Wirklichkeitsverständnis, z. B. der theologischen Anthropologie oder der Soziologie, (oder auch in den verschiedenen geschichtlichen Religionen) ergeben. Religion wird also hier innerhalb verschiedener Rahmen (Ebenen) betrachtet, aus deren Übereinstimmungen (Konvergenzen) und gegenseitigen Bezugnahmen sich eine minimalisierte Bestimmung von Religion ergibt. Damit wird m. E. einerseits dem ‚Offenhalten‘ des Religionsbegriffes entsprochen, wie es beispielsweise den Religionswissenschaftlern Hans Kippenberg oder Jacques Waardenburg anliegt, (vgl. Hock 2002, 18–21), ohne andererseits auf eine allgemeine (d. h. hier minimalisierte) Bestimmung von Religion zu verzichten. Denn diese bleibt offen, ihre Bedeutung auf der jeweiligen Ebene (möglicherweise auch in den unterschiedlichen geschichtlichen Religionen) mit je eigenen Merkmalen und Nuancen erst noch zu entfalten.

Zuerst (4.1.1–4.1.2) möchte ich mich exemplarisch einigen prägnanten Ansätzen zuwenden, die universale (zumeist philosophische und theologische) Grundbegriffe deduzieren, um Religion in Hinblick auf ihr

79 Vgl. Kaufmann 1989, 30; dazu Könnemann 2002, 64f.87.

80 Auch Hans-Georg Ziebertz (u. a. 2003) hält sich in seiner Untersuchung zur Religiosität von Jugendlichen mit eigenen Abgrenzungen der Begriffe von Religion bzw. Religiosität stark zurück. Er sieht das ‚Diskursuniversum‘, als dessen er sich selbst sieht, in Bewegung. Daher kommt es für ihn zu der ‚merkwürdigen Situation, dass wir eine Studie durchführen, bei der die Untersuchung selbst zur Klärung dessen beiträgt, was unter ‚Religiosität‘ verstanden werden kann.“ (ebd., 19) – Das hat aber m. E. zur Folge, dass erstens sein eigenes Verständnis dieser Begriffe jetzt unweigerlich implizit in die Datenerhebung (etwa bei der Erstellung der Fragebogenitems) wie auch in die Auswertung und Typologisierung mit einfließt, und dass zweitens kein Vergleichsbegriff zur Verfügung steht.

‚Objekt‘ oder ‚Subjekt‘, an sich‘, d. h. inhaltlich bzw. strukturell zu erfassen. Demgegenüber, zum Teil auch darauf aufbauend, (4.1.3) sollen Erklärungsweisen gezeigt werden, die, in stärkerer Distanz zum ‚Wesen‘ der Religion, Zugriffe gesellschafts- bzw. humanwissenschaftlicher Analyse zu ermöglichen suchen. Ihr Vorgehen ist insofern eher induktiv, da sie weniger von Begriffen ausgehen als viel mehr an sozialen oder individuellen religiösen Phänomenen (als Funktionen von Religion) orientiert sind. Ein aus diesem Problembewusstsein abgeleiteter Ansatz ist Ziel dieses Kapitels (4.1.4).

Die Gliederung des Textes erfolgt weitgehend systematisch. Die von den jeweiligen Personen vertretenen Ansätze kommen deshalb unter je verschiedenen Aspekten zur Sprache.

4.1.1 Objektorientierte Ansätze

Die Objektivität von Religion

Bereits durch gesellschaftliche und ethnologische Beobachtungen gestützt, befindet *Emile Durkheim* in seiner Schrift „Die elementaren Formen des religiösen Lebens“ (zuerst 1912), dass in der Religion die Welt grundlegend in zwei Gegenstandsbereiche unterschieden werden könne: ‚Heiliges‘ und ‚Profanes‘. (vgl. Durkheim 1994, 62ff.) „Diese Unterscheidung kondensiert [...] Objektivationen“ (Luhmann 1993, 280), nämlich von an sich religiösen Inhalten und solchen, die es nicht sind. Es entsteht der Eindruck, Religion habe wie eine Substanz an besonderen Objekten. Die Religionswissenschaft wird hier unausweichlich vor die Frage gestellt, was im konkreten Fall nun als ‚heilig‘ und damit religiös relevant anzusehen ist: Seien es ‚Gott‘ oder ‚Götter‘, „die den Gegenstand ihrer Verehrung abgeben“ oder „unbestimmte [...] Formeln wie Sein, Natur, Gerechtigkeit, Frieden, kosmische Energie oder Schicksal“ (Pollack 2003, 32f.)⁸¹ bis hin zu dem zentralen Begriff des ‚Heiligen‘, den *Nathan Söderblom* (1913)⁸² und Rudolf Otto (1917)⁸³ auf der grundlegenden Unterscheidung Durkheims etablierten. Je bestimm-

81 Bei Gott-/Götterglaube mit Verweis, z. B. auf Widengren, G.: Religionsphänomenologie, Berlin 1969, 4; Lanczkowski, G.: Einführung in die Religionswissenschaft, Darmstadt 1980, 23f.; sonst auf Luckmann, T.: Das Problem der Religion in der modernen Gesellschaft [...], Freiburg 1963, 66ff.; Neubert 1986, 5ff.

82 Ders.: Artikel ‚Holiness‘, in The Encyclopaedia of Religion and Ethics, Bd. VI (zuerst Edinburgh [u. a.] 1913), 731–741 (deutsche Übersetzung in Colpe, Carsten (Hg.): Die Diskussion um das „Heilige“, Darmstadt 1977, 76–116).

83 Ders.: Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen, Breslau 1917.

ter die Inhalte formuliert sind, desto enger wird der Kreis dessen, was als Religion bestimmt werden kann. Hier besteht die Gefahr, Phänomene auszuschließen, die von anderen Gesichtspunkten aus (z. B. im Selbstverständnis oder in funktionaler Hinsicht) durchaus religiöse Qualität zeigten.

Problematisch an diesen Ansätzen ist, dass das Religiöse der vielfältigen Inhalte oder Objekte nicht als per se gegeben angesehen werden kann. Ohne eine – wie auch immer gegebene – religiöse Wirklichkeit von vornherein zu diskreditieren und etwa als irrational zu betrachten, entzieht sich Religiosität (vielleicht besser: die Religionshaftigkeit) eines Gegenstandes, wie sie hier angenommen wird, doch weitgehend wissenschaftlich-empirischer Plausibilisierung. Auch Versuche, den Bezugsgegenstand von Religion so weit wie möglich zu fassen, müssen sich prinzipiell dieser Kritik stellen: Die Rede von „superhuman beings“ (Tylor), einer „übersinnlichen und ewigen Welt“ (Heiler), „Grundlagen der Existenz“ (Bianchi) oder die Überzeugung, dass dem Menschen an den Grenzen seines Lebens ein „Etwas [...] in den Weg tritt“ (Leeuw 1933, 645) sind wohl unter Umständen theologisch oder philosophisch aussagekräftig, stehen aber immer in der Gefahr, aufgrund dieser Universalität sich konkret überprüfbarer Inhalte zu entziehen. (vgl. Pollack 2003, 34)⁸⁴

Immanenz und Transzendenz als ‚Codierung‘ der Religion

Dass jedoch auf substanzielle Vorentscheidungen bzw. Inhalte nicht verzichtet werden kann, zeigt sich sogar bei (den später zu erörternden) funktionalen Religionstheorien wie der des Soziologen *Niklas Luhmann*. Wenn er in seiner Systemtheorie von grundunterscheidenden „Codes“ schreibt, dann bedeute das nach Detlef Pollacks Luhmann-Interpretation die Angabe von „substanziellen Argumenten“ (ebd., 72), deren Gegebenheit für eine spezifische – und damit überhaupt erst relevante – Unterscheidung (Religion/nicht Religion) notwendig erscheint. (vgl. ebd., 60) Bei der Codierung von Religion geht es nach Luhmann dabei „primär um die Differenz von Immanenz und Transzendenz“ (Luhmann 1993, 298). Armin Nassehi sieht darin „eine immanente Thematisierung transzendenter Instanzen“, – wie wenn ein „Außen [...] an die Welt herantritt“ (Nassehi 1995, 121). Das

84 Mit Verweis auf Tylor, E. B.: *Primitive Culture*, London 1871, 383f.; Heiler, F.: *Die Religion der Menschheit*, Stuttgart 1962, 13; Bianchi, U.: *Probleme der Religionsgeschichte*, Göttingen 1964, 79; Leeuw, G. v. d.: *Phänomenologie der Religion*, Tübingen 1956, 778 (= 1933, 645).

Transzendente wird bei Luhmann nicht einfach verobjektiviert, es muss für sich gesehen unbestimmbar bleiben. (vgl. Luckmann 1993, 313 und Pollack 2003, 64) Um es allerdings kommunizierbar zu machen, sind in der Religion (immanente) Chiffrierungen notwendig, die als Symbole verstanden werden können: „Gott, Jenseits oder [sogar wiederum der Begriff] Transzendenz [selbst] sind solche Chiffren, mit denen das Unbestimmbare bezeichnet wird“ (Wohlrab-Sahr 2001, 165; Einfügungen MF)⁸⁵.

Das Symbol des ‚Seinsgrundes‘

Aus theologischer Perspektive beantwortet *Paul Tillich* die Frage nach dem Gegenstand der Religion mit dem „Objekt ‚unendlichen Interesses‘ (Kierkegaard)“, als „das, was uns unbedingt angeht“ (Tillich 1956, 19f.) und dessen Inhalt „über unser Sein^[86] oder Nichtsein entscheidet [...] aber selbst *über* allen Bedingungen steht“. (ebd., 21f.; Einfügung MF) Dieses bezeichnet Tillich als den ‚Grund des Seins‘ oder „Sein-Selbst“ (ebd., 29). Gegen jedwede Verobjektivierung des Religiösen als dem an sich Unverfügbaren wendet Tillich ausdrücklich ein, dass die verwendeten Begriffe ‚Sein-Selbst‘ oder ‚Seinsgrund‘ lediglich symbolische „Träger dessen [...] [sind,] was uns unbedingt angeht, ohne dass es selbst unbedingtes Gewicht erhält“ (ebd., 20). Das Wesen von Religion steht deshalb nie selbst als ‚Objekt‘ zu Händen, weder dem Glaubenden, noch dem Forschenden, sondern kann nur mittels Symbolen – symbolischer Rede und symbolischer Handlungen – zur Sprache und Darstellung gebracht werden.

Zusammenfassung

Will man auf substanzielle Aspekte bei der Bestimmung von Religion (als Hypothese) nicht verzichten, um eine begriffliche, d.h. inhaltliche Leere zu vermeiden, dann sind die Grenzen so zu gestalten, dass einerseits eine grundsätzliche Offenheit, eine Weite bzw. eine Universalität ermöglicht wird, die keine eventuell religiösen Phänomene frühzeitig ausschließt und

85 Zum Gottesbegriff vgl. Luhmann 1993, 315ff.; Pollack 2003, 63.

86 Der eigentlich philosophisch-ontologische Systemansatz bei dem grundlegenden Begriff des Seins geht weiter als Tillichs frühere Ansätze beim Wahrheits- und dem Sinnbegriff und nimmt die existenzielle Bedeutung von Wahrheit (vgl. Tillich 1956, 9) und Sinn (vgl. ebd., 22) gleichzeitig mit auf. (vgl. das Kapitel „Die Frage nach dem Lebensinn“ in Tillichs Vortrag „Nichtkirchliche Religionen“ [1928], in ders. 1964, 13–31, hier 22ff. und ders.: Religionsphilosophie [Sonderausgabe vom 1925 erschienenen „Lehrbuch der Philosophie“], Stuttgart 1969, 47ff.)

die Religion auch durch keine spekulative Verobjektivierung auf ein bestimmtes ‚Wesen‘ festlegt. Die Begriffe ‚Transzendenz‘ oder ‚Seinsgrund‘ scheinen mir unter Beachtung ihrer Symbolhaftigkeit dafür geeignet.

Um aber andererseits nicht allein philosophische oder theologische Wahrheiten zu formulieren – erscheinen diese wegen ihrer ‚Grundsätzlichkeit‘ auch noch so unverzichtbar –, ergeben sich doch die Forderungen nach historischer Konkretion und empirischer Überprüfbarkeit religiöser Phänomene. Die Bestimmung von Religion bleibt also im Sinne Tillichs auf konkrete symbolische Kommunikation und deren Verweischarakter angewiesen.⁸⁷

4.1.2 Subjektorientierte Ansätze

Religion als existenzielle Betroffenheit

Tillichs theologische Bestimmung von Religion als „das, was uns unbedingt angeht“, indem es „über unser Sein oder Nichtsein entscheidet“ (Tillich 1956, 21), impliziert neben der ontologischen Aussage gleichzeitig auch eine existenzielle. Denn das „Sein“ bedeutet das Ganze der menschlichen Wirklichkeit, die Struktur, den Sinn und das Ziel der Existenz.“ (ebd., 22) – Damit ist eine Perspektive eröffnet, die Religion in den Grunddimensionen des Menschseins verortet. In dieser Sichtweise stehen also nicht die religiösen Objekte selbst im Mittelpunkt der Betrachtung – die Gegenstände und Inhalte, auf die Religion gerichtet ist. Sondern das menschliche Subjekt erfährt seine Existenz grundlegend und existenziell ‚betroffen‘ von etwas, auf das es sich wiederum ausrichtet. Diese existenzielle Betroffenheit ist nach Tillich auch ein Kriterium für die theologische Perspektive, im Unterschied von der philosophischen. Entscheidend ist hier, *dass* und *wie* Religion *anthropologisch* begründet wird und *auf welche Art und Weise* sich Religion als menschlicher Wesenszug vollzieht. – Dieser ‚Wesenszug‘ soll nicht als spekulative, sondern als existenzielle Aussage verstanden werden, in der sich menschliche Grunderfahrungen verdichtet haben. Doch auch hier befinden wir uns noch auf einer philosophischen bzw. theologischen Ebene, auf der universale anthropologische Voraussetzungen für sozial oder psychologisch zu erfassende religiöse Phänomene angenommen werden.⁸⁸

87 Vgl. den Bezug auf Tillichs Symboltheorie am Ende von 4.1.4.a).

88 Vgl. Angel 2002, 4 bzw. ders. 2002a, 13 (Religion als ‚anthropologische‘ oder ‚biologisch grundgelegte Ausstattung‘ des Menschen).

Diese Subjektorientierung ist spätestens mit der europäischen Aufklärung etabliert worden: Bei *Kant* lässt sie sich als die ‚metaphysische Wende‘ bezeichnen – vom ‚Ding an sich‘ hin zur Untersuchung bewusstseinstheoretischer Voraussetzungen. Aber an den religiösen Vollzügen des Einzelnen ausgerichtete Ansätze sind Bestandteil allgemeiner Religionsgeschichte. Um aus der christlichen Tradition zwei Beispiele zu nennen, möchte ich hier nur auf *Augustins* *Confessiones* verweisen, dessen ‚unruhiges Herz‘ gleichsam als tief menschlicher Ausgangspunkt jeder religiösen Regung erscheint.⁸⁹ Auch *Martin Luther* verwendet den Ausdruck ‚Herz‘, um die religiöse Motivation des Menschen anzusprechen: ‚Sein Herz an etwas hängen‘ – d. h. auf etwas zu vertrauen, sich zu verlassen – bildet für Luther die notwendige subjektive Entsprechung für sein Gottesverständnis (vgl. Luther 1983, 20).

Grundlegung des religiösen Bewusstseins

Eine für die Moderne entscheidende theologisch-anthropologische Weichenstellung erfolgte mit der Religionstheorie *Friedrich Schleiermachers*. In seinen Reden „Über die Religion“ erfährt die Religion eine Grundlegung als des Menschen „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“ (Schleiermacher 1997, 36 [1799, 53]). In seiner sogenannten „Glaubenslehre“ ist es das „schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl [...], [als] ein allgemeines Lebenselement“ (ders. 1999, 174f. [1830/31, 187]; Einfügung MF), das er in unmittelbarer Verbindung mit dem religiösen Selbstbewusstsein darstellt. Dieses ‚Abhängigkeitsgefühl‘ sei in allen Menschen „an und für sich [...] dasselbe“, woraus folgt, „dass es nicht auf irgendeiner Modifikation des menschlichen Daseins beruht, sondern auf dem schlechthin gemeinsamen Wesen des Menschen, welches die Möglichkeit aller jener Differenzen in sich schließt, durch welche der besondere Gehalt der einzelnen Persönlichkeit bestimmt wird“ (ebd., 175 [188]). Schleiermacher betrachtet den Menschen grundsätzlich mit „einer religiösen Anlage geboren“ (ders., 1997, 96 [1799, 144]).⁹⁰ – Das Verdienst Schleiermachers, Re-

89 Vgl. Augustinus 1996 (1934), I, 1: „Fecisti nos ad te et inquietum est cor nostrum, done requiescat in te“ (‚Du hast uns zu deinem Eigentum erschaffen und ruhelos ist unser Herz, bis es ruht in dir.‘).

90 Bei Schleiermacher sind dennoch Einschränkungen zu lesen, insofern, als die ‚religiöse Anlage‘ „gewaltsam unterdrückt“ und „jede Gemeinschaft zwischen ihm [dem Menschen] und dem Universum verriegelt und verrammelt“ (ders., 1997, 96 [1799, 144], Einfügung MF) werden könne. In seiner Glaubenslehre macht er in Hinblick auf das

ligion als eigenständige Größe etabliert zu haben, die keiner Konstitution von außen (durch Metaphysik, Ethik und Theologie) bedarf, hat die Frage nach der Religion dennoch nicht abschließend beantworten können, sondern nach innen verlagert, um mit Tillich zu sprechen: in die „Tiefe [...] des menschlichen Geisteslebens“ (Tillich 1964, 39 [ebd., aus „Religion als eine Funktion des menschlichen Geistes?“, deutsch 1956]).

Diese Sichtweise auf Religion hat die Theologie bis ins 20. Jahrhundert weiter beeinflusst, wofür der Ansatz Tillichs und später der von *Trutz Rendtorff* steht: Das ‚religiöse Selbstbewusstsein‘ des Menschen frage grundsätzlich über sich hinaus, weil es sich – vor die ‚Gegebenheit seines Lebens‘ (seiner grundsätzlichen Kontingenz) gestellt – ‚nicht im Vorhandenen aufgehen‘ sehe (vgl. Rendtorff 1972, 25).⁹¹ In der ‚Reflexivität seines Lebens‘ transzendiere sich der Mensch durch jegliche Eingebundenheit in soziale Kommunikation und letztlich auch ‚coram Deo‘. (vgl. Rendtorff 1990, I, 95f.) Da eine Person allein durch ihr Menschsein sich in diesen Bezügen wiederfindet oder wiedergefunden wird,⁹² wird in Rendtorffs Sichtweise die noch bei Schleiermacher angelegte Diskussion um eine besondere ‚Entwickeltheit‘ religiösen Bewusstseins aufgehoben. Die Religiosität eines Menschen ist mithin nicht als eine Potenz zu verstehen, sondern vielmehr als eine grundlegende Bedingung des Menschseins schlechthin.

Anthropologische Verankerungen in religionssoziologischen Ansätzen

Religion als anthropologische Gegebenheit wird aber von einigen Religionssoziologen als notwendige Voraussetzung ihres Systems angesehen. So beschreibt beispielsweise *Georg Simmel* Religiosität als „innerste Lebensbeschaffenheit“ und die „religiöse Stimmung des Menschen, als eine charakteristische Ablaufart seines Lebensprozesses“ (Simmel 1995 [1906/²1912], 48).

‚Gottesbewusstsein‘ zudem auf entwicklungsbedingte bzw. historische Unterschiede aufmerksam. Einen ‚Mangel an Gottesbewusstsein‘ (auch ‚Gottlosigkeit‘) befindet Schleiermacher beim Kind, in der Idolatrie und im Atheismus (als ‚Gottesleugnung‘ – u. U. in Opposition gegen bestimmte dogmatische Gottesvorstellungen). (Vgl. ders., 1999, 176f. [1830/31, 189f.])

- 91 Eine Säkularisierungsthese vertretend steht Pollack hier gegen Rendtorff, der mit seinem Ansatz gleichsam die Universalität der Religion vertritt. (vgl. Pollack 2003, 7: mit Verweis u. a. auf Rendtorff, T.: *Gesellschaft ohne Religion? Theologische Aspekte einer sozialtheoretischen Kontroverse*: Luhmann/Habermas, München 1975.)
- 92 Bei Schleiermacher das „Sich-seiner-selbst-als-eines-Teils-der-Welt-bewusst-Sein und Sich-in-einen-allgemeinen-Naturzusammenhang-gestellt-Finden“ (ders. 1999, 180 [1830/31, 193]). In terminologischem Anschluss an Schleiermachers ‚Anerkennung seiner Abhängigkeit‘ definiert auch Hermann Lübbe seinen Kontingenzbegriff. (vgl. Lübbe 1990, 166f.)

Die individuelle Religiosität bildet hier den Ausgang für jegliche Gestaltung von Religion, nicht umgekehrt. (vgl. ebd.)

Auch neuere und aktuelle soziologische Entwürfe basieren auf der Annahme eines religiösen Subjekts. Als ‚prominenter‘ Vertreter sei hier *Thomas Luckmann* genannt, der in seinem Buch „Die unsichtbare Religion“ (1991) dieselbe anthropologisch verankert, in dem er, ähnlich wie Rendtorff, „einen allgemeinen Begriff von Religion bereits für die Transzendierung der biologischen Natur des Menschen verwendet: für den ‚Vorgang, der zur Herausbildung eines Selbst führt‘“ (Wohlrab-Sah 2001, 160).⁹³ Die Art und Weise, wie weit der Mensch sich selbst überschreitet, um „subjektive Systeme ‚letzter‘ Relevanzen“ (Luckmann 1991, 117ff.), also Lebensintegrationsmodelle, zu gewinnen, ist im ‚Modell der kleinen, mittleren und großen Transendenzen‘⁹⁴ beschrieben: Erst bei den großen wird die erfahrbare Wirklichkeit so weit überschritten, dass die oben genannten Inhalte wie ‚Transzendenz‘ oder ‚Seinsgrund‘ angesprochen sein könnten (vgl. Könemann 2002, 34f.).⁹⁵

Ulrich Oevermanns ‚Strukturmodell von Religiosität‘ (vgl. Oevermann 1995) setzt in der grundsätzlichen Annahme eines Endlichkeitsbewusstseins des Menschen und im Anschluss an sein Verständnis von

93 Mit Zitat aus Luckmann 1991, 86.

Vgl. auch Könemann 2002, 33: „Dabei geht er [Luckmann] von einem funktionalen und anthropologischen Religionsbegriff aus. Religion wird als anthropologische Grundkonstante verstanden, so dass menschliches Leben durch eine elementare Religiosität gekennzeichnet ist.“ und ebd., 34: „Es wird deutlich, dass Luckmann eine immer schon vorhandene religiöse Wirklichkeit qua Personwerdung des Menschen zugrundelegt und eine nähere Spezifizierung erst auf dieser Grundlage vornimmt.“

94 Bei den kleinen Transendenzen lässt Luckmann an die Überschreitung räumlicher und zeitlicher Grenzen denken, indem der Mensch etwa das Wochenende gedanklich vorwegnimmt oder sich an einen andern Ort erinnert. Die Erfahrungen, die darin enthalten sind, decken sich prinzipiell mit der gegenwärtigen Erfahrung. – Die mittleren Transendenzen werden von dem Überschreiten seiner selbst im sozialen Raum bestimmt, wo zwar gemeinsame Erfahrungen geteilt werden, aber mit jemandem, der immer als ein Anderer erfahren wird. Wohlrab-Sah nennt in Hinblick auf „Herrn Lehmann“ die Kneipe eine „Chiffre für einen gemeinsamen Kosmos, der aus sich selbst heraus gerechtfertigt ist: Luckmanns ‚mittlere Transzendenz‘ *par excellence*“ (dies. 2002b, 198; kursiv i. O.) – Die großen Transendenzen verweisen hingegen auf „eine andere Wirklichkeit als die des täglichen Lebens“ (Luckmann 1996, 21), wie etwa in Träumen oder religiösen Erfahrungen einer dem Menschen vorausliegenden Wirklichkeit. (vgl. Luckmann 1991, 166–171; ders. 1996) – Nach meiner Ansicht lässt sich diese Wirklichkeit jedoch nicht, wie Luckmann es beschreibt, als „eine in jeder Hinsicht andere, und als solche überhaupt nicht erfahrbare Wirklichkeit“ denken, weil sonst gar nicht mehr von (Transzendenz-) ‚Erfahrungen‘ gesprochen werden könnte.

95 Mit Verweis auf Luckmann 1996.

Max Webers Protestantischer Ethik eine „nicht stillstellbare Bewährungsdynamik“ (ebd., 64) voraus, die einen Menschen immer wieder vor die Frage der eigenen Rechtfertigung und Sinngebung angesichts seiner aktuellen Lebenspraxis und der begrenzten Möglichkeiten des Lebens stellt. Es sei die Funktion von Mythen oder institutionalisierten religiösen Deutungen, von dem unausweichlichen Bewährungsproblem zu entlasten. Im Zuge aber einer Säkularisierung verschwänden zwar diese religiösen Deutungsangebote, doch „die Struktur der Religiosität in Gestalt der Bewährungsdynamik [erfährt] [...] zugleich eine Kontinuität.“ Das Subjekt „wird vielmehr zu einer Person, deren Religiosität sich strukturell radikalisiert hat“ (ebd., 66). Die „Universalität von Religiosität“ sieht Oevermann zwar selbst nicht in einer „anthropologisch invarianten Grundausrüstung“ begründet, dafür aber in einer „Funktion der zwingend universalen, die Lebenspraxis konstituierenden Sachgesetzlichkeit“ (ebd., 31f.). Hier, so Monika Wohlrab-Sahr, gehe Oevermann über Weber insofern hinaus, „als er das Bewährungsmotiv rückbindet an ein Bewährungsproblem, das aber selber nicht wissenssoziologisch, wie es bei Weber der Fall war“ (Wohlrab-Sahr 2003, 395; kursiv i. O.), sondern letztlich doch anthropologisch verankert werde. Denn der Mensch stehe – angesichts seiner hier unbestrittenen Endlichkeit – zwangsläufig vor dem Problem der Bewährung und damit eigener religiöser Bewährungsleistung.⁹⁶ So etwas wie eine ‚religiöse Indifferenz‘ eines Menschen ist für Oevermann damit per se ausgeschlossen. (vgl. Oevermann 1995, 66) – Inwiefern jedoch diese „Universalie“ noch der Wirklichkeit gerecht wird, können nur empirische Zugänge zeigen.

Stärker noch als bei den objektorientierten Ansätzen erscheint Religion/Religiosität bei ihrer generellen Verortung im Menschen selbst, als notwendiges, unumgängliches Postulat, sobald überhaupt vom Menschen die Rede ist. Sie wird hier gleichsam zur unausweichlichen Bedingung menschlicher Existenz. – Übertragen auf eine psychologische Sicht er-

96 Eine vergleichbare Zwangsläufigkeit findet sich auch bei Peter L. Bergers (1992) „Zwang zur Häresie“, dessen Unausweichlichkeit ebenso auf einer (fast schon biologisch anmutenden) anthropologischen Aussage basiert, der „homo sapiens ist ein Lebewesen, [...] das immer unter dem Drang steht, seine Situation zu transzendieren“. (ebd., 20) – Auch Ulrich Hemel vertritt die Auffassung, Religiosität gehöre „zur biologischen und anthropologischen Grundausrüstung des Menschen. [...] Menschen müssen aufgrund ihrer Instinktoffenheit ihre Welt deuten (Weltdeutungszwang), und sie verbinden ihre Deutungshandlungen mit übergreifenden, u. a. auch religiösen Sinnstrukturen.“ (ders. 2002, 14)

scheint die menschliche Seele dann geradezu als ‚naturaliter religiosa‘ (vgl. C.G. Jung in Verbindung mit seiner Archetypenlehre, in Heine 2005a, 288⁹⁷).

Zusammenfassung

Will man (hypothetisch) bei der Bestimmung von Religion diese als eine Dimension des Menschseins wahrnehmen, um ihre existenzielle Phänomenologie ernst zu nehmen, dann sind die Grenzen so zu gestalten, dass einerseits die Religiosität eines Menschen nicht durch einen (entwicklungs-)psychologisch oder biologisch eng geführten Begriff eines ‚religiösen Selbstbewusstseins‘ eingeschränkt wird.

Die Begrenztheit menschlichen Lebens bildet gleichsam eine ‚Grund-erfahrung‘ des Menschen, als die ‚Erfahrung seiner Kontingenz‘, der Situation, in die er sich je hineingestellt sieht. Ist diese Erfahrung eine grundsätzliche, impliziert sie ein ‚Transzendieren‘, also ein geistiges, bewussteinemäßiges ‚Über-sich-hinaus-Verwiesen-Sein‘, in Richtung auf den Grund dieser Erfahrung – symbolisch gesprochen: den ‚Seinsgrund‘.

‚Kontingenzerfahrung‘ und ‚Transzendieren‘ stellen für die Annäherung an die subjektiven Aspekte von Religion m. E. bereits konstruktionsfähige Begriffe dar. Dabei erscheint es mir nicht unbedingt notwendig, auf ein ‚Sinn- oder Bewährungsproblem‘ oder eine besondere ‚Beschaffenheit der Psyche‘ zu rekurrieren. – Aus theologisch-anthropologischer Perspektive erscheint jeder Mensch als ein Wesen, das grundsätzlich offen und adressierbar ist für Religion im Sinne des Eingebundenseins in Transzendenzbezüge.

Andererseits muss auch eine theologisch-anthropologische Formulierung der Religion die Grenzen theologischer Erkenntnisfähigkeit wahren. Eine theologische Beschreibung sieht den Menschen zwar als universal religiös an, aber diese Aussage bleibt begrenzt neben einer anderen spezifischen, etwa sozialwissenschaftlichen Beschreibung des Menschen. Deren Ergebnisse besitzen die gleiche autonome Aussagekraft, selbst wenn sie, etwa durch eine empirische Herangehensweise, mit Phänomenen wie ‚religiöser Indifferenz‘ konfrontieren.

97 Mit Zitat aus Jung, C. G.: Einleitung in die religionspsychologische Problematik der Alchemie, in Gesammelte Werke, Bd. XII, 1972 [1943], 27.

4.1.3 Phänomenorientierte Ansätze

In weiterer Distanz zum religiösen ‚Objekt‘ bzw. ‚Subjekt‘ an sich versuchen die hier aufgeführten Beispiele eher einen Zugriff auf Religion über gesellschaftswissenschaftliche oder psychologische Analysen zu erlangen. Sie sind dabei weniger an den objekt- oder subjekthaften Voraussetzungen interessiert als vielmehr – gleichsam aus einer ‚Außenperspektive‘ – an den Phänomenen, wie sie in der Gesellschaft oder der Psyche ihren Ausdruck finden. In diesem weiten Sinne ist hier der Terminus ‚phänomenorientiert‘ zu verstehen.

In religionswissenschaftlichen Zugängen werden Religionen nicht nur in ihrer historischen Entwicklung betrachtet, sondern auch unter systematischen Aspekten nach strukturellen Merkmalen gefragt – so etwa nach den funktionalen Aspekten von Religion für eine Gruppe oder den Einzelnen. Deshalb finden sich hier auch die sonst als ‚funktionale Religions-theorien‘ bezeichneten Entwürfe wieder. Dabei handelt es sich nach wie vor um theoretische Systeme, denen wohl historische Beobachtungen, aber keine streng methodisch kontrollierten empirischen Forschungen zugrunde liegen.

a) Entwürfe aus der Religionssoziologie

Religion als ‚Opium des Volkes‘

Angeregt von der Dogmen- und Religionskritik des 19. Jahrhunderts wurden neue Sichtweisen auf Religion interessant. Gefragt wurde – unabhängig von kirchlichen Normierungen – nach der gegenseitigen Bedingtheit von Gesellschaft und Religion nach der Aufklärung. So führte *Karl Marx* die Religion auf das Bestreben des Menschen zurück, der von den Klassen-gegensätzen zerrissenen Gesellschaft eine ideale Illusion gegenüberzustellen.⁹⁸ Da sich aber nach dem ‚Dialektischen Materialismus‘ alle Wirklichkeit zunehmend von allen Illusionen und Ideen („Opium des Volkes“⁹⁹) entäußere (versus Hegel, s. o.), sei die Religion bald nicht mehr konstitutiv und damit irrelevant für eine Gesellschaft. (vgl. Pollack 2003, 44)

98 Eine konstruktive Sicht der Marx’schen Religionskritik bietet Neubert 1986, 8.

99 „Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.“ (Marx 1976 [1844], 378)

Religion als ‚kollektive Identität‘

Ganz im Gegenteil dazu war *Emile Durkheim* in seinem Spätwerk von der gesellschaftlichen Relevanz der Religion überzeugt. Sie „wird nun geradezu als unerlässlich angesehen für Gesellschaft“ (Wohlrab-Sahr 2001, 156), da die Religion durch die gleichsam ‚religiösen Kräfte des Kollektivbewusstseins‘ (vgl. Durkheim 1994 [1912], 313) „alles, was in der Gesellschaft wesentlich ist, hervorgebracht hat“ (ebd., 561). Damit „wird [Religion] gleichbedeutend mit kollektiver Identität“ (Wohlrab-Sahr 2001, 157) und hat bei Durkheim in Hinblick auf den Einzelnen fast schon universale anthropologische Qualität, denn so etwas wie individuelle ‚religiöse Indifferenz‘ oder gar ‚Religionslosigkeit‘ wäre nur als ‚Asozialität‘ zu denken. (vgl. ebd.) – Damit wird Durkheim zu einem wichtigen Paten für Theorien einer ‚Zivilreligion‘ (wie bei Robert N. Bellah, vgl. Schieder 2001, 71.100).

Gesellschaftliche Kontingenzbewältigung

Ein im wahrsten Sinne des Wortes differenzierteres Gesellschaftsbild zeichnet *Niklas Luhmann* im Rahmen seines systemtheoretischen Entwurfs, in dem die Religion lediglich ein ‚ausdifferenziertes System‘ der Gesellschaft darstellt, das damit ganz bestimmte Funktionen für das Ganze wahrnimmt. (vgl. Luhmann 1993) Die Grundfunktion der Religion sieht Luhmann in der Bearbeitung des Problems der ‚Kontingenz‘¹⁰⁰. ‚Kontingenz‘ bei Luhmann meint nach Pollack (2003, 46), „dass etwas so ist, wie es ist und doch anders sein könnte, dass etwas zwar möglich, aber nicht notwendig ist“. Dahinter steht die „Frage nach dem Grund und Sinn des Geschehens“ (ebd.), die für die Religion als „prinzipiell unaufhebbarer Ungesicherheit des Daseins thematisiert“ (ebd.) wird. Das bedeutet einerseits, bei einem Überschuss an Kontingenz (mit Hilfe der oben bereits erwähnten ‚Chiffrierungen‘ für das ‚Transzendente‘) „als Reflexionsstop für die gesamte Sozialordnung zu dienen und diese von relativ unkomplizierten Grundannahmen aus zu rechtfertigen“ (Luhmann 1991 [1970], 107). Andererseits gilt es mit den gleichen Mitteln, bei einem Mangel an letzten möglichen (kontingenten) Grundannahmen, auch die „erfahrbare Ordnung mit Möglichkeitssinn“ (Pollack 2003, 53) zu durchsetzen und „das Bestimmte, das So-Sein der Wirklichkeit, die erfahrbaren Zustände mit Kritik, Hoffnung oder auch Protest“ (ebd.) aufzubrechen.¹⁰¹ Da-

100 Mit Bezug auf Aristoteles: Met IX 3, 1047a, 20–26.

101 Vgl. auch Scheliha, A. v.: Niklas Luhmann. Religion als sinnhafte Erschließung gesellschaftlicher Kontingenz, in ders. 1999, 67–116, hier 89ff.

bei geht Luhmann nicht davon aus, dass diese gesellschaftliche Funktion der Religion auch unbedingt für jedes Individuum zutreffen müsse: „Die Notwendigkeit von Religion kann mithin nicht auf anthropologischer, sondern nur auf soziologischer Grundlage nachgewiesen werden. Religion löst nicht spezifische Probleme des Individuums, sondern erfüllt eine gesellschaftliche Funktion.“ (Luhmann 1993, 349) Damit unterscheidet er sich von der universalen Annahme Durkheims ebenso wie von anderen Soziologen.

Individualisierung von Religion

Im Konsens mit vielen anderen Soziologen geht *Thomas Luckmann* zunächst davon aus, dass die Religion in den Rahmen eines gesamtgesellschaftlichen Wandels eingebettet ist, der sich als ‚Säkularisierung‘ (M. Weber), ‚Individualisierung‘ (U. Beck) oder ‚Pluralisierung‘ (P. L. Berger) charakterisieren lässt. Das führt dazu, dass die z. B. von den Kirchen „verwalteten traditionellen Lebensdeutungen ihre gesellschaftliche Relevanz verlieren und nicht mehr als sinnstiftend akzeptiert werden können“ (Luckmann 1972, 11). Aber, und das ist das Entscheidende bei Luckmann, die Religion ‚lebt‘ in individualisierter Form weiter, indem sich der Einzelne „sozusagen ‚eigenhändig‘ ein klar umschriebenes privates System von ‚letzten‘ Bedeutungen zusammenbaut“ (Luckmann 1991, 132), beispielsweise aus Themenkomplexen wie Selbstverwirklichung, Autonomie, Mobilität, Sexualität und Familie und wahrscheinlich auch Arbeit. (vgl. Wohlrab-Sahr 2000, 372f.) Wie bei den subjektiven Religionstheorien bereits angesprochen, wird die Religion hier von ihrer Relevanz für die Gesellschaft im Ganzen (vgl. Luhmann, s. o.) in ihre Individuen verlagert, die jetzt „selbst zum Leitthema dieser neuen Sozialgestalt der Religion“ (dies. 2002, 160; i. O. teilweise kursiv) werden. Wie die neuen Themen von Religion und das ‚Modell der drei Transendenzen‘ (s. o.) zeigen, geht eine solche Privatisierung von Religion mit ihrer „Verdiesseitigung“ (Könemann 2002, 35) und einer „Schrumpfung von Transzendenz“ (Wohlrab-Sahr 2000, 373) einher. – Das Problem dieses Entwurfs von Religion liegt darin, dass er sich seiner soziologischen Relevanz beraubt, wenn er zwar auf individueller (ja anthropologischer) Ebene ‚alles‘, aber auf gesellschaftlicher ‚nichts‘ (oder tendenziell immer weniger) als religiös wahrzunehmen vermag. Der Titel seines Buches „Die unsichtbare Religion“ (1991) verdeutlicht das auf pointierte Weise.

Mit dem Luckmann’schen Religionsverständnis ist aber ein Problem aufgedeckt, das alle religionssoziologischen Entwürfe betrifft, in denen

Religion bereits als universale Größe vorausgesetzt wird, so zum Beispiel auch bei *Oevermanns* ‚Strukturmodell von Religiosität‘ (s. o.). In der Religion scheinen sich demnach, ‚äußere Formen‘ zu verändern, offensichtlich sogar aufzulösen, aber ihre ‚Gehalte und Strukturen‘ ganz ins Individuum zu verlagern und dort unhinterfragt jegliche ‚Säkularisierung‘ zu überdauern. Inwiefern aber ließen sich dann religiöse Phänomene überhaupt noch auf soziologische Weise wahrnehmen und beschreiben?

Individualisierung – Säkularisierung

Mit diesen Fragestellungen begibt man sich mitten in die Debatte, die hier (etwas verschärft) als ‚Individualisierung versus Säkularisierung von Religion‘ benannt sein soll. Da diese Diskussion eine umfassendere Begriffsbestimmung voraussetzt, ist sie zu komplex, um sie hier ausführlicher darzustellen.¹⁰² *Detlef Pollack* vertritt mit dem als (An-)Frage formulierten Titel seines Sammelbandes „Säkularisierung – ein moderner Mythos?“ (2003) explizit eine Gegenthese zu *Luckmanns* thetischer Formulierung („Säkularisierung – ein moderner Mythos“, ders. 1980). Dabei geht Pollack von ‚Säkularisierung‘ als einen „Prozess der Abnahme der gesellschaftlichen Bedeutung von Religion aus, der [...] mit Modernisierungsprozessen im Zusammenhang steht“ (Pollack 2003, 5). Sein noch auszuführender Religionsbegriff impliziert, dass mit diesem gesellschaftlichen Bedeutungsverlust von Religion auch eine mögliche allgemein verstandene (also auch den Einzelnen betreffende) „Entbehrlichkeit von Religion“ (ebd., 54) verbunden sein kann. Aus der Perspektive derer, die wie Luckmann eine Verlagerung des Religiösen ins Individuelle vertreten,¹⁰³ erscheint eine Säkularisierung im Sinne Pollacks nicht nur unplausibel, sondern unmöglich (und vice versa; vgl. ebd., 9f.).

Potenzielle Funktionsbestimmung statt Religionsbegriff

Aus der Sicht *Kaufmanns*¹⁰⁴ zeigt sich diese Debatte weitaus entspannter, da dieser, um jegliche Einschränkung oder funktionalistische Beliebigkeit des Phänomens Religion zu vermeiden, gänzlich einen allgemeinen

102 Verwiesen sei hier auf die Darstellung von Könemann 2002, 33–59.

103 Das wird auch oft aus der Sicht von Theologen angenommen, wie etwa von Christian Danz (2005, 190f.), leider ohne empirische Bezugnahme.

104 Mit dieser Kurzdarstellung Kaufmanns beziehe ich mich, wenn nicht anders erwähnt, auf Judith Könemann (2002, 82ff.) und Armin Nassehi (1995, 118f.).

Religionsbegriff ablehnt.¹⁰⁵ (vgl. Kaufmann 1989, 82.84; 1999, 74) „[E]ingedenk des Dilemmas, einen sozialwissenschaftlichen Religionsbegriff zu formulieren, der *weder* das Modell der klassischen Religionswissenschaft eines Otto oder Eliade dupliziert, *noch* wie etwa Luckmann schlichtweg jede Form individueller Selbstreflexivität religiös nennt“ (Nassehi 1995, 118; kursiv i. O.), behilft sich Kaufmann konsequenterweise mit einer Bestimmung der ‚Multifunktionalität von Religion‘. Dabei haftet Religion weder substanzialistisch an bestimmten Objekten, noch ist sie funktionalistisch mit der Subjektwerdung eines jeden Menschen verbunden, sondern Religion nehme auf den verschiedensten Ebenen sozialer Wirklichkeit ganz unterschiedliche Funktionen wahr, ohne sich auf einen bestimmten Inhalt zu beziehen. Die Funktionen ergeben sich für Kaufmann aus sechs Bereichen von zu bewältigenden Orientierungs- und Handlungsproblemen, die „die säkularisierten Deutungsmuster sprengen und für die es keine adäquaten Handlungsstrategien gibt“ (Kaufmann 1999, 80). Entsprechend dieser Problembereiche nennt er sechs Funktionsbündel für Religion: 1) Identitätsstiftung, 2) Handlungsführung, 3) Kontingenzbewältigung, 4) Sozialintegration, 5) Kosmisierung und 6) Welt дистанzierung.

Die genannten Problembereiche, mit denen die entsprechenden Funktionen von Religion korrespondieren, bezeichnet er allerdings als „religioid“¹⁰⁶ (ebd., 80). Dieses Wortgebilde ließe sich m. E. auch mit ‚potenziell religiös‘ übersetzen, weil nach Kaufmann erst eine spezifische religiöse Deutung bzw. Problembewältigung das Problem selbst als ein religiöses erscheinen lässt. Also keiner dieser Problembereiche wird ausschließlich durch religiöse Leistungen bedient, auch wenn andere Handlungsstrategien Kaufmann nicht ‚adäquat‘ erscheinen mögen. Vor allem aber werden nicht alle Bereiche zugleich durch religiöse Funktionen bestimmt, denn

105 Damit ist er nicht der einzige, z. B. auch Matthes, J. (Hg.): Religion und Gesellschaft. Einführung in die Religionssoziologie I, Reinbek 1967, 89ff. und Kippenberg, H. G.: Diskursive Religionswissenschaft. Gedanken zu einer Religionswissenschaft, die weder auf einer allgemein gültigen Definition von Religion noch auf einer Überlegenheit von Wissenschaft basiert, in Gladikow, B./Kippenberg, H. G. (Hg.): Neue Ansätze in der Religionswissenschaft, München 1983, 9–28, hier 11.

106 Den Begriff ‚religioid‘ bzw. ‚religiöses Halbprodukt‘ verwendet bereits Simmel in vergleichbarer Weise: Simmel beschreibt ein ‚religioides Moment‘ als ‚ein tieferes Empfinden [, das] vielleicht in allem Hingeben und Annehmen liegt. Natürlich hat es als rein soziologisches Ereignis mit der Religion [...] nichts zu tun. Dennoch liegt in seiner innern Struktur eine schwer bezeichnbare ideelle Verwandtschaft mit einem Zuge des religiösen Wesens“ (Simmel 1995 [1906], 61f., Einfügung MF).

im Sinne einer allumfassenden Erfüllung der genannten Funktionen gebe es Religion nicht mehr (vgl. Kaufmann 1989, 85f.).

Kaufmanns Entwurf zeigt zwar die Vielfalt der Funktionen, die Religion (neben anderen Instanzen) wahrnehmen *kann*, wenn man auf einen allgemeinen Religionsbegriff verzichtet, doch „hilft dieser Entwurf nicht weiter, wenn es darum geht, Phänomene auf der Ebene der einzelnen Leistungen als religiöse oder nicht religiöse zu qualifizieren“ (Könemann 2002, 87; vgl. Nassehi 1995, 119). Damit sind Kaufmanns multifunktionale Funktionsbündel m. E. letztlich genauso diffus und zur Bestimmung von Religion ebenso wenig zu verwenden wie die Religionsbegriffe, gegen die er sich zu wenden meint.

Zusammenfassung

Will man bei der Bestimmung von Religion dieselbe auch in ihren sozialen Strukturen und Funktionen wahrnehmen, um ihre (hypothetisch angenommene) generelle wie gegenwärtige gesellschaftliche Tragweite auszuloten, dann ist grundsätzlich eine begriffliche Bestimmung von Religion notwendig. Auf einen qualifizierenden Zugang zu Religion kann also nicht verzichtet werden.

Die begrifflichen Grenzen sollten so weit sein, dass Religion die Möglichkeit hat, als ein spezifisches Teilsystem für die Gesellschaft konstituierende und tragende Funktionen zu leisten. Der Vorschlag Luhmanns, im Sinne einer gesellschaftlichen ‚Kontingenzbewältigung‘ ‚Reflexionshorizonte zu eröffnen bzw. zu schließen‘, erscheint mir plausibel.

Eine Einengung der Grenzen sollte erfolgen, wo vermeintliche gesellschaftliche Phänomene von Religion nicht mehr durch soziologische Methoden wahrnehmbar sind. Das ist dann der Fall, wenn jene anscheinend sozialen religiösen Phänomene allein mit psychologischen, anthropologischen oder theologischen¹⁰⁷ Argumenten plausibilisiert werden. Aus soziologischer Sicht müssen m. E. keine Anstrengungen unternommen werden, die unbedingte Notwendigkeit von Religion für den Einzelnen zu postulieren.

107 So in Danz' Plädoyer für die Individualisierung von Religion. (ders. 2005, 190ff.)

b) Entwürfe aus der Religionspsychologie

Dort, wo die Religionssoziologie an ihre Grenzen gelangt, weil nach der individuellen Bedeutung von Religion zu fragen ist, kommen religionspsychologische Modelle zum Tragen.

Was in gesellschaftlicher Hinsicht die Religionskritik von Marx angeregt hat, lässt sich mit dem vergleichen, was auf subjektiver Ebene die sogenannte ‚Projektionshypothese‘ in *Ludwig Feuerbachs* „Das Wesen des Christentums“ (1841) bewirkte. Damit ist in kritischer Aufnahme Schleiermachers die – durch das menschliche Selbstbewusstsein bedingte – Konstrukthaftigkeit von Religion zum Ausdruck gebracht. Wie man bei der Frage nach der Bestimmung von Religion nicht von den sie konstituierenden gesellschaftlichen Bedingungen absehen kann, so wenig auch von denen der menschlichen Psyche.

Die folgende Kurzdarstellung richtet sich insbesondere in ihrem Aufbau nach Susanne Heines „Grundlagen der Religionspsychologie“ (2005a). Dort stellt sie zunächst empirische Modelle vor, die hier noch weitgehend ausgeklammert bleiben sollen, da an dieser Stelle nach theoretischen Grundannahmen der Religionspsychologie gefragt wird. Diese finden sich nach Heine einerseits im Gefolge Sigmund Freuds als ‚psychoanalytische‘ Konzeptionen und andererseits als ‚ontologische‘ Denkmodelle im Gefolge Carl Gustav Jungs (vgl. auch Heine 2005b).

Religion als Illusion

Feuerbach aufnehmend interpretiert *Sigmund Freud* Religion als eine ambivalente ‚Illusion‘, die zwar zur Kulturentwicklung beigetragen habe und das destruktive (aggressionsgeladene) Potenzial der Triebe unterdrücke. (vgl. Freud: „Die Zukunft einer Illusion“ 1927) Aber ebenso könne sie zur ‚Zwangsneurose‘ werden (wie sich bereits in seiner 1907 verfassten Schrift „Zwangshandlungen und Religionsausübung“ andeutet) und somit rationales Nachdenken verhindern. Damit hatte Freud natürlich konkrete Ausdrucksformen und unhinterfragte Lehren besonders der christlichen Religion seiner Zeit im Blick, wie Heine feststellt. (vgl. Heine 2005a, 160f.164) Die Wurzel von (monotheistischer) Religion liegt für Freud in einer verloren gegangenen Beziehung zu dem Objekt eines starken ‚Urvaters‘, demgegenüber sich das Subjekt (durch ‚aggressive oder libidinöse Triebe‘ erregt) verhält. Religion ist bei Freud im Rahmen eines ‚Reiz-Reaktions-Schemas‘ zu verstehen, in dem die verinnerlichten „ältesten, stärksten, dringendsten Wünsche der Menschheit“ (Freud 2000 [1927], 164) durch, auf (vermeint-

lich) religiöse Objekte projizierte, Illusionen befriedigt werden (vgl. Heine 2005a, 150ff.160ff.).

Objektbeziehungstheorien

Die Ideen Freuds haben wiederum eine Reihe neuer Theoriebildungen angeregt. In religionspsychologischer Hinsicht ist besonders die (vom späten Freud noch selbst angeregte) „Verschiebung von der Triebtheorie zur Theorie der Objektbeziehungen“ (Heine 2005a, 186; i. O. teilweise kursiv) ausschlaggebend. Hier war es vorrangig die ‚englische Schule‘, die, durch die Forschungen von *Melanie Klein* (1882–1960) inspiriert, einen entscheidenden ‚Paradigmenwechsel‘ vollzog, der den Menschen nicht mehr als einen von seinen ‚Trieben‘ gesteuerten wahrnimmt, sondern davon ausgeht, dass „der *Mensch in Beziehung* zu sehen sei und seine Entwicklung auf dem Hintergrund ständiger Interaktion mit der Umwelt und nur im Zusammenhang mit Beziehungen verstanden werden müsse“ (Santer 2003, 195; kursiv i. O.). Die sogenannten ‚Objektbeziehungstheoretiker‘, allen voran der Schüler Kleins und Kinderarzt *Donald W. Winnicott*,¹⁰⁸ überholten den Illusionsbegriff Freuds: In der Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Objekt seiner Umwelt liege nach Winnicott ein ‚Zwischenbereich des Erlebens‘¹⁰⁹, eine Art imaginärer Freiraum, in dem zwischen der inneren Welt des Subjekts (seinen grenzüberschreitenden Wünschen, Sehnsüchten und Fantasien) und der je begrenzten äußeren Realität vermittelt wird. In diesem ‚Übergangsbereich‘ gewinnt auch die Religion eine tragende Funktion. Ihre Symbolisierungen (als ‚Übergangsobjekte‘) ermöglichen eine Regulierung der Spannungen zwischen den Kontingenzen der inneren Welt des Einzelnen und der Außenwelt durch die Freiheit kreativer Weltgestaltung, und geistiger Antizipation weiterer Wirklichkeitsräume.¹¹⁰ Damit wird der negativ konnotierte Illusionsbegriff Freuds, bei dem es ‚Illusion‘ noch als Ziel reifen, rationalen Menschseins zu überwinden galt, ins Positive umgewertet: Die „Fantasietätigkeit des Menschen“ wird nun „als ein zentrales menschliches Merkmal“ aufgefasst, „das ihn ein Leben

108 Vgl. zu Winnicott die ausführliche Darstellung bei Santer 2003, 194–215.

109 „Zwischenbereich des Erlebens, zu dem sowohl die innere Realität als auch das äußere Leben beitragen“, (Winnicott, D.W.: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. Aus den „Collected Papers“, Frankfurt/M. 1997, 302; kursiv i. O.), so zitiert bei Santer 2003, 203.

110 Vergleichbar mit der gesellschaftlichen Funktion der Religion, die Pollack in Bezug auf Luhmann als das Durchsetzen der Wirklichkeit mit „Möglichkeitssinn“ (Pollack 2003, 53) bezeichnet, wo die bestimmenden äußeren Strukturen und „Zustände mit Kritik, Hoffnung oder auch Protest“ (ebd.) aufgebrochen werden.

lang begleitet und ihn befähigt, seinem Leben in der Welt Bedeutung und Gestalt über die bloße Existenz hinaus zu verleihen“ (Santer 2003, 198). Bei Winnicott bleibt es dabei weitgehend offen, ob die Religion (im Gegensatz zu dem ‚Übergangsraum‘) eine anthropologische Notwendigkeit darstellt und auch auf welche ‚äußere Realität‘ in der Religion Bezug genommen wird. (vgl. ebd., 211–214) Diese Offenheit lässt Religion ganz in der Kultursphäre integriert sein, wodurch aber auch nicht ohne weiteres spezifische religiöse Phänomene differenziert werden können.

Gottesrepräsentanz als Beziehung zur ‚Welt im Ganzen‘

Winnicotts Theorie wurde grundlegend für weitere religionspsychologische Arbeiten, – in besonderer Weise für *Ana-Maria Rizzuto*, die die Objektbeziehungstheorie für die Entstehung von Gottesbildern rezipierte. In dem (von einer empirischen Studie begleiteten)¹¹¹ Buch „The Birth of the Living God“ (1979) möchte sie zeigen, wie in dem (bei Winnicott offenen) ‚Übergangsraum‘ substanziell ‚Gott‘ Gestalt gewinne: Dabei werden ‚Gottesbilder‘ (‘images of God‘) als die innersten und tiefsten Beziehungserfahrungen und -sehnsüchte mit den äußerlich kulturell getragenen ‚Gottesvorstellungen‘ (‘concepts of God‘) vermittelt – mit dem Ergebnis einer ‚Gottesrepräsentanz‘ (‘God representation‘) (vgl. Santer 2003, 230f.; Heine 2005a, 217ff.; vgl. auch die Darstellung und kritische Würdigung Rizzutos bei Klaus Kieffling 2004, 212f.)¹¹².

111 Die Studie wurde in einer psychiatrischen Abteilung einer Klinik in den USA in einem einmaligen Untersuchungsgang an 20 erwachsenen Patienten durchgeführt, nur vier von ihnen wurden genauer untersucht (vgl. Santer 2003, 244f.). Kinder hat Rizzuto nicht befragt.

112 Die entwicklungspsychologischen Thesen zur Herausbildung religiöser Vorstellungen in Form von Gottesbildern, denen Rizzuto in ihrem Buch nachgeht, können hier nicht ohne einige kritische Anmerkungen bleiben: Ihre Hauptthese ist, dass „in der westlichen Welt jedes Kind“ im Alter zwischen zwei und drei Jahren „aufgrund des nach wie vor dominanten christlichen Umfeldes und der religiösen Erziehung zunächst einmal auf jeden Fall eine Gottesrepräsentanz personalen Charakters ausbilde“ (Santer 2003, 254). (vgl. Rizzuto 1979, 195.200) – Rizzutos Studie erfolgte an einem Extremsample (s. o.) unter für Deutschland (heute) kaum vergleichbaren religionssoziologischen Verhältnissen. Man kann zudem davon ausgehen, dass sich die Erinnerungen eines Menschen im Laufe eines Lebens immer wieder verändern (vgl. Grom 2000, 39; Honig [u. a.] 1996, 16, Fußnote 5). Die Rückschlüsse auf die anthropologisch-psychologische Genese von Religion sind unter diesem Vorbehalt zu betrachten. Außerdem wird Rizzutos Interpretation der Daten durch das Raster epigenetischer Stufentheorien eingeeengt. Darüber hinaus werden hier religiöse Vorstellungen, insbesondere das Gottesbild, fast ausschließlich an personale Beziehungen (Eltern; Übergangsobjekte wie Teddy usw.) gebunden. Entsprechend finden sich bei Rizzuto auffallend (inter-)personale Züge wieder: Die anthropomorphisierten Gottesbilder der Kinder erscheinen

Obwohl Rizzutos Intention nicht zuerst darauf gerichtet war, Religion zu beschreiben, (vgl. Rizzuto 1979, 3.177) hat sie doch letztlich mit der Beschreibung der Herausbildung der ‚Gottesrepräsentanz‘ „die Beziehung des Menschen zur ‚Welt im Ganzen‘“ (Santer 2003, 251)¹¹³ ausgedrückt. Dass es sich dabei um eine Beziehung zu ‚Gott‘ handelt, sehe Rizzuto nicht als eine notwendige ontologische Prämisse, so Santer, sondern als einen kulturell bedingten Ausdruck. (ebd., 231) Diese Beziehung ließe sich innerhalb der Objektbeziehungstheorie auch durch andere Objekte vermittelt denken (vgl. ebd., 252). Eine ‚Beziehung zur Welt im Ganzen‘ aufzubauen, bleibt aber für Rizzuto als ‚basic faith‘ ein anthropologisches Grunddatum (ebd.).

Ontologisch begründete Religionspsychologie

Die Bezugsgröße der Religion, deren Bestimmung Freud sich realwissenschaftlich annäherte und die bei Winnicott offen bleibt, wird bei *Carl Gustav Jung* zur ontologischen Basis seines gesamten Denkens (vgl. Santer 2003, 212).¹¹⁴ Freud verlassend geht Jung von dem wesenhaften Bestimmtein der menschlichen Seele durch das sogenannte ‚kollektive Unbewusste‘ aus. Dahinter verbergen sich nach Jung (der sich hier von dem US-amerikanischen Philosophen und Psychologen *William James* [1842–1910] inspirieren lassen hat) die selbstständigen produktiven Ursachen und Kräfte des Lebens. Diese seien im menschlichen Wesen von Natur aus wirksam, in apriorischen oder ‚archetypischen Strukturen‘. Sie konzentrierten sich gleichsam im ‚Selbst‘ des Einzelnen und drängten dort nach ausgleichender Entfaltung des ‚natürlichen‘ Potenzials (d. h. der der Natur selbst innewohnenden Gegensätze/ Spannungen). Dabei äußerten sie sich in allgemeinen ‚archetypischen Bildern‘, zu denen auch die der religiösen Symbolik (wie z. B. ‚Gott‘) gehörten (vgl. Heine 2005a, 286ff.).¹¹⁵ Von daher kann Jung auch von einer ‚natürlich religiösen Seele‘ sprechen. Religion ist nach dieser Vorstellung kein möglicher Raum, in dem sich die Beziehung des Einzelnen zu seiner Umwelt wahrnehmen und gestalten lässt, (vgl. Winnicott) sondern „die ‚praktische

selbstverständlich und Religion wird weitgehend nur in Beziehungskategorien gedeutet (vgl. insgesamt die Kritik von Thierfelder 1998 und die Diskussion bei Grom 2000, 39f.).

113 Mit Verweis auf Rizzuto 1979, 179 (und öfter): „the world at large“ oder „the universe at large“ (ebd., 90).

114 Vgl. im Folgenden die Darstellung Heines (2005a, 271ff. bzw. 2005b).

115 Von den zahlreichen Schriften, die Heine zu Jungs Religionsverständnis zitiert, erscheint einschlägig besonders Jungs 1940 veröffentlichte Schrift „Psychologie und Religion“ (in Taschenbuchausgabe in elf Bänden, hg. von Jung, L., München 1990–1991, Bd. V).

Berücksichtigung‘ archetypischer Vorgänge ‚macht das Wesen der Religion aus, soweit diese einer psychologischen Betrachtungsweise unterworfen werden kann“ (ebd., 286f.).¹¹⁶ Nach Jung bedeutet dann religiös sein, sich dem ‚göttlichen Walten der Natur‘ wie „Leben als einer selbstwachsenden Saat“ (Heine 2005b, 9) anzuvertrauen. Ob diese Einstellung mit ihren massiven ontologischen und anthropologischen Voraussetzungen ‚einer psychologischen Betrachtungsweise‘ angemessen ist, bleibt allerdings fraglich und ist bis heute umstritten.¹¹⁷

Selbstaktualisierung des natürlichen Potenzials

Heine sieht im Anschluss an Jung noch weitere ‚ontologisch strukturierte Denkmolelle‘, die sich in den USA der 50er Jahre unter der Bezeichnung ‚Humanistische Psychologie‘ zusammengefunden haben. Die unterschiedlichen Entwürfe eint die ontologische Vorstellung: „Der Mensch ist eine Ganzheit und alles, was er zur Verwirklichung eines erfüllten Lebens braucht, ist als Potenzial in seiner Natur vorausgesetzt und angelegt, die von sich aus autonom zur vollkommenen Entfaltung drängt“ (Heine 2005a, 300). – So aktualisierten sich nach *Abraham H. Maslow*, dem Begründer der Humanistischen Psychologie, diese naturgegebenen Potenziale in hierarchisch gliederbaren Bedürfnissen, deren höchste Stufe die Selbstaktualisierung in sogenannten „peak experiences“ (ebd., 311)¹¹⁸, eine Art mystisch-religiöser Selbsterfahrungen eines ‚Transzendierens‘ in Richtung des alles vereinenden und tragenden Seins. (vgl. ebd.) Auch *Carl R. Rogers* folgt in vergleichbarer Weise diesem Konzept.¹¹⁹ Von Religion kommen hier besonders die individuellen religiösen Bezüge des Einzelnen zum Tragen, aus denen durch ‚die höheren Kräfte der Natur‘ ein reifes Selbst erwächst (vgl. ebd., 316–321).

Religiös bedeutsame Aspekte von Interaktion des Einzelnen mit seiner Umwelt wie Vergemeinschaftung und Ritualisierung treten bei einer rein ontologischen Herangehensweise der Religionspsychologie ebenso stark in den

116 Mit Zitat aus „Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung“, aufgezeichnet und hg. von Jaffé, A., Zürich [u. a.] 1967 [1962], 355.

117 Vgl. Grom (1996), der Jungs Werk „eine kaum nachvollziehbare Metaphysik“ (ebd., 405) zugrunde liegen sieht, die „sich erfahrungswissenschaftlich weder beweisen noch widerlegen“ (ebd., 404) lasse.

118 Zitat aus Maslow, A. H.: *Psychologie des Seins. Ein Entwurf*, Frankfurt/M. 1994 [1968], 105.

119 Die im Individuum angelegten Kräfte der Natur bilden die Grundlage für die auf Rogers Erkenntnissen aufbauende ‚Personenzentrierte Psychotherapie und Seelsorge‘, deren Wirkung gerade nicht direktiv von außen oder beziehungsorientiert ist, sondern sich ganz auf das ‚Potenzial‘ des Klienten ausrichtet.

Hintergrund wie die Bedeutung intellektueller und moralischer Inhalte der Religion sowie auch der Aspekt der Sinngabe und Kontingenzbewältigung durch das Bewusstsein des Individuums. – Bei dem US-amerikanischen Psychologen *Gordon W. Allport* (1897–1967) ist der Versuch zu beobachten, Zugänge zur Religion von beiden Seiten zu gewinnen, wenn auch „Die Unterscheidung zwischen ontologischer und empirischer bzw. geschichtlicher Ebene nicht immer ganz deutlich“ (ebd., 364) werde. So sehe er zwar Religiosität „formal im Wesen des Menschen angelegt“ (ebd., 366), eine religiöse Reife allerdings zeichne sich durch eine bewusste Aufnahme und Verinnerlichung von konkreten Inhalten, Werten sowie Erfahrungen aus.

„Extrinsische“ und „Intrinsische“ Religiosität nach Allport/Ross

Eine empirische Bestimmung reifer Religiosität versuchte Gordon W. Allport zusammen mit Michael Ross durch die ‚Religious Orientation Scale‘ (ROS): Die zweidimensionale Skala unterscheidet zwischen ‚extrinsischer‘ und ‚intrinsischer‘ religiöser Orientierung, wobei die erstere nach Allport äußerlich eher an der Institution ausgerichtet ist und Religion nur ‚rein utilitaristisch zur Bereitstellung von Sicherheit, Trost, Geselligkeit und Ablenkung, Status und Selbst-Rechtfertigung‘ benutze (vgl. ebd., 368; Huber 2003, 44).¹²⁰ Demgegenüber favorisiert Allport die ‚intrinsische‘ Ausrichtung als reif, da so ausgerichtete Personen ‚ihr erstes und wichtigstes Motiv‘ (‚master motiv‘) in der Religion fänden und religiöse (hier: christliche) Werte und Inhalte (‚creeds‘) ‚verinnerlicht‘ (‚internalize‘) hätten und gleichsam von innen heraus ihre Religion ‚leben‘, indem sie ihr ‚völlig folgen‘ (‚follow it fully‘). (vgl. ebd., 45)¹²¹

Allports Unterscheidung zielt dabei offensichtlich auf das Verhältnis von religiösem Inhalt und Funktion (Nutzen) für den Einzelnen: ‚Intrinsische‘ Motivation bedeutete, dass die interne (inhaltlich-substanzielle) Seite von Religion die externe (funktionale) bestimme: z. B. wenn ein Paar kirchlich heiratete, weil es an erster Stelle am Inhalt selbst interessiert sei, nämlich an Gottes Segen. – Wäre das Paar ‚extrinsisch‘ motiviert, hieße das, dass sein Verhalten mehr durch die möglichen Funktionen von Religion (externen Aspekten) als durch die Inhalte (interne Aspekte) motiviert sei, so z. B. erfolgte die kirchliche Trauung ‚nur‘ gesellschaftlicher Formen oder persönlichen Trostes wegen, ohne zuerst von seiner eigenen religiösen Einstellung selbst motiviert zu sein.

120 Eigene Übersetzung; i. O.: „the extrinsically motivated person uses his religion [...] to provide security and solace, sociability and distraction, status and self-justification“, mit Verweis auf Allport, G. W./Ross, M.: Personal Religious Orientation und Prejudice, in: *Journal of Personality and Social Psychology* 5, 1967, 434.

121 Mit Verweis auf Allport/Ross (s. vorhergehende Fußnote).

Sowohl Heine als auch Stefan Huber kritisieren, m. E. zu Recht, die deutliche Wertung der beiden Orientierungen zugunsten der intrinsischen Religiosität, die Allport von vornherein seiner Untersuchung voraussetze und somit deren empirischen Wert diskreditiere. (vgl. Heine 2005a, 369–373; Huber 2003, 43–46) Die „Priorität des Intrinsischen“ lasse, so Heine, „als Prämisse Züge erkennen, die für die individualisierende Aufklärungsphilosophie charakteristisch“ (Heine 2005, 370) seien.¹²² – Wenn sich auch der religiöse Inhalt nicht derart gegenüber religiösen Funktionen hervorheben lässt, so macht doch Allports Versuch auf diese beiden Aspekte als Dimensionen aufmerksam, in denen sich Religion bzw. Religiosität in einer Person äußern kann.

Kerndimensionen von Religiosität einer Persönlichkeit

Offensichtlich jenseits allgemeiner ontologischer bzw. substanzieller Vorgaben, nämlich aus einer sozialpsychologischen Sicht, die die Phänomene der „vielfältigen Manifestationen der Religiosität“ in den Blick zu bekommen sucht, zeigt sich der Entwurf von Charles Y. Glock „Über die Dimensionen der Religiosität“ (ders. 1969), den er zusammen mit *Rodney Stark* weiterentwickelt hat.¹²³ Glock stellt anhand von Beobachtungen geschichtlicher Religionen fünf ‚Kerndimensionen‘ zusammen, in denen sich

122 Bernhard Grom hingegen stellt in seiner Religionspädagogischen Psychologie die intrinsische religiöse Motivation, die „den Glauben um seiner selbst willen“ (Grom 2000, 21) praktiziere, auch (wie Allport) als anzustrebend dar. Das hat zunächst den Anschein, als erfüllten religiöse Funktionen (unverständlicher Weise) einen reinen Selbstzweck. In seiner Ausführung wird jedoch deutlich, dass Grom mit der intrinsischen Religiosität durchaus Funktionen der Identitätsentwicklung und Lebensbewältigung (Selbstkontrolle, Kontingenzbewältigung, soziale Integration usw.) verbindet. Die extrinsische Motivation aber lehnt er als bloße ‚Mitläuferschaft‘ oder ‚Heuchelei‘ ab. (vgl. ebd., 22) Damit verschiebt sich auch Groms Auffassung etwas gegenüber der Allports, denn während z. B. Trost bei Grom (vgl. ebd., 26) eine Folge der (befürworteten) intrinsischen Motivation ist, erscheint in Allports Definition das Bedürfnis nach Trost („solace“) als Beispiel instrumentalisierender, utilitaristischer und funktionaler, also mithin extrinsisch orientierter Motivation der Religiosität. (s. o.) – Diese ist jedoch m. E. nicht ohne weiteres mit religiöser ‚Heuchelei‘ oder ‚Mitläuferschaft‘ gleichzusetzen! Was Grom aber als solches bezeichnet, wenn er von extrinsischer Motivation spricht, hat meiner Ansicht nach gar nichts mehr mit Religiosität zu tun. – In seiner Religionspsychologie (1996) wird Groms kritische Sicht der ROS-Items und seine etwas veränderte Sicht verständlicher: Die Items zur extrinsischen Einstellung vermengten nämlich eine stark persönliche, selbstbezogene (funktional orientierte) Religiosität, z. B. Gebet um Schutz oder Trost mit einer nichtreligiös motivierten instrumentellen Kirchenzugehörigkeit (was Grom später eben als ‚Heuchelei‘ bezeichnet). (ebd., 377)

123 Glocks Entwurf lässt sich nicht so leicht allein der Religionspsychologie zuordnen. Er wird heute sowohl von religionssoziologischer als auch -psychologischer Seite rezipiert. Er selbst war als Soziologe tätig. Seine Darstellung ist wiederum ganz auf das Indivi-

Religiosität äußern kann: 1) die Dimension der Erfahrung, 2) die ideologische Dimension, 3) die ritualistische („ritualistic“), also die religiös-rituelle Praxis betreffende, Dimension, 4) die intellektuelle Dimension und 5) die Dimension der Konsequenzen einer religiösen Einstellung. (vgl. ebd., 151) Statt einer Ausführung dieser Bereiche sei hier eher darauf aufmerksam gemacht, dass dieses Dimensionenmodell selbst nicht die Frage beantworten kann, was begrifflich unter Religion zu verstehen sei. Wenn es zu entscheiden gilt, welches der Phänomene als religiös zu qualifizieren sei, bezieht sich Glock immer schon auf verschiedene vorausgesetzte Definitionen von Religion.¹²⁴ – Die Bedeutung des Glockschen Modells liegt also nicht in der begrifflichen Bestimmung von Religion, sondern vielmehr in der Sensibilisierung für die Vielfalt individueller religiöser Phänomene, die sich in den unterschiedlichen Bereichen einer Persönlichkeit manifestieren können – und die, nach Klärung eines Religionsbegriffs, bei der Erhebung von Religiosität wahrgenommen werden müssen.¹²⁵

Evolutionsbiologische und neuropsychologische Zugänge

Am Ende dieser Darstellung möchte ich noch auf eine weitere Zugangsebene zum Phänomen menschlicher Religiosität hinweisen, die an das Gebiet der Religionspsychologie anknüpft, es aber auch gleichzeitig überschreitet: So begibt sich Hans-Ferdinand Angel in einigen seiner Aufsätze auf die „Suche nach den biologischen Grundlagen menschlicher Religio-

duum gerichtet. „Damit ist eine Brücke zu Allports Ansatz vorhanden“ (Huber 2003, 92), und darin liegt auch der Grund für die hier vorgenommene Einordnung.

- 124 Beispielsweise impliziert er zur Charakterisierung der Dimension religiöser Erfahrung die substanziell-ontologische „Annahme [...], dass der religiöse Mensch [...] einen direkten Zugang zur letzten Wirklichkeit“ (Glock 1969, 151; kursiv von MF) habe oder auch mit einer „divine essence“ kommuniziere (zu verstehen als ‚ultimative Realität‘ oder ‚transzendente Autorität‘, vgl. Heine 2005a, 81 mit Verweis auf Stark/Glock: *American Piety. The Nature of Religious Commitment*, Berkeley 1968).

Bei der konsequenten Dimension argumentiert Glock wiederum stärker funktional, wenn er von „Belohnung für Religiosität“ (ebd., 165) in Form von Frieden, Sorglosigkeit usw. spricht.

- 125 Sein Modell fand daher immer wieder Aufnahme und Fortführung, wie in den Studien von Ursula Boos-Nünning (*Dimensionen der Religiosität* [...], München 1972) und Robert Kecskes/Christof Wolf (*Christliche Religiosität* [...], *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 47/1993, 270–287). (vgl. Huber 2003, 157–168) – Doch bereits Boos-Nünning „kam aufgrund des Ergebnisses einer empirischen Untersuchung, die sie auf der Basis der Glock’schen Dimensionen durchgeführt hat, zu dem Schluss, dass seine theoretische Konzeption sich nicht mit der empirischen Wirklichkeit decke“ (Angel 2002a, 9).

sität.¹²⁶ Die Forschungen,¹²⁷ denen er nachgeht, stehen zum Einen im Kontext der Evolutionsbiologie. Mögliche Fragen sind dort: „Welchen evolutiven Vorteil hatte es für die Hominiden, dass sich bei ihnen allmählich die Fähigkeit entwickelte, religiös zu sein? Wozu dient die Ausstattung mit Religiosität?“ (Angel 2002a, 9f.)¹²⁸ – Religion und Religiosität erscheinen in dieser Perspektive als ein hochentwickeltes Produkt kultureller Evolution, dessen Leistungsfähigkeit sich etwa in Coping-Strategien zeigt, die das Lebewesen Mensch vor allen anderen auszeichnen.

Zum Anderen fokussieren neuere Forschungen auf das Phänomen religiösen Bewusstseins stärker aus neurobiologischer bzw. neuropsychologischer Sicht. Hier begeben sich die Wissenschaftler auf die Suche danach, „wie sich ‚religiöse‘ Erfahrungen in Hirnaktivitäten niederschlagen. Was geht im Gehirn vor sich, wenn der Mensch meditiert, betet, oder in einen Zustand religiöser Ekstase gerät?“ (Angel 2002a, 11) Angel verweist hier lediglich auf einen Vertreter, *David M. Wulff*,¹²⁹ einer Forschungsrichtung, die seit einiger Zeit in Amerika unter dem Label ‚Neuropsychology of Religion‘ Aufmerksamkeit erregt, wobei die Forscher bisweilen selbst den höchst problematischen Anspruch einer ‚Neurotheologie‘ vertreten (vgl. ebd.).

Populärwissenschaftlich ausgerichtete Magazine und Zeitschriften machen gegenwärtig immer wieder auf ‚neue Entdeckungen‘ in den Hirnströmen oder im Chromosomensatz des Menschen aufmerksam bzw. begleiten diese Wissenschaftsentwicklung kritisch.¹³⁰ Jüngst wies der Neurowissenschaftler Ludger

126 Vgl. Angel, H.-F.: Neurotheologie – Die Neurowissenschaften auf der Suche nach den biologischen Grundlagen menschlicher Religiosität, in Katechetische Blätter 127, 5/2002; ders.: Von der „Frage nach dem Religiösen“ zur „Frage nach der biologischen Basis menschlicher Religiosität“, in Christlich-pädagogische Blätter 115, 2002.

127 Auf einige Autoren und Titel sei hier nur verwiesen: Lücke, U.: „Als Anfang schuf Gott ...“. Bio-Theologie. Zeit – Evolution – Hominisation, Paderborn 2001; McGinn, C.: Wie kommt der Geist in die Materie? Das Rätsel des Bewusstseins, München 2001; Persinger, M. A.: Neuropsychological Bases of God Beliefs, New York 1987; Wills, C.: Das voraussetzende Gehirn. Frankfurt/M. 1996.

128 Mit dem Anliegen, bestimmte entwicklungspsychologische Merkmale aus evolutionärer Sicht zu stützen, ging auch Gerhard Büttner der Frage „Religion als evolutionärer Vorteil?!“ (ders. 2005) nach. Allerdings bleibt dieser Aufsatz m. E. in sich sehr kontrovers.

129 Ders.: Psychology of Religion, New York [u. a.] 1997.

130 Vgl. Schnabel 2005 (für DIE ZEIT), mit Verweis auf Hamer, D.: The God gene. How faith is hardwired into our genes, New York 2004 (deutsch: Das Gottes-Gen. Warum uns der Glaube im Blut liegt, München 2006).

T. van Elst¹³¹ in einem ZEIT-Artikel („Alles so schön bunt hier“) selbst darauf hin, dass die vielversprechenden ‚Gehirn-Scans‘ trotz des Potenzials, das in dieser Methode liege, jedoch oft viel weniger auszusagen vermögen, als in sie hineininterpretiert wird. Bei der Begriffsbildung und Interpretation von neurowissenschaftlichen Befunden müssten außerdem die Geisteswissenschaften miteinbezogen werden. (vgl. ders. 2007, 30)

Die grundlegende Skepsis an diesen neuen Erkenntnissen teilt auch Angel in seinem Artikel und macht ebenso darauf aufmerksam, dass religiöse Phänomene zu komplex sind, um den Religionsbegriff allein von einer Forschungsrichtung her zu bestimmen. Dennoch verankert er seinen ‚Definitionsvorschlag‘ zur Religiosität in der „biologisch grundgelegten Ausstattung des (aller?/vieler?) Menschen“ (ders. 2002a, 13). Seine eigenen Fragezeichen (in der Klammer) lassen erkennen, dass der explizite Bezug auf die Biologie Gefahr läuft, den Religionsbegriff oder gar die Fähigkeit zur Religiosität auf bestimmte Menschen einzuengen.

Zusammenfassung

Die vorgestellten Entwürfe zeigen, dass die Religion in der Psyche eines Menschen vieldimensionale Bedeutung erlangen kann. Geht man von dieser Möglichkeit aus, kommt man ebenso wenig um anthropologische und ontologische Grundannahmen herum, als man auch die biologischen Voraussetzungen nicht außer Acht lassen kann.

Zum Einen wird der Mensch als Beziehungswesen aufgefasst, wo Religion stärker in ihrer Funktion wahrgenommen wird, die inneren und äußeren Kontingenzen ausgesetzte Beziehung des Einzelnen zur Welt zu deuten und zu gestalten. – Die Grenzen liegen auf dieser Seite m. E. dort, wo die Psychologie den Transzendenzbezug der Religion entweder als bloße Illusion gemeinhin abwertet oder dieses inhaltliche Spezifikum nicht genügend zur Sprache kommt, so dass religiöse von allgemeinen kulturellen Funktionen nicht mehr unterscheidbar sind.

Zum Anderen bietet die Religion eine Deutung, um die zur Selbstentfaltung der Persönlichkeit ‚treibende Lebenskraft‘ wahrzunehmen. Dabei ist der inhaltliche Bezug zu einer ‚natürlichen‘ oder ‚göttlichen

131 Der Autor ist Leiter der Sektion Experimentelle Neuropsychiatrie und Sprecher des Süddeutschen Brain Imaging Centers an der Universitätsklinik Freiburg, Abteilung für Psychiatrie und Psychotherapie.

Seinsmacht', die sich im Menschen aktualisiert, bestimmend. – Die Betonung der Grenzen sind m.E. auf dieser Seite notwendig, wo die Ausrichtung an der ontologischen Prämisse zur völligen Auslieferung an die ‚treibende Lebenskraft‘ wird und die eigenverantwortliche (autonome) Tätigkeit des menschlichen Bewusstseins einschränkt, – sei es, dass so der Mensch nicht mehr in Beziehungen lebend wahrgenommen wird,¹³² oder auf wissenschaftlichem Gebiet philosophische/theologische Voraussetzungen, etwa wie bei Jungs Archetypenlehre, die Psychologie selbst massiv bestimmen. (vgl. Heine 2005b, 9f.)

Die biologischen bzw. neuropsychologischen Perspektiven machen m.E. darauf aufmerksam, dass Religiosität nicht ‚entmaterialisiert‘ betrachtet werden sollte, also losgelöst vom menschlichen Körper (mit-hin auch vom Gehirn). Kritisch sind diese Entdeckungen zu begleiten, wenn die damit verbundenen Wissenschaften die Sicht auf den Menschen und auch auf die Religiosität allzu stark einschränken oder einseitig vereinnahmen. Damit würde Religion bzw. Religiosität (wie auch der Mensch) mechanisiert und funktionalisiert, wobei sich jegliche Transzendenzbezüge etwa auf Gene oder elektrische Ladungen reduzierten.

4.1.4 Religion als Kontingenzbewältigung mit Transzendenzbezug

Aus der Beschäftigung mit theoretischen Bestimmungsversuchen zur Hypothese ‚Religion‘ ist zunächst deutlich geworden, dass substanzielle (d. h. universale objekt- und subjektorientierte) sowie phänomenorientierte Ansätze – bei gleichzeitiger Differenzierung der jeweiligen Ebenen – doch beide aufeinander Bezug nehmen. Für eine Bestimmung von Religion sind verstandesgemäß deduzierbare Begriffe (Universalien) und von der Wirklichkeit vorgegebene (induzierbare) Phänomene sogar aufeinander angewiesen, da bei UrteilsGewinnung – um mit Kant zu sprechen – bloße Begriffe ohne Anschauung ‚leer‘ und Anschauungen ohne Begriffe ‚blind‘ sind. (vgl. Kant 1993, 95 [1781, 51/1787, 75]) Insofern erfordert eine Bestimmung von Religion m.E. sowohl (a) substanzielle als auch (b) wirkungs- d. h. funktionsspezifische Aspekte. Das sei im Folgenden

132 Rogers, beispielsweise, berichtet selbst, er (damals selbst schon 78 Jahre alt) habe die Pflegebedürftigkeit seiner krebserkrankten Frau als sehr belastend empfunden, weshalb er beschlossen habe, ‚um seiner Selbsterhaltung willen sein eigenes Leben zu leben‘, – was seine Frau oft als ‚sehr verletzend‘ empfunden hätte. (vgl. Heine 2005a, 322 mit Zitat aus Rogers, C. R.: Der neue Mensch, Stuttgart 1981 [1980], 52)

unter kritischer Bezugnahme auf den „Vorschlag einer Religionsdefinition“ von Pollack (2003, 46ff.) erläutert.¹³³

Die bisherigen Grenzziehungen am Ende eines jeden Abschnittes meiner Betrachtung sind der Versuch, auf der jeweiligen Perspektivebene Offenheit für die Bestimmung von Religion zu gewährleisten, deren Raster sich so weit wie möglich und so eng wie nötig gestaltet. Dabei wurden in substanzieller Hinsicht die symbolisch zu verstehenden Begriffe ‚Seinsgrund‘ oder ‚Transzendenz‘ und unter funktionalen Aspekten das Problem der ‚Kontingenz‘ bzw. deren Bearbeitung als geeignet herausgestellt. Auch Pollack befindet nach der Betrachtung verschiedener Bestimmungsmethoden „in Übereinstimmung mit vielen anderen Religionstheoretikern“ (ebd., 46)¹³⁴ ‚Kontingenz‘ als das Bezugsproblem der Religion. Inhaltlich bezieht sich die Frage auf den „Grund und Sinn des Geschehens“ (ebd.). – Der Sinnbegriff darf hier m. E. nicht zweckrationalistisch eingeführt werden (‚sinnvoll‘ oder ‚sinn- und zwecklos‘). Religiöse Sinnfindung bedeutet weder, innerhalb eines Ursache-Wirkung-Zusammenhangs die Frage nach dem ‚Warum‘ rational einleuchtend zu beantworten (etwa: ‚Macht das Sinn?‘), noch ist ‚Sinn‘ gleichbedeutend mit einem idealistischen Ordnungsbegriff wie ‚der letzte Sinn hinter allem‘ (– theologisch liegen hier Ursprünge des Theodizeeproblems). Der ‚Grund des Sinns‘ liegt solchen Gedanken voraus und ist nach Tillich immer mit dem ‚Grund des Seins‘ zusammenzudenken. Theologisch begründet Tillich das im Rahmen einer trinitarischen Rede von Gott (im ersten Band seiner Systematischen Theo-

133 Aus der leicht überarbeiteten Fassung seines Aufsatzes „Was ist Religion? Versuch einer Definition“, in: Zeitschrift für Religionswissenschaft 3, 1995, 163–190. – Der (ausdrücklich) kritische Vergleich mit Pollacks Entwurf erfolgt deshalb, weil Pollack nach der Einschätzung von Michael Domsgen „zu den wenigen Religionssoziologen gehört, die sich mit der religiösen Situation in Ostdeutschland beschäftigen“ (Domsgen 2004, 103) und er seines Erachtens eine herausragende Position einnehme. – Ein Blick in die aktuellen Seminarpläne der Universitäten (WS 05/06) im Fach Religionssoziologie zu den Themen Ostdeutschland, Osteuropa und Säkularisierung sowie seine oft selbstverständliche Rezeption für die religionssoziologischen Grundlagen religionspädagogischer Forschung scheint die Annahme Domsgens mindestens insofern zu bestätigen, als Pollack gegenwärtig stark rezipiert wird.

134 Mit Verweisen auf Luhmann, N.: Die Funktion der Religion, Frankfurt 1977; ders.: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt 1984, 152; Mörrh, I.: Die gesellschaftliche Wirklichkeit von Religion. Grundlegung einer allgemeinen Religionstheorie, Stuttgart 1978, 156ff.; Habermas, J.: Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus, Frankfurt 1979, 163ff.; Moritz, H.: Religion und Gesellschaft in der DDR, in ThLZ 110 (1985), 573–588, hier 582f.; Neubert 1986, 9.; Lübke 1990; Wuchterl, K.: Analyse und Kritik der religiösen Vernunft. Grundzüge einer paradigmengenbezogenen Religionsphilosophie, Bern/Stuttgart 1989.

logie): ‚Sinn‘ sei im Leben das enthüllende, strukturierende und richtungsweisende Element (als ‚Logos‘) gegenüber der Tiefe und Mächtigkeit des Lebens (‚Grund des Seins‘). Gottes Geist sei das allumfassende Symbol für die Einheit von Macht und Sinn¹³⁵ (vgl. Tillich 1956, 186.288f.; vgl. Lübkes Diskussion des Sinnbegriffs, ders. 1990, 178ff., besonders 191).

Religion kann demnach als Kontingenzbewältigung mit Transzendenzbezug verstanden werden, wobei der Bezug zum Transzendenten nur sprachlich nachgestellt aber inhaltlich so zentral ist wie die damit verbundene Funktion. Betrachtet man diese These auf den verschiedenen theoretischen Ebenen (4.1.1–4.1.3), dann heißt das in substanzieller Hinsicht, dass das Objekt der Religion von der grundsätzlichen Voraussetzungshaftigkeit des Lebens her gedacht wird. Transzendenz bedeutet dann, sich auf den ‚Grund allen Seins‘ zu beziehen. – Nach Tillich (1956, 29) stellt jedoch auch die Philosophie diese ontologische Frage nach dem Sein an sich. Der Unterschied zur Religion (bei Tillich im Falle der Theologie) liegt darin, dass der Bezug zum ‚Seinsgrund‘ existenziell motiviert ist. (vgl. ebd., 30f.) Aus theologisch-anthropologischer Sicht ist also das Subjekt in unbedingter Weise von dieser Frage nach dem ‚Seinsgrund‘ betroffen und es hat generell die Möglichkeit, sich auf diesen hin zu transzendieren. Die Motivation für den Transzendenzbezug ist aus religionssoziologischer Perspektive mit der Funktion gesamtgesellschaftlicher Kontingenzbewältigung benannt worden. Aus religionspsychologischer Sicht erfolgt so die Bearbeitung individueller Kontingenzen im Prozess der Persönlichkeitsentwicklung wie in der Beziehung zwischen dem Individuum und seiner Umwelt. Im Unterschied zur universalen Betrachtungsebene aber ist in funktioneller Hinsicht nicht garantiert, „[o]b das Bezugsproblem auftaucht“, schränkt Pollack ein (2003, 47), das „entscheidet sich daran, ob die Kontingenz der Ereignisse auch erfahren wird“. Damit vertritt er weniger „einen philosophischen Universalbegriff“ als „einen sozial und individuell verankerten Erfahrungsbegriff“ (ebd.) von Kontingenz, der, in Anlehnung an Lübke, all „das bezeichnet, was mich handlungssinntranszendent betrifft, was also meinen Handlungsmöglichkeiten entzogen ist und zu dem ich mich nur noch hinnehmend verhalten kann“ (ebd., mit Verweis auf Lübke 1990, 230f.). Lübke selbst spricht davon, „der Kontingenz des Lebens inne“ zu werden als eine „Selbsterfahrung des Daseins in seinen schlechthinnigen Abhängigkeiten“ (Lübke 1990, 160f.). Demnach würde

135 „Geist ist die Macht, durch die der Sinn lebt und er ist der Sinn, der der Macht Richtung gibt.“ (Tillich 1956, 288)

zwar jeder Mensch Kontingenz ausgesetzt sein, aber nicht für jeden würde Kontingenz zum Problem. Nicht jeder stünde also notwendigerweise vor einer religiösen Grundfrage. – Der hier von mir vorgestellte Ansatz versucht diese Differenzen zwischen der universalen und der an religiösen Phänomenen orientierten Ebene nicht zu nivellieren, sondern die je spezifischen Sichtweisen mit ihrem je eigenen (z. B. theologischen oder soziologischen) Wirklichkeitsverständnis beizubehalten.

Sofern nun das Kontingenzproblem relevant ist, sind aus Pollacks Erläuterungen seines Vorschlags zwei Aspekte abzuleiten, anhand derer die religiöse Kontingenzbewältigung der Religion systematisch betrachtet werden kann: Einmal wird gefragt, wie innerhalb des religiösen Systems selbst der Transzendenzbezug hergestellt wird, also (a) ein Aspekt mit interner und substanzieller Intension (in Form religiöser Inhalte, wie sie von einer Institution vertreten werden, z. B. ‚die Zuwendung Gottes zum Einzelnen‘ oder ‚Schöpfung‘). Zum Anderen zielt die Betrachtung auf die lebensweltliche Anschlussfähigkeit der von der Religion bereitgestellten ‚Antworten‘ zur Kontingenzbewältigung, also (b) ein externer, eher funktionaler Aspekt (z. B. wenn ein Mensch in der Religion Trost sucht und findet oder ihm die Antwort auf die Frage nach dem Ursprung des Lebens sein eigenes Leben neu zu betrachten hilft).

a) interner, substanzieller Aspekt religiöser Kontingenzbewältigung

Zunächst bietet die Religion, so Pollack, nur eine mögliche, dafür aber spezifische Strategie zur Bewältigung von Kontingenz (vgl. Pollack 2003, 48). – Das heißt, es gebe auch noch andere Möglichkeiten und Angebote, persönliche oder gesellschaftliche Kontingenzen zu bewältigen. Das ist sicher wahr; Religion ist nicht unbedingt notwendig, um beispielsweise mit der eigenen Angst umgehen zu lernen. – Sofern jedoch Pollack mit Kontingenz die „prinzipiell unaufhebbare Ungesicherheit des Daseins“ (ebd., 46) thematisiert, kann Kontingenzbewältigung meiner Ansicht nach allein durch die spezifischen Inhalte der Religion geleistet werden, zumindest potenziell. Das ist auch die Ansicht Lübkes, die Pollack hier ausdrücklich nicht vertreten will. (ebd., Fußnote 18; vgl. Lübke 1990, 160f.227.234) Denn Religion zeichnet sich ja gerade durch ihren Transzendenzbezug auf den ‚Seinsgrund‘ aus, der dem als ‚prinzipiell kontingent‘ angesehenen ‚Dasein‘ voraus liegt.

Religion, und damit wird wieder Pollacks Bezug zu Luhmann deutlich, operiere (I) durch Überschreitung der verfügbaren Lebenswelt bei

(II) gleichzeitiger Bezugnahme zu derselben (vgl. Pollack 2003, 48; vgl. Scheliha 1999, 90).

(I) Überschreitung der Lebenswelt: Transzendierung

Dass die Transzendierung des alltäglichen Erfahrungsraumes kulturell unterschiedlich ausgeprägt ist, veranschaulicht Pollack an folgendem Vergleich: Wie „für den Angehörigen einer Naturreligion schon der nahegelegene Hain ein Ort der Transzendenz“ sei, so bedeute Transzendenz „für den aufgeklärten Christen erst ein weltjenseitiger Gott“ (Pollack 2003, 48), der „dem Menschen nicht zugänglich“ und weder „zu hinterfragen“ noch „zu relativieren“ (ebd.) sei. – Dieses Beispiel mag für den ‚aufgeklärten Christen‘, was auch immer Pollack darunter versteht, etwas pauschal erscheinen, besonders hinsichtlich dessen, welches Gottesbild der Ausdruck ‚weltjenseitiger Gott‘ vermuten lässt.

(II) Bezugnahme zur Lebenswelt: Konkretion

Das Transzendente, Unverfügbare werde nun gleichzeitig in Form von mehr oder weniger lebensnahen, konkreten Vorstellungen und Praktiken anschaulich gemacht, so könne z. B. ein Christ beim Abendmahl gleichsam „etwas von der himmlischen Herrlichkeit schmecken“ (ebd., 49). – Diese Interpretation entspringt offensichtlich seinem weltjenseitigen, theistischen Gottesbild. Aber dass die Religion erst durch begriffliche und auch darstellende Veranschaulichung Kommunikabilität gewinnt, entspricht ganz einem symbol- bzw. zeichentheoretisch fundierten Religionsverständnis – ohne dass Pollack den Ausdruck ‚Symbol‘ (oder ‚Zeichen‘) selbst verwendet. Das wäre in diesem Zusammenhang sicher hilfreich, vor allem, weil symbolisch (bzw. zeichenhaft) vermittelte Redeweise als ein Merkmal sowohl von Religion im Besonderen als auch der Grundstrukturen kultureller Kommunikation überhaupt angesehen werden kann,¹³⁶ – und nicht wie Pollack feststellt, dass „genau diese Bindung an das empirisch Konkrete“ (ebd.) die Religion von allen Formen der Philosophie unterscheide.

136 So etwa vor dem Hintergrund des weit gefassten Symbolbegriffs von Ernst Cassirer („Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs“, Darmstadt 1994) oder der umfassenden Kulturtheorie von Clifford Geertz (1987). In dem Aufsatz „Religion als kulturelles System“ beschreibt dieser Religion explizit als ein ‚Symbolsystem‘ (vgl. ders. 1987 [1966], 48).

Die Symboltheorie Tillichs füllt in ebendieser Hinsicht Pollacks Leerstellen. Letzter ist der Auffassung, dass je nach historischer Situation die Religionen in ihrer Anschaulichkeit und Praktikabilität entweder „Komplexitätserhöhungs-“ oder „Komplexitätsreduktionstendenzen“ (Pollack 2003, 50) unterlägen bzw. es gar zur „Auflösung traditioneller Religionsvorstellungen“ (ebd., 51) komme. Diese Aussagen lassen sich m. E. angemessen mit der Konstitution religiöser Ausdrucksformen zur Sprache bringen, wie sie hinreichend in Tillichs Symboltheorie geklärt worden sind: Tillich antwortet auf die Frage, wie Symbole entstehen und vergehen, mit den Metaphern ‚Geboren-werden‘ und ‚Sterben‘ aufgrund kollektiver Prozesse (vgl. ders. 1964, 216 [aus „Das Wesen der religiösen Sprache“]). – Eine symbolische Redeweise differenziert eindeutiger zwischen Religion als System und ihren symbolischen Ausdrucksformen, die sie zur Kontingenzbewältigung bereitstellt. Denn jeglicher (Rück-)Bezug auf Transzendentes kann auch ‚nur‘ einen Umgang mit begrifflichen bzw. bildhaften Konkretionen bedeuten: Auch der „weltjenseitige Gott“, den Pollack als „Ort der Transzendenz [...] für den aufgeklärten Christen“ (Pollack 2003, 48) sieht, kann nicht der ‚deus nudus‘ oder das ‚Ding an sich‘ sein.

b) externer, funktionaler Aspekt religiöser Kontingenzbewältigung

Während die Prozesse der Konkretion und Transzendierung eine eher religionsinterne Anforderung (in Hinblick auf den Umgang mit ihren Gehalten) darstellen, hält Pollack noch ein weiteres Kriterium für Religiosität für unentbehrlich. Er fragt (in funktionaler Hinsicht), inwiefern Religion „an die grundlegenden gesellschaftlichen Probleme und individuellen Bedürfnisse anzuknüpfen vermag“ (ebd., 51). Pollack spricht davon, dass die Frage nach Kontingenzen und die Antworten von religiösen Kontingenzbewältigungsformen zueinander in Bezug stehen müssen. Diesem Anliegen ist ganz im Sinne von Tillichs ‚Methode der Korrelation‘ beizustimmen; – mit dem wichtigen Unterschied zu Pollack, dass er das Transzendente zwar als ‚unverfügbar‘, aber nicht als ‚weltjenseitig‘ betrachtet. Denn das ist ja gerade die Basis bzw. ‚der gemeinsame Boden‘ seines korrelativen Systems. (vgl. Tillich 1956, 12–15.73–80)

Hier steht die existenzielle Bedeutung der religiösen Kontingenzbewältigung im Mittelpunkt: im Sinne Tillichs das „Betroffensein“ von dem, „was mich unbedingt angeht“ (Tillich 1956, 19). Tillich spricht hier auch von einer „Beziehung“ (ebd., 20), ohne die Religion nur ein inhaltlich definierbares (letztlich philosophisches) System bleibt, ohne unbedingtes Gewicht

für den Menschen. Dabei muss das Individuum keinen außeralltäglichen Problemen (wie kritischen Lebensereignissen; exstatischen Erlebnissen usw.) ausgesetzt sein, um mit einem Kontingenzproblem konfrontiert zu werden. Sondern dieses kann m.E. in jeder gesellschaftlichen Situation wie in jeder psychologisch fassbaren Stimmung oder Motivation des Menschen aktuell werden, wo ‚das Geheimnis‘ oder ‚die Tiefe der Kontingenz des Daseins‘ angesprochen wird: Nämlich dort, wo Antworten „philosophischer Welt- und Selbstdeutungen, durch Anwendungen psychotherapeutischer Methoden, durch sublimierende Verdrängung in der Arbeit, durch Änderung der Erwartungshaltung, durch rationale Erklärung des Aufkommens von Kontingenz“ (Pollack 2003, 48) ‚prinzipiell‘ als unbefriedigend und nicht ‚tief‘ genug empfunden werden.¹³⁷ Interessanterweise weist Pollack in einer Fußnote auf mit dem Kontingenzproblem verbundene Affekte hin, wie Angst und Hoffnung als religiöse Grundgefühle, denen andererseits Dankbarkeit, Freude, Vertrauen und Gewissheit entsprechen und von dort weiter auf Anknüpfungspunkte für religionspsychologische Theorien, wie die Bernhard Groms (vgl. ebd., 46, Fußnote 15).¹³⁸ Ein soziopsychologisch sensibilisiertes Vorgehen findet aber bei Pollack weder Ausführung noch Anwendung in seiner weiteren Untersuchung.

Die zwei Aspekte, die hier im Vergleich mit Pollack systematisiert wurden, dürfen nicht zu stark als selbstständige Gegenüber betrachtet werden. Ohne Pollack eine Absicht zu unterstellen, kann seine Darstellung dazu verleiten, Religion in einem Angebot-Nachfrage-Schema zu interpretieren, das der Komplexität des Problems nicht angemessen ist: Die Institution (als interner Aspekt) ‚biete‘ etwas an, das auf der Seite des ‚religiösen Kunden‘ seiner Funktionalität wegen (externer Aspekt) ‚nachgefragt‘ werde. Der ‚Definitionsversuch‘ Pollacks, der hier hinzugezogen wurde, bringt dennoch in seinem Ansatz (!) einen in sich plausiblen Vorschlag zur Begriffsbestimmung von Religion. Dass dieser nicht ohne Kritik übernommen wurde, ist deutlich geworden.¹³⁹

137 Bei Lübke wird die „Anerkennung unverfügbarer Daseinskontingenz“ als ein „grundsätzlich lebenslagenindifferenter Akt“ (ders., 1990, 170) bezeichnet, der „vielmehr alles ein[bezieht], wovon insgesamt abhängt, dass wir sind und dass wir so sind“ (ebd.).

138 Mit Verweis auf Wuchterl, K.: Analyse und Kritik der religiösen Vernunft, Grundzüge einer paradigmbezogenen Religionsphilosophie, Bern/Stuttgart 1989, 70f. sowie auf Grom 1996.

139 Mit der prinzipiellen Zustimmung zu Pollacks Ansatz ist aber noch kein Urteil abgegeben über seine weiteren Ausführungen. Inwiefern Pollack seiner Religionsdefinition auch gerecht wird, insbesondere in Hinblick auf die Operationalisierung seiner

Darüber hinaus findet sich aber nicht nur bei ihm eine Kombination von inhaltlichen und funktionalen religiösen Elementen. Auch Judith Könemann hat in ihrer Dissertation im Prinzip ein solches Verständnis von Religion als Grundlage erarbeitet. (vgl. Könemann 2002, 93f.) Ebenso betont Grom die Notwendigkeit beider Grunddimensionen in der Religion. Psychologisch spricht er zum Einen von der ‚kognitiven‘ (also inhaltlich orientierten) und zum Anderen von der ‚emotionalen (affektiven)‘ und der ‚verhaltensmäßigen‘ Dimension. Er benennt also ausdrücklich auch noch die handlungsleitende Motivation (vgl. Grom 2000, 19f.), wobei er den Transzendenzbezug voraussetzt. – Mit dem Hinweis auf die traditionelle Formulierung Augustins, dessen Differenzierung von ‚Inhalt‘ (‚fides quae creditur‘) und ‚Akt‘ des Glaubens (‚fides qua creditur‘) als Analogie zu den hier vorgestellten Aspekten religiöser Kontingenzbewältigung zu verstehen ist, möchte ich diese Verweiskette schließen.

Zusammenfassung

Die Erarbeitung eines eigenen Ansatzes zur Bestimmung von Religion kann ausführlicher und präziser als ‚Kontingenzbewältigungspraxis mit absolutem Transzendenzbezug‘ bezeichnet werden. Um sowohl substanzialistische als auch funktionalistische Engführungen zu vermeiden, sind diese beiden Aspekte nur gleichgeordnet und aufeinander bezogen zu verstehen. Diese Kombination von substanziellen/inhaltlichen und phänomenorientierten/funktionalen Aspekten der Religion soll bewusst nicht als eine vereinheitlichende ‚Definition‘ bezeichnet werden, wie z. B. bei Pollack. Denn der vorgelegte minimalisierte Bestimmungsversuch will das auf den unterschiedlichen wissenschaftlichen Ebenen je verschiedene Wirklichkeitsverständnis beibehalten. Es bleibt zu untersuchen, inwiefern dieser begriffliche Versuch sich auch auf die verschiedenen geschichtlichen Religionen anwenden lässt. ‚Kontingenzbewältigungspraxis mit absolutem Transzendenzbezug‘ erfährt dann je nach Blickwinkel eine je eigen zu entfaltende Bedeutung. Das zeigt sich besonders bei der Frage nach der Unentbehrlichkeit von Religion. Mit diesem Ebenen differenzierenden Ansatz ist eine vereinheitlichende Sicht auf Religion aufgehoben. So aber behält Religion die Weite und gleichzeitig die je eigene Spezifizierung, um – zumindest theoretisch – einen Dialog zu

Untersuchungen, bedarf im nächsten Abschnitt weiterer Kritik, worauf auch andere Stimmen, wie die von Wohlrab-Sahr/Krügeler 2000, drängen.

ermöglichen, der weder vorzeitig religiös vereinnahmt, noch mögliche ‚Gesprächspartner‘ ausschließt. – Als Voraussetzung für ein solches ‚Gespräch‘, in dem Transzendenzbezüge thematisiert werden, ist ebenso die Reflexion eines symbolisch bzw. zeichenhaft verstandenen Kommunikationsrahmens anzusehen.

In sozialwissenschaftlicher Hinsicht bleibt Religion jedoch eine Hypothese, solange nicht jeglicher Bestimmungsversuch für die Empirie operationalisiert wurde und seine Ergebnisse vorgelegt werden, die selbstverständlich wiederum der Interpretation bedürfen.

4.2 Religion und Religiosität in der Gesellschaft

Dieses Kapitel hat zum Ziel, ausgehend von der theoretischen Analyse, die bis hier geführt wurde, die empirische Erfassung der Wirklichkeit von Religion zu thematisieren. Hier steht der konkrete Kontext zur Debatte, innerhalb dessen die Rostocker Langzeitstudie durchgeführt wurde. Deshalb wird zunächst ein erster Blick auf die spezielle religiöse Situation in Ostdeutschland gerichtet. Danach soll die empirische Erfassbarkeit von Religion/Religiosität problematisiert und anhand ausgewählter Studien überprüft werden. Bei aller Offenheit für die Phänomene, bleibt im Hintergrund die erarbeitete Hypothese von Religion als ‚Kontingenzbewältigungspraxis mit Transzendenzbezug‘ das notwendige Kriterium für die Ansätze und Operationalisierungen der Studien, deren Durchführungen und Ergebnisdeutungen.

4.2.1 Ein Blick auf die konfessionelle Situation in Ostdeutschland, Mecklenburg-Vorpommern und Rostock

Versucht man die religiöse Lage in Deutschland auf einen Blick einzufangen, so geschieht das zumeist und zuerst durch die Fokussierung auf die Kirche als Hauptvertreterin institutionalisierter Religion. Geht der Blick in den Osten Deutschlands, wird man sich aber – um im Bilde zu bleiben – mit dem Sucher über einen Horizont bewegen, auf dem es nur wenige Kirchturmspitzen zu fokussieren gibt, – jedenfalls wenige, die über einem Haus voller Menschen stehen. Aber um das festzustellen, müsste man erst einmal Einsicht ins Innere gewinnen: Ein Fenster für derartige Einblicke bieten die aktuellen Kirchenmitgliedschaftsstatistiken – und diese geben, das ist nichts neues, für den Osten nur zirka 27% der Bevölkerung als Kirchenmit-

glieder an (im Westen sind es knapp 75%) (vgl. EKD 2005, 4f.).¹⁴⁰ Im Land Mecklenburg-Vorpommern liegt die Mitgliedschaft in den beiden Großkirchen noch wesentlich darunter (ca. 22%).¹⁴¹ In der Stadt Rostock sind zusammen ungefähr 13% als katholisch¹⁴² bzw. evangelisch gemeldet,¹⁴³ wobei die Verteilung erheblich schwankt: In einigen Stadtteilen liegt die (evangelische/katholische) Kirchenmitgliedschaft bei weniger als 9%, in anderen bei reichlich 19%. – Nicht zu vernachlässigen sind allerdings die Menschen, die sich unter ‚sonstige Religion‘ eingetragen haben: Mit 5,3% sind das weitaus mehr als Katholische. In einigen Stadtteilen liegt diese ‚Kategorie‘ nur zirka einen Prozentpunkt unter den Evangelischen. Damit entspricht Rostock etwa den durchschnittlichen Werten einer vergleichbaren mittelgroßen ostdeutschen Stadt, wie z. B. Halle/Saale.¹⁴⁴ Berücksichtigt man die Altersverteilung, so wäre also in Hinblick auf eine angenommene Schulklassengröße von 25 Kindern damit zu rechnen, dass von ihnen im Durchschnitt höchstens drei aus Familien kommen, die eine wie auch immer geartete kirchliche oder sonstige institutionell-religiöse Bindung aufweisen.

Nach Erklärungen für dieses gegenwärtige Bild geringer kirchlicher Bindung im Osten wurde und wird von verschiedenen Seiten geforscht: Das Spektrum reicht von universitärer religionssoziologischer Forschung (z. B. Gärtner [u. a. Hg.] 2003, darin besonders Meulemann; Pollack/Pickel [Hg.] 2000) über eher politisch motivierte Forschung (wie Neubert 1996; ders. 2000) bis hin zu intensiven kirchlichen Studien (z. B. EKD 1997; EKD 2003 und EKD 2006a+b) und den renommierten journalistischen Arbeiten von Rainhard Henkys (1928–2005). Entsprechend vielfältig fallen die Ergebnisse und Meinungen aus. Übereinstimmend kann aber festgehalten werden, dass die Kirche im religiösen Sektor

140 Die Zahlen werden auf Basis der Erhebung von 2003 angegeben (umfasst die evangelische, römisch-katholische, die orthodoxen und andere christliche Kirchen; vgl. EKD 2005, 4; vgl. auch www.ekd.de/statistik; 15.09.2006) In der IV. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft (EKD 2003, 7) liegen die Angaben jeweils um einen Prozentpunkt höher.

141 Die Zahlen beziehen sich nur auf Mitglieder der evangelischen Kirchen (vgl. EKD 2005, 8) und der römisch-katholischen Kirche (www.dbk.de; 15.02.2006).

142 Meint im Folgenden immer: römisch-katholisch.

143 Quelle: Einwohnermeldeamt der Hansestadt Rostock (Stand 31.12.2004). Das Melderegister umfasst vier Möglichkeiten: Evangelisch (10,2%); Katholisch (2,9%); Sonstige Religion (5,3%) und Ohne Religion/Ohne Angabe/Ungeklärt (81,6%).

144 Vgl. Cyranka/Obst 2001, 15: 11,5% der Bürger gehören einer der beiden Großkirchen an, Freikirchen und religiöse Gemeinschaften sind nicht berücksichtigt (nach Auskunft der Stadt Halle).

wiederum als Teil gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen betrachtet wird. Diese zeigen sich zum Einen in einer umfassenden religiösen Deinstitutionalisierung (oder ‚Entkirchlichung‘), wie sie auch anhand verschiedener Säkularisierungstheorien beschrieben wird. Dieser von der Aufklärung initiierte Prozess wurde nun zum Anderen im Osten durch die besonderen politisch-kulturellen Überformungen im Sinne der DDR-Ideologie in den Dienst genommen und forciert. Unter der Überschrift „Gründlich ausgetrieben“ beschreibt Henkys (1996) in einem Artikel,¹⁴⁵ unter welchem massiven Druck Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre Kirchenaustritte von staatlicher Seite in Betrieben, Schulen und Universitäten organisiert wurden, indem es zum Teil schon vorgefertigte Austrittsformulare zu unterschreiben galt, um nicht das Leben eines Widerständigen auf sich nehmen zu müssen. – Dazu wurden ideologische, rituelle und institutionelle Ersatzformen geschaffen, wie z. B. die staatlichen Kinder- und Jugendorganisationen oder das Ritual der ‚Jugendweihe‘ (vgl. auch Döhnert 2000).¹⁴⁶ – Im Rückblick erscheint nach Ehrhart Neuberts Studie (1996) jedoch vielen Ostdeutschen der eigene oder bei den (Groß-)Eltern politisch forcierte Kirchenaustritt (er spricht von „Zwangssozialisation“ [ebd., 38]) heute als eine ‚selbstbestimmte‘, bewusste Entscheidung. (vgl. ebd., 26f.) Deshalb blieb nach der Wende auch ein verstärkter Wiedereintritt in die Kirchen aus. Nicht ‚kirchlich‘ zu sein, hat sich im Osten inzwischen als ‚Normalität‘ etabliert. Darin liegt zugleich ein wesentlicher Unterschied zur Konfessionslosigkeit im Westen Deutschlands. Idealtypisch zugespitzt formuliert es Wolfgang Pittkowski (2006) in seiner Untersuchung der Ergebnisse der IV. EKD-Erhebung (s. u.) so: „Konfessionslosigkeit des westdeutschen Typus repräsentiert trotz erfolgter ‚Enttabuisierung‘ die Abweichung von der volksskirchlichen Tradition, ist Mobilitätsphänomen und Option. Konfessionslosigkeit des ostdeutschen Typus dagegen setzt den regionalen Status quo fort, ist Stabilitätsphänomen und Ligatur“ (ebd., 91).¹⁴⁷

145 Mit diesem Artikel bezieht sich Henkys auf die 1996 erschienene gleichnamige „Studie zur psychosozialen, kulturellen und religiösen Situation von Konfessionslosigkeit in Ostdeutschland und den Voraussetzungen kirchlicher Arbeit (Mission)“ von Ehrhart Neubert.

146 Die ‚Jugendweihe‘ wurde nach der Wende von humanistischen Verbänden weiter etabliert und wird noch heute als ‚Konkurrenz‘ zur Kirche verstanden, was den Ritual ersetzenden Charakter bestätigt (vgl. Finke 2005).

147 Mit Verweis auf Dahrendorf, R.: Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie, Frankfurt/M. 1979, 50ff.

Wenn hier nach den (familialen) Kontexten gefragt wird, in denen die Kinder der Rostocker Studie aufgewachsen sind, dann lässt sich aus der kirchlichen Perspektive zunächst weithin nur die Nicht-Mitgliedschaft erkennen.¹⁴⁸ Doch was bedeutet das in positiver Hinsicht für die Religion/Religiosität bzw. für die weltanschauliche Einstellung dieser Menschen? – Die vorangehend erarbeitete Bestimmung von Religion (und das impliziert hier auch die Religiosität) hat gezeigt, dass Kirchlichkeit und Religion nicht deckungsgleich sein können. Es ist eine begrenzte christlich-kirchliche Binnensicht (oder auch soziologische Kurzsichtigkeit), ‚die Anderen‘ lediglich als große Schar der ‚Konfessionslosen‘, ‚Nichtchristen‘ oder gar als ‚Atheisten‘ wahrzunehmen.

Der Terminus ‚konfessionslos‘

Gegen eine pauschale Bezeichnung werden schon von den ‚Anderen‘ selbst Einwände erhoben: „Es gibt sie nicht ‚die‘ Atheisten oder auch ‚die‘ Konfessionslosen.“ Aus Sicht eines „Gläubigen“ wird „wer nicht glaubt, [...] irgendwie als defizitäres Wesen“ assoziiert. „Deshalb ist auch die Rede von den ‚Konfessionslosen‘ schwierig, weil sie eine weltanschauliche Position über die Abwesenheit von etwas beschreibt. Neutraler wäre die Bezeichnung ‚konfessionsfrei‘“ (Fincke 2004, 5). Auch von kirchlicher Seite gibt es die Feststellung: „Eine Terminologie, die den Menschen, die keiner Konfession angehören, auch sprachlich den Eindruck vermittelt, dass sie als die, die sie sind, akzeptiert und ernst genommen werden, wurde bisher nicht entwickelt.“ (Mahlburg/Schwerin 2005, 12, Fußnote 1) Fred Mahlburg und Eckart Schwerin machen deshalb auch den Vorschlag, den Terminus „konfessionsfrei“ zu verwenden, als Zeichen der Bemühung um dieses Anliegen. Diese Bezeichnung wird zwar von den ‚Konfessionsfreien‘ auch vorgeschlagen (vgl. Fincke 2004), aber von ihnen selbst genauso wenig verwendet wie in der Forschungsliteratur. Deshalb behalte ich nach dieser Bemerkung auch die Bezeichnung „konfessionslos“ bei. (vgl. auch die Diskussion bei Domsen 2005b, 13, mit Verweis auf Mahlburg 2002, 244).

Die begriffliche Pauschalisierung ist jedoch nur *pars pro toto* für die Probleme in der Erforschung und im Umgang mit ‚Konfessionslosigkeit‘.

148 Auf die sozialisatorischen Zusammenhänge zwischen Mitgliedschaft der Eltern und Religiosität der Kinder kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Diese Frage wird hier in Kapitel 4.2.2.d weiterverfolgt. (Darüber hinaus bildet sie eine zentrale Fragestellung meiner Qualifikationsarbeit.)

Zwar ist vielen klar: „Es gibt viele Konfessionslose, aber die Konfessionslosigkeit gibt es eigentlich nicht“ (Zeddis 2002, 161), und ebenso wenig ist ‚konfessionslos‘ gleichbedeutend mit ‚religionslos‘ (vgl. z. B. Tiefensee 2002, 199; Sperrdruck i. O.). – Doch wie lässt sich das Verhältnis der Konfessionslosen zur Religion beschreiben? Kann man überhaupt von einem solchen ‚Verhältnis‘ ausgehen? Was sind (religiöse?) Inhalte und Funktionen ihrer Weltanschauungen? – Diese und ähnliche Fragen können hier sicher nicht sofort im Detail beantwortet werden, denn sie sind abhängig von den Fragen nach der Erfassbarkeit von Religion und hier besonders individueller Religiosität überhaupt.

4.2.2 Erfassbarkeit von Religion und Religiosität im konfessionslosen Kontext Ostdeutschlands

In diesem Kapitel sollen einige ausgewählte Entwürfe im Vergleich vorgestellt werden, in denen versucht wurde, Religion und besonders Religiosität empirisch zu erfassen. Die verschiedenen Fragestellungen, Operationalisierungen und Deutungen ihrer Ergebnisse sollen darauf geprüft werden, inwiefern ihre ‚Instrumente‘ quantitativ und vor allem qualitativ auskunftsfähig sind. Als allgemeines Kriterium dient dabei die hier erarbeitete Bestimmung von Religion. Als besonderes Kriterium will ich mich in Hinblick auf Ostdeutschland auf die Frage konzentrieren, wie differenziert Konfessionslosigkeit erfasst wird, um Konfessionslose nicht nur als ‚größten Rest‘ nicht signifikanter Daten überstehen zu lassen, sozusagen als „Residualkategorie“ (Feige 2000, 120). – Nach diesen Kriterien wurden gleichzeitig die hier behandelten Beispiele ausgewählt. Ein Anspruch auf Vollständigkeit im Sinne einer religionssoziologischen Forschungsumschau für Ostdeutschland kann und soll damit nicht geleistet werden. Vielmehr liegt mir daran, die ausgewählten Entwürfe etwas eingehender zu sondieren.

a) Die Untersuchungen von Detlef Pollack und Gert Pickel

Zunächst möchte ich mich erneut dem Entwurf Pollacks zuwenden und seine empirischen Erhebungen (die er zusammen mit Gert Pickel durchgeführt hat) etwas näher betrachten (vgl. Pollack 2000; Pollack/Pickel 2003; Pollack 2003).¹⁴⁹

149 Die beiden wichtigsten Studien sind: PCE 2000 (Sample Deutschland/Ost: 1.029 Befragte ab 18 Jahren, Zeitraum: 11.09.–10.10.2000; ca. 60 Fragekomplexe, davon

Einerseits besitzt Pollacks Religionsbegriff genügend Weite, um mehr als kirchliche oder außerkirchlich institutionalisierte Religion, nämlich auch Formen institutionsfreier Religiosität zu erfassen und zu differenzieren, denn das ist ja für den konfessionslosen Kontext von besonderer Bedeutung. Andererseits gesteht Pollack jedoch selbst ein, es sei „schwierig die geeigneten Indikatoren zu finden, die in der Lage sind, ein so weiches Phänomen wie Religiosität zu messen“ (Pollack 2003, 137). Diese Schwierigkeiten zu bewältigen, treten bereits bei der Operationalisierung seines Religionsbegriffes zutage – dort, wo es darum geht, geeignete Fragen zu entwickeln, welche sensibel genug sind, um auch nicht-kirchliche Transzendenzbezüge mit vergleichbaren Funktionen aufzuspüren, also eine individuelle Religiosität, in der Kontingenz problematisiert wird. Trotz Pollacks Unsicherheit bezüglich geeigneter Mittel zu ihrem Nachweis, ist er sich sicher, dass „ein guter Indikator für die Messung von Religiosität [...] der Glaube an Gott“ (ebd., 82; vgl. auch die Grundindikatoren in Pollack/Pickel 2003, 4) sei. Tatsächlich wird die Gottesfrage bzw. der Gottesbegriff in keiner seiner eigenen Untersuchungen, noch in denen, auf die er Bezug nimmt, in wesentlicher Weise differenziert, bestenfalls durch die Variante des Glaubens an eine „Höhere Geistige Macht“ (Pollack 2003, 83; Großschreibung i. O.)¹⁵⁰. – Ohne an dieser Stelle einen theologischen Diskurs über den Gottesbegriff führen zu können, wird, vor allem im Vergleich zu qualitativen Studien (wie der Rostocker Langzeitstudie), schnell deutlich, dass durch die bloße Frage nach dem ‚Glauben an Gott‘ und/oder seiner (vergegenständlichenden) ‚Existenz‘ kaum Aufschluss über die individuelle religiöse Einstellung zu erlangen ist.

Pollack greift selbst in unterschiedlichen Zusammenhängen auf verschiedene Quellen mit je anderen Formulierungen zurück: In einer ALLBUS-Umfrage (1991) bejahen 6,5% der ostdeutschen Konfessionslosen die Frage nach einem

14 speziell zu Religion; Angaben vgl. das ‚cumulated codebook‘ zu PCE 2000 unter www.democraticvalues.eu.tf; 14.03.2006) und GuI 1999. (Zu näheren Angaben verweist Pollack nach persönlicher Auskunft auf den Aufsatz „De-Institutionalisierung des Religiösen und religiöse Individualisierung in Ost- und Westdeutschland“ in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 55/1993, 447–474, in dem einige Resultate von GuI Verwendung gefunden haben. – Jedoch sind dort für mich keine relevanten Sample-Daten zu entnehmen.)

150 Quelle: ALLBUS 1991 (ca. 1.500 volljährige Befragte je Ost/West, davon 178 aus Mecklenburg-Vorpommern; die Fragen zum Themenschwerpunkt Religion wurden dem ISSP 1991 entnommen und innerhalb der ALLBUS 1991 als schriftliche Zusatzbefragung durchgeführt, mit Fragebögen mit je 36 Fragekomplexen an 2.832 Befragte).

„Glauben an eine höhere Geistige Macht“ (Pollack 2003, 83) und fast 15% sind sich unsicher, ob Gott existiert. Differenziert man die Gottesfrage in „Glaube an Gott oder ein höheres Wesen“ (Pollack 2003, 161.168),¹⁵¹ so bejahen bereits 12% der konfessionslosen Ostdeutschen diese Frage; bei der EKD-Befragung von 1993 zum Glauben „an eine höhere Kraft, aber nicht an einen Gott, wie ihn die Kirche beschreibt“ (Pollack 2003, 91),¹⁵² bestätigen immerhin 20% der gleichen Personengruppe diese Art ‚Gottesglauben‘. – Das zeigt doch, wie stark schon kleine (aber eventuell theologisch bedachte) Änderungen bzw. Erklärungen der Fragestellung die Ergebnisse beeinflussen können. Dieses Phänomen wird aber bei Pollack selbst nicht thematisiert, noch führte es zu einer entscheidenden Neuformulierung der ‚Gottesfrage‘.

Inwiefern kann von den meisten ostdeutschen Konfessionslosen denn erwartet werden, dass sie mit der Frage nach ‚Gott‘ überhaupt umgehen können? Gelingt ihnen (verständlicher Weise) nicht mehr als eine Antwort auf klischeehafte Reproduktion von für sie fernen kirchlichen Bildern? (Falls doch, wodurch?)

Das eben erläuterte Problem ist gleichermaßen zu indizieren, wenn die Gottesfrage ergänzt wird von der Frage nach der Selbsteinschätzung der „subjektiven Religiosität“ (Pollack 2003, 168),¹⁵³ die lediglich mit ‚ja‘ oder ‚nein‘ zu beantworten ist. Es ist daher nicht erstaunlich, dass im Osten nur 3% der Konfessionslosen sich selbst als religiös einschätzen (im Gegensatz zu 73% Evangelischen und 92% Katholischen). Das semantische Profil dieser Frage findet m.E. kaum Resonanz bei einer Religiosität, mit der Konfessionslose vielleicht Fragen nach dem Dasein stellen, also Kontingenz problematisieren und angesichts eines (ihnen womöglich gar nicht als solches bewussten) Transzendenten ihren Alltag bewältigen. Eine Frage mit dem Begriff ‚religiös‘ verstehen (im Sinne der Intention dieser Frage) – wie das Ergebnis zeigt – natürlich am ehesten die, welche selbst einer religiösen Institution angehören (vor deren Verstehenshintergrund auch gefragt wird). Doch diese Art der Operationalisierung kann nur schwer eine innere, existenzielle Wirklichkeit der Menschen erfassen, denen (zumindest traditionelle) religiöse Reflexion fremd geworden ist, indem aber gerade jene nach ihrer religiösen Selbsteinschätzung gefragt werden. Dem

151 Quelle: PCE 2000.

152 Quelle: Studien- und Planungsgruppe der EKD: Fremde Heimat Kirche. Ansichten ihrer Mitglieder. Erste Ergebnisse der dritten EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 1993 (vgl. auch EKD 1997, 411).

153 Quelle: PCE 2000.

widerspricht auch das Ergebnis der Frage, ob man sich vorstellen könne, auch ohne Kirche religiös zu sein (ebd., 170),¹⁵⁴ worauf im Osten ganze 85% der Konfessionslosen mit ‚ja‘ antworteten. Der reflexive Abstand dieser Fragestellung im Gegensatz zur unmittelbaren Selbsteinschätzung gewährt offensichtlich gerade den Konfessionslosen mehr Freiraum zum Nachdenken über mögliche nicht-kirchliche Formen von Religiosität, ohne diese gleich bei sich selbst suchen zu müssen.

Über diese beiden hier diskutierten Fragestellungen (Gottesfrage und religiöse Selbsteinschätzung) hinaus wurde außerkirchliche Religiosität lediglich noch anhand des Fragenpakets erfasst, das Pollack hauptsächlich vom ISSP übernommen hat. (vgl. Pollack 2003, 158f.168) Diese beinhalten den Glauben an institutionalisierte alte und neue außerkirchliche Religionsformen, wie z. B. Okkultismus, Astrologie und New Age, Zen-Meditation, Yoga usw. Die Bejahung dieser Fragen fällt bei ostdeutschen Konfessionslosen (mit den Spitzenwerten bei 16% Glauben an die Wirksamkeit von Zen-Meditation/Yoga und bei 10% an Astrologie/Horoskope) relativ gering aus (im Vergleich zu den Kirchenmitgliedern, besonders zu den katholischen). Dabei gesteht selbst Pollack ein, dass Zen-Meditation und Yoga „vielleicht weniger als religiöse Phänomene, denn als Techniken zur körperlichen Entspannung und Körperbeherrschung verstanden“ (ebd., 169) wurden. Wobei ‚Entspannung‘ und ‚Körperbeherrschung‘ m. E. durchaus religiöse Funktion (in Form von transzendenzbezogener Kontingenzbewältigung) wahrnehmen könnten. Über Religiosität zu entscheiden, kann aber aus der rein funktionellen Frage nach dem ‚Glauben an die Wirksamkeit von ...‘ gar nicht hervorgehen, denn es fehlt (semantisch) der substanzielle Bezug zum ‚Seinsgrund‘.

An dieser Stelle wird sehr deutlich, dass Pollack seinen eigenen Kriterien zur Bestimmung von Religion nicht gerecht wird. Aber auch darüber hinaus wird jeglicher weit verstandener Religionsbegriff durch die Fragen, die er verwendet, so auf eine traditionelle christliche (und theistische) Perspektive eingeengt, dass er nicht anders als zu dem Schluss kommen kann, dass „zwischen traditioneller Kirchlichkeit und subjektiver Religiosität [...] ein sehr hoher statistischer Zusammenhang“ (ebd., 169) bestehe.¹⁵⁵

154 Quellen: GuI 1999; PCE 2000.

155 In seinem zweiten Kommentar zur IV. EKD-Erhebung (s. u.) spricht Pollack ein wenig (aber entscheidend) abgewandelt von einem „hohen statistischen Zusammenhang zwischen Kirchenbindung und Gottesgläubigkeit“ (des. 2006, 132). Wobei ‚Gott‘ verstanden wird als der, welcher „sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat“ (ebd.). Ein solcher Gott werde von 94% der Befragten, die (fast) jeden Sonntag in den Got-

Zwar räumt er ein, es sei „falsch zu behaupten, dass Kirchlichkeit und Religiosität identisch sind. Gleichwohl muss man aber von einem engen Zusammenhang zwischen beiden Größen ausgehen.“ (ebd., 91) Das bedeutete gleichfalls, „dass das, was nicht in ihr [der Kirche] geschieht, an keinem anderen ‚religiösen‘ Ort geschieht“ (ebd., 92; Einfügung MF).¹⁵⁶ Mit dem, was in der Kirche geschieht, meint Pollack nicht nur das Bewahren einer spezifischen religiösen Kultur, sondern Religiosität schlechthin, denn in den zu beobachtenden Kirchengaustritten (besonders im Osten Deutschlands) drücke „sich also ein Rückgang an Religiosität überhaupt aus, nicht nur eine kritische Haltung zur Kirche“ (ebd., 127). Somit ergibt sich für zwei Drittel der Ostdeutschen das typologische Cluster ‚Areligiöse‘ (vgl. ebd., 176f.), unter dem fast ausschließlich (97%) die Konfessionslosen zu finden sind. Damit versucht Pollack Luckmanns Individualisierungsthese von Religion zu widersprechen und findet seine Interpretation von Säkularisierung bestätigt (vgl. ebd., 181f.).

Kritische Kommentare zu den Studien Pollacks

Diese Kritik wird Pollack prinzipiell auch von anderen Forschern vorgehalten. Im Kommentar zu Pollack 2000 wendet Neubert gegen dessen Kopplung von Kirchlichkeit und Religiosität ein, dass zwar darin deutlich werde, wie fremd Konfessionslose (traditionellen, alternativ- oder neu-) religiösen Phänomenen gegenüberstehen. Damit sei aber auch „ein methodisches Problem aufgezeigt. Das Selbstverständnis Konfessionsloser, in dem tradierte Urteile enthalten sind, muss nicht unbedingt Auskunft über ihren tatsächlichen religiösen Habitus geben. Ist also die religiöse Immunisierung gegenüber Religion möglicherweise nur auf das bezogen, was sie selbst als religiös qualifizieren? Sind sie nicht vielleicht tief in das verstrickt, was Religion sozial und kulturell leistet?“ (Neubert 2000, 378f.)

Monika Wohlrab-Sahr (zugleich Soziologin und Theologin) bemerkt zu Pollacks Beiträgen (in Pollack/Pickel [Hg.] 2000, 18–47 und 294–309), dass dessen Interpretation von Luckmanns ‚subjektiven Systemen letzter Bedeutung‘ (als individuelle Autonomie und Sakralisierung des Individuums) gerade nicht die von Pollack untersuchten ‚alternativen Religionspraktiken‘ und ‚neureligiösen Bewegungen‘ darstellten. Sondern aus der

tesdienst gehen, ‚ohne jeden Zweifel‘, so Pollack, bejaht, – aber nur von 10% derer, die nie zur Kirche gehen. (ebd. mit Verweis auf EKD 2003, 25)

156 In seinem ersten Kommentar zur IV. EKD-Erhebung (s. u.) räumt Pollack immerhin ein, dass es „ein gewisses Maß an Religiosität auch außerhalb der Kirche“ (ders. 2003a, 74) gebe.

Sicht von Wohlrab-Sahr „resultiert für eine empirische Untersuchung von Luckmanns These, dass man sich im Grunde eher mit Formen der Biografisierung befassen müsste als mit der Mitgliedschaft in neureligiösen Gruppen bzw. der Nutzung esoterischer Angebote“ (Wohlrab-Sahr 2000, 373).¹⁵⁷

„Was Pollack zeigen kann, ist, in welcher Weise in Ostdeutschland (im substanziellen Sinne) alternativreligiöse Vorstellungen mit einer relativen Nähe zum ‚zum offiziellen‘ Modell von Religion verkoppelt sind. Er leistet damit einen Beitrag zur Präzisierung der Säkularisationstheorie, indem er zeigt, dass in einem Kontext, in dem kulturelle Einbettung von Religion weitgehend zerstört ist, die Pluralisierung des religiösen Angebots nur dort noch auf eine gewisse Relevanz stößt, wo ein religiöser Rahmen überhaupt noch gegeben ist: nämlich in den Kirchen. Er testet und widerlegt allerdings nicht die Grundannahme des Luckmann'schen Modells der ‚unsichtbaren Religion‘“ (ebd., 373f.).

b) Die Alternative qualitativer Forschung (nach Monika Wohlrab-Sahr)

In der Kritik von Wohlrab-Sahr, dass die Erfassung der „(außer-)kirchlich-individualisierten Religion“ mit den Mitteln „standardisierter Umfrageforschung nur schwerlich gelingen kann“ (dies./Krüggeler 2000, 243), deutet sich schon an, dass sie den Weg qualitativer Forschung als Alternative ansieht. Auch auf der Basis der Luhmann'schen Kontingenzbewältigungsvorstellung ist sie der Ansicht, man müsste „auch nach der Spannung von Unbestimmbarkeit und Bestimmtheit Ausschau halten, dem In-Rechnung-Stellen von etwas ‚anderem‘, das keine religiöse Symbolik wirklich trifft, sondern auf das sie immer nur verweist“ (Wohlrab-Sahr 2002a, 25). Das bedeutet für sie, „eher ‚nebenbei‘ anfallende Bemerkungen, Deutungen oder Verweise“ ernst zu nehmen, „‚natürliche‘ Diskurse belauschen oder in Gang setzen“ (dies. 2001, 165) und letztlich eine Forschung zu entwickeln, „die über feine methodische Instrumente verfügt [...], die in der Lage sind, Deutungen und implizite Verweise in der Alltagskommunikation oder doch in einer Kommunikation, die dem Alltag nahe kommt, einzufangen“ (ebd., 167). Auch mir scheint es erst

157 An anderer Stelle verweist Wohlrab-Sahr darauf, dass sich „Luckmann selbst [...] vehement dagegen ausgesprochen hat, Religiosität über das Abfragen von Meinungen zu erfassen“ (Wohlrab-Sahr/Krüggeler 2000, 241, mit Verweis auf Luckmann 1991, 54).

auf Grundlage so sensibilisierter Studien möglich, einen differenzierteren Blick auf die ‚Masse‘ der Konfessionslosen zu gewinnen. Erst so lassen sich (soziologisch) plausible Aussagen über Phänomene wie ‚Areligiosität‘ oder ‚religiöse Indifferenz‘ treffen und daraus entsprechende Typologisierungen ableiten.

Anhand einer kleinen „empirischen Erkundung“ untersucht Wohlrab-Sahr (2002b, 188ff.) zwei solcher ‚natürlichen Diskurse‘¹⁵⁸ und zeigt zum Einen, dass weder das hier vorgestellte ‚Strukturmodell von Religiosität‘ (Oevermann) und damit die Bewältigung des Bewährungs- oder Rechtfertigungsproblems noch die Sinngabungsproblematik notwendiger Weise auf religiöse Gründe hindurchdringen lässt¹⁵⁹ (vgl. auch dies. 2003). In einem Interview wird immer wieder deutlich, dass die Frage nach dem ‚Sinn des Lebens‘ keinerlei Bedeutung hat und dass diese Frage „offenbar sogar [...] durch die Tradition der spezifischen Religion kontaminiert ist“ (ebd., 194). Es bleiben zwar Bezüge zu ‚subjektiven Systemen letzter Bedeutung‘ (Luckmann), wie Familie, Kind und ‚Liebe‘ und das Zuschreiben des Gelingens auf das eigene Subjekt; es machen sich sogar Erfahrungen von prinzipieller Kontingenz bemerkbar (z. B. in lebenskritischen Ereignissen wie Krankheit, Tod, Geburt). Aber das Kriterium des Transzendenzbezuges, d. h. einer religiösen (Be-)Deutung, ist nicht nachzuweisen. Sondern es sind (nach den Kategorien Luckmanns) maximal ‚mittlere Transendenzen‘ wahrzunehmen oder (nach Kaufmann bzw. Simmel) ‚religiöide‘ (also potenziell religiöse) Momente. (vgl. ebd.,

158 Wohlrab-Sahr nimmt Bezug auf Regener, S.: Herr Lehmann. Ein Roman, Frankfurt/M. 2001, 57–61 und auf Haustein, J.: Sozialistische Erziehung und Religion. Auswirkungen des gesellschaftlichen Umbruchs in Ostdeutschland auf die religiösen Orientierungen junger Menschen. Magisterarbeit im Fach Erziehungswissenschaften, Universität Leipzig 2001 (wahrscheinlich unveröffentlicht), hier ‚Melanie‘ (Interviewmaterial aus dem Anhang der Arbeit).

159 Wohlrab-Sahr zur Auflösung der ‚Bewährungsdynamik‘: „Religiosität – oder abstrakter gefasst: der Bezug auf eine transzendente Dimension – wäre dann nicht mehr in unmittelbarer Verbindung mit dem Sinnproblem zu denken, sondern – möglicherweise gerade unabhängig davon – etwa als punktuelle ‚mystische‘ Erfahrung, die die Erfahrung von Unbestimmbarkeit situativ aufblitzen lässt, und die semantisch auf einen ‚transzendenten‘ Bereich verweist, aber nicht rückgebunden wird an Lebensführung und Lebenssinn und auch nicht integriert wird in eine Gestalt subjektiver Religiosität. Die Religionsforschung hätte sich dann künftig darauf einzustellen, dass Religiöses nicht mehr notwendig in einer klar identifizierbaren Gesamtgestalt auftritt, sondern sich – als ‚Religiöides‘ oder ‚religiöses Halbprodukt‘ – in vereinzelt Bezügen auf Transzendentes oder Unbestimmtes manifestiert.“ (dies. 2002b, 186f, mit Verweis auf Simmel 1995 [Seite 61, MF]). (s. o. unter 1.3.a die Anmerkung zu Kaufmann und Simmel)

187.197f.) Zum Anderen zeigt diese Auswertung, dass selbst bei ‚feinen empirischen Messinstrumenten‘ in der sozialwissenschaftlichen Wirklichkeit durchaus mit „nicht religiösen Weltansichten“ (ebd., 198) bzw. ‚religiös indifferenten‘ Phänomenen zu rechnen ist. (vgl. auch dies. 2003, 396) (Diese Aussage erscheint jedoch erst aufgrund zunehmender Präzisierung der Instrumente plausibel, also nicht wie bei Pollack.)

Ausgehend von der unzureichenden Vorlage Pollacks und der geäußerten Kritik Wohlrab-Sahrs sowie deren Maßstäben für die Untersuchung von Religiosität im ostdeutschen konfessionslosen Kontext sollen im Fortgang weitere Studien einem kritischen Blick unterzogen werden.

c) Die III. und IV. EKD-Erhebung

Die III. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft

Von Seiten der Evangelischen Kirche in Deutschland wurden seit 1974 eigene kirchliche Mitgliederbefragungen durchgeführt, die die innerkirchlichen Veränderungen auf dem damaligen Bundesgebiet zu erfassen und zu erklären versuchten. Von besonderem Interesse waren seit jeher die sogenannten ‚Distanzierten‘, d. h. kirchenferne Mitglieder (vgl. EKD 1997, 19ff.50f.). Erst mit der dritten Erhebung (von 1992; vgl. ebd.) nach der Wende wurde die bis dahin im Westen eher marginale, im Osten aber nicht zu übersehende Zahl der Konfessionslosen von Interesse, da man diese Größe nicht mehr wie in volkskirchlichen Verhältnissen einfach ausblenden konnte.¹⁶⁰ Aber auch hinsichtlich der zahlreichen Distanzierten suchte man nach neuen Wegen, die Einstellung derer zu erfahren, die „solchen Aussagen ihre Zustimmung [verweigern], die den Glauben mit Hilfe explizit christlicher Sprachmuster zu bestimmen versuchen [...]“. Wie aber ist die Form ihrer Kirchenmitgliedschaft positiv zu beschreiben? Woran glauben sie, was hilft ihnen in schweren Lebenskrisen, in welcher Sprache würden sie selber ihre Religiosität zum Ausdruck bringen?“ (ebd., 50) – In ‚themenorientierten Erzählinterviews‘¹⁶¹

160 2.804 Befragte insgesamt (bereits ab 14 Jahre), davon 1.969 Evangelische (davon Ost: 385) und 835 Konfessionslose (davon Ost: 550). Durchführung anhand von Fragebögen mit über 60 Fragekomplexen, die je speziell an Evangelische und (aus der Evangelischen Kirche ausgetretene oder schon immer) Konfessionslose angepasst sind.

161 Vollständig veröffentlicht in Studien- und Planungsgruppe der EKD (Hg.): Quellen religiöser Selbst- und Weltdeutung. Die themenorientierten Erzählinterviews der dritten EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft (Bd. I: Dokumentation; Bd. II: In-

kommen diese Menschen selbst zu Wort und zwar unter „qualitativer Einbeziehung alltagsweltlicher und subjektiver Erfahrungsdimensionen“ (Sommer 2000, 86). Indem diese Studie so „Interesse an der individuellen, lebensweltlich und lebensgeschichtlich verankerten Religiosität und Kirchlichkeit“ (ebd.) dieser Personen zeigt, wird sie im Ansatz auch der Forderung Wohlrab-Sahrs nach biografieorientierter Religiositätsforschung (vgl. Wohlrab-Sahr 2000, 373) gerecht.

Allerdings lassen sich die Ergebnisse¹⁶² dieser Interviews mit den ‚distanzierten‘ Kirchenmitgliedern nur sehr eingeschränkt auf die ostdeutschen Konfessionslosen übertragen, da sich der untersuchte Personenkreis doch erheblich von ihnen unterscheidet. So zeigt sich zwar, dass die individuelle Religiosität und die (distanzierte!) ‚Kirchlichkeit‘ voneinander zu unterscheidende Phänomene sind,¹⁶³ aber die meisten der Interviewten wiesen doch „Gefühle der Geborgenheit und religiösen Beheimatung“ als „bedeutsame Erfahrungen mit Kirche und Religion“ (Sommer 2000, 91) in ihrer Kindheit und Jugend auf. Diese „familiäre kirchliche Tradition“ (ebd.) lässt sich bei den meisten Konfessionslosen im Osten vermutlich nicht voraussetzen, noch viel weniger in Hinblick auf die Generation der Familien, die im Interesse der Rostocker Langzeitstudie stehen.¹⁶⁴ Dennoch werden in der III. EKD-Erhebung auch die Ansichten der Konfessionslosen (im Osten n = 550) per Fragebogen erfasst. Dabei versuchte man auch hier, „jeweils ein Spektrum von Antwortmöglichkeiten [zu bieten], das von traditionellen Formulierungen einer explizit christlichen Glaubensüberzeugung über ‚weiche‘ Formulierungen einer subjektiven religiösen Bestimmtheit bis hin zu strengen atheistischen Positionen reicht“ (EKD 1997, 33f.; Einfügung MF). Allerdings dienten dieser Bestimmung nur zwei Bögen zur ‚Frage nach der religiösen Einstellung‘ (vgl. ebd., 407) und der Frage zum „Glauben an Gott“

terpretation), Hannover 1998. (Acht gebündelte Interviews finden sich davon in EKD 1997.) Das Auswertungsverfahren sucht Anknüpfung bei Fritz Schütze (Biografieforschung und narratives Interview, in *Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik* 13, 3/1983, 283–293) und grenzt sich gegen Oevermanns ‚objektive Hermeneutik‘ ab. Die Auswertung erfolgte in mehreren Durchgängen jeweils in einer Diskussionsgruppe.

162 Komprimiert bei Sommer 2000, 91f.

163 Die Kopplung Pollacks von Kirchlichkeit und Religiosität ist damit noch nicht widerlegt, es deutet sich hier nur an, dass selbst bei Kirchenfernen Religiosität sichtbar werden kann. Aber es handelt sich hier noch immer um Kirchenmitglieder.

164 60% der Konfessionslosen im Osten seien schon immer konfessionslos, 40% erst selbst ausgetreten. Dabei lagen die Austrittsintensivsten Jahre ca. zwischen 1950 und 1980, mit Höhepunkt zwischen 1961–1965 und noch ein kleinerer Schub um 1990. (vgl. EKD 1997, 398f.)

(ebd., 330.411). Letztere Frage zeigt jedoch keine besondere theologische und metaphorische Flexibilität, wenn lediglich eins von fünf Items eine Alternative für ‚Gott‘ formuliert: „Ich glaube an eine höhere Kraft, aber nicht an Gott, wie ihn die Kirche beschreibt“ (ebd.) – immerhin 20% der Konfessionslosen im Osten stimmen dieser Aussage zu. Die Anderen ohne Konfession (Ost) stimmen mit 1% für ‚ich glaube an Gott in Jesus Christus‘, 4% ‚... an Gott, obwohl ich zweifle und unsicher bin‘, 34% ‚... weder an Gott noch eine höhere Kraft‘ und 41% sind ‚überzeugt, dass es keinen Gott gibt‘ (– hier wurde wenigstens einmal das für viele Konfessionslose vermutlich sehr einseitig konnotierte Verb ‚glauben‘ ersetzt). Bei der Frage zur „Einstellung zu Glauben, Christentum, Religion“ (ebd., 332.407) fällt auf, dass von den elf Items diejenigen von allen Konfessionslosen „geradezu als Reizworte wahrgenommen [werden und] das Signal zu klarer Ablehnung geben“ (ebd., 333; Einfügung MF), die in irgendeiner Weise an dogmatische Begriffe (bzw. theistische Gottesvorstellungen) auch nur erinnern. Offensichtlich wird die „eigene Identität als Konfessionslose(r) [...] aus der Negation gewonnen: Man ist sich sicher, wovon man nicht überzeugt ist“ (ebd.; kursiv i. O. fett). Wobei im Osten die Zustimmung zu rational(istisch)en Einstellungen hervortritt. Die restlichen Antworten deuten auf eine mögliche Religiosität hin, deren Formen und Inhalte sich anhand dieser Fragebögen aber nur schwer errahnen lassen.¹⁶⁵

Interessant erscheint mir noch die sogenannte „Assoziationsreihe Religion“ (ebd., 408), deren Items völlig undogmatisch die Möglichkeit geben sollten, eine eventuelle „religiöse Deutung existenzieller Situationen ohne die Hürde eines fremd gewordenen christlichen Sprachgebrauchs zum Ausdruck zu bringen“ (ebd., 34), also „religiöse Erfahrungen zum Ausdruck [zu] bringen“, wie etwa „Staunen über die Wunder der Natur“ oder „Gefühl von Begrenztheit des Lebens“ (ebd.; bei letzterem Item höchste Zustimmung). Allerdings wurde die Offenheit der Items leider von vornherein eingeschränkt durch die Aufgabenstellung, die wahrscheinlich von vielen Konfessionslosen nur begrenzt im Sinne der Autoren verstanden wurde, die nämlich wissen wollten, ob die emotions- und erfahrungs- gesättigten Formulierungen ‚etwas mit Religion bzw. religiösem Empfinden

165 Zustimmung der Konfessionslosen Ost: 27% ‚eigene Weltanschauung mit Elementen des Christlichen‘; 16% ‚man sollte das Beste aus jeder Religion rausholen‘; 10% ‚ich glaube schon etwas, Glaube in mir drin, gefühlsmäßig erlebt, erfahren‘; 6% ‚ich möchte glauben, finde aber keinen Zugang‘. Folgende Aussagen werden abgelehnt: von 22% ‚Glaubensfragen spielen in meinem Leben keine Rolle‘; von 17% ‚Religion ist für mich heute überholt‘ (vgl. EKD 1997, 407, Auswahl).

zu tun‘ haben. In der Verwendung dieser Begriffe liegt vermutlich gerade der Grund dafür, dass sehr viele der Konfessionslosen (besonders im Osten) alle nachfolgenden Items schlichtweg abgelehnt haben. Denn keine Voruntersuchung konnte feststellen, ob, oder besser, wie die Begriffe ‚Religion/religiöses Empfinden‘ überhaupt verstanden werden. So ist es zwar sehr gut möglich, dass die Personen die aufgelisteten Erfahrungen machen, aber eine (womöglich sogar religiöse) Deutung mit den Worten ‚Religion/religiös‘ verweigern. Diese Annahme musste auch als Ergebnis von Nachfolgeuntersuchungen festgestellt werden, nämlich „dass in der Perspektive der Befragten Religion kein geeigneter Sammelbegriff für das ist, was wir als ‚verschütteten Glauben‘ gesucht haben“ (Schloz 2000, 361).¹⁶⁶ ‚Religiös‘ sei kein offenerer Sammelbegriff für ‚religiöse Selbsteinschätzung‘ – selbst Kirchenmitglieder, so Schloz, bezeichneten sich eher noch als ‚Christen‘ oder als ‚gläubig‘ denn als ‚religiös‘¹⁶⁷ (vgl. ebd., 348.361).

Friederike Benthous-Apel fordert deshalb im Rückblick auf die III. EKD-Studie, „anhand eines ‚semantischen Differenzials‘ mehr über die Assoziationsfelder und Konnotationen der Begriffe religiös und gläubig in der Bevölkerung zu erfahren“ (Benthous-Apel 2000, 377; vgl. auch 394). Für sie bleibt damit noch offen (auch in Gegenüberstellung zu Pollacks Kirchlichkeit-Religiosität-Korrelation), „ob in der ostdeutschen Bevölkerung nicht durchaus funktionale Äquivalente des Religiösen feststellbar sind, wie sie von Wagner in einer politischen Religion des DDR-Regimes gesehen und von Wohlrab-Sah in der sinnstiftenden Orientierung

166 Die Umfrage „Glauben entdecken“ wurde im Frühjahr 1999 als Anschlussuntersuchung im Rahmen der Initiative „Brücken bauen“ durchgeführt. Die Studie sondierte in vier Dimensionen: 1) religiöse Selbsteinschätzung, 2) Assoziationsfeld Religion, 3) Erinnerung an Glaubenswissen und 4) Verbundenheit mit der Kirche. Statt mit Fragebögen operierte man über ca. 20-minütige Telefoninterviews mit insgesamt 400 Personen, je in Ost und West, inklusive Konfessionslose. Die Ergebnisse liegen leider (noch) nicht in aufgeschlüsselter Form vor. – Ziel war es u. a., „Menschen [zu] erinnern an das, was sie trägt und leitet, was ihnen Halt und Sinn, Orientierung und Trost gibt“ (Schloz 2000, 346). – Diese Formulierung ähnelt stark der alternativen metaphorischen Aufgabenstellung ‚Mein Leben und was es hält, nährt und trägt, ist wie ...‘ zur Anfertigung der Gottescollagen in der Rostocker Langzeitstudie (vgl. Szagun 2006, 70).

167 „Man weiß nicht genau, was das ist und was man damit über sich selbst sagen würde. Es ist aber auch möglich, dass bei der Selbstcharakterisierung als ‚religiös‘ ein Bild oder ein Gefühl mitschwingt, dem man sich nicht ohne weiteres zuordnen möchte.“ (Schloz 2000, 348)

am Wertmuster der Gemeinschaft (in der Arbeitswelt) vermutet werden“ (ebd., 375; vgl. auch 393).¹⁶⁸

Eine Typologisierung ist im Umfeld der III. EKD-Erhebung nicht zu finden. Sie würde, was aus den wenig differenzierten Daten der Konfessionslosen in Ostdeutschland resultiert, ehemals kaum ertragreich ausfallen, sondern sich irgendwo zwischen ‚religiös indifferent‘¹⁶⁹, ‚pragmatisch‘ und ‚rationalistisch‘ ausdrücken wollen. Gegen eine solche vorzeitige Typenbildung aufgrund herkömmlicher Clusteranalysen spricht sich auch Petra-Angela Ahrens aus, (vgl. Ahrens 2000) weil die Vorstellung klar voneinander abzugrenzender Gruppen leicht dazu verleite, einen „wechselseitigen Ausschlusscharakter“ (ebd., 128) der Typen anzunehmen, – also dass auf theoretischer Ebene das ausgeschlossen wird, was oft der Wirklichkeit entspricht, nämlich dass Menschen „durchaus gleichzeitig verschiedenen Einstellungen zu einer Thematik zuneigen“ (ebd.). Sie schlägt hingegen sogenannte „Religiöse Orientierungsmuster als Alternative zu Typenbildungen“ (ebd., 127) vor, die sie aber nur für die Evangelischen im Westen erhebt.

Die IV. EKD-Erhebung

Die IV. Untersuchung der EKD zur Kirchenmitgliedschaft (EKD 2003 und 2006a+b) nimmt alte Fragestellungen, die Kritik und die Anregungen auf und bringt diese in neue, religionssoziologisch weiter ausgearbeitete Fragestellungen ein. Deutlicher als je zuvor werden der Religionsbegriff und die Möglichkeiten ‚religiöser Kommunikation‘ reflektiert, werden neue lebensweltorientierte Perspektiven wie Weltansichten, Soziallagen und Lebensstile eingebracht und das Sample auch im konfessionslosen Bereich ausgeweitet.¹⁷⁰ Methodisch werden die qualitativen Instrumente wie die themenzentrierten Gruppendiskussionen weiterentwickelt und einige Erzählinterviews von 1992 fortgeführt (vgl. EKD 2003, 10f.;

168 Mit Verweis auf Harald Wagner (2000), der (ebenfalls gegen Pollacks ‚Bedeutungsverlust des Religiösen‘) behauptet, im Osten hätten sich mit Hilfe einer „politischen Religion“ (ebd., 357) im Sinne der sozialistischen Ideologie, neue bzw. andere Sinn-deutungen etabliert.

169 Für Feige (2000, 124) ist ‚religiöse Indifferenz‘ nur „ein *theologisches* Konstrukt [...] [, das] zu einem *Artefakt* sozialwissenschaftlicher Umfrageforschung [mutiert]“ (kursiv i. O., Umstellung MF).

170 Zum repräsentativen Sample der quantitativen Umfrage im Jahr 2002: Im Westen wurden 1.532 Evangelische und 336 Konfessionslose befragt, im Osten waren es 544 Konfessionslose, jeweils ab 14 Jahren. Die Angaben zu den Evangelischen im Osten differieren aus einem mir nicht erkennbaren Grund zwischen 289 (vgl. EKD 2003) und 609 (vgl. EKD 2006a, 439).

2006a, 31–34). – Aus der Fülle des aufbereiteten Materials möchte ich einige innovative Beiträge herausgreifen und im Folgenden kurz darauf eingehen, immer mit dem Fokus auf den konfessionslosen Kontext in Ostdeutschland.

Mit der *Lebensstilanalyse* bringt Benthau-Apel ein neues Instrument in das Untersuchungsdesign ein, mit dem Anliegen „eine sozialkulturelle Perspektive zu integrieren“ (dies. 2006, 205). Mithilfe derer sollen ‚Gruppen ähnlich Gesinnter‘ erfasst werden, „die in ihren kulturellen und ästhetischen Vorlieben, in ihrer alltäglichen Lebensführung und ihren vorherrschenden Lebensthemen eine ähnliche Interessenlage verbindet“ (ebd., 207; i. O. teilweise kursiv), um eventuell Aufschluss über das Interesse an entsprechenden kulturellen Ausdrücken des Religiösen zu erhalten, möglicherweise aber auch über eine Abwendung von solchen bestimmten Formen (vgl. ebd., 211). – Benthau-Apel konzipiert in Anlehnung an Hans-Peter Müller¹⁷¹ drei ‚Lebensstildimensionen‘ (vgl. ebd., 208):

- 1) *Freizeitverhalten* und *Musikgeschmack* (expressive Dimension),
- 2) *Nachbarschaftskontakte* (interaktive Dimension),
- 3) persönlich für wichtig erachtete *Lebensbereiche* und *Lebensziele* sowie Einstellungen zur Rolle der *Frau in der Familie und bei der Kindererziehung* (evaluative, d. h. motivations- bzw. wertorientierte Dimension).

Im kirchlichen Bereich ergeben sich so sechs ‚Lebensstiltypen‘, die wesentlich differenziertere Betrachtungen der bis dahin grob gerasterten drei Mitgliedsgruppen, besonders des großen Teils der sogenannten ‚Distanzierten‘,¹⁷² zulassen (vgl. ebd., 212ff.; EKD 2003, 55–70). – Zur Analyse der Religiosität der einzelnen Typen wird jedoch auf althergebrachte kirchlich-christliche Indikatoren zurückgegriffen. (vgl. EKD 2003, 64; Benthau-Apel 2006, 217f.). Das hat zur Folge, dass Religiosität (in diesem Sinne!) wiederum stark mit Kirchnähe korreliert – und vice versa mögliche andere religiöse Ausdrucksweisen, besonders des ‚jugendkulturell-

171 Mit Verweis auf dens.: Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit, Frankfurt/M. 1992, 376ff.

172 1) jeweils 10–15% ‚Kernmitglieder‘ und 2) ‚kirchenferne Austrittsbereite‘ sowie 3) ca. 70% ‚Distanzierte‘ (vgl. EKD 2003, 63f.).

modernen Lebensstils‘ (mit 22% der größte Teil), als ‚nicht (christlich-) religiös‘ (und kirchenfern) übrig bleiben. Es bleibt nur der ernüchternde (und nicht überraschende) Negativbefund, dass „eine traditionell christlich-religiöse Sprache ebenso wie die klassischen Teilnahmeformen, die bei den Kernmitgliedern auf Zustimmung stoßen und ihrem Lebensstil entsprechen, gerade der Lebenswirklichkeit und den Wertvorstellungen der Jüngeren nicht angemessen erscheinen“ (ebd., 231). – Eine Kreuztabelle der Lebensstile mit religiös sensibleren Items (die ja erhoben wurden) wäre hier sicher aufschlussreich.

In Bezug auf die Lebensstile der Konfessionslosen wurden ebenfalls sechs Typen konstruiert, die (qualitativ wie quantitativ) eine sehr große Ähnlichkeit mit denen der Evangelischen aufweisen (vgl. ebd., 238.244). Der gewichtigste Unterschied ist bei der Frage zur Rolle der Frau in der Familie und bei der Kindererziehung festzustellen. Hier vertreten Konfessionslose eine deutlich egalitäre Position, besonders im Osten (vgl. ebd., 237–245). – Allerdings ist über den Zusammenhang zwischen einem bestimmten Lebensstil und möglicher spezifischer Religiosität (erwartungsgemäß) leider nichts zu erfahren.

Insgesamt wurde das erhebliche Potenzial dieser Lebensstilanalyse – besonders mit Blick auf die Lebenswelt der Distanzierten und Nicht-Kirchenmitglieder und deren mögliche religiöse Sichtweisen und Praxen – noch kaum entfaltet.

Die Untersuchung von *Weltsichten*, wie sie Wohlrab-Sahr (zusammen mit Benthaus-Apel u. a.) durchgeführt hat, führt m. E. wesentlich weiter, sowohl bei den Mitgliedern als auch den Konfessionslosen. Ziel war es, „ein Forschungsinstrument zu entwickeln, das die Lebensorientierungen, Lebensstile und die Lebenspraxis aller Befragten in einer Weise aufschließt, die für den Bereich der Religion im Allgemeinen und der Kirche im Besonderen relevant ist, ohne von vornherein nur nach Kirche oder Religion zu fragen“ (Wohlrab-Sahr/Benthaus-Apel 2006, 281).

Der Untersuchung wird explizit ein reflektiertes wissenssoziologisches Verständnis von Religion zugrunde gelegt: „Religion kommt damit als ein Vorgang der Interpretation und Herstellung einer kognitiven Ordnung – einer Sinnordnung – in den Blick“ (ebd., 282). Die Autoren beziehen sich dabei unter anderem auf Luckmann (1991; s. o.).¹⁷³ Von dessen Auffassung

173 Vgl. 4.1.2 (*Verankerung in religionssoziologischen Ansätzen*) sowie 4.1.3.a (*Individualisierung von Religion*).

von ‚unsichtbarer Religion‘ distanzieren sie sich aber insofern, „nicht jede Art der kognitiven Weltordnung – ‚der Weltansicht‘ – als religiös zu bezeichnen“ (ebd.; kursiv i. O.). Als entscheidendes Merkmal einer religiösen Weltsicht sehen sie, dass diese „in irgendeiner Weise auf eine transzendente Dimension bezogen sein muss“ (ebd.) In der Luckmann’schen Terminologie entspricht das der ‚großen Transzendenz‘ (s. o.). – Im Großen und Ganzen teilen Wohlrab-Sahr u. a. also das hier erarbeitete Verständnis von Religion bzw. Religiosität, allerdings wird m. E. die Aufgabe der Kontingenzbewältigung zu eng an die (kognitive) Herstellung einer ‚Sinnordnung‘ oder die Bewältigung eines ‚Bewährungsproblems‘ geknüpft.¹⁷⁴ Das kommt auch in den drei Dimensionen zum Ausdruck, anhand derer sie die Weltsichten theoretisch konzeptualisieren: (vgl. ebd., 283–286; EKD 2003, 39f.)

- 1) *Dimension der Ordnung*: ‚Sinn-‘, ‚Planhaftigkeit‘ und ‚Geordnetheit‘ versus ‚Unberechenbarkeit‘ und ‚Unkontrollierbarkeit‘ des Lebens,
- 2) *Dimension der Grenze*: Vorstellung von etwas ‚Transzendtem‘, ‚Unverfügbaren‘, „etwas, das über das Leben und die Einflussmöglichkeiten des Einzelnen hinausweist“ (EKD 2003, 40),
- 3) *Dimension der Zurechnung*: „Vorstellungen über Verursachung und Verantwortlichkeit“ (ebd.), „Wird das Individuum selbst als Alleinverantwortliche und letztendlich gestaltende Kraft im Leben angesehen?“ (ebd.), „mittlere, soziale Ebene der Ursachenzuschreibung [...] [o]der gibt es auch Vorstellungen davon, dass Gott oder andere Kräfte im Leben und in der Welt wirken?“ (ebd.).

Je nach Umgang mit diesen drei Dimensionen unterscheiden Wohlrab-Sahr u. a., ob dies a) aus einer immanenten Perspektive geschieht (also im Sinne von Luckmanns ‚kleinen Transendenzen‘) oder b) aus einer explizit transzenten Perspektive (‚große Transzendenz‘), oder ob die Bezugnahme c) auf eine Art ‚mittlerer Transzendenz‘ erfolge (vgl. dies. 2006, 284). – Für den Fragebogen operationalisieren sie diese Dimensionen und Perspektiven wiederum mit mindestens je neun Items zu je fünf verschiedenen Lebensbereichen. Thematisch handelt es sich dabei um Aussagen mit folgenden Schwerpunkten: *Sinn des Lebens*; *aktive Sterbehilfe* in Fällen

174 Wohlrab-Sahr ist sich gerade gegenüber Oevermanns Ansicht bewusst, dass die Bewältigung der Sinn- oder (im Weber’schen Sinne) der Bewährungsproblematik für einen Menschen nicht notwendigerweise anliegen muss und wenn, dann muss diese Bewältigung nicht zwangsläufig religiös erfolgen. (vgl. 4.1.2 *Ulrich Oevermann* und 4.2.2 *Die Alternative qualitativer Forschung*)

tödlicher Krankheit; das *Zusammenleben mit muslimischen Migranten*; *Gesundheit und Krankheit* und darauf bezogenes Verhalten sowie die Erfahrung und den Umgang mit *Arbeitslosigkeit* (vgl. ebd., 287).

Die Auswertung dieser Fragen zeigt im Vergleich zwischen Evangelischen und Konfessionslosen zunächst Gemeinsamkeiten: Sie teilen eine Weltsicht, „in der persönliche Anstrengung, Aufgabenerfüllung, Selbstverantwortung, die hohe Relevanz von Arbeit für das Leben, die Bedeutung des Maßhaltens und die Notwendigkeit äußerer Grenzen für menschliche Entscheidungsfreiheit relativ hoch bewertet werden. Man könnte sagen, hier trifft man auf eine ‚klassische‘ Variante der protestantischen Ethik, die Evangelische und Konfessionslose verbindet“ (EKD 2003, 53; vgl. Wohlrab-Sahra u. a. 2006, 299). Bei der Frage zur Sterbehilfe teilt mehr als ein Viertel der ostdeutschen Konfessionslosen (über 26%) mit etwa einem Drittel der Evangelischen im Westen und sogar 44% der ostdeutschen Evangelischen die Ansicht: „Es muss Grenzen geben, die der Mensch nicht überschreiten darf. Die Entscheidung über Leben und Tod ist eine solche Grenze“ (EKD 2003, 42, Frage 43EV/35KL, Item C).¹⁷⁵ – Im Unterschied dazu finden diese normierenden Positionen bei den Konfessionslosen (besonders im Osten) insgesamt weniger Anklang als die Items, in denen spezifische Kontexte und Umstände für den Fall der Sterbehilfe in Rechnung gestellt werden. Hier nehme die Autonomie den Wert einer ‚letzten Relevanz‘ ein. (vgl. Wohlrab-Sahra u. a. 2006, 292) – Was dezidiert die Fragen zur Sinn- und Bewährungsproblematik anbetrifft, so habe man es bei der Masse der konfessionslosen Ostdeutschen mit einer Gruppe zu tun, „die einer Semantik der ‚großen Transendenzen‘ und allem, was damit zu tun hat, ausgesprochen kritisch gegenüber steht, die den Verstand, die eigene Leistung, Anstrengung und Pflichterfüllung ins Zentrum stellt, die auch um die Vergeblichkeit mancher Anstrengungen weiß, die allerdings [im Gegensatz zu den Evangelischen] mit der grundlegenden Infragestellung einer solchen verstandesorientierten Leistungs- und Verantwortungsethik nichts anzufangen weiß“ (ebd., 48; Einfügung MF). – Es bleibt mir hier zu fragen, ob durch die explizite Ausrichtung (vgl. EKD 2003, 40; vgl. Wohlrab-Sahra u. a. 2006, 299) auf Sinn- und Bewährungsfragen (also die Rechtfertigungsthematik) die ‚Weber’sche Leistungsethik‘ nicht auch etwas forciert wurde. Oder verbindet die Ostdeutschen insgesamt ein „diesseitsorientierter Pragmatismus“ (Storch 2003, 244), der, so Tiefensee, die Menschen in der ehemaligen DDR nach zwei Diktaturen hinreichend

175 EV = Fragen für evangelische Kirchenmitglieder; KL = Fragen für Konfessionslose.

trainiert habe, „die Dinge zu nehmen, wie sie nun mal sind, d.h. sich zu arrangieren und ‚durchzuwursteln‘? Eine Antwort auf tiefgreifende Sinnfragen wurde und wird weder im Alltag noch in extremen Lebenslagen erwartet“ (Tiefensee 2000, 48; vgl. auch Domsen 2005b, 116).¹⁷⁶

Bei der sogenannten ‚Faktorenanalyse‘, mithilfe derer der Zusammenhang verschiedener Antworten betrachtet wird, zeigt sich, dass beim ‚Sinn des Lebens‘ die Weltsicht einer ‚immanenten Sinnordnung‘¹⁷⁷ dominiert, gefolgt von dem Bestreben einer rational kontrollierten Selbstbestimmung¹⁷⁸ und als drittes einer Einstellung, die als ‚nicht-reflexive Anomie‘ bezeichnet wurde (vgl. Wohlrab-Sahr 2006, 317f.). Eine solche Weltsicht wird durch folgende Sätze repräsentiert: „Was im Leben passiert, ist Zufall und Willkür“ (ebd., 316) sowie die spezifisch ostdeutsche Indifferenz: „Ich mache mir über den Sinn des Lebens eigentlich keine Gedanken“ (ebd.; vgl. ebd., 318). Eine vierte Weltsicht bestehe in ‚Reflexivität und Anpassung‘, für die folgende Sätze bestimmend sind: „Auch wenn man im Leben viel durch eigene Anstrengung bewirken kann, hat man doch nicht alles in der Hand.“ (ebd.) sowie „Man muss sich im Leben ständig auf Neues einstellen“ (ebd.).

Gegenüber der III. Erhebung wurde zudem die ‚Blockerwirkung‘ religiöser Sprachmuster (wie ‚Gott‘) für ostdeutsche Konfessionslose bestätigt, besonders im Vergleich zu den westdeutschen.¹⁷⁹ Die Vermutung von Schloz (2000, 361), sich dennoch eher unter ‚Christlichkeit‘ (denn sonstigen reli-

176 Diese Einstellung jedenfalls findet Storch in zwei Interviews zur Bewältigung des kritischen Lebensereignisses ‚Wende‘ bestätigt. (vgl. Storch 2000) – Der Soziologe Rainer Döbert war bereits 1978 der Ansicht, dass es unsere Gesellschaft erlaube, „die Gesamtbioografie so zu organisieren, dass sich die Frage nach dem Sinn des Lebens überhaupt nicht stellt, oder dass das Leben als sinnvoll empfunden wird, ohne dass religiöse Deutungssysteme irgendeine Rolle spielen.“ (so zitiert nach Nipkow 2006, 28 mit Verweis auf Döbert, R.: Sinnstiftung ohne Sinnsystem? Die Verschiebung des Reflexionsniveaus im Übergang von der Früh- zur Spätadoleszenz [...], in Fischer, W./Marhold, W. (Hg.): Religionssoziologie als Wissenssoziologie, Stuttgart 1978, 65ff.)

177 Die menschliche Existenz verlaufe nach (einem bestimmten) Plan; es komme, wie es kommen muss; man müsse dem Leben nicht durch eigene Anstrengung Sinn verleihen, der Lebenssinn sei ein Geschenk; Lebensziele verwiesen über einen selbst hinaus (vgl. Wohlrab-Sahr [u. a.] 2006, 316f.).

178 Die Aufgabe erfüllen, vor die man gestellt ist; für das eigene Leben selbst verantwortlich sein; sich an das halten, was für den Verstand erfassbar ist; man müsse sich ständig auf Neues im Leben einstellen.

179 Sofern die ‚unhintergehbaren Grenzen‘, die mehr als ein Drittel der ostdeutschen Konfessionslosen hinsichtlich der Sterbehilfe für sich akzeptiert, als ‚Entscheidung Gottes über das Ende unseres Lebens‘ formuliert werden, können dem nur noch etwa 4% (aber knapp 9% der westdeutschen Konfessionslosen) zustimmen (vgl. EKD 2003, 42, Frage 43EV/35KL, Item C und J). – Die Distanz zu Formen christlicher Semantik bestätigt sich auch in einer weiterführenden ‚Faktorenanalyse‘ (vgl. Wohlrab-Sahr u. a. 2006, 317).

giösen Wendungen) wiederzufinden, zeigt, dass gerade im Osten von einem Großteil der Nicht-Kirchenmitglieder das ‚Christentum‘ als „so etwas wie eine Leitkultur“ (EKD 2003, 50, Frage 36KL, C: 51% Zustimmung, 20% Ablehnung) akzeptiert wird.¹⁸⁰ Die Bedeutung des Christentums als „kultureller Ordnungsfaktor“ (ebd., 51) wird hier als „zivilreligiöse‘ Variante des Christentums [...] – als eine Form mittlerer Transzendenz“ (ebd., 53) interpretiert (vgl. Wohlrab-Sahr u. a. 2006, 300). Entsprechend teilen in der Faktorenanalyse zur Frage ‚Zusammenleben mit Muslimen‘ die konfessionslosen Ostdeutschen eine Weltsicht mit den westlichen Konfessionslosen und allen Evangelischen. Die Autoren bezeichnen dieses Phänomen als ‚Engagiertes Christentum‘ bzw. ‚Ziviles Engagement‘, dessen Kern eine (wenn auch zum Teil säkularisierte) „christliche Ethik“ (ebd., 322) bilde, wo die Sorge um den Fremden mit der Verantwortung für das soziale (demokratische) Miteinander als überindividuelles Ziel kombiniert werde. Dem folgt eine Weltsicht, die für die Konfessionslosen in Ostdeutschland mit ‚Ordnung durch Politik und Gesetz‘ überschrieben ist und wo das Motiv der ‚Leitkultur‘ (zu der auch das Christentum gezählt wird) eine charakteristische Aussage bildet. Dieses Phänomen lässt sich vielleicht auch mithilfe des bildhaften Ausdrucks der ‚kulturellen Tapete‘ verstehen, wie er von Anna-Katharina Szagun in der Rostocker Langzeitstudie vorausgesetzt wird. (vgl. dies. 2006, 51)

Die themenzentrierten Gruppendiskussionen bilden das umfangreichste Inventarium der IV. EKD Erhebung. Mit ihnen wurden (neben den Erzählinterviews mit vier Kirchendistanzierten)¹⁸¹ die qualitativen Befragungsinstrumente fortgeführt und weiterentwickelt. Das Interesse bestand für die Untersuchungsgruppe darin, zu erfahren, „welche Bedeutung Religion im Alltag hat, wie Menschen ihr religiöses Erleben beschreiben, in welcher Weise und in welchen Kontexten sie auf religiöse Deutungen zurückgreifen.

180 Hintergrund dieser Fragen ist die Zuwanderungsproblematik, besonders aus islamischen Gebieten. Beispielsweise bei der Frage über die ‚Entscheidung eines Moscheebaus‘ mit verschiedenen Optionen lehnen fast die Hälfte (48%) der ostdeutschen Konfessionslosen (und immerhin 43% der Evangelischen Ost) diesen Bau kategorisch ab, bei gleichzeitigem Eingeständnis von ca. 20% (beide), sich gar nicht auszukennen (über den Islam) (vgl. EKD 2003, 51, Frage 31KL). – Das spiegelt sich etwa in der dritten Weltsicht zu diesem Thema wieder, in der sich ‚Anomie‘ (kulturelle Unüberschaubarkeit und Chaos; der Eindruck, zukünftigen Veränderungen ausgesetzt zu sein) und ‚Leitkultur‘ verbinden (vgl. Wohlrab-Sahr u. a. 2006, 323f.).

181 Vgl. Schloz, R.: „Glauben – immer bisschen zweifelnd und bisschen zögerlich“. Wiederholungsinterviews mit Interviewpartnern von 1992, in EKD 2006b, 229–290.

[...] Es geht um Formen, Möglichkeiten und Grenzen religiöser Kommunikation“ (Sammet 2006, 357), die heute in gewisser Hinsicht als ‚eine Zumutung‘ erscheine.

Auch hier wurde als konstitutives Kriterium für Religion die Unterscheidung von Transzendenz und Immanenz angenommen: „Dabei kann es um die Beziehung des alltäglichen Lebens zu etwas ‚Anderem‘ oder ‚Größerem‘ gehen, das Christen mit Gott in Verbindung bringen, das manchmal aber auch abstrakter bezeichnet wird“ (ebd., 358). Kornelia Sammet verweist ebenso auf eine „Sphäre des Erlebens und Empfindens“ (ebd.), die ggf. zur Sprache kommt und sich vom alltäglichen Erleben markant unterscheidet. Weiterhin wurde bei der Untersuchung Wert gelegt auf das Verhältnis von ‚religiöser Kommunikation‘ und im Unterschied dazu ‚Kommunikation über Religion‘, d. h. welche Distanznahme erfolgt beim Sprechen über Religion bzw. welche Bezugnahme auf die eigene Religiosität. Hier spielt die Frage der ‚Authentizität‘ religiösen Redens eine wichtige Rolle, also „dass das, worüber sie sprechen auch durch persönliche Erfahrung gedeckt ist“ (ebd.). Schließlich befasst sich die Auswertung auch mit den in den Diskussionen behandelten Inhalten, also mit der Frage nach den Deutungsmöglichkeiten für das, was als das Bezugsproblem von Religion angesehen werde: die Bearbeitung bzw. Reflexion von Kontingenz.

Für die Gruppendiskussionen¹⁸² wurden ‚natürliche‘ bzw. ‚reale‘ Gruppen ausgewählt, die in ihrer Zusammensetzung bereits eine längere Zeit existierten: Es handelt sich um acht im kirchlichen Kontext situierte Gruppen sowie um sieben Gruppen aus einem nicht-kirchlichen Kontext. Die Konfessionslosen aus Ostdeutschland werden dabei im Wesentlichen durch die Vorsitzenden eines Kleingartenvereins¹⁸³ und eine Studierendengruppe¹⁸⁴ repräsentiert. – Leider sind in den vorliegenden Bänden (EKD 2006a+b) weder die vollständigen Gespräche veröffentlicht (was man auch nicht unbedingt erwarten kann), noch sind die beiden eben erwähnten Gruppen

182 Nach dem von Ralf Bohnsack entwickelten Verfahren, das auf „die Rekonstruktion von kollektiv geteilten Wissens- und Erfahrungsbeständen und [...] kollektiven Orientierungen“ (Sammet 2006, 359) zielt. Der Leitfaden zur Anregung der Diskussionen enthielt folgende Aspekte: 1) Einstiegsfrage (z. B. Motivation für das Engagement in dieser Gruppe?/Wie zusammen gekommen?); 2) Worauf kommt es im Leben an? (Was ist für Sie wichtig/gut?) – Mit Praxis- und Alltagsbezug; 3) Situation der Kirche/Erwartungen an diese; 4) Frage zum fiktiven Moscheebau in einer Kleinstadt; 5) Was, glauben Sie, passiert nach dem Tod? (vgl. ebd., 360f.)

183 55-minütiges Gespräch mit drei Männern und einer Frau mit überwiegend höherer Bildung, davon zwei im Ruhestand; alle seien ‚explizit religiös indifferent‘. (vgl. Sammet 2006, 370)

184 Eine gemeinwohlorientierte studentische Gruppe in einer ostdeutschen Großstadt; eine Frau, drei Männer zwischen 25 und 28 Jahren; ein evangelisches Kirchenmitglied; Dauer: 113 Minuten.

auch nur ausschnittsweise in dem II. Band zu finden, wo die Gruppendiskussionen vor allem unter kirchlichen Aspekten (und die entsprechend situierten Gruppen) näher analysiert werden. Daher werden die Erwartungen, auch etwas über die mögliche religiöse Kommunikation oder das Reden über Religion der hier im Fokus stehenden Konfessionslosen aus dem ostdeutschen Kontext zu erfahren, m. E. kaum erfüllt. – Nur unter bestimmten Aspekten ist im I. Band (bei Sammet 2006) wenigstens aus den besagten Gruppen zu erfahren. In den nicht-kirchlichen Gruppen seien besonders bei der Frage nach den Vorstellungen über den Tod (und danach) verschiedene Reaktionsmuster rekonstruiert worden, die auf die Zumutung dieser Frage hinweisen: Sammet spricht von der „Abwehr religiöser Kommunikation mit Verweis auf die eigene religiöse Indifferenz bzw. auf die fehlende Wissensbasis in Hinblick auf die Transzendenz“ (ebd., 397) und die Zurücknahme explizit religiöser Aussagen zugunsten einer immanenten Deutung.

Als Beispiel dafür gibt Sammet indirekt eine Frau aus der Kleingärtnerrunde wieder, die äußert, dass nach dem Tod die „Asche zu Mutterboden werden und daraus wieder eine Pflanze wachsen könne, und für einen Kleingärtner sei es wichtig, dass man den Kindern etwas weitergeben möchte, das in ihnen weiterlebt“ (ebd., 370). – Meiner Interpretation nach sieht sich diese Frau eingebunden in die Erfahrung des Kreislaufs von Leben, Sterben und neuem Leben – möglicherweise nur eine Erfahrung mittlerer Transzendenz. Sofern man aber das Reden dieser Frau nicht nur auf der Sachebene zu verstehen versucht, sondern sondierte, ob ihre Worte so etwas wie einen symbolischen Mehrwert oder Bedeutungsüberschuss enthielten, dann gewönne ihre Aussage Anschlussfähigkeit und Tiefe für die religiöse Dimension. – Davon ist aber bei Sammet nichts zu erfahren.

Bei den Gruppen im nicht-kirchlichen Kontext, besonders in den beiden Ostgruppen, war weiterhin zu beobachten, dass, sofern diese nicht nur über Religion, sondern auch in religiöse Richtung zu kommunizieren versuchten, sich häufig verschiedener Techniken bedienten, um sich zu religiösen Formulierungen, ihren möglichen religiösen Vorstellungen und Wünschen eine Distanz zu bewahren und ihre Äußerungen von gesichertem Wissen oder gar von ‚Glauben‘ zu unterscheiden (vgl. ebd., 397f.). Denn sowohl im Kleingartenverein als auch in der Studentengruppe entzogen sich Äußerungen, die sich dem Modus ‚Glauben‘ näherten, sofort der Akzeptanz der Gruppe, etwa durch ironische Bemerkungen oder direkte Kommunikationsstopps (vgl. ebd., 373f.397f.).

Möglichkeiten, dennoch etwas Religiöses zu äußern, lagen beispielsweise für einen Kleingärtner darin, seine Aussage als vermutete Rede der kirchlichen Gesprächsleiterin zu formulieren. Statt bloß vom Sterben von Vereinsmitgliedern zu sprechen, würde sie vielleicht sagen: „der liebe Gott da reguliert“ (ebd., 388). – In der Studierendengruppe bezeichnet ein Mann seine Wunschvorstellung, seine verstorbenen Familienmitglieder einmal wiederzusehen, als „kleines offenes Hintertürchen“ (ebd., 371f.). Das sei für ihn wie ein ‚Trost‘ wider aller rationaler Einsicht. Damit psychologisiere er sein Verhalten, so Sammet. (vgl. ebd., 372) Auch eine Frau, die gern in einer Kirche Kerzen anzünde und über dem Grabstein ihrer Großmutter ein paar Worte spricht, erzählt von diesen Ritualen nicht ohne immer wieder klarzustellen, dass sie dies wider ihr Wissen tue: „es wird nichts sein“ (ebd.). Diese rational(istisch?)e Aussage markiert für sie den Rahmen ihres Handelns und besonders, wenn sie darüber spricht (vgl. ebd., 397f.).

Im Blick auf diese Gruppendiskussionen werden neben den Möglichkeiten auch vor allem die Grenzen deutlich, an die religiöse Kommunikation besonders in einer Gruppe stößt – noch dazu bei Konfessionslosen mit DDR-Vergangenheit. Obwohl aber oder gerade weil auch die religiöse Sprachfähigkeit hier wie da gering ausfällt, besteht offenkundig ein Bedarf danach, über religiöse Themen zu sprechen, über die man noch „nie so länger als eine halbe Minute [...] gesprochen“ (ebd., 373) habe, stellt gerade eine Frau aus der Ost-Studierendengruppe fest. – Im Resümee von Sammet wie im Kommentar von Ulrike Wagner-Rau wird die Besonderheit dieser Gesprächssituationen verdeutlicht, in der Scham, Angst und Unsicherheit¹⁸⁵ dem Bemühen gegenüberstehen, gegenseitigen Respekt und Vertrautheit aufzubringen. (vgl. ebd., 398.403) Ebenso notwendig seien aber auch ‚solide Informationen‘ oder auch ein ‚authentisches Glaubenzeugnis‘, um für sich selbst Klarheit zu gewinnen (vgl. Wagner-Rau 2006, 404). – „Gebraucht und gesucht wird symbolisches ‚Material‘ und eine Sprache, durch die Erfahrungen und Wahrnehmungen sich überzeugend ausdrücken, durch deren Gebrauch sich aber auch neue Erfahrungen und andere Zugänge zur Wirklichkeit eröffnen“ (ebd.).

An dieser Stelle sei des Vergleichs halber auf eine jüngere Untersuchung¹⁸⁶ hingewiesen, bei der ebenfalls durch Gruppeninterviews „Die religiöse und kirchliche Ansprechbarkeit von Konfessionslosen in Ostdeutschland“ (Rinn 2006) unter-

185 Untereinander wie gegenüber der externen Gesprächsleiterin.

186 Im Auftrag des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD (www.ekd.de/swi; 16.10.2007).

sucht wurde. Der Fokus lag dabei auf Nicht-Kirchenmitglieder aus dem Raum Dessau (Anhalt) und der Propstei Burg Stargard (Mecklenburg-Strelitz) (vgl. ebd., 23f.). Sowohl der Titel, die Methode als auch die Reflexion, dass Konfessionslosigkeit nicht automatisch mit Religionslosigkeit einhergehe – wie auch umgekehrt (vgl. ebd., 16), lassen mehr erwarten, als die Studie letztlich aufzuschließen vermag. – Im Unterschied zu Sammet (2006) werden keine ‚natürlichen‘ Gruppen ausgewählt, sondern „künstlich zusammengestellte“ (ibd., 22)¹⁸⁷ ‚rekrutiert‘. Zudem wurde für die eigentliche Durchführung (neutralitätshalber?) ein Marktforschungsinstitut beauftragt. Inhaltlich wurde „verzichtet [...] auf eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema Religiosität“ (ibd., 56). Stattdessen entschied man sich zwischen den Antagonismen von Luckmanns ‚unsichtbarer Religion‘ und der Pollack-Pickel’schen Korrelationsthese und machte letztere (wider aller Einsicht) zur ersten ‚forschungsleitenden Annahme‘ (vgl. ebd., 17f.20). Die Leitfragen für das Gespräch verknüpfen zusätzlich Religiosität stark mit Kirchlichkeit (vgl. ebd., 35f.). – Entsprechend diesen Voraussetzungen fallen die Ergebnisse aus: „Vor allem unter jungen Konfessionslosen [...] war es fast unmöglich, überhaupt über Religion und Glauben zu sprechen. Meist wurde geschwiegen oder es kam zu einer diffusen Auseinandersetzung“ (ibd., 37). Zusammenfassend bleibt es der Autorin Maren Rinn festzuhalten, „dass die konfessionslosen Gesprächsteilnehmer religiös kaum ansprechbar sind“ (ibd.).

Der Vergleich beider Untersuchungen (Sammet 2006; Rinn 2006) zeigt m. E., wie aufwändig und wie empfindlich zugleich der inhaltliche wie situative Aufbau einer Kommunikationsrunde ist, in der unter den konfessionslosen enttraditionalisierten Teilnehmern so etwas wie ‚authentische Religiosität‘ zur Sprache gebracht werden soll. Ich frage mich, ob und inwiefern – selbst unter ausreichend reflektierten Voraussetzungen – die Methodik der Gruppendiskussion überhaupt dazu geeignet ist.

Im Kommentar zur IV. EKD-Erhebung insgesamt bezweifelt Klaus Tanner, dass es heute in den Kirchen schon „genug Kenntnis der ‚Sprachen‘ und Artikulationsformen [gibt], in denen Menschen in Deutschland sich mit der Frage beschäftigen, was letztlich vertrauenswürdig ist, woran man ‚sein Herz hängen‘ kann oder vielleicht besser nicht hängt? Nur weil wir alle dieselben deutschen Worte verwenden, sprechen wir noch lange nicht dieselbe Sprache.“ (ders. 2003, 77) Die individuellen Frömmigkeitsformen (ob Kirchenmitglied oder nicht) fielen nach wie vor weitgehend durch die

187 Mit Verweis auf Loos, P./Schäffer, B.: Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlage und empirische Anwendung, Opladen 2001, 43ff.

„Analyseraster“ der Theologie (vgl. ebd.). – Angesichts dieser breiten religiösen Sprachlosigkeit erscheint die Forderung nach Schaffung von Freiräumen zur Sensibilisierung für religiöses Fragen umso dringender. Freiräume deshalb, weil hindurch gedrungen werden muss bis zu einer ganz basalen Sprache, die den menschlichen Grunderfahrungen gerecht wird, ohne andererseits an Transzendenz zu verlieren. Denn eine christlich-dogmatische Sprache ohne Freiräume kann – wie bei Konfessionslosen – selbst im kirchlichen Rahmen bald zur „Abblockung“ führen.¹⁸⁸ Wohlrab-Sahr gibt hier zu bedenken, „dass die Nachhaltigkeit von Entkirchlichungsprozessen, [...] letztlich doch von den Akteuren im religiösen Feld mitproduziert wird“ (Wohlrab-Sahr 2000, 374).¹⁸⁹

d) Korrelation von Religiosität und Kirchlichkeit – in der Familie

An der Schnittstelle zwischen Kirche und Gesellschaft untersucht *Michael Domsgen* aus religionspädagogischer Perspektive die Wechselwirkung von „Familie und Religion“ (Domsgen 2004 und darauf aufbauend 2005a–c). Dafür stellt er sich auch dem Problem der Begriffsdefinition von Religion, um daraufhin das Thema Familie unter verschiedenen religiösen Dimensionen zu betrachten. Sozialpsychologisch geht er von dem Dimensionenmodell Glocks aus und organisationssoziologisch bezieht er sich auf die Typologie¹⁹⁰ von Pollack, auf dessen Religionsbegriff er auch aufbaut. (vgl. ders. 2004, 100ff.) Sein Datenmaterial entnimmt er vorliegenden Erhebungen, zumeist den EKD-Erhebungen über Kirchenmitgliedschaft (vgl. EKD 1997; EKD 2003). Im Falle der Konfessionslosen bezieht er sich sogar auf hier bereits zitierte Literatur von Wohlrab-Sahr (vor allem das Interview mit ‚Melanie‘ von Jörg Haustein, vgl. Wohlrab-Sahr 2002b). Es scheint mir daher nicht schlüssig, wieso Domsgen neben so erhellenden wie differenzierenden Erkenntnissen der genannten Autorin und anderen (wie Zeddis 2002 oder Schloz 2000) dennoch konfessionslose Familien unter

188 Vgl. EKD 1997, 373, Fragebogen zur Erfahrung im Konfirmandenunterricht bei Mitgliedern und Ausgetretenen.

189 Kommentar zu Wolfgang Jagodzinski (Religiöse Stagnation in den neuen Bundesländern: Fehlt das Angebot oder fehlt die Nachfrage?, in Pollack/Pickel 2000, 48–69, hier 65f.), der (wie später Heiner Meulemann 2003, 285) eine vorsichtige Öffnung der jüngeren/jüngsten Generation für religiöse Fragen wahrnimmt.

190 Pollacks Typologie unterscheidet (nach den Quellen GuI 1999 und PCE 2000) in „Areligiöse“, „Engagierte Christen“, „Kirchlich Religiöse“, „Durchschnittschristen“ und „Synkretisten I/II“ (vgl. Pollack 2003, 177; Pollack/Pickel 2003, 15).

dem pauschalen Typus „Atheismus“¹⁹¹ behandelt, den Pollack selbst nicht verwendet hat. Genauso wenig befriedigt seine Darstellung der ‚experimentellen Dimension‘ von Religiosität der sogenannten ‚Atheisten‘, wo bei christlich-enttraditionalisierten Individuen noch am ehesten unkonventionelle Ausdrücke religiöser Erfahrungen zu erwarten wären. Domsgen benutzt hier die ‚Assoziationsreihe Religion‘, die ja im Gefolge der III. EKD-Erhebung bereits eingehender Kritik unterworfen wurde. Das gleiche gilt für die ‚ideologische Dimension‘, die mit der ‚Gottesfrage‘ (der III. EKD-Erhebung, vgl. EKD 1997, 411) zu bestimmen versucht wurde. Dahingegen scheint die ‚zivilreligiöse Variante des Christentums‘ bzw. die Wirkung der ‚kulturellen Tapete‘ gegenüber der IV. EKD-Erhebung bei ihm keine oder zu geringe Bedeutung zu erfahren: Wenn das ‚kulturreligiöse‘ Wissen der Konfessionslosen auch ‚hoch defizitär‘ einzuschätzen sei, hätten sie doch Interesse an den Fakten (‚intellektuelle Dimension‘), die jedoch ohne Relevanz für ihr Leben blieben (‚konsequentielle Dimension‘).¹⁹²

Domsgens Darstellung hinterlässt insgesamt einen defizitären Eindruck von den Konfessionslosen – verstärkt durch solche Aussagen wie, dass für die Religionspädagogik die Herausforderung der Konfessionslosigkeit darin liege, dass diese „Menschen in Ermangelung traditioneller Anknüpfungspunkte neu für die Tiefendimension ihres Daseins zu sensibilisieren“ seien, „damit der Lebensbezug des christlichen Glaubens überzeugend hervortreten“ (ders. 2005b, 14) könne. – Es ist nicht diese Lebensrelevanz christlichen Glaubens, die ich hier infrage stellen möchte, sondern dass die Begegnung mit Konfessionslosen für Domsgen offensichtlich von der ‚grundlegenden Frage‘ bestimmt ist, „was denn ein Mensch lernen müsse, um als Christ leben zu können“ (ebd., 15).¹⁹³ – Was hinter solchen Aussagen steht, nennt Martin Steinhäuser eine „Tendenz zur *Defizit-Perspektive*“ (ders. 2002, 125; kursiv i. O.), die Begriffe wie ‚Traditionsabbruch‘ oder ‚vagabundierende Religio-

191 Wie der Aufsatz von Philipp Stoellger „Deus non daretur?“ (2003) verdeutlicht, ist Atheismus als eine bereits deutlich reflektierte Gegenposition zum Theismus zu verstehen. Was heute gemeinhin (und auch bei Domsgen) als ‚Atheismus‘ bezeichnet wird, ist m. E. besser mit ‚religiöser Indifferenz‘ beschrieben. (vgl. ebd., 164; vgl. auch Tiefensee 2002, 211) Domsgen jedoch versteht unter ‚Atheismus‘ eine Position, „die sich bewusst von Religion abgrenzt“ (ders. 2004, 212), was er wiederum aus der Verneinung der Gottesfrage (vgl. EKD 1997, 411) schließt (vgl. ebd., Fußnote 433; 216f.).

192 Diese Aussage scheint mit den Daten der IV. EKD-Erhebung nicht übereinzukommen, ja diesem fast zu widersprechen (vgl. EKD 2003, 51, Frage 31KL [Ablehnung eines Moscheebaus]).

193 Mit Verweis auf einen Titel von Christian Grethlein: Religionspädagogik ohne Inhalt? Oder: Was muss ein Mensch lernen, um als Christ leben zu können?, in: ZThK 1000, 2003, 118–145.

sität‘ lediglich „aus der Sicht traditionaler Religionshoheit“ bzw. von einem „Mitgliedschaftsdenken“ (ebd.) her ‚präskriptiv‘ auflade, – „eine theologisch und pädagogisch zu bevorzugende Perspektive für die post-sozialistische Gesellschaft“ (ebd.) sei das aber nicht.¹⁹⁴

Bei Domsgens Einschätzung, dass in den ‚atheistischen‘ Familien (in Ostdeutschland) keine „auf eigenen Erfahrungen beruhende religiöse Prägung“ (ders. 2005a, 72) stattfinde, gerät m. E. die Möglichkeit eigener religiöser Erfahrung von Eltern wie Kindern, die nicht einer religiösen Institution angehören, aus dem Blick. Denn aus den vorliegenden (kritikwürdigen) Daten schlussfolgert er, dass mit „einer zunehmenden atheistischen Orientierung [...] also das Vermögen zurück[geht], religiös zu empfinden“ (ders. 2005b, 93; vgl. 2005a, 73). Religiosität sei deshalb „zumeist nur in solchen Familien anzutreffen, in denen es auch Kirchlichkeit gibt“. Damit reproduziert Domsgen Pollacks Korrelationsthese von Kirchlichkeit und Religiosität und gibt Jan Hermelink recht, wenn dieser fast exklusiv formuliert, dass Religion bzw. Religiosität „jedenfalls in Ostdeutschland primär in der Kirche“¹⁹⁵ entstehe.

Religiöse Erziehung unabhängig von konfessioneller Zugehörigkeit

Im Gegenüber zu den eben vorgestellten Schlussfolgerungen möchte ich an dieser Stelle noch auf eine kleinere qualitative Studie hinweisen, die Heide Liebold im Sommer 2004 anhand von Einzel- und Paargesprächen mit Eltern aus Ostdeutschland (in ländlichen Regionen Sachsens und Brandenburgs) durchgeführt hat (vgl. Liebold 2005).¹⁹⁶ Gemeinsames Merkmal der Untersuchten ist, dass jeweils ein Elternteil christlich konfessionsgebunden ist, das andere nicht. Liebolds Frage lautet nun, welche (u. U. gemeinsamen) Intentionen diese gemischt konfessionell-konfessionslosen Paare in Hinblick auf die familiäre religiöse bzw. weltanschauliche Erziehung ihrer Kinder verfolgen. – Das m. E. entscheidende (wenn auch von Liebold vorsichtig formulierte) Ergebnis ihrer Gesprächsanalysen sehe ich weniger darin, dass für

194 Domsgen zitiert im gleichen Abschnitt der oben genannten Aussagen auch Helmut Zeddis und dessen sensiblen Zugang zur Konfessionslosigkeit als „Hermeneutik des Fremden“. Dabei geht Zeddis doch zuerst vom Verstehen des Anderen aus, der mich sogar infrage stellen kann, und nicht von der Frage Domsgens, was der Andere lernen müsse, um so zu sein wie ich (vgl. Zeddis 2002, 166). – Von daher erscheint Domsgens Ansicht etwas zwiespältig.

195 Hermelink, J.: Fremde Heimat Religion. Konturen kirchlichen Lebens in Ostdeutschland, in: Praktische Theologie 27, 2002, 99–116, hier 116; so zitiert bei Domsgen 2005c, 72f.

196 Im angegebenen Text stellt Liebold sechs Elternpaare vor. Wieviele Personen insgesamt zu ihrem Sample gehörten, lässt sich ihrem Aufsatz nicht entnehmen.

viele Ostdeutsche Themen wie Religion (oder gar ‚Kirche‘) schlichtweg überhaupt nicht vorkämen, (vgl. ebd., 251) sondern vielmehr in der Aussage, dass sie dieses Desinteresse unabhängig von der Kirchenzugehörigkeit der untersuchten Personen feststellt. – Umgekehrt kann sie daher auch zeigen, dass in den Fällen, wo (meist ausgehend von der Mutter) Religion in der Familie, speziell bei der Erziehung, thematisiert wird, das religiöse Interesse und ggf. auch ein persönlicher Glaube und religiöse Erfahrungen ebenso unabhängig von einer Konfessionszugehörigkeit vorhanden sind. Liebolds Studie verdeutlicht, dass die religiöse bzw. weltanschauliche Erziehung vielmehr „eng verbunden ist mit Fragen der Rollenaufteilung, der Kommunikationskultur, der Entscheidungsfindung und dem Alltag des Paares“ (ebd., 250) als mit der Frage nach der kirchlichen Bindung eines Elternteils.¹⁹⁷

Zu einer ähnlichen Feststellung kommt Hermelink im Rückblick auf die EKD-Erhebungen (anders als in dem früheren Text, aus dem Domsgen ihn zitiert [s. o.]): Bedeutsam für die Unterschiede hinsichtlich der religiösen Praxis und religiöser Einstellungen sei weniger die formale Mitgliedschaft – die Grenzen zwischen Konfessionslosen und (weniger oder etwas verbundenen) Mitgliedern erschienen hier oft fließend. Bedeutsam seien vielmehr die sozialkulturellen Differenzen (z. B. Generation, Bildungsstand, Lebensstil), besonders die zwischen ost- und westdeutschen Lebensverhältnissen, die religiöse Einstellungen oft über die Grenzen formaler Mitgliedschaft hinweg tiefgreifend prägen (vgl. Hermelink 2006, 420).

4.2.3 Beispiele für weitere Untersuchungen

Die nachfolgenden Untersuchungen sind eher unabhängig von den bislang vorgestellten entwickelt worden. Sie enthalten in ihrem Ansatz Impulse, die auch für die Rostocker Studie von Interesse sind. Allerdings weisen sie entweder in ihrer Ausführung deutliche Mängel auf oder sie bieten kaum Anknüpfungsmöglichkeiten für den Osten Deutschlands. – Die zwei folgenden Beispiele (4.2.3 a und b) seien hier aber angefügt, um neben dem bisher Vorgestellten einen Ausschnitt aus der Breite der Möglichkeiten zu präsentieren, die zur Bestimmung von Religion/Religiosität in Deutschland vorliegen. – Darüber hinaus möchte ich einen kleinen Überblick über ausgewählte Forschungen zur Religiosität von Kindern und Jugendlichen

197 Das zeigen besonders die Gespräche mit Fam. Köhler und Fam. Schneider mit je konfessionslosen Müttern (vgl. Liebold 2005).

geben (4.2.3 c). Dabei kommen solche Untersuchungen in den Blick, die vor allem im Rahmen des Rostocker Forschungsprojekts relevante Bezüge darstellen.

a) „Die neuen Gesichter Gottes“ (Klaus-Peter Jörns)

„Die neuen Gesichter Gottes. Was die Menschen heute wirklich glauben“, so lautet der viel versprechende Titel einer Umfrage, die unter Klaus-Peter Jörns 1992 durchgeführt wurde. In der Tat hat Jörns mit seiner Fragestellung auf die Defizite einer im gleichen Jahr durchgeführten SPIEGEL-Umfrage „Was glauben die Deutschen?“ reagiert, (vgl. DER SPIEGEL, 25/1992) worin wieder lediglich die Akzeptanz von christlichen Glaubenssätzen abgefragt wurde. Stattdessen ist Jörns Untersuchung davon motiviert, herauszufinden, „was die Menschen wirklich glauben: d.h. was sie in ihrem Denken und Handeln bestimmt, worauf sie hoffen, wie sie die Welt und das Leben, aber auch die Zukunft sehen. Und natürlich interessiert es uns, ob dabei religiöse Dinge eine Rolle spielen“ (Jörns 1997, 5). Sein Anliegen ist es, ‚Glauben‘ in seinen Lebensweltbezügen zu erforschen, d.h. in seinen sozial wahrnehmbaren Wirkungen. Dabei ist für ihn ausschlaggebend, dass „Glauben zu allen Zeiten in ganz elementarer und allgemeiner Weise mit den Lebensbeziehungen zu tun“ hat, „und zwar ohne die Sinnfrage ausdrücklich zu thematisieren oder gar zu beantworten“ (ebd., 14).

Zentral ist für Jörns deshalb auch seine Grundlegung der „Quaternität der Lebensbeziehungen“ (ebd., 18ff.), d.h. vier Beziehungsbereiche, in denen ein Mensch lebe: (1) Personale Beziehungen (z.B. zu Menschen, Tieren), (2) Beziehungen zur Erde (Orte, Landschaften, Dinge, Arbeit, Ernährung usw.), (3) Beziehungen zu Werten und Ordnungen (Sitte, Normen, Kult[ur], Bildung, Philosophie usw.) und (4) Beziehungen zur Transzendenz („Gott“) – als dem Menschen Unverfügbares, i.S. eines „extra nos“ (vgl. ebd., 23). Wobei Jörns hier noch einmal unterscheidet: in Beziehungen (4a) zu einem ‚wirklichen subjekthaften Gegenüber‘, wie ein personaler Gott oder weniger personal als ein „göttlicher oder heiliger Geist“ (ebd.) – das sei Religion – und (4b) in nicht subjekthafte Beziehungen, wie bei „einem objektiv vorgegebenen ‚Sinn des Lebens‘ als philosophischer Setzung und das Konstrukt eines säkularen ‚Heiligen Kosmos‘ bzw. Kosmos von Werten“ (ebd.), die in einen „selbstgeheiligten Himmel projiziert“ (ebd.) werden. – Bei letzterem handele es sich um Religiosität.

Ausgehend von der Annahme, die vier Lebensbeziehungsbereiche seien untereinander in einer Art „Syntax“ miteinander verbunden (vgl. ebd., 24), lauten die Thesen der Untersuchung, der Bereich (4) hätte Auswirkungen auf (1)–(3) und umgekehrt. Die zweite These sei in dieser ersten eingeschlossen, nämlich dass das „transzendente Gegenüber („Gott“) [...] ein mit der Lebenssituation verbundenes ‚Gesicht‘“ (ebd., 27) habe, welches sich im Laufe einer Biografie mit den jeweils unterschiedlichen soziokulturellen Lebensbedingungen auch wieder verändere. – Gerade in Hinblick auf die Rostocker Untersuchung erscheinen diese Thesen, die die lebensweltliche Verankerung der Gottesvorstellung und -beziehung im Blick haben, sehr anschlussfähig.

In seiner Kritik würdigt der Sozialwissenschaftler Andreas Feige (2000) das Anliegen Jörns', nicht „quantitative Übereinstimmungsquoten mit den sprachlichen Verdinglichungen theologischer Reflexion“ abzubilden (wie z. B. in den SPIEGEL-Umfragen), „sondern – so will es wegen der von ihm besonders herausgestellten ‚*personalen* Beziehungen‘ scheinen – es geht ihm allererst um soziale Sachverhalte, die dann, in theologischer Reflexion, als die dem Befragten eignende Religiosität gelten könnten“ (Feige 2000, 102; kursiv i. O.).¹⁹⁸ Allerdings muss Feige feststellen, dass „in der Jörns'schen Untersuchung zwischen den Absichten dieser Arbeit und ihrer Realisierung massive Differenzen liegen“ (ebd.). Die Untersuchung liefere nicht das, was sie verspreche. Statt angeblich gesicherter empirischer Einsichten würden bei methodologisch näherer Betrachtung nur „Interpretationsbeliebigkeiten bzw. als empirische Ergebnisse maskierte theologische Setzungen angeboten“ (ebd.). Neben „professionell-handwerklichen Monita“, die anzumerken seien, dokumentiere diese in vielerlei Hinsicht hochmotivierte Untersuchung „besonders markant theologisches Fehlverstehen der Möglichkeiten und Grenzen sozialwissenschaftlicher Religionsforschung“ (ebd., 102f.). Ohne auf die ausführliche Analyse der Kritik Feiges hier eingehen zu können, seien hier am Ende nur drei Hauptkritikpunkte herausgestellt:

- (a) In seiner theoretischen Anknüpfung konstruiert Jörns Abgrenzungen zu den wissenssoziologischen bzw. -theologischen Ansätzen von Thomas Luckmann

¹⁹⁸ Jörns sagt selbst, nicht das objektive Gegenüber sei Gegenstand der Auseinandersetzung eines Subjekts mit seiner Wirklichkeit, sondern nur dessen „aus der Beziehung hervorgehende ‚Wahrnehmungsgestalt‘“ (ebd., 21). Interessant erscheint diese Aussage vor allem auch vor dem Hintergrund der Objektbeziehungstheorie.

und Falk Wagner, die beide die lebensweltlichen Konstitutionsbedingungen von Religion vernachlässigten; beiden wird er damit nicht gerecht. Im Gegenteil: Jörns dividierte hier Gottesbeziehung und ‚irdische‘ Sinnstiftungsbeziehungen erst auseinander und handele sich so eine Dualität von Lebensbeziehungen ein (vgl. ebd., 104).

- (b) Jörns setzt theoretisch (ohne empirische Voruntersuchung) eine bestimmte subjekthafte (theistische) Gottesvorstellung voraus – „ein transzendentes Gegenüber, das angesprochen werden und über die Bereitstellung eines Sinnreservoirs hinaus selbst handeln kann“ (Jörns 1997, 19). Was nicht diesem ‚Gott‘ entspreche, sei keine Religion, sondern Religiosität (s. o. Bereiche 4a/b) – Wo lassen sich sozialwissenschaftlich-empirisch überhaupt die Grenzen ziehen zwischen ‚heiligem Geist‘ und ‚transzendente[m] Sinnkosmos‘?
- (c) Die vier Glaubenstypen¹⁹⁹, auf denen Jörns’ gesamte Auswertung basiert, wurde aus nur zwei direkt vergegenständlichenden Fragen (die er eingangs gerade verwarf!) abgeleitet: F1 „Glauben Sie, dass es einen persönlichen Gott gibt?“ und F2: „Glauben Sie, dass es überirdische Wesen oder Mächte gibt?“ (234, vgl. 56ff.) – ohne vorherige semantische Analyse, was überhaupt unter den Fragegegenständen assoziiert werde. Es handelt sich also vielmehr um eine Setzung statt um die ‚Ableitung‘ einer Typologie. (vgl. Feige 2000, 109) Bei der Analyse der ‚Gesichter Gottes‘ wurden im weiteren Verlauf die sogenannten ‚Atheisten‘ ausgenommen!

Zudem kann das Sample, dem die 112 Fragen vorgelegt wurden, nach Feige nicht als repräsentativ bezeichnet werden: (vgl. ebd., 101) Jörns befragte insgesamt 1.924 Personen aus dem Osten und Westen Deutschlands, davon einige Sonderpopulationen (wie z. B. aus der Berlin-Brandenburgischen Pfarrerschaft, einzelne Schulen). Im Zentrum der Auswertung standen 1.133 Personen aus Berlin Mitte, Kreuzberg und Wannsee sowie Teile katholischer Landbevölkerung aus dem Hunsrück. (vgl. Jörns 1997, 30–32)

Auf diese Weise gelingt es m. E. Jörns nicht, die neuen ‚Gesichter Gottes‘ aufzuzeigen. Allenfalls – und das ist bemerkenswert – zeigt er, dass und welche alten ‚Gesichter‘ zumindest in bestimmten Personenkreisen (etwa der Berlin-Brandenburgischen Pfarrerschaft) abgelehnt werden.

199 „Gottgläubige“, „Transzendenzgläubige“, „Unentschiedene“ und „Atheisten“ (vgl. Jörns 1997, 56ff.).

b) Religiosität als persönliches Konstruktsystem (Stefan Huber)

Stefan Huber hat mit seinem Buch „Zentralität und Inhalt“ (2003) ein „neues multidimensionales Messmodell der Religiosität“ sowohl auf religionssoziologischer als auch auf religionspsychologischer Seite Interesse gefunden (vgl. Pickel in Huber 2003, 6–8; Grom 2004 und international: Hutsebaut 2006). Von besonderer Bedeutung ist bei Hubers Ansatz, dass er Religiosität als ein ‚persönliches Konstruktsystem‘ versteht (vgl. Huber 2003, 175ff.). Dabei nimmt er Bezug auf die Psychologie Georges Kellys (aus den 50er Jahren), der die Persönlichkeit eines Menschen als ein System verschiedener ‚Konstrukte‘ verstanden hat.²⁰⁰ Ein solches ‚Konstruktsystem‘ ist das der Religiosität, sofern es dem Kriterium entspreche, dass darin ‚etwas auf Letztgültiges bezogen‘ wird. Die Stärke von Religiosität könne nun daran gemessen werden, welche ‚Zentralität‘ sie in Bezug auf die anderen Konstruktsysteme einnimmt. Ihre Richtung werde von („alternativ konstruierbaren“) theologischen Inhalten und Deutungsmustern bestimmt. Somit sei „religiöses Erleben und Verhalten eine Funktion der Zentralität und des Inhalts religiöser Konstruktsysteme“ (ebd., 180). Im Mittelpunkt seiner Untersuchung steht nun die Beschäftigung mit dem Aspekt der Zentralität. Dazu kombiniert Huber Allports und Glocks Ansätze (s. o.) so miteinander, dass sich ein ‚multidimensionales Modell‘ ergibt, das die lebensbestimmende Bedeutung (Allports ‚intrinsische Orientierung‘) bezüglich Glocks fünf Dimensionen des Konstrukts Religiosität zu erfassen vermag (vgl. ebd., 195ff.). Die konkreten Inhalte, die der Operationalisierung (als ‚Indikatoren‘) zugrunde gelegt werden, sollen zwar dem Anspruch genügen, „auf einer möglichst allgemeinen Ebene angesiedelt“ zu sein, „unterhalb der ein maximaler Raum für alternative theologische Konstruktionsmöglichkeiten offen bleibt“ (ebd., 228f.). Aber dem wird nur entsprochen bei der Annahme „‘abrahamitisch‘-religiöser Konstruktsysteme“ mit dem „Zentralsymbol ‚Gott‘“ (ebd., 224) bzw., davon abgeleitet, dem Transzendenzkriterium nach Luhmann. Die erwünschte Offenheit erscheint mir für den konfessionslosen Kontext bei folgenden Indikatoren allerdings nicht gegeben zu sein, da sie in den meisten Fällen derselben Kri-

200 Im Hintergrund steht die Annahme, der Mensch neige dazu, sich in seinem alltäglichen Handeln wie ein Wissenschaftler zu verhalten und so mit Hilfe verschiedener „subjektiver Theorien“ (ähnlich Mustern oder Schablonen) seine Welt zu konstruieren (deshalb auch ‚Konstrukte‘). Der Zweck ist, unterschiedliche Ereignisse vorweg zu durchdenken, zu bewerten, „um auf der Basis dieser Repräsentation der Umwelt die Bewegung des menschlichen Organismus zielgerichtet steuern zu können“ (Huber 2003, 177, vgl. ebd., 181f.).

tik unterliegen wie die Fragebögen der EKD-Erhebungen und auch denen, auf die Pollack zurückgreift:

- 1) kognitives Interesse: „Wie oft denken Sie über religiöse Fragen nach? Wie sehr interessieren Sie sich dafür, mehr über religiöse Fragen zu erfahren?“ (ebd., 230)
- 2) religiöse Ideologie: „Wie wahrscheinlich ist Ihrer Ansicht nach die Existenz Gottes? Wie wahrscheinlich ist Ihrer Ansicht nach ein Leben nach dem Tod?“ (ebd.)
- 3) religiöse Praxis: „Wie häufig beten oder meditieren Sie in der Regel? Wie wichtig ist für Sie das persönliche Gebet?“ (ebd., 231)
- 4) religiöse Erfahrung: „Wie oft erleben Sie Situationen, in denen Sie fühlen, dass Gott Ihnen etwas mitteilt?“ und „dass Gott konkret eingreift?“ (ebd.)
- 5) religiöse Praxis: „Wie häufig nehmen Sie in der Regel an Gottesdiensten teil? Wie wichtig ist Ihnen die Teilnahme an Gottesdiensten?“ (ebd.)

Der Zentralitätsaspekt soll jeweils über eine fünfteilige Skala der Häufigkeit, Wahrscheinlichkeit oder Wichtigkeit berechnet werden. Im Fragebogen²⁰¹ werden unter anderem noch Wertvorstellungen und Formen außerkirchlicher Religiosität (Horoskope, Yoga, Pendeln usw.) erfasst. Außerdem besteht noch die Möglichkeit, aus jeweils fünf Deutungsmöglichkeiten Ansichten abzufragen über ethische Grundeinstellungen (‘Gutes tun oder Gott vertrauen’), über das Menschenbild (‘Sünde und Schuld’), Nachtodvorstellungen (‘Himmel oder Hölle’) und die Gottesvorstellung (‘menschliche Idee’, ‘Gesetz, das den Lauf der Welt bestimmt’, ‘Person, die sich dem Menschen zuwendet’ oder ‘eine Art Energie, die den Menschen durchströmt’. Darüber hinaus gibt es Raum für eine eigene Deutung.

Für die mit dem Buch vorliegende Studie wurde die Untersuchung unter Studenten der Universität Freiburg/Schweiz durchgeführt. – Für den ostdeutschen konfessionslosen Kontext liegen bislang keine Daten vor. Aus einer Typologie, die aus dem Modell hervorgeht, wird jedoch deutlich, dass für christlich-entraditionalisierte Konfessionslose kaum die Möglichkeit gegeben ist, ihre (eventuell vorhandenen) religiösen Konstrukte zum Ausdruck zu bringen, sofern sie sich nicht als ‘Synkretisten’, ‘Religionslose’ oder unter dem Typus ‘Neureligiöse’ (im Sinne außerkirchlich institutio-

201 Der Fragebogen befindet sich im Anhang zu Huber 2003, 365–372.

nalisierte Religion) einordnen lassen wollen (vgl. Huber 2004). – Wenn auch mit der vorliegenden Operationalisierung im konfessionslosen Kontext Ostdeutschlands vermutlich kaum valide und reliable Ergebnisse zu vermuten sind, so bleibt doch die anregende Idee, Religiosität innerhalb des Persönlichkeitskonstrukts als ein Konstruktsystem in seiner vieldimensionalen Bedeutung wahrzunehmen.

c) Zu Untersuchungen der Religiosität von Kindern und Jugendlichen

Aus der Kinderforschung

Aus der immensen Fülle der Forschungen zur Religiosität von Kindern bzw. Kindertheologie soll eine Auswahl von Untersuchungen erfolgen, die für diesen Aufsatz im Rahmen des Rostocker Forschungsprojekts wie für das eigene Dissertationsvorhaben²⁰² relevante Bezüge darstellt. Die folgenden Angaben sind mehr als Hinweise zu verstehen, unter welchen Kriterien diese Bezugnahme erfolgt. Eine ausführlichere Darstellung der religionsbezogenen Kinderforschung insgesamt wie einzelner Studien kann hier nicht geleistet werden. Hier sei ausdrücklich auf die mit diesem Aufsatz verknüpfte Qualifikationsarbeit verwiesen und ebenso auf Ina Bösefeldts Dissertation,²⁰³ in die eine noch umfassendere Darstellung der Forschungsgeschichte (speziell zum Gotteskonzept) einbezogen ist.

In Hinblick auf die Wahrnehmung und Erforschung der Religiosität der Kinder bzw. konkret das Gotteskonzept²⁰⁴ im konfessionslosen Kontext Ostdeutschlands gelten mindestens die gleichen Kriterien wie für die

202 Arbeitstitel: ‚Religiöse Sozialisation und Entwicklung von Gotteskonzepten bei Kindern aus Familien im konfessionslosen Kontext Ostdeutschlands – betrachtet im Modell von Struktur und Freiheit‘.

203 Eine Veröffentlichung ist ebenfalls in der Reihe KET für 2008 geplant.

204 Das Gotteskonzept kann insofern als eine zentrale Kategorie der Religiosität jeglichen Alters angesehen werden, als es faktisch ein Initial in den theoretischen Darstellungen und Forschungsuntersuchungen zur Religiosität (unseres Kulturkreises) bildet. Das gilt auch und besonders für die Wahrnehmung der Religiosität von Kindern, insbesondere für die Kindertheologie. – Bernhard Grom hat eine ausführliche Darstellung der ‚Entwicklung und Förderung von Gottesverständnis und -beziehung‘ geleistet. (vgl. ders. 2000, 115ff) Wenn er dort den ‚Gottesglauben‘ als ‚Grundfrage‘ und ‚Kernbereich christlicher Religionspädagogik‘ ansieht, dann wird darin allerdings auch deutlich, dass die Zentralität dieses Aspektes (begründeter Weise) zuerst auf einen christlichen Kontext zu beziehen ist. – Inwiefern aber das Gotteskonzept auch bei Kindern im konfessionslosen Kontext Ostdeutschlands als eine zentrale Forschungskategorie angesehen werden kann, hängt m.E. zum Einen entscheidend von der Bestimmung und Wahrnehmung des Gottesbegriffes ab (analog zur Bestimmung von Religiosität) und zum Anderen davon, wie der spezifische (sozialisatorische) Kontext, in dem sich

empirische Religionsforschung im Allgemeinen. Es wurde bereits festgestellt, dass das insbesondere die Erfassungstiefe und Differenziertheit betrifft, die mehr als nur die institutionelle Verfasstheit und dogmatische Reproduktion von religiösen Klischees erfassen sollte, indem sie beispielsweise auch den sozialisatorischen Kontext miteinbezieht. – Mit Blick auf die Kinder werden die Anforderungen sogar noch erhöht. Insgesamt muss sich eine jede Untersuchung den methodologischen Kriterien der neueren Kinderforschung überhaupt stellen.²⁰⁵

Die Auswahl der nachfolgend aufgeführten Untersuchungen richtet sich insbesondere auf Kinder im Schulalter und ist dabei zunächst von inhaltlichen Gesichtspunkten bestimmt: Dazu gehören zuerst der Fokus auf das Gotteskonzept (zumindest der Intention nach), dazu eine sozialisatorisch ausgerichtete Fragestellung, d. h. Einbeziehung des lebensweltlichen Kontextes (insbesondere der Familie und etwaiger konfessioneller oder weltanschaulicher Hintergründe) und möglichst auch der Bezug zur Situation in Ostdeutschland. Aus dieser Perspektive reduziert sich die Relevanz vorliegender Untersuchungen schon erheblich. – Von besonderem Interesse sind zudem solche Studien, die auch methodologisch die Herausforderungen der neueren Kinderforschung annehmen, besonders wenn sie darauf ausgerichtet sind, die Religiosität der Kinder wahrzunehmen. Aus Sicht von Szagun erscheinen – „bei aller Wertschätzung des Anregungspotenzials“ (dies. 2006, 34) – hier auch neuere Studien ergänzungsbedürftig. Das betrifft unter methodologischem Aspekt insbesondere die Visualisierungstechnik und auch den Einbezug von Gesprächen (vgl. ebd., 33ff.). Denn – so viel kann hier gesagt werden – eine Datenerhebung, die lediglich über Fragebögen operiert, ist dem Denken eines Kindes (angenommen im Grundschulalter) genauso wenig angemessen wie die Durchführung von ausführlichen Erzählinterviews, sofern diese allein von sprachlichen Impulsen geleitet werden. Jedoch sind auch Zeichnungen (etwa unter der Aufgabenstellung ‚Male mir, wie du dir Gott vorstellst ...‘) allein kaum aussagefähig und vergleichbar.

möglicherweise Religiosität und Gotteskonzept der Kinder entfaltet, wahrgenommen und einbezogen wird.

- 205 Zur neueren Kinderforschung kann hier ebenfalls nicht ausgeholt werden. Ich erlaube mir hier nochmals, auf meine Qualifikationsarbeit zu verweisen, wo die religiositätsbezogene Kinderforschung eingehend im Kontext der sozialwissenschaftlichen Kinderforschung betrachtet wird. An dieser Stelle soll ein Verweis auf drei Sammelbände genügen, die mir in diesem Zusammenhang wichtig geworden sind: Honig/Leu/Nissen (Hg. 1996); Honig/Lange/Leu (Hg. 1999) sowie Heinzel (Hg. 2000).

Unter diesen Gesichtspunkten gewinnen die im Folgenden kursiv gesetzten Untersuchungen (zumindest ausschnittsweise) Relevanz: In einer Studie an Grundschulkindern taucht bei *Martin Schreiner und Rahel Thomas* (2000) die Frage nach dem Zusammenhang von unterschiedlichen religiösen Kontexten auf, wie sie für Kinder vornehmlich durch die Familie vermittelt werden, und der Religiosität der Kinder. Da diese Untersuchung jedoch im Hildesheimer Raum durchgeführt wurde, gibt es kaum Daten aus familialen Kontexten, in denen keine oder nur rudimentäre religiöse Erziehung stattgefunden hat. – Zwar ist die Religiosität der Kinder aus dem spezifischen konfessionslosen Kontext in Ostdeutschland damit noch nicht erfasst worden. Diese Studie wird aber als Vergleichsmöglichkeit mit solchen Kontexten relevant, in denen eine deutliche(re) religiöse Erziehung stattfindet. – Das gleiche gilt für die in einem oberfränkischen Dorf ausgerichtete Untersuchung zu „Gottesbild und religiöse[r] Sozialisation im Vorschulalter“ von *Sandra Eckerle* (2002). – Von besonderem Interesse erscheint mir eine Untersuchung, die jüngst von *Ilse Flöter* (2006)²⁰⁶ vorgelegt wurde mit einem Sample aus einer norddeutschen Kleinstadt (aus den alten Bundesländern). Das Sample zeigt von der religiösen Sozialisation her ein sehr breites Spektrum. Von da aus betrachtet sind die meisten von ihnen, die sie als ‚Mehrheitskinder‘ bezeichnet, sogar den vielen Rostocker Kindern vergleichbar; ebenso die wenigen ‚evangelikal‘ Geprägten. Auch Flöters Methodenvielfalt ist beachtenswert; allerdings handelt es sich – wie bei allen anderen auch – nicht um eine Langzeitstudie.

Für den Osten Deutschlands sind die Untersuchungen von *Helmut Hanisch* (1996) neben dem Rostocker Projekt bislang die einzigen, die sich anhand visualisierter Gotteskonzepte der religiösen Einstellung von Kindern anzunähern versuchten. Die Daten Hanischs beziehen sich auf einmalige Erhebungen in Leipzig (zum Teil auch in Dresden und Zwickau). Die Aufgabenstellung, „Vorstellungen von Gott“ (ebd., 31) zu zeichnen, birgt allerdings die Gefahr, stärker kulturelle Klischees einfach nur zu reproduzieren, wohinter die eigene Vorstellung und Beziehung zu ‚Gott‘ zurücktritt (vgl. Szagun 2006, 34). – Diese kritische Anmerkung gilt für alle vergleichbaren Untersuchungen, die Zeichnungen mit ähnlichen Aufforderungen verwenden. Weitere Untersuchungen, an denen Hanisch beteiligt war und die auch mit qualitativen (zum Teil narrativen) Interviewtechniken arbeiten, (vgl. *Arnold/Hanisch/Orth* 1997 und deren Auswertung *Hanisch und Orth* 1998) beziehen sich im Osten jedoch überwiegend auf Kinder an

206 Vgl. die Rezension von Szagun (2007).

einer Leipziger evangelischen Schule, die „ – weitgehend mitgeprägt durch die Christenlehre – [...] meist in einem deutlich engeren Kontakt zur Kirche, Gemeinde und traditionellen christlichen Lebensformen“ (ebd., 313) stehen. In Hinblick auf die ostdeutschen ‚Mehrheitskinder‘ erscheint diese Studie wiederum nur wenig repräsentativ, allerdings bildet sie gerade in dem konfessionslosen Kontext ein interessantes Vergleichsmoment. – Eine ebenfalls (vermutlich) an dieser Leipziger Schule durchgeführte Untersuchung von *Werner H. Ritter, Helmut Hanisch, Erich Nestler sowie Christopher Gramzow* (2006) mit dem Titel „Leid und Gott“ nähert sich wie die folgenden Studien Teilkonzepten der Religiosität von Kindern. *Hanisch und Siegfried Hoppe-Graff* (2002) untersuchten das Jesus-Christus-Konzept von Kindern im Religions- bzw. Ethikunterricht von Sechstklässlern an einem Evangelischen Gymnasium bzw. einem Regelgymnasium in einer sächsischen Großstadt.²⁰⁷ – Aus diesen Teileinsichten lassen sich wichtige Rückschlüsse auf das umfassendere, weil an vielen Bereichen partizipierende, Gotteskonzept gewinnen.

Stärker aus sozialisatorischer Perspektive wurde die Akzeptanz des Religionsunterrichts als neues Schulfach im Osten unter relativ großen Samples erforscht, zuerst im Land Sachsen von *Hanisch und Pollack* (1997) (Klassen 5/6 und 9/10), später auch das Teilnahmeverhalten am evangelischen Religionsunterricht in Thüringen: Eine solche Untersuchung hat zuerst *Hartwig Kiesow* (2003) für die Klassen 8–10 durchgeführt. Da Kiesow aber lediglich eine ‚substanziell theologische‘ Bestimmung des Religionsbegriffes als „Beziehung des Menschen zu Gott im biblisch-christlichen Glaubensverständnis“ (ebd., 65) vornimmt und außerdem nur ein kleiner Teil der Befragten nur mit geringer religiöser Sozialisation war,²⁰⁸ sind die Ergebnisse für Ostdeutschland m.E. nur eingeschränkt vergleichbar. – Eine ähnliche Studie in den Klassenstufen 5/6 sowie 9/10 hat *Michael Wermke* (2006) veröffentlicht, aber mit einem etwas höheren Anteil an Ungetauften.²⁰⁹

207 Aller Wahrscheinlichkeit nach, d. h. der Beschreibung der religiösen Sozialisation nach zu urteilen, handelt es sich bei der Evangelischen Schule um die gleiche wie in der Studie von Arnold/Hanisch/Orth 1997.

208 Von den knapp 3.900 Befragten waren etwa 80% mindestens ‚mäßig religiös sozialisiert‘ (vgl. Kiesow 2003, 105).

209 Etwa 27% von den rund 1.200 Befragten waren ungetauft (vgl. Wermke 2006a, 2).

Die ausführlichere Beschäftigung mit diesen (und weiteren) Studien im Verlauf der mit diesem Aufsatz verknüpften Qualifikationsarbeit wird zu zeigen haben, unter welchen Voraussetzungen selbst in einem christlich-religiös enttraditionalisierten bzw. konfessionslosen Kontext durchaus lebensrelevante Formen von Religiosität bei Kindern – zentral als Gottesvorstellungen und -beziehungen – erhoben werden (bzw. zu erheben sind). Daran anschließend soll bedacht werden, unter welchen Bedingungen sich diese mögliche Religiosität entfalten kann und wie die Zusammenhänge zwischen dieser und einer konfessionsgebundenen bzw. konfessionslosen Sozialisation des Kindes verlaufen könnten.

Jugend und Religion

Der Bezug auf Untersuchungen zur Religiosität Jugendlicher erscheint hier vergleichsweise ausführlicher. Der Fokus liegt dabei weniger auf den Charakteristika dieser spezifischen Altersgruppe als stärker auf der Frage, wie in diesem Forschungsbereich mit der Aufgabe, Religion und Religiosität zu erheben, umgegangen wird, – wiederum besonders im christlich-enttraditionalisierten Kontext. – Abgesehen von den eigenen kritischen Exkursen folgt meine Darstellung dabei im Wesentlichen dem Beitrag von Andreas Feige (2002) ‚Jugend und Religion‘ im ‚Handbuch Kindheits- und Jugendforschung‘ (Krüger/Grunert, Hg. 2002). Dort gibt der Autor nicht nur eine kritische Einführung zu dem Thema, sondern eröffnet auch den weiten Horizont der empirischen Forschungsfelder auf diesem Gebiet.

Ausgehend von einem ebenso auf Transzendenz wie auf Kontingenzbewältigung ausgerichteten Verständnis, betrachtet er Religion bzw. Religiosität als etwas, das sich erst in einem gesellschaftlichen Diskurs konstituiert (vgl. ebd., 805f.).²¹⁰ Das Religiöse sei mithin eine ‚Reflexiv-Kategorie‘ und könne sich „nur durch Selbst- bzw. Rückbezüglichkeit, als ‚Aufmerksamkeit seiner selbst‘ bewusst werden, ‚zu sich selbst‘ kommen“ (ebd., 806). – Von diesen Kriterien her beurteilt, seien es (bis dahin) nur wenige empirisch-demoskopische Erhebungen, die religiöse Einstellungen und Praxen angemessen fassten. Die wenigsten Untersuchungen seien von ‚qualitativ-hermeneutischen‘ Studien begleitet: „In der Sprache ihrer standardisierten Antwortvorgaben finden sich nicht selten Formeln jahrhundertlang geronnener, theologisch komprimierter Sprachgestal-

210 Mit Verweis auf Matthes, J.: Auf der Suche nach dem „Religiösen“. Reflexionen zu Theorie und Empirie religionssoziologischer Forschung, in *Sociologica Internationalis* 30, 1992, 129–141.

ten. Deren Bezug zur Lebenswelt ist immer sehr abstrakt; sie bedürfen stets theologisch-professioneller Übersetzung.“ (ebd.) – Damit gelangt Feige zu einer ähnlichen Einschätzung wie sie sich auch für einen Teil der in diesem Aufsatz erarbeiteten Untersuchungen ergibt. (s. u. Zusammenfassung)

Als ‚christentumskulturell-kirchenmitgliedschaftlich‘ motivierte Studien, die erstmals großflächig auch Ostdeutsche sowie systematisch auch Konfessionslose einbeziehen und auch qualitative Methoden umfassen, verweist Feige auf die bis dahin erschienene III. EKD-Erhebung (s. o.) sowie die systematisch erheblich ausgeweitete Shell-Studie ‚Jugend 2000‘.²¹¹ (vgl. ebd., 807) Auf die neueste Shell-Jugendstudie von 2006, die Feige noch nicht einbeziehen konnte, werde ich dann noch kurz eingehen.

Von Feige unerwähnt bleiben die Untersuchungen von *Heiner Barz* (1992a+b und 1993). Er gehörte vermutlich zu den Ersten, die nach der Wende die Religiosität auch unter Jugendlichen im Osten qualitativ weitgefächert untersuchten.²¹² Diese Ergebnisse veröffentlichte er im dritten Band (1993) seines Forschungsprojektes „Jugend und Religion“, das von der ‚Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in der BRD‘ beauftragt wurde. Barz setzt seinen Untersuchungen allerdings einen rein funktionalen Religionsbegriff voraus, (vgl. ders. 1992a, 127) was erwartungsgemäß die Trennschärfe zu „religionsanalogen Erlebnis-, Handlungs- und Sinndeutungsphänomenen“ (ebd.) verschwimmen lässt. – Das hat seiner Studie schon gleich nach ihrem Erscheinen erhebliche Kritik eingebracht, vor allem von sozialwissenschaftlicher Seite (vgl. Feige 1993, 6ff.).²¹³

Ebenfalls noch keinen Einbezug findet hier bei Feige (2002) die Untersuchung von *Hans-Georg Ziebertz, Boris Kalbheim und Ulrich Riegel* (2003) mit dem Titel „Religiöse Signaturen heute“. Sie versteht sich als ‚religionspädagogischer Beitrag zur empirischen Jugendforschung‘. In dieser (quantitativen und zum kleinen Teil auch qualitativen) Untersuchung stehen knapp 2.000 Heranwachsende im Alter um das 16. Lebensjahr aus westeuropäischen Ländern (unter anderem auch Deutschland, Unterfranken) im Mittelpunkt. (vgl. ebd., 55ff.) Kritisch sehe ich, dass die Autoren keine

211 Shell-Jugendstudie (Nr. 13): Jugend 2000, Bd. I+II, Opladen 2000.

212 Auf der Basis von etwa je dreistündigen Interviews mit 24 Jugendlichen aus Ostdeutschland (12–24 Jahre; Versuch repräsentativer Verteilung) im Jahr 1991 (vgl. Barz 1993, 34.40).

213 Wahrscheinlich deshalb wurde diese Studie nicht mit in Feiges Forschungsübersicht aufgenommen.

begriffliche Eingrenzung bzw. Standortbestimmung dessen vornehmen, was sie als Religion und Religiosität für die Studie voraussetzen (vgl. ebd., 19), während sie doch im Verlauf ihrer Darstellung eine religiöse Typologie erstellen, die einen Begriff davon m. E. impliziert. Diese Ausgangssituation bezeichnen sie selbst als ‚merkwürdig‘ (vgl. ebd.). – Diese Studie scheint mir aber insofern von Interesse, als sie sich in Theorie und Praxis kritischer als andere mit dem Thema ‚Gottesrepräsentanzen‘ auseinandersetzt. (vgl. ebd., 325ff.) Vor allem findet hier der sozialisatorische Kontext stärkere Beachtung als in vergleichbaren Untersuchungen.

Von den Studien, die in einem weiteren Kontext an der ‚religiösen Weltanschauungsforschung‘ und an ‚gesellschaftskulturellen Perspektiven des religiösen Ausdrucks‘ interessiert sind, geht Feige zunächst ausführlicher auf „die demoskopisch breit angelegte und sehr detaillierte, empirisch-statistische Analyse“ (ebd., 810)²¹⁴ von *Carsten Wippermann* (1998) ein.

Sein Anliegen, so schreibt Wippermann selbst, sei es nicht, ‚religiöse Institutionen‘ zu identifizieren; nicht um Religion gehe es, sondern „um das Verhältnis des einzelnen zu seiner Weltanschauung“ (Wippermann 1998, 223). Eine Weltanschauung sei per se noch keine Religion, aber jede Religion habe im Kern eine Weltanschauung. Sie erlangt in Bezug auf einen Menschen erst dann religiöse Qualität, wenn sie für ein Individuum (bzw. die Gesellschaft) in der Lage sei, durch ihren spezifischen Bezug auf Transzendentes Kontingenzprobleme zu bewältigen (vgl. ebd., 108ff.221)²¹⁵ – also für das Individuum gesprochen: ob es „seine Erfahrungen im Horizont seiner Weltanschauung [mehr oder weniger religiös] reflektiert bzw. eine Verbindung mit seiner Identität und Lebensführung herstellt oder nicht“ (ebd., 223; Einfügung von MF). – Im Horizont meiner Darstellung erscheinen mir Wippermanns grundlegende Gedanken durchaus einleuchtend. – Etwas weniger plausibel erscheinen mir auf den ersten Blick seine zahlreichen Typologien, die seine Clusteranalysen unter den 13–29-Jährigen ergeben. Z. B. unterscheidet er sechs *Weltanschauungstypen*.²¹⁶ Christen (Ost 9%/West 19%), (Nicht-Christliche) Theisten (7%/19%), Reinkarnationsgläubige (10%/8%), De-

214 Die wichtigste Datenbasis, auf die Wippermann neben anderen zurückgreift, ist eine Umfrage, die 1996 im Rahmen eines DFG-Projekts unter Laszlo A. Vaskovics (Bamberg) durchgeführt wurde. Sie bezieht sich auf 3.275 Personen aus ganz Deutschland, im Alter zwischen 13 und 29 Jahren.

215 Mit Bezug auf verschiedene Schriften von Pollack, unter anderem auf ders.: Was ist Religion? Probleme der Definition, in *Zeitschrift für Religionswissenschaft* 3, 1995, 163–190 (leicht überarbeitete Fassung in ders. 2003, 28–55).

216 Ausgehend von 16 ALLBUS-basierten Items (vgl. Wippermann 1998, 226.378).

istische Naturalisten (11%/13%), Atheistische Naturalisten (29%/15%), Subjektivisten bzw. Autonomisten (33%/26%) (vgl. ebd., 250). – Beim genaueren Hinschauen wird aber deutlich, dass er beispielsweise die ‚Christen‘ nicht etwa über ihre formale Mitgliedschaft einstuft, sondern nach bestimmten christlichen Glaubensinhalten. Gleichzeitig aber betont er, dass seine Klassifizierung eine ‚Reinheit des Typs‘ suggeriere, was nicht der Realität entspreche: So hätten 28% der ‚Christen‘ gleichzeitig auch eine deistische Weltauffassung; 15% seien der Auffassung, ihr Leben werde letztlich durch die Gesetze der Natur bestimmt; 13% seien von Reinkarnations-Vorstellungen überzeugt und 32% sehen in ihrem Leben nur einen Sinn, weil sie ihm selbst einen geben. – So vermischen sich diese Typen und seine weitere Aufschlüsselung dieser Typen nach *Religiositätsformen* zeigt, dass es sowohl 15% ‚Areligiöse‘ unter den Christen als auch je ca. 20% ‚Religiös Suchende‘ unter den ‚Deistischen‘ und ‚Atheistischen Naturalisten‘ als auch unter den ‚Autonomisten‘ gibt und sogar ungefähr 5–9% ‚Vital Religiöse‘ wie auch 7–9% ‚Religiöse Ritualisten‘. (vgl. ebd., 380) Nach Konfessionszugehörigkeit aufgeschlüsselt ergibt sich, dass 3% der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die keiner christlichen Kirche oder nicht-christlichen Gemeinschaft angehören (Konfessionslose), als ‚Christen‘ zu typologisieren sind, etwa 7% als ‚Nicht-Christliche Theisten‘, je 12% als ‚Reinkarnationsgläubige‘ und ‚Deistische Naturalisten‘; der große Rest der Konfessionslosen teilt sich auf unter 30% ‚Atheistischen Naturalisten‘ und 36% ‚Autonomisten‘ (vgl. ebd., 384). – Weitere Typologien erstellt Wipperman mit *Religiositätsstilen* und *Wertorientierungstypen* (vgl. ebd., 275ff. bzw. 321ff.).

Wippermanns zahlreiche Typologisierungen zeigen m.E., wie sich Religiosität unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen bereits mit rein quantitativen Mitteln differenzieren lässt. So konstruiert die Clusteranalysen auch scheinen und so unscharf sie gegenüber der Realität auch ausfallen mögen, so motivieren sie doch zu qualitativen Studien, um die Vielfalt religiöser Vor- und Einstellungen, die hier auch unter der breiten Masse an jungen Konfessionslosen in Umrissen erkennbar werden, eingehender zu untersuchen.

Verwiesen sei an dieser Stelle auf die Studie von *Fred-Ole Sandt* (1996), die er im christlich-enttraditionalisierten Kontext einer westdeutschen Großstadt (Hamburg) über einen längeren Zeitraum (1993–1996) mit ausführlichen leitfadengestützten Interviews durchgeführt hat.²¹⁷ Mit der Untersuchung soll, vor dem Hintergrund der feststellbaren Abwendung von den traditionellen (kirchlichen) religiösen Formen, eine „qualitative Strukturanalyse des

217 Erforscht werden sollten die religiösen Entwürfe und die religiöse Praxis (von insgesamt knapp 160) 14–16-Jährigen (vgl. Sandt 1996, 49.66).

Religiösen“ (ebd., 49) vorgelegt werden, um einen Beitrag zur Analyse dessen zu leisten, was Religiosität in der heutigen Gesellschaft bedeute. Sandt möchte sich damit wegbewegen von „abstrakt-allgemeinen Merkmalen [...] von Religiosität“ (ebd., Fußnote 1). Schon von Beginn an bezieht sich Sandt damit auf Luckmanns ‚unsichtbare Religion‘. – Von daher ist zwar einerseits seinem Anliegen zuzustimmen, angesichts der von ihm vorgelegten Ergebnisse der Religiosität von Jugendlichen, „den spezifisch individuellen Zugriff auf Religion in seinen Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten aufzunehmen“ (ebd., 261), was sowohl für die ‚atheistisch‘, ‚christlich‘ wie auch ‚spiritualistisch‘ und ‚muslimisch‘ orientierten Jugendlichen gelte (so die vier Hauptgruppen, in die Sandt einteilt). – Andererseits halte ich es gerade bei der Vielzahl der individuellen Phänomene für unverzichtbar und wünschenswert, wenn Sandt ausdrücklich so etwas wie Rahmenkriterien ausgewiesen hätte, um nachvollziehen zu können, wie er zur Bestimmung dessen gelangt, was als ‚religiös‘ angesehen werden kann.²¹⁸ Sandts Studie ist meiner Ansicht nach ein Beispiel, dafür, dass bei einer fehlenden Merkmalsbestimmung von Religion – trotz der qualitativen Tiefe dieser Forschung – die Gefahr besteht, Religiosität in der Vielfalt der Phänomene verschwimmen zu lassen.

Unter stärker ‚gesellschaftskulturellen Perspektiven des religiösen Ausdrucks‘ macht Feige noch auf Studien aufmerksam, die sich mit „Typen (pop-)kultureller Gestalten des Religiösen bzw. seiner jugendspezifisch ästhetischen Rezeption“ befassen. Hier weist er vor allem auf Untersuchungen von *Volker Drehsen* hin: So mache dieser „aufmerksam auf Signale von Bedürftigkeit nach individuell-emotionaler lebbarer, alltags-ästhetischer Religiositätspraxis ohne den Anspruch auf konsistente *theologische* Stimmigkeit, aber mit dem Verlangen nach lebenspraktisch-authentischer Integrierbarkeit, beispielsweise durch z.T. exzessives Sich-Versenken in Rockmusik mit ihren z.T. massiven religiösen Bezügen“ (ebd., 811).²¹⁹ – In diesem Zusammenhang bezieht sich Feige auch noch auf weitere Forschungen, die hier nur in einer Fußnote erwähnt werden können, wie von *Ralph Sauer*, *Martin Gutmann* und einen Sammelband von *Michael Werm-*

218 Hinweise darauf zeigen sich bei Sandt 1996, 26ff. – Es erscheint mir aber nicht plausibel, weshalb – beispielsweise bei den ‚spiritualistisch‘ orientierten Jugendlichen – ‚Déjà-Vu-Erlebnisse‘ und ‚Wahrträume‘ schlechthin unter „lebensweltliche[n] Erfahrungen, die auf Religiosität verweisen“ (ebd., 184), einzuordnen sind.

219 Mit Verweis auf Drehsen, V.: *Wie religionsfähig ist die Volkskirche? Sozialisationstheoretische Erkundungen neuzeitlicher Christentumspraxis*, Gütersloh 1994.

ke.²²⁰ – Hinzufügen möchte ich an dieser Stelle unbedingt noch den Band von *Hubert Trembl* (1997), der den Spiritualitätsbegriff in bemerkenswert offener und zugleich bestimmter Weise auf die Alltagskultur Jugendlicher hin auslegt.

Im letzten Teil seiner Ausführungen wendet sich Feige noch einem großen Bereich zu, in dem die Religiosität von Jugendlichen in Verbindung mit Sekten, sogenannten ‚Neuen religiösen Bewegungen‘ (NRB)/New Age/Psycho- und Therapiekultur sowie Okkultismus wahrgenommen wird.

Die 15. Shell-Jugendstudie 2006

Von der bereits bei Feige erwähnten Shell-Jugendstudie liegt mittlerweile die 15. Ausgabe (2006)²²¹ dieser traditions- wie einflussreichen Jugendforschungsreihe vor. Einen neuen Themenschwerpunkt bilden neben dem Generationenverhältnis auch Fragen zur religiösen Orientierung. – Betrachtet man darin das Kapitel ‚Jugend und Religiosität‘ vor dem Hintergrund dessen, was Feige seinem Forschungsüberblick einleitend zum Verständnis und zur Erhebung von Religiosität voranstellt, dann kann die von *Thomas Gensicke*²²² aufbereitete Teilstudie in kaum einem Punkt einer differenzierenden religionsoziologischen Forschung genügen.²²³ Obwohl ausdrücklich davon ausgegangen wird, dass „Religiosität nicht mit Konfessionslosigkeit gleichzusetzen“ (ebd., 204) ist, wird Religiosität eindimensional und ausschließlich an die sprachlich komprimierte Gottesfrage und damit auch eng an eine kirchlich-christliche Einstellung geknüpft.²²⁴ Es erstaunt dann

220 Sauer, R.: *Mystik des Alltags. Jugendliche Lebenswelt und Glaube. Eine Spurensuche*, Freiburg 1990; Gutmann, M.: *Der Herr der Heerscharen, die Prinzessin der Herzen und der König der Löwen. Religion lehren zwischen Kirche, Schule und populärer Kultur*, Gütersloh 1998; Wermke, M. (Hg.): *Jugend und Kultur und Religion. Theologische und religionspädagogische Annäherungen an die Alltagskultur Jugendlicher*, Loccum 2000.

221 Im Auftrag der ‚Deutsche[n] Shell Holding GmbH‘ und unter der unabhängigen konzeptionellen und inhaltlichen Leitung von Klaus Hurrelmann und Mathias Albert (Universität Bielefeld) wurden insgesamt über 2.500 Jugendliche zwischen 12 und 25 Jahren deutschlandweit repräsentativ befragt. Basis hierfür ist ein standardisierter Fragebogen. (vgl. Shell 2006, 453ff.) Hinzu kommen 25 ‚explorative Interviews‘, von denen 20 als Einzelfallstudien in Form von Portraits vorgestellt werden. (vgl. ebd., 241ff.)

222 Vom Sozialforschungsinstitut TNS Infratest.

223 Zu einem vergleichbaren Urteil gelangt in seiner Rezension auch Bruno Schmidt. (vgl. ders. 2007, 449).

224 ‚Es gibt einen persönlichen Gott‘ oder alternativ: ‚... eine überirdische Macht‘. Als weitere Optionen, die entsprechend als nicht-religiös qualifiziert werden, bleiben nur die Unsicherheit (‘Ich weiß nicht richtig, was ich glauben soll’) oder die Ablehnung aller

in keiner Weise, dass diese Studie ausdrücklich die Korrelationsthese von Pollack und Pickel bestätige²²⁵ (vgl. ebd., 213f.). Weitere Indikatoren, mit denen konkretere, explizit ‚kirchennahe‘ Glaubensinhalte gemessen werden sollen, erscheinen in einer theologisch nicht weniger problematischen Sprachgestalt.²²⁶ Die Feststellung, in Deutschland gebe es drei verschiedene Religionskulturen, erscheint dann nur noch als ein reproduziertes Klischee: „‘Religion light‘ im Westen, ungläubiger Osten und die ‚echte‘ Religion der Migranten“ (ebd., 221). – Auf die Untersuchung zum Zusammenhang zwischen Wertorientierung und Religiosität möchte ich hier nicht näher eingehen. Aber auch in diesem Bereich wird die Wirklichkeit m. E. nur recht undifferenziert erfasst und werden Unterschiede unangemessen interpretiert, wie etwa mit der Aussage, kirchennahe Religiosität ‚überhöhe‘ sozusagen „das heutige ‚normale‘ Werteprofil der Jugend“ (ebd., 229).²²⁷ – „Das bedeutet, dass es heute im Zweifelsfall auf die Religion zur Werteproduktion nicht mehr ankommt, wie insbesondere das Beispiel der neuen Bundesländer zeigt“ (ebd., 239). In der Öffentlichkeit sei dieser „Befund der weitgehend säkularen Selbstreproduktion der Werte“ (ebd.) noch immer nicht wirklich präsent und anerkannt. – Die vorgebrachte Kritik möge davor bewahren, dass diese Anerkennung allzu unreflektiert geschieht, denn der (vor allem populäre) Einfluss eines Beitrags im Rahmen der Shell-Jugendstudie ist, glaube ich, nicht zu unterschätzen.

Der qualitative Teil der Gesamtstudie, in dem auch sechs (von 20) Portraits ostdeutscher Jugendlicher vorgestellt werden, (vgl. Shell 2006, 241ff.) lässt da (naturgemäß) wesentlich differenziertere Einstellungen der Jugendlichen erwarten. Die leitfadengestützten Gespräche standen unter dem Thema ‚Jugend in einer alternden Gesellschaft‘. Von daher war verständlicherweise kaum Raum gegeben,

dieser Items (vgl. Gensicke 2006, 208). – Die Kopplung zwischen diesen Items und der Kirchennähe räumt der Autor an einer Stelle selbst indirekt ein, wenn er die Zustimmung zur Existenz einer überirdischen Macht mit einem ‚kirchenfernen Glauben‘ der Jugendlichen parallelisiert (vgl. ebd., 218).

- 225 Das Auftreten alternativer (nicht explizit christlich-kirchlicher) religiöser Ausdrucksformen korrelierte stark mit einer Neigung zu institutionellen (kirchlichen) Glaubensformen, d. h. Religiosität zeige sich, wenn überhaupt, (empirisch) eng mit Kirchlichkeit verbunden (vgl. 4.2.2.a).
- 226 Dass folgende Items kaum theologische Reflexion erfahren haben, zeigt die Einschätzung der Aussage ‚Die Welt ist von Gott erschaffen‘ als eine „mit den Naturwissenschaften nur schwer kompatible[...] Auffassung“ (Gensicke 2006, 218); weitere Items: ‚Gott greift in die Welt ein‘ und ‚Ich glaube, dass wir uns nach dem Tod für unser Leben rechtfertigen müssen‘ (vgl. ebd., 219).
- 227 Was heute als ‚normales‘ Werteprofil angesehen werden kann, zeigen wohl die Items zur Erhebung des Werteprofiles (vgl. Gensicke 2006, 228).

näher auf die religiöse Einstellung einzugehen. Anknüpfungspunkte hätten sich wohl gerade bei der Frage zu den Werten, wo auch ‚Glaube‘ als eine Vorgabe auftauchte, geboten. Die bei Jugendlichen aus dem Osten fast durchgängig auftretende Geringschätzung von ‚Glauben‘ als überkommener kirchlicher Tradition wurde aber unhinterfragt stehen gelassen, ebenso wie die häufige Hochschätzung von ‚Liebe‘, ‚Familie‘, ‚Freunden‘ und ‚Fantasie‘.

In einer allerjüngst erschienenen Untersuchung von Andreas Feige und Carsten Gennerich (2008)²²⁸ wird die eben erläuterte Shell-Jugendstudie (2006) einleitend ebenfalls gründlicher Kritik unterworfen. Das Fazit der Autoren lautet: „Auch der 15. SHELL-Studie ‚Jugend 2006‘ gelingt es mit ihren Aussagen zum Thema ‚Jugend und Religion‘ nicht, den in der Tat komplizierten dialektischen (Erkenntnis-)Zusammenhang zwischen Realitäts-Diagnose und (abgefragter/eingesetzter) Semantik in der notwendigen differenzierten Weise in den Blick zu bekommen.“ (Feige/Gennerich 2008, 15; kursiv i. O.) Eine Alternative dazu, die der eigenen Kritik gerecht werden möchte, sehen Feige und Gennerich in der von ihnen in der eigenen Untersuchung zu bewältigenden Aufgabe, „mit Hilfe der Analyse (a) der alltagsethischen Normen-Vorstellung, (b) der ausgelösten Gefühlsprofile zu semantisch zentralen Topoi der Lebenspraxis sowie (c) der Denkmodelle im Blick auf das ‚Transzendente‘ den bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen vorhandenen Kategorien ihrer Weltdeutung nachzuspüren.“ (ebd.; kursiv i. O.)²²⁹ – Diese Kategorien könnten dann ihrerseits wiederum mit ‚explizit religiös konnotierenden Semantiken‘ in Beziehung gesetzt werden. So erst könne man zu ‚Dimensionen der Weltwahrnehmung und Weltdeutung‘ vordringen, „die man als lebenspraktische Entfaltungen des Gefühls der ‚schlechthinnigen Abhängigkeit‘ – gleichermaßen soziologisch wie theologisch als Ausdruck des ‚Religiösen‘ begreifen darf, das seinen Sitz

228 Im Folgenden wird aus der parallelen Internetausgabe zitiert („Was mir wichtig ist im Leben“. Auffassungen Jugendlicher und Junger Erwachsener zu Alltagsethik, Moral, Religion und Kirche. Eine Umfrage unter 8.000 Christen, Nicht-Christen und Muslimen im Religions- und Politikunterricht an Berufsbildenden Schulen in Deutschland; unter www.ci-muenster.de; 11. 03. 2008). – Ostdeutschland ist (leider) nur durch knapp 370 SchülerInnen aus Sachsen vertreten (das sind nur 4,6% des Gesamtsamples), (vgl. Feige/ Gennerich 2008, 21).

229 Die damit verbundene Abgrenzung der Autoren vom ‚substantziellen‘ Religionsbegriff Pollacks (und diesen aufnehmend von Wipperman) erscheint mir allerdings nicht plausibel, (vgl. Feige/ Gennerich 2008, 15) denn bei Pollack ist m. E. die Kritik nicht gegen seine Grundlegung zu richten, sondern gegen seinen Ansatz der substantialisierenden Operationalisierung.

im Subjekt hat.“ (ebd.; kursiv i. O.) Die Übereinstimmung mit christlichen Dogmen sei davon zu unterscheiden. Denn Religion und Religiosität konstituierten sich als ‚diskursive Tatbestände‘. Eine Erfahrung sei also nicht ‚per definitionem‘ religiös, sondern durch den „Rückgriff auf einen Diskurs, der die Erfahrung als eine religiöse beschreibbar macht“ (ebd. 16).

Auf die Operationalisierung des Ansatzes und eine Darstellung der Ergebnisse kann hier nicht mehr eingegangen werden. Die Abschlussbetrachtungen der Autoren lassen jedoch m.E. deutlicher als alle anderen hier vorgestellten Untersuchungen erkennen, dass auf Basis einer umfassenden Reflexion von Religion und Religiosität (und natürlich mit einer dementsprechenden Umsetzung, die nicht an Stringenz verliert) sich empirisch wesentlich tiefere Einsichten zur Religiosität gewinnen lassen: In Blick auf die ‚gängige Säkularisierungsdiagnose‘ und der damit verbundenen ‚Klage über den epochalen Transzendenzverlust‘ der Menschen könne folgende übergreifende Einsicht als empirisch gesichert angesehen werden: „Auch bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Gegenwart findet sich – wenn auch in codierter Gestalt – zumindest eine Ahnung von der prinzipiellen ‚Vorausgesetztheit‘ der eigenen Existenz“ (ebd. 361; kursiv i. O.), welche sich (religionssoziologisch oder theologisch) als ‚Bewusstsein von Transzendenz‘ begreifen ließe. Allerdings, und das betonen die Autoren, öffne sich dieses Bewusstsein eher nicht den „religionskulturell-konventionellen Semantiken“ (ebd.) bzw. nur mit Hilfe „wirklichkeitserschließender – mithin religions-pädagogischer – Explikationen“ (ebd.; kursiv i. O.).

Sowohl in der Aufgabenbeschreibung von Feige und Gennerich wie ihrer zuletzt wiedergegebenen Einsicht ist sehr Wesentliches von dem enthalten, was auch für die Wahrnehmung von Religiosität und einen religiösen Dialog in der Rostocker Langzeitstudie sowie als Grundlage für die mit diesem Aufsatz verbundene eigene Arbeit wichtig geworden ist.

4.3 Zusammenfassung

Im Rückblick auf die theoretischen wie empirischen Bestimmungsversuche von Religion und Religiosität lassen sich hinsichtlich der Frage, auf welcher Basis ein religiöser Dialog – in besonderer Weise mit den in der Rostocker Studie begleiteten Kindern bzw. in deren Kontext – überhaupt möglich ist, folgende Ergebnisse differenzieren:

Die theoretischen Voraussetzungen im Sinne des hier aufbereiteten Religionsbegriffs – Bezug auf Transzendenz mit der Funktion von le-

bensweltlich verankerter Kontingenzbewältigung – ermöglichen es auf theologisch-anthropologischer Ebene, jeden Menschen grundlegend in Transzendenzbeziehungen lebend wahrzunehmen. Denn in der Abhängigkeit vom ‚Seinsgrund‘ ist jeder unbedingt von der Kontingenzhaftigkeit seines Lebens betroffen. – Auf dieser Basis ist bei der Rostocker Studie keiner von einem religiösen Dialog ausgeschlossen.

In der gesellschaftlichen und individuellen Wahrnehmung ist allerdings weiter zu differenzieren: Während Religion aus soziologischer Sicht als ein Teilsystem mit spezifischen Funktionen zur Kontingenzbewältigung plausibel erscheint, so bietet sie unter psychologischen Aspekten dem Einzelnen eine Möglichkeit zur grundsätzlichen Selbst- und Weltintegration – sei es, indem die Person in ihrem Beziehungsgefüge zur Umwelt wahrgenommen wird oder stärker vor dem Hintergrund der Entfaltung persönlicher Potenziale.

In sozialwissenschaftlicher Hinsicht kann Religion nur als eine Hypothese angesehen werden, solange deren mögliche Manifestationen nicht empirisch erfasst und gedeutet worden sind. Die betrachteten Messinstrumente und Untersuchungen zeigen sich – verglichen mit dem, was sie entsprechend dem erarbeiteten Religionsbegriff erfassen sollen – von sehr unterschiedlicher Qualität: Besonders dem Kriterium der differenzierenden Wahrnehmung von möglicher Religiosität unter enttraditionalisierten Konfessionslosen, das für den Rostocker Kontext so entscheidend ist, können die hier vorgestellten Untersuchungen oft nur eingeschränkt genügen. Dass im konfessionslosen Kontext der Rostocker Studie mit so etwas wie ‚religiöser Indifferenz‘ oder ‚Gleichgültigkeit‘ zu rechnen ist, steht außer Frage, sicher auch mit Formen des ‚Atheismus‘ bis hin zu einer ‚transzendenzlos‘ anmutenden ‚pragmatischen‘ Lebenseinstellung. Aber aufgrund einzelner Untersuchungen und dem, was sich in den Ergebnissen der Rostocker Studie bereits abzeichnet, sind ebenso verschieden stark reflektierte Formen von Religiosität zu erwarten. Erst ausreichend sensibilisierte qualitative Untersuchungen können hier ein differenzierteres Bild vermitteln. Die Annahmen zu Religion und Religiosität im konfessionslosen Kontext und damit für die Rostocker Studie sind also in sozialwissenschaftlicher Hinsicht bislang als nicht ausreichend gesichert anzusehen. Vielmehr möchte die Studie selbst einen Beitrag leisten, weiteren Aufschluss über die religiöse Situation im konfessionslosen Bereich zu erhalten.

Literaturverzeichnis

Bei den angegebenen Online-Ressourcen handelt es sich ausschließlich um zitierfähige Texte (wenn nicht anders vermerkt, als pdf-Download mit Seitenangaben), die in den meisten Fällen auch in gedruckter Form vorliegen. Die Verweise auf die entsprechenden Internetseiten sind teilweise verkürzt dargestellt.

- Abrens, Petra-Angela* (2000) Religiöse Orientierungsmuster – eine Alternative zu Typenbildungen?, in: Matthes (Hg. 2000), 127–153.
- ALLBUS* (1991) Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften. Basisumfrage 1991, Köln. (auch unter www.gesis.org; 12. 10. 2007)
- Angel, Hans-Ferdinand* (2002) Religion – Religiosität. Thesen für das Symposium in Regensburg am 14. Oktober 2000, in: Theo-Web. Zeitschrift für Religionspädagogik 1/2002, 4–6. (unter www.theo-web.de; 12. 10. 2007)
- (2002a) Was ist Religiosität? in: Theo-Web. Zeitschrift für Religionspädagogik 1/2002, 7–16. (unter www.theo-web.de; 12. 10. 2007)
- Arnold, Ursula/Hanisch, Helmut/Orth, Gottfried* (1997) Was Kinder glauben. 24 Gespräche über Gott und die Welt, Stuttgart.
- Augustinus, Aurelius* (1996) S. Aureli Augustini Confessionum libri tredecim, hg. von Skutella, M. (1934), München.
- Barz, Heiner* (1992a) Religion ohne Institution. Jugend und Religion 1, Opladen.
- (1992b) Postmoderne Religion. Die junge Generation in den Alten Bundesländern. Jugend und Religion 2, Opladen.
- (1993) Postsozialistische Religion. Am Beispiel der jungen Generation in den neuen Bundesländern. Jugend und Religion 3, Opladen.
- Beile, Hartmut* (1998) Religiöse Emotionen und religiöses Urteil. Eine empirische Studie über Religiosität bei Jugendlichen, Ostfildern.
- Benthaus-Apel, Friederike* (2000) Religion-Milieu-Gesellschaft. Eine Sekundäranalyse der Brücken-Bauen-Studie „Glauben entdecken“, in: Matthes (Hg. 2000), 365–397.
- (2006) Lebensstilspezifische Zugänge zur Kirchenmitgliedschaft, in: EKD 2006a, 205–236; Lebensstile Konfessionsloser im Vergleich mit Lebensstilen Evangelischer, ebd., 237–272.
- Berger, Peter L.* (1992) Der Zwang zur Häresie. Religion in der pluralistischen Gesellschaft, Freiburg (u. a.).
- Biesinger, Albert/Kerner, Hans-Jürgen/Klosinski, Gunther/Schweitzer, Friedrich* (Hg. 2005) Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – Praktische Perspektiven, Ravensburg.
- /Kerner, Hans-Jürgen/Klosinski, Gunther/Schweitzer, Friedrich (2005) Forschungsprojekt ‚Religiosität und Familie‘, in: Biesinger (u. a. Hg. 2005), 154–159.

- /Sautermeister, Jochen (2005) Religiöse Kommunikation in Familien. Analyse und Perspektiven von Lernprogrammen für Eltern und ihre Kinder, in: Biesinger (u. a. Hg. 2005), 66–79.
- Bucher, Anton A. (1989) „Wenn wir immer tiefer graben – kommt vielleicht die Hölle“. Plädoyer für die Erste Naivität, in: KatBl 9/1989, 654–663.
- (1994) Alter Gott zu neuen Kindern? Neuer Gott von alten Kindern? In: Merz, Vreni (Hg.): Alter Gott für neue Kinder? Freiburg/Schweiz, 79–100.
- (2007) Spirituelle Intensivverfahren von Kindern, in Jahrbuch für Kindertheologie, Bd. VI, 18–36.
- Büttner, Gerhard (2005) Religion als evolutionärer Vorteil?! in: KatBl 130, 1/2005, 14–21.
- Cyranka, Daniel/Obst, Helmut (Hg. 2001) „... mitten in der Stadt“. Halle zwischen Säkularisierung und religiöser Vielfalt, Halle (Saale).
- Danz, Christian (2005) Gott und die menschliche Freiheit. Studien zum Gottesbegriff in der Neuzeit, Neukirchen-Vluyn.
- Döhnert, Albrecht (2000) Jugendweihe zwischen Familie, Politik und Religion. Eine empirische Studie zum Fortbestand der Jugendweihe in Ostdeutschland, in: Pollack/Pickel (Hg. 2000), 236–258.
- Domsen, Michael (2004) Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie, Leipzig.
- (Hg. 2005) Konfessionslos – eine religionspädagogische Herausforderung. Studien am Beispiel Ostdeutschlands, Leipzig.
- (2005a) Religionsunterricht und Familie in Ostdeutschland. Überlegungen zu einem vernachlässigten Verhältnis, in: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie 1/2005, 65–77.
- (2005b) „Ne glückliche Familie zu haben ist irgendwo mein Ziel ...“. Die Familie als Lernort des Glaubens im ostdeutschen Kontext, in: ders. (Hg. 2005), 65–122.
- (2005c) (Ost)Deutschland und die Herausforderung der Konfessionslosigkeit. Einleitende Überlegungen zu einem immer wichtiger werdenden Thema, in: ders. (Hg. 2005), 9–21.
- Doyé, Götz/Keffler, Hildrun (Hg. 2002) Konfessionslos und religiös. Gemeindepädagogische Perspektiven (FS Eckart Schwerin), Leipzig.
- Durkheim, Emile (1994) Die elementaren Formen des religiösen Lebens (1912), Frankfurt/M.
- Eckerle, Sandra (2002) Gottesbild und religiöse Sozialisation im Vorschulalter. Eine empirische Untersuchung zur religiösen Sozialisation von Kindern, in: Jahrbuch für Kindertheologie, Bd. I, 57–68.
- EKD (1997, hg. von Engelhardt, Klaus/Loewenich, Hermann von/Steinacker, Peter) Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh.
- (2003, hg. vom Kirchenamt der EKD) Kirche, Horizont und Lebensrahmen. Weltansichten, Kirchenbindung, Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover. (auch unter www.ekd.de; 15. 10. 2007)

- (2005, *hg. vom Kirchenamt der EKD*) Evangelische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben, Hannover. (auch unter www.ekd.de; 15.10.2007)
- (2006a, *hg. von Huber, Wolfgang/Friedrich, Johannes/Steinacker, Peter*) Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, Bd. I, Gütersloh.
- (2006b, *hg. von Hermelink, Jan/Lukatis, Ingrid/Wohlrab-Sahr, Monika*) Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, Bd. II: Analysen zu Gruppendiskussionen und Erzählinterviews, Gütersloh.
- Elst, Ludger Terbartz van (2007) Alles so schön bunt hier. Gehirn-Scans sagen viel weniger aus, als in sie hineininterpretiert wird, in: *DIE ZEIT* 34/2007, 30.
- Engelhardt, Klaus (Hg. 1997) Fremde Heimat Kirche, Gütersloh.
- Feige, Andreas (1993) Jugend und Religiosität, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 41–42/1993, 3–8.
- (2000) Auf dem richtigen Weg zur Religion der Bürger? Eine methodologische Analyse von Prämissen und Argumentationslogiken in drei neueren empirischen Untersuchungen, in: Matthes (Hg. 2000), 94–124.
- (2002) Jugend und Religion, in: Krüger/Grunert (Hg. 2002), 805–818.
- /Gennerich, Carsten (2008) Lebensorientierungen Jugendlicher: Alltagsethik, Moral und Religion in der Wahrnehmung von Berufschülerinnen und -schülern in Deutschland, Münster/Westfalen. (Hier zitiert nach dem Internetdokument unter www.ci-muenster.de/biblioinfothek [...]; 11.03.2008)
- Fincke, Andreas (2004) Die plurale Welt der Konfessionslosen, in: ders. (Hg.): *Woran glaubt, wer nicht glaubt?*, EZW-Texte 176, 2004, 5–12.
- (2005) „Wir konkurrieren mit den Kirchen“. Der Humanistische Verband Deutschlands – Ziele, Themen, Aporien, in: *Zeitschrift für Religions- und Weltanschauungsfragen* 68, 1/2005, 3–11.
- Flöter, Ilse (2006) Gott in Kinderköpfen und Kinderherzen. Welche Rolle spielt Gott im Alltagsleben 10-jähriger Kinder am Anfang des 21. Jahrhunderts? Berlin.
- Fowler, James W. (1991) Stufen des Glaubens, Gütersloh.
- Freud, Sigmund (2000) Die Zukunft einer Illusion (1927), in: Studienausgabe, hg. von Mitscherlich, A. (u. a.), Bd. IX, Frankfurt/M., 135–189.
- Gärtner, Christel/Pollack, Detlef/Wohlrab-Sahr, Monika (Hg. 2003) Atheismus und religiöse Indifferenz, Opladen.
- Geertz, Clifford (1987) Dichte Beschreibungen. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/M. (darin: Religion als kulturelles System, 44–95 [zuerst London 1966]).
- Gensicke, Thomas (2006) Jugend und Religiosität, in: *Shell* 2006, 203–239.
- Glock, Young Charles (1969) Über die Dimensionen der Religiosität, übersetzt und hg. von Matthes, J., in: ders. 1969, 150–168.
- Grom, Bernhard (1989) Zurück zum alten Mann mit Bart? Zu Anton A. Buchers Plädoyer für die „Erste Naivität“, in: *KatBl* 11/1989, 790–793.

- (1996) Religionspsychologie, München (u. a.).
- (2000) Religionspädagogische Psychologie des Kleinkind-, Schul- und Jugendalters, Düsseldorf.
- (2004) Stefan Huber: Zentralität und Inhalt. Buchbesprechung, in: Theologie und Philosophie 79, 1/2004, 140f.
- GuI* (1999) Glaube und Individualisierung. Repräsentative Bevölkerungsumfrage in West- und Ostdeutschland, durchgeführt 1999 im Auftrag des Lehrstuhls für vergleichende Kulturosoziologie, Frankfurt/O.
- Hanisch, Helmut* (1996) Die zeichnerische Entwicklung des Gottesbildes bei Kindern und Jugendlichen, Stuttgart (u. a.).
- /Pollack, Detlef (1997) Religion – ein neues Schulfach. Eine empirische Untersuchung zum religiösen Umfeld und zur Akzeptanz des Religionsunterrichts aus der Sicht von Schülerinnen und Schülern in den neuen Bundesländern, Stuttgart (u. a.).
- /Orth, Gottfried (1998) Glauben entdecken – Religion lernen. Was Kinder glauben (Teil II zu Arnold/Hanisch/Orth 1997), Stuttgart.
- /Hoppe-Graff, Siegfried (2002) „Ganz normal und trotzdem König“. Jesus Christus im Religions- und Ethikunterricht, Stuttgart.
- Heine, Susanne* (2005a) Grundlagen der Religionspsychologie, Göttingen.
- (2005b) Ein Blick hinter die Kulissen der Religionspsychologie, in: Katechetische Blätter 130, 1/2005, 8–11.
- Heinzel, Friederike* (Hg. 2000) Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive, Weinheim (u. a.).
- Hemel, Ulrich* (2002) Die Bedeutung des Verständnisses von Religiosität für die heutige Religionspädagogik, in: Theo-Web. Zeitschrift für Religionspädagogik 1/2002, 12–16. (unter www.theo-web.de; 12. 10. 2007)
- Henkys, Reinhard* (1996) Gründlich ausgetrieben, in: DAS SONNTAGSBLATT, 16/1996, 3.
- Hermelink, Jan* (2006) Die Vielfalt der Mitgliedschaftsverhältnisse und prekären Chancen der kirchlichen Organisation. Ein praktisch-theologischer Ausblick, in: EKD 2006a, 417–435.
- Hock, Klaus* (2002) Einführung in die Religionswissenschaft, Darmstadt.
- Honig, Michael-Sebastian/Leu, Hans Rudolf/Nissen, Ursula* (Hg. 1996) Kinder und Kindheit. Soziokulturelle Muster – sozialisationstheoretische Perspektiven, Weinheim (u. a.).
- /Lange, Andreas/Leu, Hans-Rudolf (Hg. 1999) Aus der Perspektive von Kindern? Zur Methodologie der Kindheitsforschung, Weinheim (u. a.).
- Huber, Stefan* (2003) Zentralität und Inhalt. Ein neues multidimensionales Messmodell der Religiosität, Opladen.
- (2004) Wie fromm sind die Deutschen eigentlich (noch)? Überlegungen zur individuellen Relevanz traditionell-christlicher und „neureligiöser“ Semantik im Transformationsprozess neuzeitlicher Christentumspraxis (TNC). Probevorlesung in Rostock, Dezember 2004 (bislang keine Druckveröffentlichung).

- Hutsebaud, Dirk (2006)* Review. Zentralität und Inhalt: Ein neues multidimensionales Messmodell der Religiosität, in: *The International Journal for the Psychology of Religion* 16, 1/2006, 77f.
- Hüther, Gerald (2004)* Die Strukturierung des menschlichen Gehirns durch soziale Erfahrungen, in: *Kinder brauchen Vertrauen. Erfolgreiches Lernen durch starke Beziehungen*, Düsseldorf, 24–39.
- (2006) *Die Macht der inneren Bilder. Wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern*, Göttingen.
- (2006) *Die Bedeutung innerer und äußerer Bilder für die Strukturierung des kindlichen Gehirns*, in: Neider, Andreas (Hg.): *Lernen*, Stuttgart, 55–77.
- (2007) *Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn*, Göttingen.
- ISSP (1991/1998)* International Social Service Programme. Internationaler Datensatz mit Themenschwerpunkt Religion, Zentralarchiv für empirische Sozialforschung an der Universität Köln. (auch unter www.issp.org; 02.12.2007)
- Jörns, Klaus-Peter (1997)* *Die neuen Gesichter Gottes. Was die Menschen heute wirklich glauben*, München.
- (2004) *Notwendige Abschiede. Auf dem Weg zu einem glaubwürdigen Christentum*, Gütersloh.
- Kant, Immanuel (1993)* *Kritik der reinen Vernunft*, nach der ersten und zweiten Originalausgabe (A 1781/B 1787), hg. von Schmidt, R., Hamburg.
- Kaufmann, Franz-Xaver (1989)* *Religion und Modernität. Sozialwissenschaftliche Perspektiven*, Tübingen.
- (1999) *Wo liegt die Zukunft der Religion?*, in: Krüggeler, M./Gabriel, K./Gebhardt, W. (Hg.), *Institution, Organisation, Bewegung. Sozialformen der Religion im Wandel*, Opladen, 71–97.
- Kiesow, Hartwig (2003)* *Jugendliche zwischen Atheismus und religiöser Kompetenz. Eine empirische Untersuchung zur Religiosität und zu Teilnahmemotiven für den Besuch des Evangelischen Religionsunterrichts unter 3889 Schülerinnen und Schülern der Klassen 8, 9 und 10 in Thüringen*, Bd. I, Jena. (auch unter www.db-thueringen.de; 15.10.2007)
- Kießling, Klaus (2004)* *Zur eigenen Stimme finden. Religiöses Lernen an berufsbildenden Schulen*, Ostfildern.
- Kleining, Gerhard (1995)* *Lehrbuch Entdeckende Sozialforschung*, Bd. 1, *Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik*, Weinheim.
- Könemann, Judith (2002)* „Ich wünschte, ich wäre gläubig, glaub’ ich“. Zugänge zu Religion und Religiosität in der Lebensführung der späten Moderne, Opladen.
- Kroeger, Matthias (2004)* *Der fällige Ruck in den Köpfen der Kirche. Im religiösen Umbruch der Welt*, Stuttgart.
- Krüger, Heinz-Hermann/Grunert, Cathleen (Hg. 2002)* *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung*, Opladen.
- Langer, Inghard (2000)* *Das Persönliche Gespräch als Weg in der psychologischen Forschung*, Köln.

- Leeuw, Gerardus van der* (1933) *Phänomenologie der Religion*, Tübingen.
- Liebold, Heide* (2005) „In der Hinsicht lassen wir uns eigentlich ziemlich in Ruhe“. Religiöse Erziehung in christlich-konfessionslosen Familien. Ein Beitrag aus Ostdeutschland, in: *Wege zum Menschen* 57, 3/2005, 239–253.
- Lübbe, Hermann* (1990) *Religion nach der Aufklärung*, Graz.
- Luckmann, Thomas* (1972) *Religion in der modernen Gesellschaft*, in: Wössner, J. (Hg.), *Religion im Umbruch: Soziologische Beiträge zur Situation von Religion und Kirche in der gegenwärtigen Gesellschaft*, Stuttgart, 3–15.
- (1980) *Säkularisierung – ein moderner Mythos*, Paderborn (u. a.).
- (1991) *Die unsichtbare Religion*, Frankfurt/M.
- (1996) *Privatisierung und Individualisierung, Zur Sozialform der Religion in spätindustriellen Gesellschaften* (in: *Teilen = Luckmann 1991*, 167–182), in: Gabriel, K. (Hg.), *Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung. Biografie und Gruppe als Bezugspunkte moderner Religiosität*, Gütersloh, 17–28.
- Luhmann, Niklas* (1991) Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme (zuerst 1970), in: ders. (Hg.), *Soziologische Aufklärung, Bd. I: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Opladen.
- (1993) *Die Ausdifferenzierung der Religion*, in: ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd. III*, Frankfurt/M., 259–357.
- Luther, Martin* (1983) *Der große Katechismus* (zuerst 1529), in: *Luther Deutsch*, hg. von Aland, K., Bd. III, Göttingen, 20ff.
- Mahlburg, Fred* (2002) *Konfessionslos außerhalb und innerhalb der Kirche. Erfahrungen aus der evangelischen Akademiarbeit*, in: *Doyé/Keßler* (Hg. 2002), 243–254.
- Mahlburg, Fred/Schwerin, Eckart* (2005) Merkmal konfessions“los“, in: *Praxis Gemeindepädagogik* 2/2005, 9–12.
- Marx, Karl* (1976) *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* (zuerst 1844), in: *Marx-Engels-Werke*, Bd. I, Berlin/Ost.
- Matthes, Joachim* (1969) *Kirche und Gesellschaft. Einführung in die Religionssoziologie*, Bd. II, Hamburg.
- (Hg. 2000) *Fremde Heimat Kirche – Erkundungsgänge. Beiträge und Kommentare zur dritten EKD-Untersuchung über Kirchenmitgliedschaft*, Gütersloh.
- Meulemann, Heiner* (2003) *Erzwungene Säkularisierung in der DDR – Wiederaufleben des Glaubens in Ostdeutschland? Religiöser Glaube in ost- und westdeutschen Alterskohorten zwischen 1991 und 1998*, in: *Gärtner/Pollack/Wohlrab-Sahr* (Hg. 2003), 271–287.
- Montada, Leo* (2002) *Fragen, Konzepte, Perspektiven* in: *Oerter, Rolf/Montada, Leo* (Hg.), *Entwicklungspsychologie*, Weinheim (u. a.), 3–53.
- Moser, Tilman* (1976) *Gottesvergiftung*, Frankfurt/M.
- Nassehi, Armin* (1995) *Religion und Biografie. Zum Bezugsproblem religiöser Kommunikation in der Moderne*, in: *Wohlrab-Sahr* (Hg. 1995), 103–126.

- Naurath, Elisabeth* (2007) Mit Gefühl gegen Gewalt. Mitgefühl als Schlüssel ethischer Bildung in der Religionspädagogik. Neukirchen-Vluyn.
- Neubert, Ehrhart* (1986) Religion in Soziologie und Theologie. Ein Vermittlungsversuch für den Gebrauch des Religionsbegriffes in der DDR, in: Theologische Studienabteilung beim Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR (Hg.), Beiträge, A 5 (Gemeinde), 2–10. (Die Seitenangaben beziehen sich auf die unteren Seitenzahlen des Schreibmaschinenfaksimiledrucks der UB Tübingen.)
- (1996) „gründlich ausgetrieben“. Studie zum Profil und zur psychosozialen, kulturellen und religiösen Situation von Konfessionslosigkeit in Ostdeutschland und den Voraussetzungen kirchlicher Arbeit (Mission), Berlin.
- (2000) Kirche und Konfessionslosigkeit, Kommentar in: Pollack/Pickel (Hg. 2000), 377–391.
- Nipkow, Karl-Ernst* (1986) Erwachsen werden ohne Gott, in: Birkacher Beiträge 3, Gotteserfahrung im Lebenslauf, Stuttgart.
- (1987) Erwachsenwerden ohne Gott? Gotteserfahrung im Lebenslauf, München.
- (2006) Pluralität von Religionen in Lebenslauf und Lebenswelt. Hermeneutisch-didaktische Pluralisierung zwischen Subjektivität und Schriftprinzip (gekürzte Fassung des 6. Kapitels aus ders.: Bildung in der Pluralen Welt, Bd. II: Religionspädagogik im Pluralismus, Gütersloh 1998), in: Schulfach Religion 25, 1–2/2006, 9–38.
- Oberthür, Reiner* (1990) Die ‚Erste Naivität‘ ist in der ‚Zweiten‘ ‚aufgehoben‘. Überlegungen zum Verhältnis zwischen ‚Erster‘ und ‚Zweiter Naivität‘, in: KatBl 3/1990, 176–179.
- Oevermann, Ulrich* (1995) Ein Modell der Struktur von Religiosität. Zugleich ein Strukturmodell von Lebenspraxis und sozialer Zeit, in: Wohlrab-Sahra (Hg. 1995), 27–102.
- Oser, Fritz/Gmünder, Paul* (1996) Der Mensch. Stufen seiner religiösen Entwicklung, Gütersloh.
- PCE* (2000) Political Culture in Eastern Europe. Repräsentative Bevölkerungsumfrage in Albanien, Bulgarien, Estland, Ostdeutschland, Polen, Rumänien, Russland, Slowakei, Slowenien, Tschechien, Ungarn, Lehrstuhl für vergleichende Kulturosoziologie, Frankfurt/O.
- Pirner, Manfred L.* (2002) „Religion“ und „Religiosität“. Tendenzen und Probleme in kultur- und religionshermeneutischen Analysen der populären Kultur, in: Theo-Web. Zeitschrift für Religionspädagogik 1/2002, 64–69. (unter www.theo-web.de; 12. 10. 2007)
- Pittkowski, Wolfgang* (2006) Konfessionslose in Deutschland, in: EKD 2006a, 89–110.
- Pollack, Detlef* (2000) Der Zusammenhang zwischen kirchlicher und außerkirchlicher Religiosität in Ostdeutschland im Vergleich zu Westdeutschland, in: Pollack/Pickel (Hg. 2000), 294–309.

- /Pickel, Gert (Hg. 2000) Religiöser und kirchlicher Wandel in Ostdeutschland 1989–1999, Opladen.
- (2003) Säkularisierung – ein moderner Mythos? Studien zum religiösen Wandel in Deutschland, Tübingen.
- (2003a) Wandel im Stillstand. Eine traditionale Institution wandelt sich und bleibt doch dieselbe, in: EKD 2003, 71–75.
- /Pickel, Gert (2003) Räumliche Aspekte als Bestimmungsgründe für religiöse Bindungen in Ostdeutschland im Vergleich zum Westen (Summary), (ohne Ortsangabe). (im doc-Format unter www.kulsoz.euv-ffo.de/Lehrstuhl/Pickel/RELGE_TX.DOC; 15. 10. 2007)
- Rendtorff, Trutz (1972) Gott, ein Wort unserer Sprache?, München.
- (1990/1991) Ethik. Grundelemente, Methodologie und Konkretionen einer ethischen Theologie, Bände I+II, Stuttgart (u. a.).
- Rinn, Maren (2006) Die religiöse und kirchliche Ansprechbarkeit von Konfessionslosen in Ostdeutschland. Eine Analyse auf Grundlage empirischer Untersuchungen in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs und Evangelischen Landeskirche Anhalts, Hannover. (zitiert nach der Fassung unter www.ekd.de/swi); alternative Druckfassung: dies., Frankfurt/M. 2006.
- Ritter, Werner H./Hanisch, Helmut/Nestler, Erich/Gramzow, Christoph (2006) Leid und Gott. Aus der Perspektive von Kindern und Jugendlichen, Göttingen.
- Rizzuto, Ana-Maria (1979) The birth of the living God. A psychoanalytic study. University Press Chicago, Chicago/London.
- Sammet, Kornelia (2006) Religiöse Kommunikation und Kommunikation über Religion. Analysen der Gruppendiskussionen, in: EKD 2006a, 357–399.
- Sandt, Fred-Ole (1996) Religiosität von Jugendlichen. Eine qualitative Untersuchung zu atheistischen, christlichen, spiritualistischen und muslimischen Orientierungen, Münster (u. a.).
- Santer, Hellmut (2003) Persönlichkeit und Gottesbild. Religionspsychologische Impulse für eine Praktische Theologie, Göttingen.
- Scheliha, Arnulf von (1999) Der Glaube an die göttliche Vorsehung. Eine religionssoziologische, geschichtsphilosophische und theologiegeschichtliche Untersuchung, Stuttgart (u. a.).
- Schieder, Rolf (2001) Wieviel Religion verträgt Deutschland?, Frankfurt/M.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst (1997) Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern (zuerst 1799), Stuttgart.
- (1999) Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt, zweite Auflage (zuerst 1830/31), hg. von Radecker, M. (Nachdruck von 1960), Berlin (u. a.).
- Schloz, Rüdiger (2000) Spuren des Glaubens. Ergebnisse einer Repräsentativ-Umfrage, in: Matthes (Hg. 2000), 345–364.
- Schmidt, Bruno (2007) Jugend und Religion: Das Bild der Shell-Studie 2006, in: Katechetische Blätter 132, 6/2007, 444–449.

- Schnabel, Ulrich* (2005) Warum Menschen glauben. Wissenschaftler versuchen die Kraft der Religion zu erklären – mit Hirnströmen und Gottes-Genen, in: DIE ZEIT 20/2005, 43–45. (auch unter www.zeit.de; 15. 10. 2007)
- Schreiner, Martin* (1998) Gottesbilder im Vorschulalter. Eine empirische Studie mit enzyklopädischen Aspekten für den Elementarbereich, in: Ritter, W./Rothgangel, M.: Religionspädagogik und Theologie. Enzyklopädische Aspekte, Stuttgart (u. a.), 264–279.
- /Thomas, Rahel (2000) „Man weiß ja auch nicht, wie Gott in Echt aussieht ...“. Werksattbericht über eine empirische Studie zu Gottesvorstellungen in der Grundschule, in: Fischer, D./Schöll, A. (Hg.), Religiöse Vorstellungen bilden. Erkundungen zur Religion von Kindern über Bilder, Münster, 143–172.
- Schwab, Ulrich* (1995) Familienreligiosität. Religiöse Traditionen im Prozeß der Generationen, Stuttgart.
- Shell* (2006, hg. von der *Shell Deutschland Holding*) Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck, Hamburg.
- Simmel, Georg* (1995) Die Religion (zuerst 1906/²1912), in: Gesamtausgabe, Bd. X, Frankfurt/M., 39–118.
- Sommer, Regina* (2000) Quellen religiöser Selbst- und Weltdeutung. Die themenorientierten Erzählinterviews der dritten EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, in: Matthes (Hg. 2000), 85–93.
- Steinhäuser, Martin* (2002) Traditionsabbruch und vagabundierende Religiosität. Gemeindepädagogische Herausforderungen für die Arbeit mit Kindern und Familien, in: Doyé/Kefler (Hg. 2002), 115–143.
- Stoellger, Philipp* (2003) Deus non datur? Hypothetischer Atheismus und religiöse Nicht-Indifferenz am Beispiel Hans Blumenbergs, in: Gärtner/Pollack/Wohlrab-Sahr (Hg. 2003), 130–167.
- Storch, Kersten* (2000) Kontingenzbewältigungen – Eine qualitative Untersuchung zum Zusammenhang von Konfessionalität bzw. Konfessionslosigkeit und der Bewältigung des kritischen Lebensereignisses „Wende“, in: Pollack/Pickel (Hg. 2000), 259–275.
- (2003) Konfessionalität in Ostdeutschland, in: Gärtner/Pollack/Wohlrab-Sahr (Hg. 2003), 231–245.
- Szagan, Anna-Katharina* (2006) Dem Sprachlosen Sprache verleihen. Rostocker Langzeitstudie zu Gottesverständnis und Gottesbeziehung von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen (KET I), Jena.
- (2007) Rezension zu Flöter 2006, in: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie 2/2007, 204–206.
- Tamminen, Kalevi* (1993) Religiöse Entwicklung in Kindheit und Jugend. Frankfurt/Berlin u. a.
- Tanner, Klaus* (2003) Analyse als Resistenzkraft. Einen Kurs steuern im Wandel, in EKD 2003, 77–79.
- Thierfelder, Constanze* (1998) Gottesrepräsentanz. Kritische Interpretation des religionspsychologischen Ansatzes von Ana-Maria Rizzuto, Stuttgart (u. a.).

- Tiefensee, Eberhard* (2000) „Religiös unmusikalisch?“ – Ostdeutsche Mentalität zwischen Agnostizismus und flottierender Religiosität, in: Wanke, J. (Hg. 2000): Wiedervereinigte Seelsorge. Die Herausforderung der katholischen Kirche in Deutschland, Leipzig, 24–53.
- (2002) Homo areligiosus, in: Seidel, T. A. (Hg. 2002): Gottlose Jahre? Rückblicke auf die Kirchen im Sozialismus der DDR, Leipzig, 197–215.
- Tillich, Paul* (1956) Systematische Theologie, Bd. I, Stuttgart.
- (1964) Die Frage nach dem Unbedingten. Schriften zur Religionsphilosophie, Gesammelte Werke, hg. von Albrecht, R., Bd. V, Stuttgart.
- Tremel, Hubert* (1997) Spiritualität und Rockmusik. Spurensuche nach einer Spiritualität der Subjekte. Anregungen für die Religionspädagogik aus dem Bereich der Rockmusik, Ostfildern.
- Wagener, Hermann-Josef* (2002) Entwicklung lebendiger Religiosität, Ostfildern.
- Wagner, Harald* (2000) Religionen und Religiosität – Begriffliche Überlegungen und empirische Untersuchungen zum Wandel der Religiosität in der Oberlausitz und in Nordböhmen, in: Pollack/Pickel (Hg. 2000), 348–370.
- Wagner-Rau, Ulrike* (2006) Kommentar [zu Sammet 2006]. „... dass wir alle irgendwann an diesen Punkt kommen, wo wir das nicht haben, was wir uns so inbrünstig wünschen“. Die Notwendigkeit religiöser Kommunikation in der individualisierten Gesellschaft, in: EKD 2006a, 401–404. (Einfügung MF)
- Wermke, Michael* (2006) Evangelischer Religionsunterricht in Ostdeutschland. Empirische Befunde zur Teilnahme thüringischer Schülerinnen und Schüler, Jena.
- (2006a) Teilnahmemotive thüringischer Schülerinnen und Schüler am evangelischen Religionsunterricht in den Jahrgangsstufen 5/6 und 9/10. Zusammenfassung einer Fragebogenerhebung an Thüringer Regelschulen und Gymnasien im Schuljahr 2003/04, Jena. (unter www.uni-jena.de/RP_Forschung.html; 15. 10. 2007)
- Wippermann, Carsten* (1998) Religion, Identität und Lebensführung. Typische Konfigurationen in der fortgeschrittenen Moderne. Mit einer empirischen Analyse zu Jugendlichen und jungen Erwachsenen, Opladen.
- Wohlrab-Sabr, Monika* (Hg. 1995) Biografie und Religion. Zwischen Ritual und Selbstsuche, Frankfurt/M. (u. a.).
- (2000) Kommentar, in: Pollack/Pickel 2000, 371–376.
- /Krüggeler, Michael (2000) Strukturelle Individualisierung vs. autonome Menschen oder: Wie individualisiert ist Religion? (Replik zu Pollack/Pickel: Individualisierung und religiöser Wandel in der Bundesrepublik Deutschland), in: Zeitschrift für Soziologie 29, 3/2000, 240–244.
- (2001) Religionslosigkeit als Thema der Religionssoziologie, in: Pastoraltheologie 90/2001, 152–167.
- (2002a) Konfessionslos gleich religionslos? – Überlegungen zur Lage in Ostdeutschland, in: Doyé/Keßler (Hg. 2002), 11–27.

- (2002b) Steigerung der Bewährungsdynamik oder Suspension der Sinnfrage? Religionssoziologische Überlegungen zu „Herrn Lehmann“ und anderen Zeitgenossen, in: Böhme, M. (u. a. Hg.), *Entwickeltes Leben. Neue Herausforderungen für die Seelsorge*, Leipzig, 177–198.
- (2003) Religiöse Indifferenz und die Entmythologisierung des Lebens. Eine Auseinandersetzung mit Ulrich Oevermanns „Strukturmodell von Religiosität“, in: Gärtner/Pollack/Wohlrab-Sahr (Hg. 2003), 389–399.
- /Benthaus-Apel, Friederike (2006) Weltsichten, in: EKD 2006a, 279–329.
- Zeddis, Helmut (2002) Konfessionslosigkeit im Osten Deutschlands, in: *Pastoraltheologie* 91/2002, 150–167.
- Ziebertz, Hans-Georg/Kalbheim, Boris/Riegel, Ulrich (2003) Religiöse Signaturen heute. Ein religionspädagogischer Beitrag zur empirischen Jugendforschung (unter Mitarbeit von Prokopf, Andreas), Gütersloh.
- Zwergel, Herbert A. (1976) Religiöse Erziehung und Entwicklung der Persönlichkeit. Psychologischer Leitfaden für Religionslehrer und Praktische Theologen, Einsiedeln.

Abkürzungen

Alle verwendeten Abkürzungen sind im Duden (Die deutsche Rechtschreibung, hg. von der Dudenredaktion, Mannheim [u. a.] 2007) zu finden. – Darüber hinaus habe ich die folgenden Abkürzungen verwendet: **ders./dies.** (derselbe/dieselbe[/n]); **i. O.** (im Original); **MF** (Michael Fiedler). Weitere Abkürzungen bzw. Kürzel treten nur vereinzelt auf und werden dann unmittelbar im Text oder bei Titeln im Literaturverzeichnis erläutert.

Anna-Katharina Szagun

Dem Sprachlosen Sprache verleihen

Rostocker Langzeitstudie zu Gottesverständnis und Gottesbeziehung von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen

KET 1

Die Rostocker Langzeitstudie untersucht die Gotteskonzepte von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen. Dargestellt werden Genese, Ziele und die an einem qualitativ-heuristischen Ansatz orientierte Methodik, die vor allem mit Visualisierungen arbeitet. Acht reich bebilderte Einzelfallstudien spiegeln die Pluralität der Entwicklung von religiösem Denken und Empfinden im Wechselspiel mit lebensweltlichen und biographischen Faktoren wider.

374 S., Beiheft mit farb. Abb., ISBN 978-3-944830-29-2, 2. Aufl. 2014

